


Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

Einundzwanzigster Jahrgang 1893.

St. Louis, Mo.
1893.




Inhalts-Verzeichnis.

Seite.



# Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

21. Ja g. Januar 1893. Nro. 1.

Vorwort.

2. Kor. 4, 7.

Mit der vorliegenden Nummer tritt die Theologische Zeitschrift unserer Synode in das dritte Jahrzehnt ihres Daseins ein. Da dieselbe zugleich eine Vergrößerung erfährt — die dritte seit ihrem Bestehen — so kann man das wohl ohne Bedenken als ein günstiges Zeichen ansehen. So wie die Synode durch die letzten zehn Jahre sich eines stetigen Wachstums und ruhiger Entwickelung zu erfreuen hatte, so hat auch ihre Zeitschrift mit daran teilgenommen.

Was sie der Synode gewesen ist und wie sie ihr gedient hat, darüber zu reden ist wohl hier schwerlich der Ort. Wenn schon der Apostel Paulus im Hinblick auf die Arbeit, der sein ganzes Leben und seine ganze Kraft gewidmet war, sich darauf beschränkt, daß er mit gutem Gewissen sagen kann: Gottes Gnade ist nicht vergeblich an mir gewesen, so sollen wir allerdings nicht weniger sagen müssen, aber auch nicht mehr sagen wollen. Es ist freilich richtig, daß die litterarische theologische Arbeit von heute von viel geringerer Bedeutung für den Bestand und die Entwicklung des Christentums ist, als es die Arbeit des Apostels Paulus war, dennoch darf auch heute noch das gesagt werden, daß dieselbe, wo sie im Glauben geschieht und ein Bauen auf dem rechten Grunde ist, nicht vergeblich ist, sondern der Tag es einst enthüllen wird. 1. Kor. 3, 13. Es ist wohl keiner unter den Lesern der Theologischen Zeitschrift, der das eben Gesagte in dieser allgemeinen Fassung bestreiten würde, nur werden es wohl unsere kirchlichen und theologischen Gegner ausschließlich auf sich selbst beziehen. Das mögen sie immerhin thun; uns ficht ein derartiges menschliches Richten wenig an. Welchen Wert es für uns hat, daß — nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit — die Schrift, das Wort Gottes die oberste und allein entscheidende Autorität in Sachen des Glaubens ist, das müssen wir selbst am richtigsten ermessen können; ebenso müssen wir selbst am besten wissen, was es für uns zu bedeuten hat, daß unser Heil allein in dem Namen Jesu Christi liegt und daß uns kein anderer Name gegeben ist, darinnen wir sollen selig werden, als allein dieser. Es soll und kann es uns niemand abstreiten, daß wir in dem Bekenntnis, daß Jesus Christus der Herr, unser Herr ist, einen Schatz haben, den wir für kein anderes Bekenntnis umtauschen dürfen. Bekennen

wir uns zu ihm als seine Jünger und erkennt er uns an als die Seinen, dann gehören wir zu seiner Gemeinde, die ihrer Vollendung entgegengeht, selbst, wenn sie in ihrem Lauf mit hindurch muß durch die Gerichte, die über die Welt kommen. Ist Christus unser, indem wir im Glauben an ihn stehen, und sind wir die Seinen, weil er uns kennt als Gott erkauft mit seinem Blut, dann heißt es auch von uns: In meine Hände habe ich dich gezeichnet, dann können auch wir mit dem Apostel sprechen: In diesem allem — was in der Welt uns als Verderbens- und Todesmacht ansicht — überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat. In der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn, haben wir den höchsten Schatz, den ein Menschenherz besitzen kann, und indem wir darnach trachten in dieser Liebe zu bleiben, in ihr zu leben, zu leiden und einst zu überwinden, haben wir das höchste Ziel, das ein Menschengeist erstreben kann.

Aber eines bleibt für uns so gut wahr wie für den Apostel: „Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen." Wir sind nur zu leicht geneigt das zu vergessen, und es wird von der Christenheit um so leichter und eher vergessen, je mehr es den Anschein gewinnen kann, als habe sie nach dem Urteile der Welt an Wert gewonnen, als sie mächtig und reich, als herrsche sie in der Welt über die Welt.

Das Vergessen der Wahrheit, daß wir den himmlischen Schatz in irdenem Gefäß haben, ist aber deswegen bedenklich, weil wir dadurch zunächst in Gefahr kommen, den Schatz selbst zu mißachten oder gar zu verlieren. Das irdene Gefäß hat seinen Wert nicht in sich, sondern in dem, was es in sich schließt. In einem irdenen Gefäß, in einer an sich wertlosen, unscheinbaren und zerbrechlichen Form, können wir doch die höchsten Güter besitzen. Unser eigen Leben und Dasein ist dieses irdene Gefäß, in welches der Schatz der Gnade Gottes in Christo, das Wort des Evangeliums gegeben ist. Das hatte der Apostel ja — wie der zweite Korintherbrief es bezeugt — unmittelbar vorher erfahren; er hatte in der Gefahr, in welche er in Ephesus geraten war, schon mit dem irdischen Leben abgeschlossen, und es mochte sich ihm wohl auch die Frage auf die Seele gelegt haben, ob denn die Ausbreitung des Evangeliums auch ohne ihn ihren Fortgang nehmen werde. Diese Frage wurde ihm weder durch Eitelkeit noch durch Einbildung nahe gelegt, sondern durch eine besonnene Betrachtung der Dinge, wie sie thatsächlich waren. Da zeigte sich in der Wirklichkeit, was der Apostel in die Worte faßte: Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen. Das Leben auch eines Paulus war ein Menschenleben nicht mehr und nicht weniger, aller Unsicherheit, aller Gefahr und aller Hinfälligkeit des menschlichen Wesens unterworfen. Wenn der Apostel aber dennoch gewiß war, daß seine Wirksamkeit als Apostel Bedeutung für alle Zeit und für die Ewigkeit habe, so wußte er auch, daß das nicht an dem Werte und der Bedeutung seiner eigenen Persönlichkeit und seines eigenen Lebens lag, sondern an dem Evangelium, das er verkündigte, und daß es sich nicht darum handelte, durch wen das Evangelium von Christo verkündigt wurde, sondern darum, daß — wer auch diesen Dienst thun mochte — das

Verkündigte wirklich das Evangelium von Christo war. Die Kraft, in welcher der Apostel wirkte, war die Lebenskraft des Evangeliums, die Kraft Gottes, welche in den Schwachen mächtig ist.

Nun ist aber das irdische Leben eines Christen keineswegs die einzige Form, das einzige Gefäß, in welches der Inhalt der ewigen Wahrheit gefaßt ist. Es ist allerdings das zerbrechlichste unter diesen irdischen Gefäßen, aber keineswegs das einzige. Alle Formen der ewigen, unvergänglichen Lebenswahrheit, welche sich durch menschliche Thätigkeit gestaltet haben, haben Anteil an der irdischen Vergänglichkeit und gehören zu den irdenen Gefäßen, die einmal zerbrochen, aber dennoch in ihrer Zeit und an ihrem Ort nach dem göttlichen Willen dazu dienen können, die Wahrheit des göttlichen Wortes zu bewahren und zu verbreiten.

Hierher gehören vor allem die Formen des kirchlichen Lebens und christlichen Erkenntnis. Sie dauern wohl viel länger als ein-einzelnes Menschenleben, oft durch Jahrhunderte; aber unzerstörbar sind sie nicht und wenn sie zerbrochen werden, so mag zwar der Inhalt dem einen oder andern verloren gehen, aber er wird nicht vernichtet.

Unsere erste Sorge gilt daher nicht der Bewahrung dieser Formen vor der Zerstörung, sondern der Erhaltung unseres Kleinodes auch in der Umhüllung, in welcher es uns anvertraut ist. Christentum ist Leben und das Leben existiert niemals als bloße formlose Substanz, sondern immer durch Bethätigung in bestimmten Formen. Ebenso kann unser Glaube, unsere Lebensgemeinschaft mit Christo nicht existieren, ohne sich in bestimmten Formen zu bewegen und zu bethätigen. Wir sind uniert; das ist nicht das ewige Wesen, sondern die zeitliche Schale unseres kirchlichen und christlichen Lebens. Wir machen durchaus nicht den Anspruch, daß die Union die einzige Form ist, in welcher wahres Christentum sich zeigen kann, aber den Anspruch machen wir, daß wir als Unierte um nichts weniger Christo angehören, als irgend jemand, der sich einen andern kirchlichen Namen beilegt. Ja, noch mehr. Die Vereinigung auf der den Reformationskirchen gemeinsamen Schriftgrundlage ist diejenige Form kirchlichen Lebens und theologischen Denkens, in der wir das Christentum und Christum selbst voller und gewisser zu ergreifen und zu fassen vermögen, als in irgend einer andern. Das ist auch der Grund warum wir, bei aller Erkenntnis von der Vergänglichkeit der irdischen Formen, doch diese Form unseres kirchlichen Lebens nicht beiseite setzen oder gleichgültig von andern zerbrechen lassen. Dagegen wehren wir uns, aber ohne daß wir die an sich zerbrechlichen Lebensformen eines anders gearteten Christenlebens zerstören wollen. Es wäre das auch im besten Falle nur Selbstbetrug, wenn wir meinten, durch solches Thun Frucht schaffen zu können, die da bleibet in Ewigkeit. Von diesem Gesichtspunkt aus verliert mancher Gelehrtenzank und Theologenstreit viel von seiner angeblichen Bedeutung. Es handelt sich vielfach gar nicht um Realitäten, um Dinge von ewigem Wert, sondern oft nur um Formen von zeitlicher Bedeutung.

Da sucht jeder nun das irdene Gefäß des andern zu zerschlagen, um

dann mit dem Schein des Anspruches auftreten zu können, daß das Gefäß, in dem er den ewigen Schatz der Heilswahrheit trage, unzerbrechlich und unzerstörbar sei. Diese Täuschung ist wohl am häufigsten und am gefährlichsten. Sie war — nur in gröberer Weise — schon zu den Zeiten des alten Testaments vorhanden. In dem Haus, das mit Händen gemacht war, und in den Formen des Gottesdienstes, die darinnen geübt wurden, glaubte man eine für alle Zeiten und Umstände gültige und durch keine Macht zerstörbare Gemeinschaft mit Gott zu haben, man hoffte nicht auf eine Erfüllung des Gesetzes und der Propheten, sondern meinte nur ihre Auflösung befürchten und verhindern zu müssen. Ein Flicken des alten Kleides der Werkgerechtigkeit hätte man sich gerne von Christus gefallen lassen; man hätte gerne den neuen Wein des Glaubens an das Evangelium vom Reiche Gottes in die alten Schläuche des Eifers um den Gesetzesbuchstaben gefaßt; man wollte auf dem Acker nichts mehr wachsen lassen, weil man meinte, es würde kein guter Same mehr ausgesäet. Und daran hielt man um so hartnäckiger fest je weniger Lebensinhalt das alte Gesetzeswesen hatte. Gerade weil man den himmlischen Schatz verloren hatte, hielt man mit um so größerer Hartnäckigkeit und Zähigkeit das leere und zerbrechliche Gefäß des Wandels nach väterlicher Weise fest.

Nicht anders ergeht es heutzutage. Man will es nicht gelten lassen, daß der Herr immer noch durch seinen Geist wirksam ist, daß des Menschen Sohn immer noch guten Samen in den Acker der Welt säet; alles, was neu aufsprießt, gilt als Unkraut, das man ausrotten will, weil es nicht alt ist. Darin giebt Rom das Vorbild, und andere ahmen ihm, wenn auch in kleinerem Maßstabe, nach. Es wird da gehandelt, als ob der Herr gesagt hätte: Reißt alles aus, was wächst, damit ihr auch das Unkraut ausreißet.

Derartiges halten wir nicht für unsere Aufgabe. Gehet hin, verkündiget das Evangelium, sagt der Herr; aber nicht: Disputiert mit Heiden und Juden. Der Herr sagt nicht: Ihr werdet alle Irrtümer widerlegen können und dann als unbegriffenen Rest die Wahrheit übrig behalten, sondern er sagt: Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.

Verfallen wir dem Bestreben, anstatt nach der köstlichen Perle des Glaubens an Christum das irdene Gefäß der kirchlichen Formen festhalten zu wollen, so tritt bald an die Stelle des Glaubens die bloße Zähigkeit, an die Stelle der Hoffnung der Trotz, an die Stelle der Erkenntnis die bloße Disputiersucht und die Fragenseuche, an die Stelle der Liebe zu Christo der Eifer um die eigene Gemeinschaft, an die Stelle der geduldigen Arbeit im Weinberg des Herrn die Betriebsamkeit des kirchlichen Geschäfts, mit einem Wort, der eitle Weltgeist richtet sich in den kirchlichen Formen ein, und übt seine Wirksamkeit durch sie aus.

So wie aber das Gefäß überschätzt werden kann, ebenso kann es auch unterschätzt werden. Sofern es sich dabei um die eigene Persönlichkeit handelt, ist wohl die Gefahr nicht allzugroß, aber vorhanden ist sie doch. Ge-

rade deswegen, weil an uns selbst wenig liegt, weil nicht unser Thun, sondern das göttliche Walten, nicht unser Arbeiten, sondern Gottes Macht es ist, die das Reich Gottes herbeiführt, so sind wir in der Gefahr unsere Pflicht und Aufgabe zu gering zu achten. Es ist wohl richtig, daß unsere Arbeit nur einen kleinen Bruchteil an der ganzen Thätigkeit bildet, die zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden nötig ist, aber für uns ist es doch nicht wenig, sondern alles was wir zu leisten vermögen; denn der Herr teilt einem jeden nach seinem Vermögen seine Aufgabe zu. Diese unsere Aufgabe dürfen und sollen wir nicht gering achten, sondern allen unsern Fleiß und unsere Kraft daran wenden, damit wir einst als getreue Knechte und gewissenhafte Haushalter erfunden werden.

Ebenso aber wie wir unser eigenes Christenleben und unsere eigene Arbeit unterschätzen können, so können wir auch die Formen kirchlichen Lebens und christlicher Lehre zu gering schätzen. Wo das geschieht, da sinkt das kirchliche Leben zu einer Art Modegeschäft herab, bei welchem man nur noch darauf bedacht ist, die Sucht nach neuen aber eiteln Dingen zu reizen, um sie zu befriedigen, aber sie so zu befriedigen, daß sie sich bald wieder geltend macht. Dabei mag eine Gemeinde, auch wohl eine Kirche äußerlich eine zeitlang gut fahren, aber das Glaubensleben des Einzelnen verarmt immer mehr. Man wähnt sich reich, glaubt satt zu sein und nichts zu bedürfen, und steht doch in Gefahr über diesem trügerischen Reichtum das eine wahre, ewige Gut zu verlieren. Man verweist vielleicht mit Stolz auf die mannigfaltigen, bunten und stets wechselnden Bestrebungen auf den verschiedensten und entlegensten Gebieten der kirchlichen Gemeinschaft hin, vergißt aber darüber darnach zu fragen, ob auch im Leben die Früchte des Glaubens für die Ewigkeit ausreifen. Der Baum kirchlicher Bestrebungen treibt wohl immer wieder die prächtigsten und farbenreichsten Blüten, aber er ist nur noch zur Zierpflanze geworden, die das Weltwesen schmücken soll. Von der Kraft Gottes ist dann freilich nicht mehr viel zu merken, was in dieser Kraft, welche die Menschen nur noch dazu treibt, etwas Neues zu sehen oder zu hören, hervorgebracht wird, das bleibt nur bis es einem noch neueren Platz macht. Dann wird es aber auch leicht und willig dahingegeben, weil es nun auch den Scheinwert, den es eine zeitlang gehabt hat, wieder einbüßt. Ein Schauen auf das Ewige findet bei solchen Bestrebungen ebensowenig statt, als wenn man zähe an einer alten Form klebt, die längst ihres Gehaltes beraubt ist. Die Drangsal, das Anstoßen und Angegriffenwerden läßt sich dabei allerdings verhältnismäßig leicht vermeiden und muß möglichst vermieden werden, denn mit dem Verlust des äußeren Scheines, trage er nun den Rost des Altertums oder den Reiz der neuesten Mode an sich, verliert man alles, was man hat. Sobald wir aber den Blick unseres Geistes auf das Ewige, das über der Welt dieser wechselnden Erscheinungen steht, gerichtet haben, sobald wir das Ziel unserer Wirksamkeit nicht etwa im Kampf mit den zeitlichen Erscheinungen oder nur in der Verwirklichung zeitgemäßer Maßregeln finden, sondern darin, daß unser Leben und Wirken eine Saatzeit für die Ewigkeit ist und geleitet

sein muß von der unsichtbaren Macht des Geistes Christi, dann finden wir auch in dem Gewühl und Gewirr der bald gegeneinander kämpfenden, bald sich verbündenden Zeiterscheinungen auf kirchlichem und theologischem Gebiete die richtige Stellung.

Der Drangsal, dem Angegriffenwerden von den verschiedenen Seiten werden wir uns dadurch allerdings ebensowenig entziehen können, als unser Herr und seine Apostel es konnten, aber wie sich dergleichen Bedrängnisse auch gestalten mögen, wie schwer sie auch innerlich oder äußerlich drücken mögen, sie sind zeitlich und eben deshalb nicht unerträglich, denn sie dienen unter der Leitung Gottes dazu, daß wir für die Ewigkeit ausreifen und unser Wirken sich auf die Ewigkeit richte, daß es nicht geschehe, um von den Menschen gesehen zu werden, sondern um durch Darlegung der Wahrheit an aller Menschen Gewissen vor Gott uns darzustellen als das, was wir sind, als evangelische Christen und evangelische Pastoren, die nicht sich selbst, sondern Jesum Christum predigen, daß er sei der Herr.

Soll den nichtsynodale Gemeinden bedienenden Pastoren das Stimmrecht entzogen werden, wenn ihre Gemeinden der Synode sich nicht anschließen?

Referat von P. Paul L. Menzel.

Bei der Ende August d. J. zu Indianapolis, Ind., abgehaltenen Generalsynode unserer Kirche wurde u. A. ein Antrag gestellt, dahingehend, daß Synodalpastoren, welche nichtsynodale Gemeinden bedienen, — wohl nach Ablauf einer bestimmten Frist (?) —zwar noch als beratende, aber nicht mehr als stimmberechtigte Glieder ihrer Distriktssynoden, resp. der Generalsynode, anerkannt werden sollten.

Dieser Antrag wurde zwar mit großer Mehrheit abgelehnt, doch gab er zu mancherlei Bemerkungen, Besprechungen und Überlegungen Anlaß, durch welche sich die Frage hindurchzog: ob nicht am Ende doch ein solcher Antrag aus thatsächlich vorhandenen Mißständen hervorgegangen sei? Die Respektabilität derjenigen Persönlichkeiten, die jenen Antrag stellten, schien es von vorne herein auszuschließen, daß man es hier nur mit einer momentanen Marotte, oder gar mit einer tendenziösen Malice zu thun habe. Je näher die Antragsteller der einstigen Wiege unserer Synode wohnten, desto näher lag es anzunehmen, daß sie einen derartigen Vorschlag nur dann machen konnten, wenn sie durch gegenwärtig sich verbreitende unhaltbare Zustände das Erbe der Väter, die heiligen Traditionen der Vorzeit, als deren nächste Hüter sie sich betrachteten, für gefährdet erachteten.

I. Liegen solche Mißstände, solche gefahrdrohende Zustände thatsächlich vor?

Blicken wir auf die statistischen Angaben der diesjährigen Distrikts-Protokolle, so ergiebt sich aus denselben, daß wir im letzten Frühjahr in allen

15 Distrikten 909 Gemeinden bedienten, von denen 550 Synodalgemeinden, dagegen 359 nicht angeschlossen waren. Von sämtlichen 909 Gemeinden sind also 60½ Prozent synodal, d. h. von je 5 Gemeinden sind (reichlich) 3 synodal und (nicht ganz) 2 nicht angeschlossen. Nun wurden bei den letztjährigen Distrikts-Konferenzen 32 Gemeinden in den Synodal-Verband aufgenommen. Sollten alle Jahr nicht mehr und nicht weniger als 32 Gemeinden synodal werden, so würden etwa 11 Jahre erforderlich sein, um die 359 noch nicht angeschlossenen Gemeinden sämmtlich, — bis auf sieben, — der Synode einzuverleiben. Oder mit anderen Worten: es bedürfte im Durchschnitt eines Zeitraumes von etwa 11 Jahren, ehe eine von uns neubesetzte Gemeinde sich entschlösse der Synode sich anzuschließen.

Dieses Verhältnis bestätigt sich im allgemeinen durch den Rückblik auf die letzten 10 Jahre. Im Herbst 1882 bedienten wir im ganzen 556 Gemeinden, von welchen 336 synodal und 220 noch nicht angeschlossen waren. Auch damals waren etwa 60½ Prozent aller von uns bedienten Gemeinden synodal. In zehn Jahren haben sich jene 220 nicht angeschlossenen Gemeinden, — bis auf sechs, — nach und nach mit der Synode verbunden, d. h. im Durchschnitt jährlich etwas über 21 Gemeinden.

So sehen wir: 1., die Zahl der jährlich sich anschließenden Gemeinden wächst in stetigem Verhältnis mit dem Wachstum der Synode; — 2., das allgemeine Verhältnis der synodalen zu den nicht angeschlossenen Gemeinden bleibt genau dasselbe, nämlich drei zu zwei; — 3., es bedarf eines Zeitraumes von 10 bis 11 Jahren, um den Anschluß von neugewonnenen Gemeinden zu sichern.

Ist das nun ein Mißverhältnis?

Der Ungeduldige, aber Eifrige sagt gewiß: ja! Er weist, zur Begründung seiner Unzufriedenheit, darauf hin, daß, bei Lichte betrachtet, obiges Ergebnis der Statistik nicht ganz stichhaltig ist. Denn von den jährlich sich anschließenden Gemeinden sind etwa die Hälfte neugebildete Missionsgemeinden, die keiner 10- bis 11jährigen Wartezeit bedürfen, sondern sofort, oder doch bald nach ihrer Entstehung synodal werden. Demnach gestaltet sich für die anderen noch nicht angeschlossenen Gemeinden das Verhältnis so, daß sie der doppelten Zeit, d. h. voller 20 bis 22 Jahre bedürfen, um endlich in den Schoß unserer Synode zu treten.

Und hier fängt denn das Fragen an: Ist es nicht eine Schande für eine Gemeinde, daß sie sich so lange Zeit synodaliter bedienen läßt, ehe sie sich endlich der Synode in die Arme wirft? Ist es nicht eine Schande auch für ihren Pastor, daß er so lange vergebliche Liebesmühe bei seiner Werbung anwenden mag? Selbst der Erzvater Jakob hätte wohl in solchem Falle bestens gedankt! der Pastor aber bleibt, und bleibt, und bleibt! — — Und wohlgemerkt: ein guter Teil solcher Gemeinden will und wird sich niemals der Synode anschließen. Giebt es doch sogar hie und da geharnischte Statuten-Paragraphen, nach welchen die und jene Gemeinde „für ewige Zeiten" nie synodal werden darf!

Dürfen wir solche Zustände als gesunde ansehen? Ist es nicht erklärlich, daß eifrige Freunde unserer synodalen Einrichtungen im Interesse der Synode auf Mittel und Wege sinnen, um hier Abhülfe zu schaffen?

So etwa lauten die Argumente derjenigen, welche einen Vorschlag wie den zu Anfang erwähnten unterstützen.

Von entgegengesetzter Seite wird freilich die Behauptung aufgestellt: Es kann der Synode völlig gleichgültig sein, ob so und so viel von ihr bediente Gemeinden den Anschluß verschmähen. Solche Gemeinden schädigen die Synode nicht, sondern höchstens sich selbst. Aber auch das Letztere kann man nicht einmal so sicher sagen. Es giebt nämlich genug nicht angeschlossene Gemeinden, welche eine lange, leidvolle Geschichte hinter sich haben, deren Resultat dann ihre Konstitution ist. Sie haben mit gewissen Synoden traurige Erfahrungen gemacht und sind kopfscheu geworden; und das hat dazu geführt, daß sie sich lieber ein für alle Mal ihre Unabhängigkeit sichern wollen, d. h. sie wollen eben von keiner Synode mehr etwas wissen. Es heißt im alten Vers: „Es ist kein Pfäfflein noch so klein, — so steckt ein Päbstlein doch darein!" Wollen wir es leugnen, daß es genug Synoden giebt, welche gerade diesen Geist bei ihren Geistlichen nähren, aber eben dadurch auch dem Antisynodalgeist in ihren Gemeinden stets neue Nahrung zuführen? Wenn nun solche Gemeinden von uns sich bedienen lassen, so kann es unter Umständen sehr wohl gerade das Richtige für sie sein, daß sie eben so lange nichtsynodal bleiben, — und mag es auch noch so viele Jahre dauern! — als nicht in ihrer eigenen Mitte das von alter Zeit her so tief gewurzelte Mißtrauen ganz und völlig ausgestorben ist. So lange sie sich, als nicht angeschlossen und doch von uns bedient, glücklich fühlen, soll sich die Synode mit der ob auch lockeren Verbindung zufrieden geben. Solche Gemeinden sind uns doch immerhin Anhalts- und Ausgangs-Punkte für immer erweiterte synodale Thätigkeit. Auch steuern sie vielfach sehr reichlich bei zu allen synodalen Unternehmungen, manche sogar viel reichlicher als gewisse sogenannte Synodalgemeinden. Und nicht nur der Geldpunkt kommt hier in Frage, sondern es läßt sich nicht leugnen, daß auch darin oft wenig Unterschied zwischen synodalen und nichtsynodalen Gemeinden herrscht, daß bei vielen der Letzteren gerade auch ein echt evangelischer Geist das ganze Gemeindeleben durchweht. — Davon zu geschweigen, daß es unter Umständen sogar fast als wünschenswert erscheinen möchte, wenn die lieben Leute nicht allzu tief hinter die nicht immer ganz sauberen Kouliſſen des Synodallebens, wie es leider oft thatsächlich ist, gucken können.

An den obigen Ausführungen ist gewiß sehr viel Wahres. Am Wenigsten läßt sich das freilich sagen von der zuletzt gemachten Andeutung. Doch, da sie bei uns wohl kaum ganz ernstlich gemeint ist, würden wir sie völlig übergehen, wenn nicht gerade sie uns auf etwas Wichtiges führte, das ganz eigentlich in unsere Betrachtung hineingehört.

Wir können nämlich als evangelische Christen nicht nachdrücklich genug die unbedingte Notwendigkeit einer möglichst allseiti-

gen Beteiligung des Laienelementes an unseren kirchlichen Angelegenheiten betonen. Es mag dieselbe zwar zuweilen für die Pastoren etwas Unbequemes haben; es mag einzelne Fälle geben, wo es dem Pastor gemütlicher ist, wenn er ohne Begleitung zur Konferenz reisen und dort sich freier bewegen kann: es gilt gelegentlich auch mit etlichem Unverstand einzelner Laiendelegaten Geduld zu üben; es mag sogar vorkommen, daß hie und da den Gemeinden ganz schiefe Mitteilungen zukommen durch solche Delegaten, welche entweder zu Mißverständnissen geneigt, oder gar übelgesinnt sein mögen. Gleichwohl ist es aber von äußerster Wichtigkeit für das gesunde Gedeihen der Kirche, daß in ihr nicht bloß der geistliche Stand, sondern auch die gläubige Gemeinde durch ihre Vertreter ganz und voll zu Worte komme. Es ist durchaus gut und heilsam, ja geboten, daß unsere Delegaten „hinter alle Kouliſſen gucken können." Das gerade wird es verhüten, daß sich nie auf die Dauer eine zweideutige Kouliſſenwirtschaft einniste. Es steht fest, daß alle wahren Förderer des Kirchen-, resp. Synodal-Wohles keine besseren Helfer haben als die für das Wohl und Wehe des Ganzen sich mehr und mehr interessierenden Vertreter der Gemeinden. Ich brauche diesen Punkt nur zu berühren, da ich weiß, daß über denselben keinerlei Meinungsverschiedenheit unter uns herrscht.

Aber damit ist auch das Eine klargestellt, daß es allerdings im Interesse des Ganzen, also bei uns der Synode, liegt, daß so weit unser Einfluß, unsere Verbindungen reichen, allüberall die Gemeinden mit herangezogen werden zu aktiver Beteiligung an der Erfüllung aller unserer Synodalaufgaben. Das heißt aber im Gegensatz zu der obigen Behauptung: Es kann der Synode durchaus nicht gleichgültig sein, ob so und so viele Gemeinden den Anschluß an sie verschmähen. Vielmehr wird sie in ihrem eigenen Lebensinteresse fortfahren müssen zu locken, zu bitten, zu ermahnen und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln darauf zu dringen, daß wo möglich jede von uns bediente Gemeinde sich der Synode gliedlich anschließe. Namentlich wird sie aber von ihren Pastoren fordern und immer wieder fordern müssen, daß sie alles thun, was in ihrer Macht steht, um ihre Gemeinden zum vollen Anschluß an die Synode zu bewegen.

In diesem Zusammenhang will ich nur noch kurz auf zwei anderweitige Punkte hinweisen, die auch hierher gehören:

1. Wenn es nicht stets unsere Tendenz bliebe, neubesetzte Gemeinden zum Anschluß an die Synode thunlichst zu veranlassen, so wäre es jedesmal ein Unrecht gegen unsere Synodalgemeinden, wenn ein Synodalpastor seine Stelle an einer derselben aufgäbe, um eine nichtsynodale Gemeinde zu übernehmen. Einer Synodalgemeinde kann man ein Opfer, das sie bringen muß, nur dann zumuten, wenn das Interesse des Ganzen dasselbe erheischt. Das kann aber nur dann in Wahrheit gesagt werden, wenn es als die selbstverständliche Aufgabe jedes Synodalpastors anerkannt und festgehalten wird, daß er alles thun wird um eine neue Gemeinde, die er übernimmt, baldigst zur Synode zu bringen.

2. Es darf auch nie vergessen werden, daß eine nichtsynodale Gemeinde, z. B. gelegentlich eines jeden Stellenwechsels, der Synode ebenso schnell und noch schneller verloren geben kann, als sie von der Synode gewonnen wurde. Zur vollen Zuverlässigkeit einer Gemeinde gehört unstreitig in erster Reihe ihre volle Mitgliedschaft. Darum wird auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kein treuer Seelsorger denken: Après nous le déluge! (Nach uns die Sündflut) sondern thun was er vermag, um sich selbst in der Weise entbehrlich zu machen, daß es auch ohne ihn oder nach ihm eben so gut g e h t und steht als während seines Pastorates.

II. So völlig wir aber auch von der dringenden Wünschbarkeit eines baldthunlichsten Anschlusses aller von uns bedienten Gemeinden überzeugt sind, so sehr müssen wir uns gegen alle solche Maßregeln verwahren, welche irgendwie den Charakter einer Force Bill auf kirchlichem Gebiete tragen.

Auf zweifachem Wege wird versucht nach der gewünschten Seite hin einen Druck auszuüben:

1. Von gewissen Seiten wird es den Pastoren quasi zur Gewissenspflicht gemacht, wenn es ihnen nicht gelingt ihre Gemeinden zum Anschluß an die Synode zu bewegen, dann zu resignieren, den Staub von ihren Schuhen zu schütteln und weiterzuziehen.

2. Von anderen S e i t e n wird verlangt, daß kurzweg den an nichtsynodalen Gemeinden wirkenden Pastoren das Stimmrecht entzogen werde. — Beide Vorschläge werden dann auch wohl kombiniert, und es entsteht dann eine recht nette „Zwickmühle.“

Bleiben wir zunächst bei dem letztgenannten Vorschlage. Einen Schein von theoretischer Berechtigung schiebt man ihm dadurch unter, daß man sagt: Bei den Synoden erscheint der Pastor als Vertreter seiner Gemeinde nach der geistlichen Seite ihres Wesens, während in weltlichen Angelegenheiten die Gemeinde durch ihren Delegaten repräsentiert wird. Eine nichtsynodale Gemeinde hat aber nach keiner Seite hin das Recht auf Repräsentation: — Ergo — — ! !

Dies ist jedoch weiter nichts als ein Trugschluß, und dies ergiebt sich aus folgender Erwägung:

Bediene ich eine nichtsynodale Gemeinde, so bin ich ordnungsmäßig von ihr berufen worden, nachdem sie meinen Synodalstandpunkt kennen gelernt hat. Sie hat mir als Synodalpastor die Leitung ihrer geistlichen Angelegenheiten übertragen, hat sich also damit so zu mir gestellt, daß ich sie als völlig geistesverwandt im Geistlichen nach allen Seiten zu repräsentieren die Aufgabe habe. — Dieses Verhältnis ist durch die ordnungsgemäße Bestätigung meines Distrikts-Präses synodaliter rechtskräftig geworden; und darauf ist als Siegel die ordnungsmäßige Einführung gefolgt.

Weiter: Nach wie vor bin ich, bei Führung meines Amtes innerhalb der Gemeinde, allen Synodalordnungen unterworfen, und die Gemeinde respektiert dieselben als auch f ü r s i e bindend, soweit dieselben sich auf das geistliche Amt und dessen für sie so wichtige Ausübung beziehen.

Weiter: Seit ich der Gemeinde als Pastor diene, unterstützt sie willig alle synodalen Unternehmungen; langsam, aber sicher saugt sie den Geist unserer evangelischen Kirche ein, wird auch innerlich immer mehr una ex nostris; es fehlt schließlich nur noch als Letztes: der formelle Anschluß; — doch auch nach dieser Seite hin bin ich gutes Mutes; ich thue was ich kann und sehe dabei dem lieben Herrn auf die Hände, ob er es nicht endlich also lenke, wie ich und die Besten und Treuesten in der Gemeinde es längst ersehnen. Einstweilen müssen wir wohl noch von Ihm, dem Meister in der Geduld, das Warten lernen, müssen demütig ringend in Selbstverleugnung — in spem contra spem! — weiter arbeiten und noch immer wie Maria zu Kana warten, weil seine Stunde noch nicht gekommen ist. Dabei aber gereicht mir zu großem Troste der Rückhalt, den ich an meiner Synode habe, und wie dem Atlas die Berührung der mütterlichen Erde die wankende Kraft erneuerte, so mir gelegentlich der herrlichen Konferenzen die Berührung mit all den andern mitverbundenen Gliedern an dem mütterlichen Leibe meiner Synode.

Aber was muß ich nun erleben? Die Mutter zeigt mir die kalte Schulter; mit einem Male soll ich zur Synodalthüre halb hinausgestoßen werden! Was heißt denn das? Wie komme ich plötzlich zu solchem geistlichen Helotentum, oder doch in die Reihen entrechteter Periöken?

Haltet ein, Brüder! Mit Füßen zertretet ihr ein heiliges Verhältnis, ja ein unantastbares Recht, das ihr selbst synodaliter in optima forma anerkannt habt. Ich stehe hier als Synodalpastor gerade so wie ihr, nach der geistlichen Seite meine Gemeinde ganz und voll repräsentierend gerade so wie ihr. Hands off darum! ja hands off!! — —

In der That, wenn man konsequent sein will, so gehört als **Vorbedingung** zu dem in Rede stehenden Vorschlag ein Synodalstatut des Inhalts:

„Niemals darf ein Synodalpastor einen Ruf an eine nichtsynodale Gemeinde suchen oder auch nur annehmen, es sei denn, daß sich diese Gemeinde zuvor verbindlich mache: der Synode sofort gliedlich beizutreten."

Dann aber wird der bewußte Antrag konsequenter Weise lauten müssen:

„Jeder Synodalpastor, der eine nichtsynodale Gemeinde bedient, soll aus der Synodalliste gestrichen werden."

Ich denke: die evangelische Synode wird sich mehr als zweimal bedenken, ehe sie solche Beschlüsse faßt; sie müßte mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen. Bedarf das des Nachweises?

Wodurch ist sie das geworden, was sie jetzt ist?

Blicken wir nur z. B. auf unseren Atlantischen Distrikt. Zu Anfang der 70er Jahre übernahm P. E. Huber die nichtsynodale Gemeinde in Richmond, Va., P. R. Jüngst die nichtsynodale Gemeinde in Albany, N. Y. Beiden Pastoren gelang es bald ihre Gemeinden der Synode zuzuführen. Dazu kam als dritte die von den Presbyterianern losgelöste St. Stephans

Gemeinde in Newark, N. Y.; als 4. wurde von Albany aus die Gemeinde in Troy, N. Y. ins Leben gerufen, und später kam als 5. die Gemeinde in Sand Lake dazu. Aus diesen fünf 500 Meilen von einander gelegenen Synodalgemeinden, die auch nur dadurch gewonnen waren, daß Synodalpastoren im Süden und Norden nichtsynodale Gemeinden besetzten, wäre nimmer ein selbständiger Atlantischer Distrikt geworden, wenn wir nicht in Brooklyn, N. Y., Columbia, Pa., und namentlich seit Jahrzehnten in Baltimore eine Anzahl nichtsynodaler Gemeinden bedient hätten, von denen freilich die Brooklyner uns verloren ging, die in Columbia dagegen synodal wurde, während bis auf diesen Tag die beiden St. Johannis-Gemeinden an der Fredericks Road und an der Biddlestraße und die St. Matthäi-Gemeinde zwar jahraus jahrein von Synodalpastoren bedient werden, aber ihren Anschluß an die Synode noch immer nicht vollzogen haben. Haben es nun die Brüder, die diese Gemeinden bedienten und noch bedienen, verdient, daß man sie heute synodaliter degradiere? Sehen wir zu, was sie verschuldet haben. In Baltimore selbst haben sie drei lebenskräftige Synodalgemeinden, samt dem Segenswerk der Hafenmission gegründet; in der Nähe Baltimores haben sie der Synode drei fernere Gemeinden zugeführt; in der Stadt New York, in Washington, D. C. haben sie der Synode verschlossene Thüren eröffnet und auch in Pennsylvanien ein ganzes Gebiet der Synode erschlossen. So verdankt unser Atlantischer Distrikt seine Entstehung, seine Entwickelung und seine gegenwärtige Blüte zum großen Teil dem Trio von Pastoren, die seit vielen Jahren in Baltimore an nichtsynodalen Gemeinden wirken. Was aber in acht Jahren wunderbar vor unsern Augen zu Stande gekommen ist, ist nur eine Episode aus der Gesamtgeschichte unserer Synode.

In summa: Gerade unsere bisherige Praxis hat sich als das wirksamste Mittel zur Ausbreitung unserer Synode und zur Eroberung ganz fern abseitsliegender Gebietsteile bewährt, sodaß es absolut unverständlich erscheint, wie ein auch nur oberflächlicher Kenner unserer Synodalgeschichte und unserer Synodalzustände einen Antrag unterstützen könnte, dessen nächste Wirkung, wenn er zum Beschluß erhoben würde, keine andere wäre, als die: aller und jeder ferneren Ausbreitung unserer Synode den unseligsten Riegel vorzuschieben — auch ganz abgesehen von der großartigen Verwirrung, die er in allen unseren Synodalkreisen anrichten würde.

Prinzipiell ebenso wie an der Hand der geschichtlichen Thatsachen glauben wir die Verkehrtheit jedes derartigen Versuches nachgewiesen zu haben: durch Anwendung von Zwangsmitteln den Anschluß nichtsynodaler Gemeinden zu beschleunigen. Fahren wir fort als Synodalpastoren die Fahne unserer theuren evangelischen Synode hoch zu halten; seien wir unermüdlich treu in dem Bemühen unsere Gemeinden in immer engere Verbindung mit der Synode hineinzuziehen; suchen wir immer eifriger Vorurteile zu zerstreuen, Hindernisse zu beseitigen, Schranken niederzureißen: — aber nicht mit Feuer und Schwert, nicht mit Gewalt und Zwang, sondern allein durch

die Macht der Ueberzeugung. Zu der geduldigen, verleugnungsvollen Arbeit die wir thun, wird der Herr gewiß auch ferner seinen Segen geben.

Was vor Jahren ein bewährter Geistlicher Deutschlands vom Christentum im allgemeinen sagte, das gilt auch speziell vom Synodalleben. Wir können es den Leuten nicht ankommandieren, nicht aufzwingeu, nicht aufoktroyieren; unsere schwere, aber herrliche Aufgabe ist: es ihnen „anzudienen, anzuleben, anzulieben!"

Dazu helfe uns Gott durch die Kraft Seiner Gnade! —

Welche Berechtigung hat der Einfluß des Rationalismus auf das modern-christliche Denken.

(Von P. Th. Munzert.)

Unter Rationalismus verstehe ich nicht bloß die unter diesem Namen in der Geschichte der protestantischen Kirche Deutschlands bekannte Richtung, sondern im allgemeinen jene Denkweise, die dem Grundsatz huldigt: Die Vernunft ist die allein zuverlässige, höchste Schiedsrichterin, nicht bloß gegenüber allen Erscheinungen im natürlichen Leben, sondern auch gegenüber allen Dogmen der Kirche, oder mit andern Worten, die gegenüber jeder von außen an den Menschen herantretenden Autorität das Recht für jeden Einzelnen, solche Autorität auf ihr Recht hin zu prüfen und dann entweder anzuerkennen oder zu bestreiten, anzunehmen oder zu verwerfen, beansprucht.

Dieses Prinzip nun, das zwar zu allen Zeiten vereinzelte Vertreter in der Kirche gehabt hat, die aber immer eine heterodoxe Stellung einnahmen, hat sich seit etwa zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zunächst auch erst wieder außerhalb, dann aber auch innerhalb der Kirchengemeinschaft, immer allgemeinere Geltung zu verschaffen gewußt, bis es zuletzt in Deutschland nicht bloß das ganze wissenschaftliche Denken, sondern auch das ganze praktisch-christliche Leben in allen seinen Phasen und in allen Schichten des Volkes beherrschte. Zu was für bedauerlichen Extravaganzen die einseitige Geltendmachung dieses Prinzips geführt hat, und wie sich der Rationalismus damit selbst dem gerechten Spott der Fürsten unter den Denkern Deutschlands, die zu Anfang unseres Jahrhunderts auf dem Plane standen, preisgab, das wird uns die Geschichte des Rationalismus zeigen. Trotzdem nun aber mit dem beispiellosen Aufleben der Philosophie und schönen Litteratur und der Naturwissenschaften zu Anfang unseres Jahrhunderts, auch ein ernsteres und positiv-christlicheres Denken sich wieder Bahn brach, kann doch der Rationalismus nicht bloß nicht als überwunden angesehen werden, sondern es muß vielmehr zugestanden werden, daß das von ihm geltend gemachte Prinzip, auf inner- wie außerkirchlichem Gebiet, in der Wissenschaft wie im praktischen Leben, das ganze moderne Denken auf das tiefste beeinflußt; ja, daß das moderne Denken viel weiter geht, und die äußersten Konsequenzen jenes Prinzips zieht und dem Atheismus und Materialismus Thür und Thor aufthut.

Die Frage, um die es sich nun für uns handelt, ist die: Hat diese jede

Autorität von dem Urteil der Vernunft abhängig machende Denkweise eine Berechtigung oder nicht? Ist sie lediglich ein Symptom eines krankhaften geistigen Zustandes, dessen Vorhandensein man von christlichem Standpunkt aus nur bedauern kann, oder ein Zeichen geistigen Lebens, dessen man sich nur freuen kann? So weit gehen die Meinungen darüber auseinander.

Um auf diese Frage Antwort geben zu können, müssen wir zunächst den Versuch machen, uns ein unbefangenes Urteil über den Rationalismus zu bilden, indem wir uns vor allem über die Ursachen, die ihn ins Leben gerufen und ihm zur Herrschaft verholfen haben, wie über seinen Einfluß auf das christl. Denken und Leben in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart klar zu werden suchen.

Wenden wir uns nun der Geschichte zu, so finden wir, wie schon im 3. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in England eine Richtung aufkommt, die das Recht der Selbstprüfung und Selbstüberzeugung, welches die Reformatoren mit der Bibel in der Hand gegen die Lehrsätze der kathol. Kirche für sich in Anspruch genommen hatten, — dabei aber durchaus sich an die Autorität der heil. Schrift gebunden wissend, — jetzt nicht bloß auch den Lehrsätzen der protest. Kirche, sondern selbst der Bibel gegenüber anwendet und absolut freies Denken fordert, als einzige Autorität nur noch die Vernunft anerkennend.

Schon seit den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts, seitdem die von der Königin Elisabeth im Jahre 1562 in London zusammenberufene Synode in den „39 Artikeln" ein Glaubensbekenntnis angenommen hatte, in dem zwar die Lehre Calvins vom hl. Abendmahl, nicht aber sein Prädestinationsdogma aufgenommen war, in bezug auf Verfassung und Kultus aber viele katholisierende Elemente beibehalten waren, und seitdem in Folge davon die Puritaner oder Presbyterianer im Gegensatz dazu, nach dem Genfer Vorbild, eine Presbyterialverfassung mit strenger Kirchenzucht, einseitiger und starrer Geltendmachung des Schriftprinzips, eifrigem Festhalten am calvinischen Dogma und möglichst nacktem Gottesdienst, aus welchem aller papistische Sauerteig (priesterl. Kleider, Altäre, Lichter, Krucifixe 2c.) ausgefegt war, aufgestellt hatten, — war die Kirche Englands in zwei einander schroff gegenüberstehende und sich besonders in bezug auf Verfassung und Kultus gegenseitig bekämpfende Parteien, gespalten. Dazu kam dann gleich zu Anfang des 17. Jahrhunderts der arminianische Streit in der holländisch-reformierten Kirche, der Justizmord an dem Landsyndikus Oldenbarnevaldt und die Einsperrung des als Jurist, Humanist und Theolog gleich ausgezeichneten Hugo Grotias, (der beiden Häupter der freisinnigen republikanischen Partei, die sich auf die Seite Armins gestellt hatten,) durch Moritz v. Oranien, der um sich den Weg zum Thron zu bahnen, für die orthodoxen Calvinisten Partei ergriff, und dazu kam endlich im Jahre 1618 auch der Versuch zu Dortrecht auf dem Wege der Generalsynode eine Einigung aller reformierten Landeskirchen in Glauben und Bekenntnis herbeizuführen, der durch den vollständigen Sieg der schroffen Calvinisten, die gerade entgegengesetzte Wir-

kung hatte. Hatte schon früher der Teil der anglikanischen Geistlichkeit, der der calvinistischen Verfassung und dem calvinistischen Kultus abhold war, auch gegen die calvinistische Lehre einen Widerwillen zu fassen angefangen, so wurde derselbe jetzt durch die Ungerechtigkeit, Unverschämtheit und Grausamkeit der zu Dortricht obsiegenden calvinistischen Partei nur noch gesteigert. Der Arminianismus mit seiner der populären Ansicht von der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe näher kommenden Anschauung, fand bei der anglikanischen Geistlichkeit jetzt so allgemeinen Eingang, daß, als ein englischer Geistlicher dieser Zeit von einem einfachen Landmann gefragt wurde: What do the Arminians hold? Die Antwort ebenso wahr, wie witzig, lautete: "They hold all the best bishopries and deaneries in England."

Während nun auf der einen Seite der Presbyterianismus mit der Dortrechter Errungenschaft sich brüstete, bildete sich auf der anderen Seite der Widerwille unter den Anhängern der anglikanischen Kirche, bei Geistlichen und Laien, zu einem Latitudinarismus aus, der zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubensartikeln unterscheidend, sich vielfach bis zur Lauheit und zum Indifferentismus verirrte.

Zu dieser Lage der Dinge in der Kirche kam dann als ein zweiter Faktor hinzu, der wesentlich mit dazu beigetragen hat, die neue, freidenkerische Richtung in England anzubahnen, der Aufschwung, den zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Philosophie und die allgemeine Bildung, die sich die Hauptergebnisse der Philosophie zu Nutzen machte, nahmen.

„Mit allumfassendem Geiste" — sagt Kurtz — „gleichsam als ein Prophet der Wissenschaft, hatte ein Franz Baco v. Verulam in zwei Schriften: "De dignitate et augmentis scientiarum" und "Novum organum scientiarum", das Gesamtgebiet der Wissenschaft reorganisiert und ihre zukünftige Entwickelung prognostiziert. Mit energischem Nachdruck wies er auf die Beobachtung der Natur als den einzigen Weg zur Ausbildung und Fruchtbarmachung alles Wissens hin und wurde so der Urheber des Empirismus in der Philosophie und der Altvater des allein auf die Nützlichkeit gerichteten Strebens der neueren Zeit." Während er selbst zwar zwischen Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie, eine scharfe Grenze gezogen hatte, wurde von andern sein Bestreben, alle Philosophie auf denkende Erfahrung zurückzuführen, sehr bald auch auf den Glauben und die Theologie angewendet.

Angewidert ebenso sehr von dem Fanatismus der Calvinisten (er war früher Oldenbarneveldt und Hugo Grotius nahegetreten), wie von dem Indifferentismus der Gegenpartei, sucht nun ein Lord Herbert v. Cherbury unter Anwendung der Bacon'schen Philosophie auf die Religion, mit dem Lichte der Vernunft das Dunkel der Geister aufzuklären. Da ihm Sittlichkeit und gegenseitige Eintracht notwendiger Zweck der Religion ist und er doch auf allen Seiten Streit und Zwietracht in Nebendingen vorfindet, so forscht er nach den Ursachen davon und findet 5 Hauptwahrheiten, die er als den Kern aller Religion, auch der heidnischen, ansieht: 1.) Das Dasein eines höchsten

Gottes, 2.) Pflicht, ihn zu verehren, 3.) Tugend und Frömmigkeit als Hauptteile der Gottesverehrung, 4.) Pflicht, die Sünden zu bereuen und 5.) Vergeltung in diesem und dem zukünftigen Leben. Die Entartung und das Sinken dieser ursprünglich reinen und vernünftigen Naturreligion glaubt er den Priestern schuld geben zu müssen, die aus eigennützigem Interesse anderweitige Lehren, Gebräuche und Ordnungen eingeführt und sie so verfälscht hätten. Dessenungeachtet seien diese fünf Grundsätze der reinen Religion fest stehen geblieben und diese seien, auch ohne Offenbarung, zur Erlangung des Heils hinreichend.

Damit war das Schlagwort für die das Denken und Leben namentlich der vornehmen und gebildeten Laien in England bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts tief beeinflussende Richtung, für den Naturalismus, wie man sie teils bezeichnete, weil sie an die Stelle der geoffenbarten Religion eine natürliche setzte, oder für den Deismus, wie man sie auch nannte, weil sie statt der Erlösungsthätigkeit des Dreieinigen Gottes nur eine allgemeine Vorsehung des einigen Gottes anerkennen wollte, gefunden und — der erste Anlauf zu einer endlichen völligen Emanzipation von allem positiven Christentum, in welche diese Richtung immer mehr ausartete, gemacht. An Versuchen nun, das positive Christentum zu retten, hat es zwar nicht gefehlt, doch erwiesen sich dieselben als gründliche Fehlschläge. Zwei solcher Versuche sind besonders erwähnenswert, der von Thomas Hobbes und der von John Locke. Hobbes, nach dessen Meinung jedermann (privatim) glauben kann, was er will, wirft sich dennoch zum Verteidiger des Christentums auf, weil er in ihm das wirksamste Gegenmittel gegen die Revolution und die festeste Stütze des absoluten Königtums sieht. Die Religion ist ihm teils aus wißbegierigem Nachdenken über gemachte Erfahrungen, teils aus Furcht entstanden und durch Staatengründer, Gesetzgeber und Offenbarung „geformt" worden. Die Offenbarung und heilige Schrift bezweckt Gründung eines Reiches Gottes. Der Inhalt von Gottes Wort kann teilweise über- aber nie widervernünftig sein. Die Kirche ist ein Gemeinwesen von Christen, das als rechtliche Gesamtperson vom Staatsoberhaupt abhängt. Dieses Staatsoberhaupt ist, kraft göttl. Rechts, auch oberster Seelsorger und hat zu bestimmen, was gelehrt werden darf und rechtgläubig ist, dem sich dann jeder ohne weiteres zu unterwerfen hat. (Weder der Presbyterianismus, noch der Anglikanismus, oder der Katholizismus hat ein Recht, einen Staat im Staate zu bilden.)

Als ebenso verfehlt als Apologie des Christentums muß auch der Versuch John Lockes in seiner Schrift "The reasonableness of Christianity" — das Christenthum als durchaus vernunftgemäß hinzustellen, bezeichnet werden, trotzdem er die bibl. Geschichten, und Wunder und die Messianität Christi stehen läßt. Beide Versuche tragen im Gegenteil dazu bei, der Herrschaft des "common sense" den Weg zu bahnen, der das specifisch Christliche vollends der natürlichen Religion zum Opfer bringt.

Nachdem dann im Jahre 1689 die Stuarts gestürzt, der Prinz v. Ora-

nien als Wilhelm III. auf den Thron erhoben, die Preßfreiheit 1694 gesetzlich geworden und Locke die Vernünftigkeit des Christentums als Losung ausgegeben, treibt die deistische Aufklärung, deren Keime bisher gelegt waren, eine rasche Blüte. Ein John Toland behauptet nicht nur, daß die Lehren des Evangeliums nicht wider die Vernunft seien, sondern auch, daß gar nichts Übervernünftiges, Geheimnisvolles oder Unergründliches im Evangelium sei, sondern daß sämtliche geoffenbarte Religionswahrheiten, weil sie jedenfalls höchst nützlich und notwendig seien, auch ganz ebenso faßlich und verständlich seien müssen, als was wir von Holz, Stein, Luft, Wasser und dgl. wissen. Und um diese Behauptung gegenüber den vielen Wundern in der evang. Geschichte und den tiefen sittlichen und religiösen Wahrheiten des Evangeliums zu erweisen, sucht er, teils vom Wesen der Vernunft und der Erkenntnis überhaupt aus, teils aus der Bibel und den Kirchenvätern nachzuweisen, daß im echten Urchristentum keine schlechthin unbegreiflichen Geheimnisse sich finden, diese vielmehr erst im Laufe der Zeit durch Accomodation an das Judentum mit seinen levitischen Gebräuchen und Festen und an das Heidentum mit seinen Mysterien, und durch die Philosophie eingeschwärzt worden seien.

Während ein Anthony Collins in seinem "Discourse on Freethinking" im Gegensatz gegen den blinden Autoritätsglauben das „freie Denken" als ein Menschenrecht, das nie beschränkt werden könne oder dürfe, verteidigt und empfiehlt, und die Propheten des A. T., Christum und Paulum als Freidenker hinstellt — und (10 Jahre später) in einer andern Schrift "A Discourse on the Grounds and Reasons of the Christian Religion" die Meinung zwar nicht geradezu ausspricht, aber doch stillschweigend andeutet, daß das Christentum, weil auf dem einzig möglichen Beweis aus den alttestamentlichen Weissagungen ruhend, der nicht bündig sei, auf unhaltbarer Grundlage ruhe, — und ein Thomas Woolston zu beweisen sucht, daß die Wunder Jesu nicht buchstäblich, sondern allegorisch zu verstehen seien und die Glaubwürdigkeit sowohl der Berichterstatter, wie der Zeugen in Zweifel ziehe, greift ein Peter Annet auch die Glaubwürdigkeit der Berichte über die Auferstehung Jesu und die Wunder im Leben des Apostel Paulus an.

Nachdem so von den Deisten die Forderung, daß das Christentum ein vernünftiges, geheimnisloses sein und die Vernunft in religiösen Fragen freien Lauf haben müsse, geltend gemacht und die Weissagungen und Wunder als Beweise für die Göttlichkeit des Christentums einer auflösenden Kritik unterworfen waren, so fragte es sich: Was soll denn der positive Gehalt des Christentums der Aufklärung, welches die Deisten befürworten sein? Darauf lautete dann die Antwort eines Count Shafteeburg und Tindal: eine Religion, welche Sittlichkeit zu ihrem Zweck und Princip hat, d. h. bei ersterem eine mehr ästhetisch, bei letzterem eine mehr moralistisch gefaßte natürliche Religion, ein Leben gemäß der Vernunft der Dinge, das seinen Lohn in sich selbst trägt. Die Konsequenz daraus zieht dann ein Lord Bolingbroke, für den das positive Christentum Gegenstand frivolen Spottes wird.

Und ein David Hume löst die ganze Geschichte der Religion vollends durch Zweifel auf.

Wie in England, so hat der Rationalismus schon sehr frühe, ebenfalls im 17. Jahrhundert schon, auch in Holland Eingang gefunden. Dort sind es außer dem schon erwähnten Arminianismus vornehmlich zwei einander scheinbar diametral entgegengesetzte Strömungen, die ihm den Weg bahnen. Auf der einen Seite ist es die Philosophie eines Descartes mit ihren Grundsätzen: "De omnibus dubitandum" und "Cogito, ergo sum," deren echt rationalistische Konsequenzen schon sehr bald, z. B. von Röll in dem Satz gezogen werden, daß die Vernunft sowohl im Gottlosen, wie im Bekehrten infallibel sei, — also die Philosophie Descartes und die kritisch bibl. Untersuchungen eines Spinoza, die an die Stelle der religiösen Wertschätzung der hl. Schriften die rein geschichtliche setzen lehren, denen namentlich die Gebildeten massenweise zufallen, so daß nach dem Berichte von Zeitgenossen im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts der Atheismus in Holland ungemein verbreitet war. Auf der andern Seite ist es der Pietismus, der dem Rationalismus die Wege bahnt. So wenig der Pietismus mit dem Rationalismus gemein zu haben scheint, so diametral er auf den ersten Blick an Gegensatz zu ihm zu stehen scheint, so nahe verwandt ist er ihm und so sehr ist er dazu angethan, ihm Vorschub zu leisten. Es sind besonders drei Punkte, die hierbei in Betracht kommen. Bei seinem bloßen Herzens- und Lebensinteresse ist er gleichgültig gegen das Interesse der Wissenschaft und die Folge davon ist daher nur zu leicht, daß er das Gebiet derselben, statt aus dem Lebensinteresse heraus neu zu bebauen, der bloßen Demonstration des Verstandes überläßt. Bei aller Unterthänigkeit unter die hl. Schrift, wird sie ihm doch leicht nur Mittel zum Zweck — die Todten zu erwecken und die Erweckten im neuen Leben zu fördern. Ein objektives Interesse, das der Gewinnung der Wahrheit als solcher aus der Schrift hat er gewöhnlich nicht. So bietet er den die Wahrheit als solche Suchenden keinen Halt gegenüber der negativ- biblischen Wissenschaft, die er seine Jünger eben nur fliehen, nicht aber überwinden lehrt. Und endlich ist er gegen die Kirche und Kirchenlehre relativ gleichgültig (an deren Stelle er die Brüdergemeinschaft setzt), und darum einesteils in der Gefahr der Sektiererei und anderenteils des Latitudinarismus.

Wie leicht Pietismus und Rationalismus einander berühren, das zeigt gerade in Holland der Bund, in den die pietistischen Coccejaner und die Cartesianer gegen die Orthodoxie mit einander treten.

Frankreich bietet in der Periode, die wir hier zunächst ins Auge fassen, nur wenige Parallelen zu dem, was man die Vorläufer des Rationalismus nennen kann, das Volk und Land der allerchristlichsten Könige, das mit seinen Religionskriegen und Hugenottenverfolgungen sich fast die einzigen echt christlichen Kräfte entzog, ist größtenteils in heuchlerischer Bigotterie, teils in frivolen, sittenlosen, praktischen Unglauben versunken. Zwei Männer nur mögen hier als Ausnahmen erwähnt sein. Der eine Richard Simon, der

mit seiner „kritischen Geschichte des A. T." mitten in seiner Orthodoxie einer der Väter der modernen biblischen Kritik ist, und der andere, ein echter, edler Supranaturalist, der geistvolle Bekämpfer des Jesuitismus, Blaise Pascal, dessen Einfluß sich aber nur auf einen kleinen Kreis beschränkt. Der Jesuitismus auf der einen und die von England eingedrungene Freigeisterei die in den Encyklopädisten Diderot und D'Alembert und in Rousseau und Voltaire ihre Vertreter findet andererseits, treiben Frankreich dem Abgrund des frivolsten Materialismus zu.

Auf deutschem Boden sind es namentlich drei Strömungen, die den Rationalismus anbahnen: die Gestaltung der Orthodoxie, die Entwickelung des Pietismus und endlich die Philosophie. (Fortsetzung folgt.)

Drei Fragen über Seelsorge.

Von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg.

Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.

I.

Worauf gründet sich das Seelsorgeramt, und worin besteht das Wesen und der Zweck desselben im Unterschied von den übrigen Funktionen des kirchlichen Amtes?

Unter der Seelsorge versteht man jene Thätigkeit der Kirche, nach welcher sie den einzelnen Seelen nachgeht, um sie zu ihrem Heil zu führen. Ein Einwirken von Person auf Person ist die Eigentümlichkeit der Seelsorge im engeren Sinne des Wortes. Ihr Endzweck aber geht darauf hin, daß „alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden" (Eph. 4, 13), und „daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu" (Kol. 1, 28). Zwar giebt es seelsorgerliche Momente in allen kirchlichen Amtsverrichtungen, in Predigt und Unterricht nicht minder als in der Liturgik. Ja, diese kirchlichen Funktionen werden sich um so erfolgreicher erweisen, wenn sie die cura animarum zum obersten Prinzip erheben. Allein nach unserer obigen Fragestellung kann es sich hier nur um jene Art von Seelsorge handeln, welche Nitzsch als „eigentümliche Seelsorge" bezeichnet.

Die Seelsorge gründet sich ebenso sehr auf ausdrücklichen Befehl des Herrn der Kirche, wie sie zugleich die Idee des Reiches Gottes zur Grundlage hat. Die Seelsorge ist so alt als das Christentum; denn dieses erst hat das Augenmerk auf das einzelne Individuum gelenkt, das bis dahin als ζῶον πολιτικόν im Staatswesen untergegangen war wie die Welle im Meer. Jetzt erst ward der Wert der einzelnen Menschenseele erkannt und anerkannt. Daß alle erlösungsbedürftig, alle erlösungsfähig seien, das war das Neue im Christentum. Dieses allein war imstande, alle Schranken, welche bis dahin streng gezogen waren, niederzureißen. Welchem Alter, Geschlecht und Volk, welchem Stand und Beruf der Einzelne angehören mochte: das Christentum

fragte nichts danach (Röm. 11, 32; Gal. 3, 28; Apg. 10, 35; 1 Tim. 2 4; Kol. 3, 11). Vor ihm gilt kein Ansehen der Person, weil die Persönlichkeit in ihr altes Recht wieder eingesetzt war.

Die vorchristliche Welt kennt gar keine Seelsorge. Auch das Verfahren des Sokrates an seinen Schülern bietet keine Parallele. Die falsche Voraussetzung, als ob Erkenntnis freizumachen vermöchte, machte von vornherein jede wirkliche Seelsorge unmöglich, und selbst die tieferen Geister fanden keine Lösung des Problems, ob die Tugend in Wahrheit lehrbar wäre.

Näher rücken wir der Idee der Seelsorge auf alttestamentlichem Boden. Aber auch hier richtet sich der Beruf der Propheten weniger auf den Einzelnen als vielmehr auf das gesamte Bundesvolk. Auch was wir hören von seelsorgerlichen Verhandlungen und Beeinflussungen wie 2 Sam. 12, 1—15 oder Jes. 38 darf uns nicht in unserer Anschauung beirren; denn wenn der Prophet persönlich mit dem König handelt, so geschieht dies stets mit ihm als dem Repräsentanten des Volkes. „Der Endzweck der an sie gewendeten Thätigkeit ist nicht die Bewahrung ihrer Seelen zu ewigem Heil, sondern die Erhaltung des Fortgangs der Heilsgeschichte innerhalb des zu ihrem Träger erwählten Geschlechtes (Burger, „Real-Encyklopädie“, XIV., 30). Gleichwohl hören wir bereits im A. T., daß der Seelsorger κατ' ἐξοχήν Gott der Herr selber ist, Ezech. 34, 16: „Ich will das Verlorene wieder suchen, und das Verirrte wiederbringen, und das Verwundete verbinden, und des Schwachen warten“. V. 23: „Und ich will ihnen einen einigen Hirten erwecken, der sie weiden soll, nämlich meinen Knecht David“. Dieser verheißene Hirte erschien in Jesu Christo, der sich selbst den guten Hirten nennt. Jesus ist, was für Züge seines Erdenlebens wir ansehen mögen, der vollendete Seelsorger. Alle seine Wunderthaten zielen auf seelsorgerliche Einflüsse ab. Die Erziehung und Leitung seiner Jünger bekundet poimenische Virtuosität. Golgatha bezeichnet den Höhepunkt seiner Seelsorgertreue; denn indem er stirbt, er der gute Hirt für seine Schafe, hat er ihre Sammlung zu der einen Herde, mehr noch: ihre Rettung und Erlösung ermöglicht. Wer nun zu seiner Herde gehören will, hat eben sowohl für sein eigenes Seelenheil Sorge zu tragen, seine eigene Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern (Phil. 2, 12; Matth. 16, 25 f.), wie er bestrebt sein wird, übermannt von der Liebe dessen, der ihn zuerst ergriffen hat, auch anderen zum Heil zu verhelfen (Jak. 5, 19 f.; 1 Tim. 4, 16). Vor anderen koncentriert sich diese Aufgabe in den Bischöfen und Ältesten, Ἐπίσκοποι, aufsehende Augen, sollten sie sein, wachen über die Seelen eingedenk künftiger Rechenschaft (Hebr. 13, 17), weiden die Herde Christi ἑκουσίως καὶ προθύμως, nicht gezwungen, nicht um schändlichen Gewinnes willen. Dazu teilt der Geist Christi die verschiedenen Gaben aus, dazu hat er gesetzt Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer (Eph. 4, 11). Das ist die Grundlegung des Seelsorgeramtes, welches die Apostel hinfort mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit pflegen und üben und zu dessen Führung sie die einzelnen Vorschriften und Ratschläge erteilen (Apg. 20, 18—35; 2 Kor. 11, 28 f.; 1 Petr. 5, 5; 2 Petr. 1, 12. 13; 1 Joh. 2, 13. 14 2c.).

Wie aber aus den angeführten Schriftstellen, so leiten sich die Motive und Aufgaben seelsorgerlichen Handelns auch aus dem Begriff des Reiches Gottes ab; denn wenn diese göttliche Heilsanstalt ihr Absehen darauf richtet, Menschenseelen selig zu machen, so ist es natürlich, daß sie alle Wege ausfindig zu machen und alle Hebel in Bewegung zu setzen suchen wird, um ihre Zwecke zu erreichen. Dazu gehört die Individualseelsorge, welche, recht geübt, weder die Würde der Gnadenmittel verletzt, noch der Freiheit des Einzelnen zu nahe tritt. Gerade die universelle Wertschätzung von Wort und Sakrament, sowie die wahre Freiheit des Christenmenschen im letzten Grunde: persönliches Christentum ist der Zielpunkt poimenischen Handelns! Eben dies wird aber die Kirche niemals zu Stande bringen ohne Seelsorge. Oder soll die Kirche damit sich begnügen, ihre Glieder allwöchentlich zur Predigt, alljährlich zum Tisch des Herrn zu rufen? Sollte der Kirche Dienst suspendiert werden mit dem Verhallen der letzten Glockentöne auf unseren Kirchtürmen, bis wieder andere Gottesdienste beginnen? Welche äußerliche, welche verkehrte Auffassung vom Beruf der Kirche! Muß doch diese unausgesetzt, Tag und Nacht bemüht sein, geistiges Leben in den Gemeinden zu pflanzen und die Gemeinschaft zwischen dem Herrn und seinen Gläubigen immer fester, dauernder und inniger zu gestalten! Wie wäre dies möglich ohne fortgesetzte Seelsorge? Nur muß sich letztere in stiller Arbeit bethätigen, nicht in künstlicher Mache, nicht in unruhiger Geschäftigkeit, und darf nie übersehen, daß jegliches Menschenwerk ohne den göttlichen Segen nichts nütze ist, und daß der letzte Erfolg nicht von uns abhängt, auch gar nicht in unseren Händen liegt.

Freilich soll durch die letzterwähnte Thatsache der Seelsorger keineswegs der Selbstverantwortlichkeit überhoben werden. Ja, gerade dadurch, daß bei der Seelsorge nicht wie bei den anderen Funktionen des kirchlichen Amtes gewisse Normen und Formen vorgeschrieben sind, sondern alles dem freien Ermessen des Seelsorgers anheimgestellt ist, wird die Verantwortlichkeit nur erhöht und vermehrt. Der Seelsorger handelt aus seinem Gewissen heraus. Von diesem erhält er seine Direktive. Hierfür ist nötig, daß dasselbe zugerichtet und ausgebildet ist zum Werk des Amtes (Eph. 4, 12). Will der Seelsorger nicht dem tönenden Erz, noch klingenden Schellen gleichen, so muß er beseelt sein von selbstverleugnender, aus dem Glauben geborener Liebe. Geduld, Demut nnd Treue sind seine stärksten Waffen. 1 Tim. 4, 12 zeigt uns, worin er ein Vorbild sein soll. Menschenkenntnis gewonnen durch Selbstbeobachtung und Schriftstudium befähigt ihn zur διάκρισις πνευμάτων (1 Kor. 12, 10). Sie wird unterstützt durch den diagnostischen Blick, das scharfsichtige, geistliche Auge, die Vorbedingung zu jeglicher therapeutischer Fertigkeit und Sicherheit. Die gravitas artet bei ihm nie zu vornehmer Abgeschlossenheit aus. Seine Herablassung ist kein Sichgeltendmachen. Seine Popularität ist frei von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Seine Lebensweise hat zur Losung: vita clericorum liber est laicorum. Zugleich ist seine im Worte Gottes lebende Persönlichkeit getragen von dem Geist des Gebets. Vom solchem Leibe fließen Ströme lebendigen Wassers (Joh. 7, 38;

vgl. Kübel, „Umriß der Pastoraltheologie", S. 42—55; Harnack, „Praktische Theologie" II, 331—340).

Das Schwierigere in dem Gebiet der Seelsorge besteht darin, daß die Theorie hier Schranken hat wie nie sonst. Jeder Einzelfall ist anders geartet. Kein Individuum ist dem andern gleich. Jedes will für sich behandelt sein. Welche Weisheit erfordert dieses Amt! welche Geistesgegenwart! Fürwahr, Gregor weiß wohl, warum er in seiner Regula pastoralis die Seelenleitung ars artium nennt. Doch auch Spener hat recht, wenn er die Privatseelsorge ein „Kleinod des Amtes" heißt.

Fragen wir nach den Mitteln, welche der Seelsorge zur Ausübung ihrer Thätigkeit zur Verfügung stehen, so giebt es für sie nur ein einziges: das Wort, das göttliche Wort. Mit diesem wendet sich die Seelsorge an die Freiheit und Willigkeit der Persönlichkeit. Sobald sie Zwang anwenden will, überschreitet sie das Gebiet ihrer Macht und ihres Rechts, giebt die Waffen aus der Hand und hat ihren Lohn dahin. Und zwar ist dieses Wort in den vorher zubereiteten Boden als Samenkorn einzulegen. Wie aber der Landmann sowohl die Beschaffenheit des Feldes prüft als die zum Gedeihen nötige Jahreszeit abwartet, wie er in Geduld harrt, bis der Same aufgeht, nichts überstürzt, vielmehr unausgesetzt seine Aufmerksamkeit auf die zarten Pflanzen richtet, heute sie begießend, morgen Ungeziefer oder Unkraut entfernend: so und nicht anders hat der geistliche Vater (Gal. 4, 19; 1 Kor. 4, 15) mit seinen Pflegbefohlenen zu verfahren (vgl. Mark 4, 26—29). Seelsorge, recht geübt, muß generativ sein. „Wer am Gras sich nicht begnügen kann, wo Grases Zeit ist, bekommt keine Ernte des Reiches Gottes, sondern nur vergängliche Scheinfrüchte, schnell aufgeschossenes, welkes Gewächse, angehängte Zierate" 2c. (Beck, „Gedanken aus und nach der Schrift" S. 11).

Auch genügt es nicht zu wissen, in welcher Art und von welcher Seite die Einzelnen angefaßt und weitergeführt werden; denn da Wachstum und Entwickelung nicht in unserer Macht steht, so ist die Hilfe dessen anzurufen, der über alles Macht hat. Das geschieht im Gebet. Das Gebet ist die geheime Triebkraft in der geistlich-seelischen Entfaltung. Das Gebet, gedacht als Flehen der anvertrauten Seelen und als Fürbitte des geistlichen Vaters, ist das Geheimnis der Seelsorge.

Objekt der Seelsorge sind die Gemeindeglieder, und zwar alle ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die Seelsorge wendet sich an Kinder und Greise, an Knaben und Mädchen, an Kranke und Gesunde, an Fromme und Gottlose, freilich nur in einer bestimmten Gemeinde. In fremdes Amt zu greifen verbietet Petrus ausdrücklich (1 Petr. 4, 15). Von der Wiege bis zum Grabe währt seelsorgerliches Handeln. Bereits in den ersten Lebenstagen des Kindes beginnt die Seelsorge. Fast kann man sagen: schon vor der Geburt setzt die Seelsorge ein; denn kaum ist das Weib zu anderer Zeit so zugänglich für seelsorgerlichen Einfluß, als wenn ihre Stunde nahe ist. Es kann aber für solche Zeiten nichts heilsamer sein als eine gottergebene Ruhe und heilige Stille, heilsam auch für die Entwickelung des noch nicht

geborenen Kindes. Das Vorkommnis bei Elisabeth (Luk. 1, 44) gestattet kaum eine Vergleichung mit anderen Fällen. Von der Taufe haben wir in diesem Zusammenhang nur insoweit zu reden, als sie die Grundvoraussetzung für jegliches nachfolgende poimenische Hnadeln ist. Sind die ersten Lebensjahre vorüber, so kann das Institut der Kindergottesdienste nicht warm genug empfohlen werden; denn dieses flößt in Form von Lehre und Anbetung dem Kinde die ersten Eindrücke der christlichen Gemeinschaft ein. Während die Religionsstunde in der Schulzeit in das Gebiet der Katechetik fällt, gehört die Konfirmationszeit in gleicher Weise zur Poimenik. Ja, die Konfirmandenzeit zählt unstreitig zu den allerwichtigsten Perioden der seelsorgerlichen Wirksamkeit. Der versteht seine Aufgabe nicht, der da glaubt, sie bestände allein in der Unterweisung der christlichen Heilslehre. Zum Bekenntnisglauben muß der Herzensglaube kommen. Dazu gehört ein persönliches Fühlunggewinnen des Seelsorgers mit der Jugend, ein innig trautes Verhältnis mit den einzelnen Katechumenen. Es giebt kein erhebenderes, kein hoffnungsfreudigeres Schaffen in der Seelsorge, als solche Arbeit an den Kinderseelen. Wie Frühlingsweben geht es durch ihre Reihen, und wie die Blüten im Lenz sich der Sonne erschließen, so erschließen sich diese Herzen der göttlichen Wahrheit. Aber was hilft diese Welt von Trieben und Knospen? Jede Blüte trägt die Frucht nur im Keim in sich. So erhebt sich auch das geistliche Leben der Konfirmanden nicht über ein Keimleben. Die Früchte sollen nachkommen. Aber wie viele Blüten pflegen abzufallen, wie viele Hoffnungen werden vereitelt, wie viele Erwartungen bleiben unerfüllt! Nicht als ob mit der Konfirmation Empfänglichkeit und Gewissenhaftigkeit verloren ginge. Nein, gar häufig wirft diese Handlung ihre Strahlen auch auf die Folgezeit. Aber wenn Jahre vorüber gegangen sind, stellt sich nur zu früh ein geistlicher Winter ein, dessen Frost verheerend auf alle früheren gesegneten Eindrücke wirkt. Das rührt zum großen Teil von den mancherlei Schwierigkeiten her, die alsbald nach der Konfirmation sich einstellen, und gegen welche der Seelsorger zum Teil ganz machtlos ist, um nur an das Wegziehen der Pfleglinge in andere Gegenden zu erinnern. Aber rechte Seelsorge ermüdet nie. Sie wirft fort und fort das Netz aus, um die männliche Jugend in Gesellen- und Jünglingsvereinen zu sammeln und um die Jungfrauen in Dienstboten-, Missions- und Näh-Vereinen zu bewahren.

Noch kennt die Seelsorge einen Anlaß, um ihren Einfluß geltend zu machen, gesetzt auch die Betreffenden wären jahrelang der Kirche völlig entfremdet: wir meinen die Trauung. Hier wird ihr Gelegenheit gegeben, Seelen sich zu nähern, deren Empfänglichkeit zuweilen an die Tage der Konfirmation erinnert. Da gilt es „ein persönliches Vertrauensverhältnis zu begründen, das für alle weiteren Erfahrungen des Haus- und Familienlebens den Seelsorger als nächsten Freund und Ratgeber suchen und finden lehrt" (v. Zezschwitz, „System der praktischen Theologie", S. 547).

Fern aber sei die Meinung, als ob die Seelsorge ausschließlich zu lehren hätte, als ob ihre Thätigkeit damit erschöpft wäre. Der Seelsorger hat bald

zu lehren, bald zu mahnen, hier zu trösten, dort zu rügen. Die Pastoraltheologen versuchen deshalb, gewisse Kategorien aufzustellen, um in dieselben die verschiedenen poimenischen Thätigkeiten einzureihen. Nitzsch, wohl der eigentliche Begründer der Pastoraltheologie, unterscheidet seelsorgerliche und didaktische Orthotomie und betrachtet daneben die paraklетische und pädeutische Seelsorge. v. Zezschwitz redet von der prophylaktischen, von der progressiven, von der disciplinar-rekonciliatorischen Seelsorge. Wenn wir im Nachfolgenden den Versuch einer gesonderten Klassificierung wagen, so geschieht es nicht in dem Sinne, als ob jedes Einzelgebiet streng von dem anderen zu unterscheiden wäre. Die Übergänge von einem zum anderen sind oft genug fließend. In anderen Fällen vereinigen sich zwei miteinander. Nichtsdestoweniger ziehen wir zur genaueren Orientierung eine Dreiteilung vor, und sagen: die Seelsorge hat es zu thun: 1. mit dem Lehren; 2. mit dem Trösten; 3. mit dem Strafen.

A. Das lehrhafte Moment.

„Recht zu teilen das Wort der Wahrheit" verlangt Paulus von Timotheus (2 Tim. 2, 15), d. h. je nach Bedürfnis, Empfangsfähigkeit und Verlangen soll dem Einzelnen das Gotteswort, die *διδασκαλία ὑγιαίνουσα* (1 Tim. 1, 10; 6, 3; 2 Tim. 4, 3; Tit. 1, 9; 2, 1) nahe gebracht werden. Trotz fortgesetzter Veränderung der menschlichen Zustände bleibt das Menschenherz an und für sich doch immer das gleiche. „Davids Bitten und Seufzer, Assaphs Überführung, Bekenntnisse der Heiligen, Jüngerfragen und Christusworte, apostolische oder prophetische Aussprüche haben daher eine ihnen eingeborene und unmeßbar große Anwendbarkeit und Bezüglichkeit, da sie sich alle aus dem Leben für das Leben ergeben haben, und es kommt nur eben auf das Maß von Schriftgedächtnis und Schrifterfahrung und auf das divinatorische Mitgefühl mit dem vorliegenden Bedürfnisse, welches dem Seelsorger beiwohnt, an, um den Incidenzpunkt zu treffen, auf welchem jedesmal das Wort Gottes auf seinen Empfänger und dieser auf jenes wartet" (Nitzsch, „Praktische Theologie", III, 162). Nun giebt es ja freilich zahllose verschiedene Seelenzustände und Gemütsverfassungen. Kein Individuum gleicht dem andern. Jedes birgt für sich eine kleine Welt in sich. Dennoch kann man von einer dreifachen Stellung zum Wort der Wahrheit reden (ähnlich Kübel, a. a. O., S. 80). Es giebt Menschen, die der Wahrheit völlig entfremdet sind, solche, die auf dem Weg zur Wahrheit, und solche die im Besitz der Wahrheit sind.

Freigeister nennen sich jene, welche sich darauf etwas zugute thun, daß sie längst schon mit allem, was Religion heißt, gebrochen und alle Bande der Sittlichkeit abgestreift haben. Sie pflegen jeden Anlaß zu benutzen, um mit frivolem Spott über christliche Heilswahrheiten herzufallen. Ihnen gegenüber empfiehlt sich für den Seelsorger nur ein doppeltes Verfahren. Entweder er entfernt sich schweigend, um dadurch gegen den Spötter zu zeugen. Oder, was noch besser ist: Er läßt, vorausgesetzt daß er genügend Geist und Geistes-

gegewart besitzt, mit kurzem, schlagendem Wort, wär's auch in sarkastischer Form, die Angreifer die Hohlheit ihres Geredes zu fühlen, daß sie schweigen müssen (ἐπιστομίζειν Tit. 1, 11). Nur verletze er auch in der Form nicht den notwendigen sittlichen Ernst. Seine sittliche Entrüstung mußte für alle durchzufühlen sein. Das Ungeschickteste ist es, in solchen Fällen in langen Disput sich einzulassen. Mit Recht warnen die Proverbien (9, 7. 8) vor den Spöttern.

Doch nicht jeder Freigeist ist ein Spötter. Wie viele sind gerade in unseren Tagen durch Studium (der Medicin, Naturwissenschaft, Philosophie) oder durch die geistige und sittliche Atmosphäre ihrer Umgebung zum Unglauben geführt worden. Man bildet sich ein, seine Weltanschauung auf dem Wege der Erfahrung sich erworben zu haben. Man ist stolz darauf, sein eigenes System zu besitzen. Sieht man sich dieses System etwas näher an, so staunt man über dieses unzusammenhängende Gemengsel willkürlicher Annahmen und Behauptungen, Phrasen und Sentenzen, die aus allen möglichen Büchern zusammengetragen sind und ebenso sehr alles sittlichen wie wissenschaftlichen Gehaltes entbehren (vgl. Vinet, „Pastoraltheologie", S. 226). Auch hier werden gelehrte Erörterungen meist fruchtlos verhallen. Wirksamer ist die ethisch - psychologische oder genauer isagogische, einwärts leitende, ins Herz und Gewissen führende Methode, weiter ausgeführt bei Christlieb, „Die besten Methoden der Bekämpfung des modernen Unglaubens", S. 10. 2c. Man stelle den Unglauben als „recht schwere sittliche Krankheit" dar. Kein Mensch irrt ohne alle Schuld. Der Unglaube liegt viel mehr im Willen als in der Erkenntnis. Man wecke das schlafende Gewissen auf. Bei Gebildeten mag man immerhin den Beweis dafür führen, wie wenig Glauben und Wissen einander entgegengesetzt seien, und daß der Christenglaube allein imstande sei, die tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens zu befriedigen (vgl. Christlieb, a. a. O., S. 11, 12; Harnack, a. a. O., II, 453 f.). Auch hüte man sich, den Ungläubigen nach den ersten Versuch aufzugeben. „Deshalb, weil jemand die Wahrheit nicht gleich beim erstenmal annimmt, ist er noch nicht verloren" (Beecher, „Vorträge über das Predigtamt", S. 49).

In der Regel ist mit dem Unglauben ein gewisser Trotz, Eigensinn und Eigenwille verbunden. Das ist die natürliche Folge der ihm selber wohlbewußten Schwäche. Man sträubt sich gegen die Überführung und „möchte gern, daß die Wahrheit nicht wahr wäre". So gerät der Ungläubige, der es versäumt, dem Glauben sich zuzuwenden, dem Aberglauben in die Arme. Irgendeinen Glauben muß jeder denkende Mensch haben. Glaubt einer nicht an Gott, so glaubt er an den Teufel. Der Spiritismus der Gegenwart giebt den besten Beweis dafür. Den Geist hat man geleugnet. Geister und Gespenster hat man dafür eingetauscht. Hier gilt es für den Seelsorger, mit Vorsicht und Weisheit vorzugehen, „um nicht durch übereilte Zerstörung des Aberglaubens die Kerne desselben, welche christlicher Glaube sind, zu zerstören" (Vilmar). Insbesondere wäre es verfehlt, das Dasein eines dämonischen Reichs bestreiten zu wollen, anstatt jene Vorstellungen vom Sein und Ein-

wirken dieses Reiches zu beseitigen, welche mit der Bibel nicht übereinstimmen. Wie aber das Thörichte, so soll auch „das Sündliche des Aberglaubens dargestellt werden, der einen irdischen Sinn verrät, den Mangel des Vertrauens auf Gott weist und dem schuldigen Gehorsam gegenüber der von Gott getroffenen Ordnung der Natur und des Heils widerspricht" (Otto, „Ev. praktische Theologie", I, 434). Wer dem Aberglauben sich hingiebt, kommt nur zu leicht in die Gefahr, von seinen Reizen, Kräften und Geheimnissen sich so sehr umstricken zu lassen, daß Leib und Seele darüber ins Verderben stürzt (Apg, 19 13. 19; Jud. 10; Offb. 2, 24; 1 Sam. 28; vgl. Nitzsch, a. a. O., III, 270—275). (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Ketzerprozeß gegen Henry P. Smith in Cincinnati ist Mittwoch den 14. Dezember in erster Instanz so beendigt worden, wie nach dem vorgängigen Verhalten des betreffenden kirchlichen Gerichtes zu erwarten war. Die erste der Anklagen, daß nämlich Rev. H. Smith behauptet habe, ein Prediger könne von den Fundamentallehren seiner Kirche abweichen und dennoch im Amte bleiben, wurde fallen gelassen; wahrscheinlich war der Beweis nicht aufzutreiben.

Klagepunkt zwei und drei konnten natürlich im strengen Sinn des Wortes auch nicht bewiesen werden, denn wenn auch der Angeklagte, die ihm zur Last gelegten Behauptungen wirklich gemacht hat, so bleibt eben immer noch die Frage offen, wer eigentlich auf dem Standpunkt der „Kirche" stehe, der Angeklagte oder die Ankläger, oder möglicherweise keiner von allen. Wer natürlich der Behauptung der Ankläger, daß ihre Ansichten identisch mit denen der Kirche seien, glaubt, der glaubt auch, daß der Angeklagte schuldig ist; wer es aber nicht glaubt, der wird eben nach Beweisen fragen. Die nächste Folge des Urteilsspruches ist, daß Dr. Smith vorläufig nicht mehr als Pastor fungieren kann; seine Stellung als Professor am Lane Seminar wird nicht direkt dadurch berührt, ebensowenig ist er von der Mitgliedschaft der Presbyterianerkirche ausgeschlossen. Da ein Professor an dem dortigen Seminar nicht gerade ein Geistlicher sein muß, sondern es als genügend angesehen wird, wenn er ein „gutstehendes Glied" der „Kirche" ist, so müßte man Dr. Smith auch noch aus der Kirche ausstoßen, um ihn auf diesem Weg zu beseitigen.

Über die Stellung eines Lehrers an jenem Seminar haben die Trustees die direkte Verfügung und es ist sehr wohl möglich, daß sich dieselben ähnlich stellen, wie die Trustees des Union Seminars in der Anklage gegen Dr. Briggs.

Beide Teile haben gegen den Spruch des Presbyteriums von Cincinnati Berufung an die presbyter. Synode von Ohio eingelegt. Der Verfolgungsausschuß, weil Smith nicht in allen Punkten schuldig befunden und der Verurteilte, weil er nicht von allen Anklagen freigesprochen war. Die betreffende Synodalversammlung findet erst im Oktober statt und es wird wahrscheinlich von beiden Teilen in der Zwischenzeit das Möglichste gethan werden, um sich einem möglichst großen Einfluß bei derselben zu sichern.

Überhaupt scheint dem Presbyterianertum aus diesem Prozesse wenig Heil zu erwachsen. Erstlich einmal lassen sich die streitigen Fragen nicht direkt nach der Westminsterkonfession oder nach irgend einer theologischen Bekenntnisschrift der Reformationszeit erledigen. Sie lagen in jener Zeit entweder noch gar nicht, oder in einer Form vor, die von ihrer heutigen Gestalt ganz verschieden ist. So muß man denn durch Auslegung der Bekenntnisformeln den Streit zu entscheiden suchen. Da wird nun eben nach zwei Seiten hin ausgelegt. So lange jeder Teil dem andern wirklich traut, thut das keinen Schaden; denn schließlich kann nur die Wahrheit sich dauernd

erhalten. Sobald aber ein Teil zur Gewalt greift, weil er sie gerade hat, oder zur Hinterlist, weil er die Gewalt haben möchte, so wird der Streit verderblich für die Personen, welche keine äußere Gewalt haben und für die angeblichen Wahrheiten, welche sich ohne äußere Gewalt nicht behaupten können. Das ist ein Lebensgesetz der geistigen Welt, das der Mensch ebensowenig aufheben kann, als irgend ein Naturgesetz. Das werden auch die streitenden Presbyterianer erfahren. Was die Art der Führung des Prozesses gegen Dr. Smith betrifft, so ist selbst die Ref. Kztg., die zwar die Theorien der Ankläger teilt, mit ihrer Praxis nicht einverstanden.

Der leidenschaftlichste Ankläger war Dr. McGibbin. Von demselben wird berichtet, daß er den vor der Versammlung gesprochenen Worten des Dr. Smith eine solche Auslegung gab, daß daß er sofort vom Vorsitzenden wegen Verdrehung der Worte des Angeklagten zur Ordnung gerufen wurde. Ebenso wurde Dr. McGibbin von einem Ältesten Namens Fulton beschuldigt, daß er Drohungen gegen Dr. Smith laut werden lasse. Auch beim Bericht über die Rede des Rev. Lowe meint die Ref. Kztg.: „Es scheint sich überhaupt weniger um die Frage zu handeln: Hat der Angeklagte recht oder unrecht als um die Frage: „Stimmen seine Ansichten mit unserer [nämlich des Prosekutionsausschusses] Auslegung der Bibel und des Bekenntnisses überein oder nicht?“

Von einer Rede des Dr. McGibbin wird gesagt: „Dr. McGibbin redet mit großer Leidenschaftlichkeit. Er läßt je und je seine Stimme so dröhnend erschallen, daß man unwillkürlich schmerzlich zusammenzuckt. Noch schmerzlicher berührt es, wenn er anstatt sich auf eine sachliche Widerlegung einzulassen, die Gefühle seiner Zuhörer mächtig gegen den Angeklagten aufzuregen sucht.“

Derselbe Berichterstatter, der sich an einer andern Stelle ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er mit Dr. Smith in allen Punkten übereinstimme, macht folgende Bemerkung, mit der wir unsern Bericht abbrechen wollen: „Wie gewöhnlich ging der Morgensitzung eine halbstündige Gebetsandacht voraus. Bei dieser Andacht pflegen verhältnismäßig wenig Glieder des Presbyteriums zugegen zu sein. Aktiv beteiligten sich an den Gebeten mit geringer Ausnahme nur die auf seiten der Anklage stehenden. Und in der That, wenn man hört, wie in den Gebeten selber dem lieben Gott allerlei Argumente gegen Prof. Smith an die Hand gegeben werden, kann man es den Freunden des letzteren kaum verargen, daß sie sich nicht sehr erbaut fühlen mögen.“

Von der Bischofskonferenz in Baltimore ist schließlich doch mehr an die Öffentlichkeit gedrungen, als den Herren Bischöfen und dem päpstlichen Legaten lieb war, nämlich der Wortlaut der Ansprache des Legaten Satolli. Nach demselben scheint es dem Bischof Ireland gelungen zu sein, den heil. Vater in Rom für seine Pläne zu gewinnen. Wenn das wahr ist, dann wurzelt das Faribault-System keineswegs im amerikanischen Patriotismus, sondern dieser soll nur den Aushängeschild bilden, um das amerikanische Volk auf den römischen Boden zu verlocken und ihm die römische Ware unter amerikanischer Handelsmarke zu verkaufen. Daß Leo XIII. an Amerika dasselbe Interesse nimmt, wie an allen Ländern ist freilich richtig; es ist nur sein eigenes Interesse, das er seiner berühmten Klugheit entsprechend auf verschiedene Weise verfolgt. In Preußen kann man, auf die Centrumsstimmen gestützt, fordern; da thut man es. Hierzulande geht das nicht; da kommt man in der gefälligsten Weise entgegen, bis man einmal stark genug ist, um anders auftreten zu können.

Zugleich soll der Papst mit wenig Vergnügen bemerkt haben, daß der amerikanische Episkopat viel unabhängiger denkt und handelt, als es der unter der unfehlbaren Leitung des römischen Pontifex stehenden Geistlichkeit geziemt. Die Priester sind ihrerseits wieder um so abhängiger von den Bischöfen, je unabhängiger diese vom Papste sind. In der Mission Satollis soll nun auch der Auftrag miteingeschlossen sein, die Priester etwas unabhängiger von den Bischöfen, diese dagegen etwas fügsamer dem Papste gegenüber zu machen. Obs wahr ist, läßt sich nicht so ganz bestimmt behaupten; unmöglich ist's jedenfalls nicht. Soviel wird von verschiedenen Blättern berichtet, daß manche

den Legaten nicht allzugerne gesehen hätten, und daß der Papst sich ungehalten darüber geäußert habe, daß man seinem Legaten sich nicht ebenso gefügt habe, als ob er der Papst selbst gewesen wäre.

Ein Bericht über die Lutherfeier in Wittenberg war aus der Dezember-Nummer der Theol. Zeitschrift wegen Raummangels verdrängt worden. Die äußere Gestaltung der Festfeier ist von weniger Interesse als die Bedeutung, welche sie wirklich hat, und die Bedeutung, welche man ihr zu geben versucht. Das erste, nämlich die wirkliche Bedeutung der Feier ist ziemlich rätselhaft. Nicht etwa, daß wir damit sagen wollten, daß die Worte des deutschen Kaisers nicht aufrichtig gemeint seien, wenn er sagt: „Die erneute Schloßkirche soll uns nicht nur ein Zeichen der Erinnerung an vergangene Zeiten sein, sondern sie ist und bleibt eine ernste Mahnung für Gegenwart und Zukunft, denn sie ist uns der beredte Ausdruck des Segens, den Gott uns durch die evangelische Kirche geschenkt hat und täglich aufs Neue darreicht; diesen Segen nicht verkümmern zu lassen, ihn dankbaren, gläubigen Herzens zu bewahren und zu pflegen ist unsere Aufgabe.“ Jeder evangelische Christ wird dem zustimmen und von dem deutschen Kaiser weder eine Brandrede gegen die römische Kirche noch eine Drohung gegen den römischen Papst verlangen. Wenn dann noch außerdem die Toleranz der evangelischen Christen ausdrücklich hervorgehoben wird, die zwar ihres Glaubens leben aber Niemanden zu ihrem Glauben zwingen wollten, so hätte man am Vatikan mehr als anderswo Ursache gehabt zufrieden zu sein; umsomehr da das thatsächliche Entgegenkommen der Kurie gegenüber soweit geht, daß die evangelischen Christen Deutschlands gewiß manchmal fragen müssen, ob sie nur noch der duldende und geduldete Teil seien, und ob wohl Luther seine Schriften heutzutage innerhalb des deutschen Reiches veröffentlichen könnte, auch wenn er seine Sprache den veränderten Zeit- und Bildungsverhältnissen anpassen würde?

Statt Zufriedenheit hat sich aber im Vatikan Unwille gezeigt. Die Voce della Verita will dem deutschen Kaiser nicht einmal mehr gestatten, zu sagen, daß er evangelisch ist; er habe einen Rebellen und Deserteur verherrlicht; die Wittenberger Feier sei eine Feier zum Preise der Revolution und die Teilnahme an ihr sei um so weniger angemessen, als der heutige revolutionäre Sozialismus (mit dem übrigens die Ultramontanen manchmal recht gerne gemeinsame Sache machen, d. R.) im wesentlichen nichts anderes sei, als die Bethätigung des Geistes den die Revolution Luthers in Deutschland verbreitet habe. Den Katholiken wird zugerufen, daß sie die Auslassungen des Kaisers nicht gleichgültig hinnehmen dürften; zum Glück stehe heute der Papst als Triumphator da, und die römische Kirche sei mächtiger als je, während der Protestantismus längst gestorben sei.

Eine andere ultramontane Zeitung nennt die Worte des Kaisers über Toleranz „eine Phrase um die Katholiken einzuschläfern.“

Das sind Bedeutungen, die man der Feier römischerseits giebt. Die nicht-römischen Stimmen dagegen sind sehr geteilt. Die einen schreiben der Feier die Bedeutung eines nationalen Ereignisses zu; es heißt da u. a.: „Indem der Kaiser das Andenken Luthers ehrte, war er nur der Dolmetscher der Gefühle des größeren Teiles des deutschen Volkes, welches in der Reformation das bedeutenste und an glücklichen Folgen reichste Ereignis seiner Geschichte erblickt, den Grundstein, auf welchem die Civilisation des heutigen Deutschlands ruht, und in Luther nicht allein einen der großen Bahnbrecher des menschlichen Geistes, sondern auch den Mann sieht, in welchem sich vielleicht am vollkommensten die Tugenden und der ganze Charakter des deutschen Volkes verkörpern.“

Innerhalb Deutschlands sieht man die Sache weniger aus der Ferne und meint das Ganze sei „lediglich eine wohlgemeinte Demonstration.“ Ein anderes Blatt sagt schüchtern: „Aber daß wir im evangelischen Deutschland noch deutsch und evangelisch fühlen und solches auch laut bekennen, und daß wir gegen eine Imparität, die den Wolf gegen das Lamm schützt, entrüstet protestieren, das wird man uns gütigst noch erlauben müssen. Wolle Gottes Gnade, die uns das Fest schenkte, nur geben, daß den Worten die Thaten kräftig folgen! Wir können uns in dieser Beziehung einer gewissen Bangigkeit noch nicht erwehren.“

In Deutschland sind gegenwärtig alle kirchlichen Blätter voll von dem Streit über das Apostolikum. Derselbe hat den vorher geführten Streit um die Inspiration rasch, wenn auch resultatlos verschwinden lassen. Wir werden hoffentlich in einer späteren Nummer Raum finden, darüber näher zu berichten. Der Streit über das Apostolikum hat wohl seinen Höhepunkt bereits hinter sich und die hochgehenden Wogen werden sich unter dem Öl, welches der preußische Oberkirchenrat darauf gegossen hat, bald glätten. So lang der Staat die Mutterpflicht übt „und sorgt, daß nie Kette bricht und daß der Reif nicht springet" muß man sich schließlich wohl oder übel vertragen. Den Austritt aus der Landeskirche könnte wahrscheinlich weder die eine noch die andere Partei aushalten. Es sind eben die Parteien, die mit einander kämpfen und es ist die sehr hoch getriebene Parteispannung, die dem Streit solche Dimensionen gegeben hat. Es geht uns deshalb ähnlich wie unsern Kollegen im missourischen Lager, wir halten von dem Streit nicht allzuviel.

Der fernere Anlaß zu dem Streit war die Absetzung eines würtembergischen Pfarrers, Schrempf, der zunächst seinem Konsistorium erst Mitteilungen von den Gewissensbedenken machte, die er gegen den liturgischen Gebrauch des Apostolikums habe, da er selbst zwar an Christum glaube, aber nicht allen Sätzen des Apostolikums rückhaltslos zustimmen könne. Das Konsistorium war nun nicht in der Lage, der Sache in der Weise abzuhelfen, daß es den Gebrauch des Apostolikums in das Belieben jedes einzelnen Geistlichen stellen konnte, und so kam Pfarrer Schrempf zu dem Entschlusse, den liturgischen Gebrauch des Apostolikums auf eigene Verantwortung hin zu unterlassen, was denn schließlich seine Absetzung zur Folge hatte. Das hat nun zwar zu allerlei Erörterungen von beiden Seiten geführt, aber der Streit brach erst recht dadurch aus, daß eine Anzahl Studenten der Theologie in Berlin auf den Gedanken kamen, an den Oberkirchenrat eine Petition zu richten, um Abschaffung des liturgischen Gebrauches des Apostolikums. Vorsichtigerweise aber hielt man es für gut, erst einen der theologischen Professoren, und zwar Dr. Harnack um Rat zu fragen. Der gab ihnen ganz natürlich den Rat, von einem derartigen den Studierenden noch gar nicht zustehenden Unternehmen abzusehen. Wäre er nun dabei stehen geblieben, so hätte man ihm wohl nichts weiter anhaben können. Er ließ sich aber dann noch in eine weitere Auseinandersetzung über das Apostolikum ein, in welcher unter anderm auch der Satz sich fand: „daß ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müsse."

Damit war allerdings Harnack in eine sehr angreifbare Position hineingeraten. Nimmt man den Satz wie er dasteht, so kann man auf den Gedanken kommen, als sei der Widerspruch gegen das Apostolikum an sich schon das Zeichen des Gereiftseins im Christentum. Da hört nun freilich alles auf und es ist kein Wunder, wenn der Proteste nicht wenige kamen, und wenn sich mancher nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet fühlte, gegen ein Christentum, das schließlich auf Leugnung des Apostolikums hinauszulaufen scheint, Front zu machen. Sogar bis zu geharnischten Sonetten gegen Harnack wurden manche fortgerissen.

Es konnte, so wie die Dinge liegen, nicht fehlen, daß der Kampf nicht bloß auf die einzelnen Punkte, welche Harnack namhaft macht, beschränkt blieb. Er nennt außer der Gemeinschaft der Heiligen noch die Auferstehung des Fleisches (unsere Synode hat in ihrer Agende und in ihrem Katechismus an die Stelle des Wortes Fleisch das Wort Leib gesetzt) und das „Empfangen vom heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria". Der Kampf ist vielmehr auf der ganzen Linie aufgenommen worden und er hat sich auch bald von seinem ursprünglichen Boden entfernt und ist zum Kampf wider die Ritschlsche Theologenschule geworden. „Das Nützliche daran — (nämlich an dem Streit) sagt die D. E. Kztg. — ist die Beleuchtung, welche die Ritschlsche Theologie dadurch erfährt." Es wird also höchstwahrscheinlich der Streit auf das alte Gebiet des theologischen und kirchlichen Parteikampfes zurückverlegt und da in gewohnter Weise weiter geführt werden. Es ist das um so wahrscheinlicher, als der preußische und der

badische Oberkirchenrat erklärt haben, daß an dem Bekenntnisstand der Kirche nicht geändert werden dürfte. Ein näheres Eingehen auf diese Dokumente ist jedoch in dieser Nummer nicht mehr möglich.

Der englische Kirchenkongreß, welcher vom 3. bis 8. Oktober v. J. in Folkestone stattfand, hatte einerseits von der Ungunst der Witterung zu leiden, andererseits unter der Abneigung eines ziemlichen Teiles der Bevölkerung gegen alles hochkirchliche und des Papismus verdächtige Wesen. Das erstere war um so empfindlicher, als die für den Kongreß erbaute temporäre Halle sich keineswegs als regendicht erwies und das Geräusch des Regens auf dem Dache oft lauter und immer deutlicher vernommen wurde, als die Worte der Redner unter demselben. Das zweite drückte sich in einer Gegenprozession aus und in einer Gegenfeier, die während des Eröffnungsgottesdienstes stattfand. Der Gegenprozession, welche gleich hinter dem Festzug zum Eröffnungsgottesdienst folgte, wurde ein großes Banner vorangetragen mit dem Bilde von zwei Männern auf einem Scheiterhaufen und der Umschrift: „Protestanten, denkt an die Feuer von Smithfield und erhebt eure Stimme gegen Papisten und Pfaffenlist."

Die gewöhnliche Begrüßung durch eine Deputation nonkonformistischer Prediger soll diesmal mehr als eine bloße Auswechselung von Höflichkeitsphrasen gewesen sein.

Aus dem Programm heben wir zunächst das heraus, daß man sich mit dem „Verhältnis zwischen der Autorität der Bibel und der Kirche" beschäftigte. Die Frage gestaltete sich für die hochkirchlichen Anschauungen sehr einfach. Die Autorität der Bibel und die Autorität der Kirche seien ursprünglich gleich. Sämtliche Briefe des Neuen Testaments (die Evangelien, scheint es, wurden nicht weiter berührt) sind an solche gerichtet, bei denen christliche Erkenntnis, durch mündliche Belehrung vermittelt, bereits vorausgesetzt wird; darum werde in keinem derselben eine bestimmte Lehre vollständig behandelt, sondern es handle sich überall darum, vernachlässigte oder vergessene Wahrheiten in erneute Erinnerung zu bringen. Aus der Nichterwähnung dieser oder jener Lehre im Neuen Testament dürften deßhalb keine Schlüsse gezogen werden. Überhaupt könne die Bibel nicht als Vermittlerin der christlichen Wahrheiten in erster Linie angesehen werden; sie diene vielmehr als Stütze des mündlich gelehrten Glaubens, wie er ein für allemal den Heiligen überliefert sei. Die Auslegerin der Bibel aber sei „die Kirche"; natürlich die anglikanische kraft apostolischer Succession. Einfacher und bequemer kann man sich die Sache sicher nicht machen.

Auch die Damen kamen zu ihrem Recht. Sie hielten unter dem Vorsitz der Gemahlin des Erzbischofs von Canterbury eine besondere Versammlung ab, bei welcher Lady Cavendish über die Mäßigkeitsfrage unter den Frauen sprach. Ob die Trunksucht und Morphiumsucht unter dem weiblichen Geschlecht bei den höhern Ständen Englands wirklich so verbreitet ist, als es nach den Mitteilungen dieser Dame zu sein scheint, läßt sich natürlich nicht so bestimmt sagen, daß sie aber in bedenklichem Maße vorhanden ist, wurde nicht geleugnet.

Für Spurgeon ist ein Nachfolger immer noch nicht gefunden worden. Die Church Times schreibt über diese Angelegenheit: Auf die Autokratie des verstorbenen Spurgeon im Tabernakel ist, wie das häufig bei Autokratien geschieht, Anarchie gefolgt. Solange er lebte, hielt er durch seinen festen Willen seine Anhänger wenigstens in äußerlicher Übereinstimmung mit den Grundsätzen der baptistischen Sekte, als deren letzten und einzigen Vertreter er sich betrachtete. Die Wahl seines Nachfolgers ruft in seiner Gemeinde große Bewegung hervor. Eine Partei wünscht die Ernennung des Dr. Pierson, der überhaupt kein Baptist, ja, wie versichert wird, nicht einmal getauft ist (?). Dr. Pierson's oratorische Gaben genügen in den Augen dieser Leute, um diesen doppelten Mangel aufzuwiegen. Der Streit in der Tabernakel-Gemeinde illustriert in vorzüglicher Weise die Unfähigkeit großer Körperschaften zur Predigerwahl. Sollte die genannte Partei ihren Willen durchsetzen, so würde der Charakter, welchen Spurgeon seinem Tabernakel aufgeprägt hat, gänzlich verändert werden.

Eine originelle Konferenz war diejenige, welche von Gliedern verschiedener englischer Kirchen in — Grindelwald abgehalten wurde. Es war das eine sonderbare, aber echt englische Idee auf dem auch kirchlich neutralen Boden der Schweiz sich zu besprechen, um zu sehen, ob man nicht einer Verständigung näher kommen könne. Es waren vorzugsweise die Methodisten, welche dem Projekte ihre Teilnahme entgegenbrachten und mit der anglikanischen Kirche in nähere Berührung zu kommen suchten. Diese Konferenzen wurden in verschiedenen Serien abgehalten, da man voraussah, daß die verfügbaren Hotels nicht reichen würden, um alle Teilnehmer zu beherbergen. Schon im Juli trafen solche englische Karawanen dort ein, und die Besprechungen, für welche die Dorfkirche eingeräumt wurde, nahmen ihren Anfang. Die Absicht ging von Anfang an dahin, nicht bloß eine persönliche Annäherung von Mitgliedern verschiedener Kirchen zu Wege zu bringen, was durch die „Evangelische Allianz" längst erreicht wurde, sondern eine Annäherung und gegenseitige Anerkennung der Kirchen selbst. Bedeutende Vertreter der letzteren, darunter mehrere Bischöfe, fanden sich ein, und, soviel man hörte, herrschte ein überaus brüderlicher Ton, und das Verlangen nach Einigkeit und dem Aufhören der Spaltungen und Zerklüftungen fand oft einen herzbewegenden Ausdruck. Allein in der kirchlichen Frage schien man zunächst nicht vorwärts zu kommen. Das Begehren eines Anglikaners, der die Dissenters unter Thränen bat, sie möchten sich doch von den englischen Bischöfen ordinieren lassen, damit die Hauptursache der Zertrennung aufhöre, zeigte nur die ganze Schwierigkeit der Sache, da jene sich natürlich nicht darauf einlassen konnten, ohne ihren Grundsätzen ganz untreu zu werden.

Allein zu Anfang September hatte die Sachlage sich gebessert. Selbst der furchtbare Dorfbrand, bei welchem infolge eines entsetzlichen Föhnsturmes gegen Ende August der größere Teil des Fleckens ein Raub der Flammen wurde, konnte die beharrlichen Engländer nicht abhalten, sich zwei Tage später wieder in Scharen in Grindelwald einzufinden. Auch der ehrwürdige Franzose Hyacinthe Loyson traf jetzt ein, um die Versammlung mit seiner ergreifenden Beredsamkeit für die ökumenische Kirche der Zukunft zu erwärmen und ihr nach Joh. 17, 20 f. ans Herz zu legen, die Welt könne nicht eher an die Sendung Christi glauben, als bis die Seinigen eins geworden seien. So einigte man sich denn auf vier Bedingungen hin, welche die Bischöflichen stellten: Sie erklärten, die Dissentergemeinschaften als ebenbürtige Kirchen anerkennen zu wollen, wenn dieselben zustimmten, 1. der Autorität der H. Schrift; 2. der Geltung der zwei Sakramente, Taufe und Abendmahl; 3. dem Episkopat als einer zwar nicht notwendigen, aber historisch gewordenen Einrichtung; 4. dem nicänischen Symbolum. Ein englisches Blatt meinte, vor kurzem noch hätten selbst die Rosse vor den bischöflichen Staatswagen sich hoch aufgebäumt, wenn von solchem Entgegenkommen die Rede gewesen wäre. Allerdings ist der dritte Punkt, die bloß historische Anerkennung des Episkopats noch etwas unklar. Auch versteht sich, daß diese Abmachungen keinerlei officielle Bedeutung haben, sondern nur die Bestimmung der Versammelten wieder geben, welche im voraus in irenischer Absicht hergekommen sind. Gleichwohl konnte man in diesen ernsten Bestrebungen so mancher hoch angesehener Kirchenmänner, zu einer brüderlichen Einigung zu gelangen, ein bedeutsames Zeichen der Zeit nicht verkennen.

Der internationale Altkatholikenkongreß tagte in **Luzern** vom 12.—15. September. Hier fanden sich Würdenträger aller möglichen „romfreien" katholischen Kirchen zusammen. Es erschien der Erzbischof von Patras, als Vertreter Griechenlands; der Beichtvater des Kaisers von Rußland Iwan Janischew und andere Russen; der Armenier Theodor Isaak, Professor in Jerusalem; Altkatholiken aus Frankreich, Italien, Oesterreich, Spanien, Irland, Haiti, der jansenistische Erzbischof Gul aus Utrecht, sowie der deutsche Bischof Reinkens mit manchen Landsleuten. Natürlich waren die schweizerischen Altkatholiken besonders zahlreich vorhanden; aber auch manche Protestanten hatten sich eingefunden, namentlich Engländer.

Eine der dort besprochenen und mit geringen Veränderungen angenommene These lautete: „Was für die Christen bindend ist, ist die Lehre Christi, nicht die theologischen

Spekulationen, aus welchen nur rein menschliche Meinungen hervorgehen können, welche frei sein müssen, nicht obligatorisch. Als Lehre Christi, und folglich als christliches Dogma anerkennen wir nur die Lehre, die als solche von der allgemeinen, beständigen und einmütigen Tradition aller Einzelkirchen übermittelt ist, in Übereinstimmung mit dem am 24. September 1889 von den holländischen, deutschen und schweizerischen Bischöfen in Utrecht unterzeichneten Briefe.

Am 5. September wurde auf dem Amtsgerichte in Landeshut eine Kirche nebst allem Zubehör, wie Orgel, Altar, Kanzel, Abendmahlsgefäße u. s. w. zwangsweise verkauft, nämlich die im Jahre 1852 erbaute Kirche der freireligiösen Gemeinde in Ober-Haselbach. Ein Mann, der die erste darauf ruhende Hypothek erworben, kaufte die Kirche nebst dazu gehörigem Pfarrhaus und Garten für 500 M. Die Gemeinde war schon seit längerer Zeit nicht mehr imstande gewesen, die Hypothekenzinsen aufzubringen. Außerdem war sie durch Tod und Rücktritt ihrer Mitglieder zur evangelischen Landeskirche schon seit längerer Zeit so gut wie nicht mehr vorhanden.

In dem atheistischen Paris steigt zur Zeit der Swedenborgianismus und der Buddhismus sehr im Ansehen. Einige hundert Swedenborgianer haben sich beim Pantheon eine Kapelle erbaut, wo ein Advokat allsonntäglich predigt. Auch verfügen sie über ein Journal, worin sie ihre Erfahrungen von der Geisterwelt mitteilen. Übrigens werden, wie man hört, nur die schlechten Geister der Menschen sichtbar, die guten bleiben unsichtbar; letztere sind, nebenbei bemerkt, verheirathet! Der Buddhismus soll bereits an 50,000 Anhänger zählen! Begründer ist der Orientalist de Rosny. Dieser Neu-Buddhismus verlangt Buße, Liebe zu allen Geschöpfen, auch den Tieren, die zu moralischen Wesen erhoben werden können und darum nicht getötet werden dürfen. Jeder äußerliche Kultus wird verschmäht, dagegen huldigt er sozialistischen Lehren. „Niemand darf mehr besitzen, als ihm nach seinem Arbeitsertrag zukommt.“ Ernst brauchen ja die überblasierten pariser Buddhisten mit einem solchen Satz nicht zu machen. Das Spielen mit diesen Theorien und die Einschleppung fremder heidnischer Religionen ist eines der vielen Zeichen des „Endes vom Jahrhunderts,“ das im Seine-Babel seine ungeheuerlichsten Früchte zeitigt.

Die englische Presse verbreitet einen Aufruf zur Sammlung von Geldmitteln behufs Ankaufs des angeblich echten Grabes Christi. 80,000 Mk. sind nötig für den Ankauf selbst, weitere 40,000 Mk. für gesetzliche Abgaben und Instandsetzung der Örtlichkeit. Der Grabraum mit verschiedenen kleineren Gemächern ist sehr geräumig, liegt nahe bei den Wällen der Stadt auf der Nordseite und unfern der Stätte, die mit ziemlicher Sicherheit als Golgatha bezeichnet wird. In der Nähe ist der Ort, wo vor einigen Jahren Überreste der Kapelle des Märtyrers Stephanus gefunden sind. Ob das Grab wirklich das echte Felsengrab in Joseph's Garten sei, ist natürlich nicht zu entscheiden. Gordon hielt es bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem dafür. Der Erzbischof von Canterbury und andere Würdenträger unterstützen den Aufruf.

☞ Die gegenwärtige Nummer der Zeitschrift wird wieder an alle Synodalpastoren — auch an die Nichtabonnenten als Probenummer — versandt. Da durch Zuweisung des ganzen Umfangs des Blattes an seinen ursprünglichen Zweck eine thatsächliche Vergrößerung desselben eingetreten ist, so läßt sich wohl mit Recht auch eine Vergrößerung der Abonnentenzahl erwarten.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. Februar 1893. Nro. 2.

Welche Berechtigung hat der Einfluß des Rationalismus auf das modern-christliche Denken.

(Von P. Th. Munzert.)

(Fortsetzung.)

Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in den Kämpfen mit dem Synkretismus, so entschieden ablehnend sich das strenge Luthertum dazu verhält, tritt eine Erweichung der konfessionellen Starrheit und Strammheit ein, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist durch Speners und Frankes Einfluß die Kraft der Orthodoxie bereits gebrochen. Die orthodoxen Heißsporne, wie ein Carpzov und Calov, geben nicht mehr den Ton an unter den lutherischen Theologen, sondern milder gesinnte, sich dem Pietismus zuneigende Männer, treten an ihre Stelle. Ein Hollaz läßt den Pietismus unangefochten. Buddeus vereinigt in seiner Person Orthodoxie und Pietismus, und selbst der eifrigste Bekämpfer des Pietismus, Val. Löscher, erkennt mit ihm die Belebung des Glaubens in der Kirche, die Besserung des Herzens und des Wandels an, billigt auch teilweise die dazu vom Pietismus angewandten Mittel, arbeitet so gut, wie er, für die Herzenstheologie und will wesentlich nur die Gefahren seines Lehrindifferentismus und seine Gleichgültigkeit gegen Kirche und Amt bekämpfen. Wie sehr berechtigt diese Bekämpfung der Einseitigkeiten des Pietismus war, das zeigt uns die sehr bald schon nach dem Tode Speners und Frankes eintretende Ausartung desselben.

Wie an die Fersen der Reformation sich ihr eigenes Zerrbild in allerlei Schwärmern und Ultras anhängt, so zeigt sich uns bei dem Pietismus dieselbe Erscheinung. Sammelte der Pietismus die Gläubigen und Erweckten zu kleinen Häuflein, die als ecclesiolae in ecclesia Herde des Lebens in der toten Masse und Weckstimmen für die Schlafenden sein sollten, so gingen aus derselben Anregung auch eine Menge Separatisten hervor, welche die Kirche für Babel, ihre Gnadenmittel für unrein und ihre Predigt für leeres Wortgeklingel und Heuchelei erklärten. Es treten erst eine ganze Reihe von Männern, meist aus den niederen Volksklassen auf, die da behaupten, inspiriert zu sein, so z. B. der Sporergeselle Johann Georg Rosenbach, der als Prophet auftritt, der Perrückenmacher Johann Tennhart von Nürnberg, der sich den „Kanzlisten der himmlischen Majestät“ nennt, der Schustergeselle Maximilian Dauth, der „auf den Befehl Gottes seine Donnerposaune“ her-

ausgiebt und „den Untergang des ganzen deutschen Reiches“ prophezeit; der Hirschwirt Joh. Trautwein in Stuttgart, der Träume und Offenbarungen vom neuen Jerusalem hat. Es bilden sich in der Wetterau ganze Gemeinden von Inspirierten unter der Führerschaft eines Pfarrer Gruber und des Hofsattlers Johann Rock. — Während das sittliche Leben der Separatisten, Inspirierten dieser Zeit im allgemeinen sich rein hielt, verirrten sich auch einzelne ihrer Gemeinschaften in den schändlichsten Unzuchtskultus, wie z. B. die Buttlarsche Rolle von Eva, von Buttlar gestiftet, die sich dem liederlichsten Leben und den schändlichsten Ausschweifungen ergaben, und die Sekte der Zioniten, von Elias Eller gegründet, der sich für Christum selbst ausgab und sein Weib, die er als ältliche, reiche Witwe geheiratet, für das Sonnenweib in der Offenbarung, für die Zionsmutter, während er aber bald mehr Gefallen an einer jungen, hübschen Dirne, Anna von Buchel, fand.

Wenn es nun auch diesen Zerrbildern des Pietismus gegenüber an echten Pietisten in dieser Zeit nicht fehlt (ich erinnere nur an Bengel, Crusius, Oetinger u. andere), so sind sie doch der herrschenden Zeitströmung gegenüber sowohl an Zahl, wie an Einfluß zu schwach, um der von ihnen vertretenen christlichen Frömmigkeit und Wissenschaft allgemeinen Eingang zu verschaffen. So hat darum schon gegen das Jahr 1730 der Pietismus im allgemeinen infolge seiner Ausartung aufgehört, Salz zu haben und darum auch ein Salz zu sein. Es treten aus seinen eigenen Reihen Männer auf, wie z. B. ein Conrad Dippel, ein Mann, „von dem,“ wie Hagenbach in seinen Vorlesungen sagt — „man überhaupt zweifelhaft sein kann, ob man ihn in die Klasse der Pietisten oder der Rationalisten, der Schwärmer oder der Spötter, der Mystiker oder der Aufklärer setzen soll, in dessen Seele Aberglaube und Unglaube, Leichtsinn und Verzweiflung, Verrücktheit und Genialität um Besitz ringen, und dem es doch auch an besserer Erkenntnis zuweilen und an Sehnen nach Wahrheit und Frieden nicht zu fehlen scheint.“ „Alle Sekten“ — sagt er in seiner Schrift „Ein Hirt und eine Herde“ — „taugen vor Gott nichts und eine so gut, wie die andere,“ und geht damit gegenüber den christlich-geschichtlichen Unterschieden auf das eine Gemeinsam-christliche zurück. In „Anfang, Mittel und Ende der Orthodoxie und Heterodoxie“ heißt es: „Diesen allein seligmachenden Glauben samt Christo können alle, für die Christus gestorben ist, Juden, Heiden und Türken haben, wiewohl sie von dem Verdienst Christi, von der Imputatio und den seligmachenden Meinungen des athanasianischen Symbols so wenig verstehen und wissen, als eine Kuh, alle, „die durch Geduld in guten Werken 2c.;“ alle Völker sind ja in dem Grundartikel der christlichen Wahrheit einig, welcher heißt: „Du sollst Gott, deinen Herrn 2c.“ Das ist nicht mehr Pietismus, sondern eher deistische Aufklärung.

In der That hat auch schon sehr frühe die deistische Freigeisterei und der französische Unglaube in Deutschland Eingang gefunden. Schon seit 1672 war Matthias Knutzen, ein fahrender Kandidat aus Holstein,

durch zahllos ausgestreute Traktätchen für Stiftung einer Freidenkersekte unter dem Namen der „Gewissener" thätig. Der christliche Koran sollte nur Lug und Trug enthalten, Vernunft und Gewissen die rechte Bibel sein; weder ein Gott, noch eine Hölle, noch ein Himmel existieren, Priester und Obrigkeit seien aus der Welt zu jagen. — Gegen das Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts ist ein Christian Thomasius besonders für die gebildet sein-wollende Bourgeoisie der Verkündiger einer Weltmannsphilosophie, der das Nützliche obenan steht, wozu er sich durch seine leichte, galante, an französischen Mustern gebildete Redeweise besonders eignet, und allem Pedantismus, Scholastizismus und beschränktem Wesen der gefährlichste Feind wird, und zur Ausfegung desselben, aber auch zur Einbürgerung eines freigeistigen Tons in der deutschen Litteratur mehr als irgend jemand beiträgt. Während ein Thomasius aber immer noch die „richtig ausgelegte" Schrift als unantastbare Autorität anerkennt und nur von der Orthodoxie nichts wissen will, und so sich sogar zum Verteidiger der Pietisten aufwirft gegen sie, geht ein Edelmann viel weiter, erklärt das Christentum für die unvernünftigste und absurdeste unter allen Religionen, die Kirchengeschichte für ein Konglomerat von Lüge, Unsittlichkeit, Heuchelei und Fanatismus, die Propheten und Apostel für Tollhäusler und läßt Christum nicht einmal als Vorbild und Lehrer gelten. Die Welt bedarf nur einer Erlösung, der vom Christentum. Vorsehung, Tugend und Unsterblichkeit sind die alleinigen Objekte der Religion. Während so der englische Deismus mit seiner scheinbaren Gründlichkeit bei den Gelehrten Eingang findet, wuchert das Gift des französischen Naturalismus in den höheren Ständen. Und Friedrich II. hat den traurigen Ruhm, unter dem schönen Namen der Toleranz der einflußreichste Beförderer dieses Geistes, mit Zurücksetzung echt deutschen Wesens gegenüber dem französischen esprit, zu sein, indem er sich mit Männern wie Voltaire, d'Argens, la Mettrie und anderen umgiebt und beeinflußen läßt.

Dennoch hat die deistische Aufklärung und der frivole französische Unglaube nur mehr die Oberfläche des deutschen Wesens berührt, gleichsam nur die Haut gestreift, während sich die tiefere Umgestaltung der Ideen von anderswoher und zwar aus dem Herzen des deutschen Volkes selbst vorbereitete. Es ist die Leibnitz-Wolffsche Philosophie, die nicht von ferne danach strebt, ein luftiges Kartenhaus an Stelle des ehrwürdigen Tempels der Kirche zu setzen, oder gar ein gottloses, leichtfertiges Leben mit philosophischen Scheingründen zu beschönigen, wie es die französischen Materialisten so trefflich verstanden, sondern die im Gegenteil mit ihrer Philosophie der Religion und Sittlichkeit gediegene Stützen geben will, die auf das deutsche Denken besonders einwirkt. Gerade damit aber, daß diese Philosophie der geoffenbarten Religion die natürliche Religion zur Seite stellt und erstere durch letztere, als die aus der Vernunft deduzierbare, zu stützen und anzudemonstrieren sucht, wobei sie zwar die logische Richtigkeit der biblischen Wahrheiten darthut, aber keine Einsicht in ihr Wesen und ihre Bedeutung zu geben

vermag, den Verstand zwar formal beschäftigt, den Geist aber unbefriedigt läßt, wird sie wider ihren Willen zu einer Vorläuferin des Rationalismus.

Während sich nun der Pietismus zunächst besonders in Joachim Lange gegen diese Philosophie auflehnt, und Wolf sogar des Atheismus und Fatalismus anklagt, ja es, nicht gerade auf ehrliche Weise, dahin zu bringen versteht bei Friedrich Wilhelm I., daß Wolf bei Strafe des Stranges gezwungen wird, binnen 48 Stunden Halle und „unsere übrigen Lande" zu räumen, gelingt es ihr dennoch, sich Eingang zu verschaffen. Wolf wird 17 Jahre später wieder von Fr. Wilhelm selbst zurückberufen und seinen ehemaligen Gegnern als Muster, an dem sie sich in ihrer Lehr- und Predigtweise bilden sollen, vorgehalten und sein Einzug in Halle gestaltet sich zu einem Triumphzug. So glänzend aber der Empfang Wolfs bei seiner Rückkehr war, er findet nicht mehr den Applaus, den er früher gefunden hatte. Er selbst sagt einige Jahre vor seinem Tode: „Ich muß mit Confucio klagen: doctrina mea contemnitur, kann aber nicht das abeamus hinc hinzusetzen, außer wenn mich Gott aus dieser Welt in eine andere abfordert, wo die Wahrheit herrscht." Der Zeitgeist hatte Konsequenzen aus seiner Lehre gezogen, vor denen er selbst erschrak. „Der Wolfianismus" — sagt Gaß — „hatte aufklärend und fruchtbar eingewirkt als eine Weltweisheit, welche Gott und Welt in ihrem Grundverhältnis verstehen lehrt, er führte der Kosmologie und Anthropologie neue Betrachtungen zu. Das Christentum verteidigen hieß, es in seiner vernünftigen Haltbarkeit begreifen und darlegen. — Mit dieser wissenschaftlichen Einwirkung verband sich eine ethische: die christliche Lebensansicht erheiterte sich, der Optimismus lichtete die Schatten, die auf der theologischen Beurteilung der irdischen Dinge gelegen hatten, und was der Optimismus beleuchtet hatte, lehrte der Satz von dem zureichenden Grund erklären und herleiten.

Drei Männer waren es besonders, die den Uebergang zum Rationalismus vermittelten, indem sie das Supranaturale und das Naturale, das Positive und das Rationelle, das Überlieferte und den Fortschritt auf eine Weise zu verbinden suchten, die auf die Dauer nicht bestehen konnte: Ernesti, Michaelis und Töllner. Ernesti, der zwar noch am Inspirationsbegriff und am kirchlichen Dogma festhält (wiewohl er es fast überall abschwächt), stellt als Grundsatz der Exegese die Forderung auf, daß die Auslegung der heiligen Schrift ganz in derselben Weise zu handhaben sei, wie die Auslegung eines Profanskribenten. Da es ihm aber vor allem an dem Bewußtsein, daß zu dem vollen und ganzen Verständnis eines Autors auch das gehört, daß der Ausleger von dem Geist des Autors in sich habe, fehlt, ist seine biblische Hermeneutik eine rationalistische.

Was Ernesti für das Neue Testament, das wurde der durch seine vielseitige Gelehrsamkeit und seinen weitreichenden Einfluß ausgezeichnete Joh. Dav. Michaelis für das Alte Testament. Er bekennt offen und ehrlich, von einem testimonium spiritus sancti internum nie etwas

verspürt zu haben und gründete seine Beweisführung für die Göttlichkeit der hl. Schrift allein auf äußere Zeugnisse: Wunder, Weissagungen, Authentie 2c., ein Spinngewebe, das der Rationalismus sehr bald mit leichter Mühe zerriß.

Johann Gottlieb Töllner, wiewohl an Bedeutung den beiden genannten nicht gleichkommend, verdient dennoch darum genannt zu werden, weil er dem Rationalismus auf dem Gebiete der Dogmatik die Thür öffnet, damit, daß er den Beweis zu liefern glaubt, daß Gott die Menschen bereits durch die Offenbarung der Natur zur Seligkeit führt, die Schriftoffenbarung dagegen nur als sicheres und vollkommenes Mittel dazu ansieht.

Hierher gehört wohl auch Lessing, insofern er ebenfalls eine Mittelstellung einnimmt und jedenfalls durch die Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente“ faktisch den Rationalismus befördert hat. Seine Grundidee ist: Gott ist Erzieher der Menschheit durch Offenbarung, deren Inhalt die Vernunftwahrheiten sind in der Form, in der sie von der jeweiligen Menschheit gefaßt werden können. Die Hauptsache der Offenbarung ist die innere Erweisung des Geistes am Menschen, der in seinem Gefühl sich der Kraft und den Gedanken Gottes hingebend, „glaubt“ oder „Religion hat.“ Je nach der Stufe, auf der die Menschen stehen, braucht Gott auch äußere Offenbarungen: Wunder, Weissagungen etc., um dieselben vom Äußern aufs Innere zu führen. So stehen die verschiedenen Religionen einesteils als Stufen, anderenteils aber—und diese Seite hebt Nathan hervor—nach ihrem innersten Kern, d. h. der Religion der Liebe, als gleichwertige, resp. nach ihren menschlichen Zuthaten, als gleich falsche Ausprägungen der einen Offenbarung da.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeichen der Zeit.

Referat von P. G. Niebuhr.

Die Frage nach den Zeichen der Zeit ist schon oft beantwortet worden. Die Vielfältigkeit und Verschiedenheit der Antworten kündigen wohl nicht nur das rege Interesse der Christenheit an dieser Frage an, sondern mögen auch zugleich Beweis sein von der mangelhaften Befriedigung, die sie im großen und ganzen gewährt haben. Wegen dieses Bedenkens wird der Referent keinen Versuch machen, sich auf neue Gesichtspunkte, welche möglicherweise von durchaus hypothetischer Natur sind, einzulassen; vielmehr liegt ihm daran, die allgemeinen Gesichtspunkte, welche sich jedem, in der heil. Schrift und der Geschichte einigermaßen bewanderten Christen darbieten, für das praktisch-christliche Leben fruchtbar zu machen. Zu diesem Zwecke zerlegen wir die Frage nach den Zeichen der Zeit in folgender Weise:

1) Inwieweit ist die Beantwortung dieser Frage auf Grund und nach Analogie der Schrift sowohl notwendig, wie möglich?

2) Welches sind die Zeichen der Zeit gegenüber der Vergangenheit und der Zukunft des Reiches Gottes?

3) Welche Gabe und besonders Aufgabe erwächst der Christenheit aus der Erkenntnis der Zeichen der Zeit?

I.

Inwieweit ist die Beantwortung dieser Frage sowohl notwendig, wie möglich? — Die Kirche des Herrn, das Schifflein Christi, schwimmt auf dem fast unendlichen, unübersehbaren Meer der Zeit in den Hafen der Ewigkeit. Je größer und gefahrdrohender das Meer, um so berechtigter erheben die Insassen des Schiffes die besorgte Frage: Wie weit sind wir noch vom Ziele und auf welchem Punkte des weiten Meeres befinden wir uns? Kann man nun zum Ruhme der irdischen Schiffahrt sagen, daß sie, im Besitz von vielen Mitteln zur Angabe von Zeit und Ort, in den meisten Fällen die Antwort nicht schuldig bleibt, so sollte auch dem Himmelspilger die Frage, wie lange es noch währen wird bis zur Vollendung des Reiches Gottes, nicht gänzlich unbeantwortet bleiben. Die Gewißheit, daß der allmächtige und allwissende Heiland der Steuermann seines Schiffes ist, sollte ihn ja seiner Sorgen und Befürchtungen entheben. Aber wird diese Gewißheit nicht gerade durch die Antwort des Herrn gefördert, wie er sie zunächst in seinem Worte, dann in der Geschichte der Welt, besonders in den Zeichen der Zeit, als den, der göttlichen Weissagung entsprechenden geschichtlichen Ereignissen, darbietet? Haben nicht die Frommen des Alten Testaments, besonders die Propheten, den Trost ihres Herzens darin gesucht und gefunden, daß sie unter dem Beistande des heil. Geistes forschten nach den Zeichen der Zeit und vermittelst derselben nach der Zeit der Offenbarung und Erscheinung der Zukunft des Herrn? Muß eines jeden Menschen erste Frage die sein: Was muß ich thun, daß ich selig werde? so ist die nächst wichtigste Frage wohl die nach dem Wie und Wann der völligen Erlösung, nach der Zukunft des Herrn, bezw. nach der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge in der Richtung auf das Ende hin. Nicht nur zweckmäßig ist dieses Forschen nach den Zeichen der Zeit, es ist auch notwendig, sowohl um des menschlichen Bedürfnisses, als auch um des göttlichen Gebotes willen. Hätten wir jene, auf die zukünftige Gestaltung des Reiches Gottes bezüglichen Weissagungen und die ihnen entsprechenden Zeichen der Zeit nicht, so wäre der Christenheit eine der stärksten Stützen des Glaubens geraubt, und, gleich der Welt im Finstern tappend, müßte der Christ mit ihr das trostlose Bekenntnis ablegen:

Das will mir schier das Herz verbrennen,
Daß wir durchaus nichts wissen können.

Wie das eigene Bedürfnis nach möglich großer Klarheit, so fordert der Herr selbst durch die uns gegebenen Weissagungen, durch seine und seiner Apostel eschatologischen Reden, wie durch sein ausdrückliches Gebot dazu auf, die Ereignisse der Zeit mit den Weissagungen zu vergleichen. „An dem Feigenbaum," sagt er, „lernt ein Gleichnis. Wenn sein Zweig jetzt saftig wird und Blätter gewinnt, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist." Und Matth. 16, 1—3 lesen wir: „Da traten die

Pharisäer und Sadducäer zu ihm, die versuchten ihn und forderten, daß er sie ein Zeichen vom Himmel sehen ließe. Aber er antwortete und sprach: Des Abends sprechet ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot, und des Morgens sprechet: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr beurteilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurteilen? Diese böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen und soll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas. Und er ließ sie und ging davon." — Der Herr nennt sie Heuchler, da sie von ihm zu seiner Beglaubigung ein Zeichen fordern, während sie die in seiner Person, seiner Wirksamkeit und der allgemeinen Lage der Dinge sich darbietenden Zeugnisse übersehen und verachten. Als Schriftgelehrte hätten sie die Erfüllung der Weissagung in dem Kommen und der Wirksamkeit des Johannes erkennen sollen, noch mehr aber in der von Johannes bezeugten und durch Christi eigene wunderbare Thätigkeit beglaubigten Persönlichkeit des Herrn. Was einem Johannes in der dunkelsten Stunde seines Lebens wieder Klarheit und Gewißheit verschaffte, die Übereinstimmung des Wirkens Jesu mit dem Zeugnis der Propheten, das hätte auch ihnen, die täglich Gelegenheit hatten, Jesu Thun mit eigenen Augen zu beobachten, die Gewißheit verschaffen müssen, daß Jesus der verheißene Messias sei. Das unmittelbare Anschauen des Herrn und seiner Werke legte zwar den Juden eine besondere Verantwortung auf; jedoch auch uns stellt die von der Schrift und Erfahrung bezeugte Thatsache, daß der Herr Jesus seiner Kirche alle Tage gegenwärtig ist, vor eine verantwortliche Aufgabe, nämlich die, in den Ereignissen der Geschichte, besonders der Kirchengeschichte, den Finger Gottes und die Fußstapfen des Herrn Jesu zu suchen. Mit dieser Aufgabe ist zugleich auch die Gabe der Erkenntnis, d. i. die Möglichkeit, die Zeichen der Zeit und den vorschriftgemäßen Fortgang des Reiches Gottes zu entdecken, gegeben. Freilich läßt sich für die Entwickelung des Reiches Gottes Zeit und Stunde, welche während seines Erdenwandels nicht einmal dem Herrn bekannt waren, nicht bestimmen, und wie bisher alle Berechnungsversuche in dieser Richtung zu Schanden geworden sind (wie erinnern nur an Bengel), so sollte schon das Beispiel des Herrn und der frommen Männer der Bibel, von denen uns keine solche, meist auf die Befriedigung der Neugier gerichteten Berechnungsversuche bekannt sind, von aller Vermessenheit abschrecken. Wie die Theologie im allgemeinen, so ist besonders die Eschatologie der hohen Alpenregion zu vergleichen, in welcher auch den besten Augen oft das Sehen vergeht; ist es doch wohl vorwiegend die Aussicht in die zukünftige Geschichte des Heils, bei welcher der Apostel Paulus, überwältigt von der Unergründlichkeit des göttlichen Ratschlusses, ausruft: O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes. Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege. Röm. 11, 33.

Es liegt, abgesehen von der Unergründlichkeit Gottes und der Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis, im Interesse des Herrn, daß die Christenheit über Zeit und Stunde seiner Offenbarung im Ungewissen bleibe, damit sie fleischliche Sicherheit meide und stündlich seiner Zukunft gewärtig sei. (Vgl. Luk. 12, 35—40.) In gleicher Weise ist es aber auch des Herrn Absicht, daß die Christenheit nie ohne den Trost seiner allmächtigen Gegenwart sei; daher er ihr Offenbarungen über seine und des Reiches Gottes Zukunft gegeben hat, deren jeweilige Erfüllung der Kirche die Allwissenheit und Allmacht des Herrn, wie auch ihre eigene selige Vollendung verbürgt. In Summa: die Zeichen der Zeit haben keinen andern Zweck, als uns einerseits die trostreiche Gegenwart des Herrn in seiner Kirche, andrerseits einen wirklichen schriftgemäßen und gottgewollten Fortgang des Reiches Gottes, auch bei allem scheinbaren Unterliegen, zu gewährleisten. Darum ist die Möglichkeit der Erkenntnis der Zeichen der Zeit durch diesen göttlichen Zweck bedingt und, absehend von aller Befriedigung einer vorwitzigen Neugier, auf die Darreichung von Trost und Glaubensstärkung für die Zeiten der Anfechtung beschränkt.

II.

Welches sind nun, auf Grunnd der Schrift, die Zeichen der Zeit gegenüber der Vergangenheit und Zukunft des Reiches Gottes? Es muß uns, wie schon angedeutet, fern liegen, umstrittenes Gebiet zu betreten und etwa für jedes einzelne Zukunftsbild der Offenbarung Johannis die entsprechende Erfüllung in der Geschichte zu suchen. Die Offenbarung Johannis ist, gleich dem Buch Daniel, ein versiegeltes Buch und zwar bis auf die sogenannte letzte Zeit, d. h. bis auf die Zeit, für die ihre Enthüllungen als Trost und Glaubensstärkung berechnet sind. Bis zur Reformation war sie ein fast völlig versiegeltes Buch, sodaß es selbst von Luther mit einer gewissen Geringachtung behandelt wurde. Und doch ist gerade dieses Buch der evangelischen Christenheit in Zeiten der Anfechtung zum besonderen Trost geworden, da es den Schlüssel lieferte zu den Ereignissen der Zeit, welche ohne sie ein dunkles Geheimnis geblieben wären und anstatt des gewünschten Trostes nur Mutlosigkeit und Verzagtheit im Volke verbreitet hätten. Wir denken hier besonders an die Entstehung des Papsttums einerseits und der Reformationskirche andrerseits. Im Alten, wie im Neuen Testament wird der Bund Gottes mit seinem Volke beständig unter dem Bilde einer Ehe oder Verlobung beschrieben. Die Gemeinde erscheint bald unter dem Bilde des angetrauten Weibes, bald der Jungfrau und der keuschen Braut, ein andermal, wenn der Abfall desselben durch Götzendienst und menschliches Satzungswesen offenbar geworden ist, unter dem Bilde einer Ehebrecherin. Solange die katholische Kirche, die sich ihrer apostolischen Abkunft rühmte, als eine einheitliche Kirche dastand, ohne in ihrem Bestande wesentlich angefochten zu werden, schien das Bild von der Ehebrecherin, welches man

gelegentlich auf die Ketzer anwandte, keine besondere Anwendung zu finden. Den Reformatoren und ihren Anhängern galt anfangs die Zugehörigkeit zu dieser Kirche und der Fortbestand derselben als so wichtig, daß sie nur nach schweren Gewissenskämpfen in die Trennung willigten. Aber das Forschen in der hl. Schrift brachte auch hier unerwartete Früchte zu Tage. Da war in der Offenbarung Johannis die Rede von einer großen Hure, die auf vielen Wassern sitzt, mit welcher gehuret haben die Könige auf Erden. Da ward beschrieben ihre große Pracht, ihre Verführungskünste und blutdürstige Verfolgung der Heiligen. Man sah, daß diese Hure, nach dem Sprachgebrauch der Schrift, nichts anderes sein könne als eine mächtige, von Gott abgefallene, mit der Weltmacht zum Zwecke der Unterdrückung des wahren Gottesdienstes verbündete Kirche. Man sah, in kurzen Worten, das Bild des Papsttums, der römischen Kirche gezeichnet und empfand es als einen großen Trost, daß die Trennung von ihr nicht ein Verlassen der allein-seligmachenden Kirche sei, sondern vielmehr ein Verlassen des geistlichen Babels, der Mutter aller Hurerei auf Erden, wie die abgefallene Kirche dort genannt wird. Und darüber, dünkt uns, sollte unter uns evangelischen Christen auch heute nicht der geringste Zweifel sein, daß unter jenem Bilde das Papsttum und alle mit ihm verwandten Bestrebungen gezeichnet sind. Das Vorhandensein des Papsttums und seiner ungeheuren, durch Kokettieren mit der Welt erworbenen Macht und Ausdehnung sind auch heute noch das hervorragendste, die allgemeinste Beachtung verdienende Zeichen der Zeit. Man kann getrost sagen: das Bild des Heilandes ist im Alten Testament kaum deutlicher gezeichnet als das Bild des Papsttums im Neuen. Auch wird uns die Erfahrung kaum im Zweifel darüber lassen, daß diese und andere antichristliche Bewegungen, deren die Gegenwart uns so manche vor die Augen führt, sich neben der Gemeinde der Gläubigen fortentwickeln werden, bis sie schließlich, dem Gesetze der Entwicklung entsprechend, nach welche eine jede, zur Herrschaft kommende Idee eine sie repräsentierende Persönlichkeit sucht, in dem persönlichen Antichrist ihren Einheits- und Kulminationspunkt erreichen.

Diese Übereinstimmung zwischen Weissagung und Erfüllung, dieses Vorhandensein einer, schon durch die Weissagung angekündigten, abgefallenen Kirche setzte dann die Reformation als eine direkte, selbstverständliche Forderung, wie des Gewissens, so auch der göttlichen Offenbarung. Die Reformation gab sich auch hierdurch als ein direktes Werk Gottes kund. „Gott will es!" Dieser Glaube war der Hebel, mit welchem Luther und seine Mitarbeiter die Welt des römischen Aberglaubens aus den Angeln zu heben versuchten. Freilich war die Reformation kein vollendetes Werk. Denn auch sie hatte es nicht nur mit sündigen Menschen zu thun, sondern vor allen Dingen mit solchen, deren Unwissenheit und Stumpfsinn, als Früchte der römischen Seelsorge, den Besitz eines, in evangelischer Freiheit sich bewegenden, Glaubens ausschloß. Daher denn auch die fortgehenden Spaltungen in der Refor-

mationskirche niemand in Verwunderung setzen dürfen, sintemal die stumpfsinnige Menge nur zu bereitwillig war, sich, anstatt des bisherigen Papismus, den Papismus und die Machtsprüche von einander bekämpfenden Fürsten und wissensstolzen Gelehrten gefallen zu lassen. Wer die Charakterzeichen jener Zeit studiert, muß die entstandene Spaltung als das geringere von zwei Übeln, d.h. also als einen Segen Gottes betrachten. Denn die Reformationskirche würde ohne diese Spaltung, bei der Unmündigkeit der Menge und der Herrschsucht ihrer, vorwiegend dynastische Interessen verfolgenden Führer, in einem neuen und zwar protestantischen Papsttum geendet haben (man denke nur an die Anfänge der englischen Staatskirche), während durch diese Spaltung eine solche Machtkonzentrierung unmöglich ward und neben dem Unfrieden auch eine wohlthätige, den Fortschritt fördernde Reibung und ein Wetteifer entstand, dessen Segen erst in der gegenwärtigen Zeit recht offenbar wird. In der That ist unser gegenwärtiges Jahrhundert dadurch vor allen andern bemerkenswert, daß es, das Erbe der Reformation antretend, dieses um ein bedeutendes vermehrt hat. Wir wollen keinen optimistischen Anschauungen huldigen. Wer aber die Errungenschaften dieses Jahrhunderts mit denen früherer Jahrhunderte, besonders auch des letzten Jahrhunderts vergleicht, der muß sich veranlaßt fühlen, dem Herrn zu danken, daß er sein Reich so gewaltig kommen läßt. Dieses Sprossen und Blühen kündigt doch die Nähe des Sommers und der Ernte, wenn auch keine unmittelbare, an. Die in allen Teilen der Welt in segensvoller Thätigkeit stehenden Missionsgesellschaften, welche aus den verschiedenen protestantischen Heerlagern unterstützt werden und dadurch ein Mittel zur Verbrüderung evangelischer Christen geworden sind, geben uns Zeugnis von der Gegenwart und dem Kommen des Herrn. Daneben verbreiten daheim die Bibelgesellschaften Millionen von Exemplaren vom Worte des Lebens, und die gegenwärtig mehr als je sich entfaltende Thätigkeit der Christen auf dem Gebiete der inneren Mission giebt uns Kunde nicht nur von der Willigkeit der Christen, dem Herrn in den Elenden zu dienen, sondern auch von dem machtvollen Mitwirken des Herrn, durch welches er sein eigenes Kommen vorbereitet. Wer dann schließlich den bedauerlichen Zustand der wissenschaftlichen Theologie im letzten Jahrhundert und im Anfang dieses Jahrhunderts mit der Gegenwart vergleicht, muß auch hier eine entschiedene Wendung zum besseren konstatieren. Damals war man schon, bei der allgemein gewordenen Verflachung des religiösen Bewußtseins, darauf gefaßt, die heiligsten Interessen einer gesunden biblischen Theologie gegenüber den Angriffen einer gottentfremdeten Wissenschaft preisgeben zu müssen, so daß selbst Schleiermacher am Schlusse seines Lebens, angesichts der Angriffe von Strauß, trostlos in die Zukunft sah, — heute eine selbstbewußte oder besser ihres göttlichen Meisters bewußt gewordene Theologie, die, wenn sie auch die ungöttliche Wissenschaft nicht zum Schweigen gebracht, dennoch mit Befriedigung auf einen mit Entschiedenheit und Erfolg geführ-

ten Kampf zurückblicken darf. Und das, was wir hier konstatieren, ist nicht sowohl bemerkenswert als ein Erfolg, welcher an und für sich befriedigt, als vielmehr als ein für die Zukunft der Kirche wichtiges Zeichen der Zeit. Bei aller Thätigkeit auf jedem Gebiete der Kirche erscheint der gegenwärtige Zustand derselben als ein verhältnißmäßig ruhiger, der Stille vor dem Gewitter vergleichbar, oder auch der Ruhe vor der Schlacht, während welcher die einzelnen Streitkräfte ihre Rüstungen vollenden und sich konzentrieren. Das Zusammenwirken der verschiedenen evangelischen Denominationen, wie es in der Evangelischen Allianz, besonders auch in der großen Londoner Missions-Konferenz vom Jahre 1888 zum Ausdruck gekommen ist, ist zu begrüßen als ein Zeichen, daß die Zeit herannaht, da eine Herde und ein Hirte werden soll. Doch liegt die Veranlassung zu dieser Einigkeit im Geist nicht blos in vermehrter Friedfertigkeit auf Seiten der Christen, sondern auch in der erkannten Notwendigkeit, sich durch Vereinigung aller zur Verfügung stehenden Kräfte des Reiches Gottes zu einem Kampf von Schulter an Schulter gegen die immer bedrohlicher werdende antichristliche Macht zu rüsten. *)

Es wird wohl ein voreiliger Schluß sein, auf Grund der bisherigen Erfahrungen oder Zeichen der Zeit eine unmittelbare Nähe der Zukunft des Herrn annehmen zu wolleu. Die großen, vom Herrn prophezeiten Wehen der Endzeit sind noch nicht da: das Evangelium, welches zuvor auf dem ganzen Weltkreise gepredigt werden soll, hat noch eine große unvollendete Aufgabe vor sich, giebt es doch auf der ganzen Welt kaum soviele Bekenner Christi, auch dem Namen nach, als China heidnische Einwohner hat. Aber das dürfen wir getrost bekennen: das gegenwärtige Zeitalter hat uns der, vom Herrn unter dem Bilde des Sommers gekennzeichneten Vollendungszeit um ein bedeutendes näher gebracht, und mögen noch langandauernde Winter- oder Frühlingsstürme dazwischen liegen, diese Thatsache, „daß der Sommer nahe ist," bleibt dem christlichen Glauben unbestreitbar und dient zur Förderung in der Geduld und zur kräftigen Ermutigung in der Reichsgottesarbeit.

III.

Kommen wir schließlich, das Ergebnis obiger Ausführungen zusammenfassend, zu der Frage, welche Gabe und besonders Aufgabe der Christenheit aus der Erkenntnis der Zeichen der Zeit erwachse, so müssen wir bekennen, daß die Erkenntnis der Zeichen der Zeit nichts anderes sei als die Erkenntnis des, in allen Zeitverhältnissen sich offenbarenden Heilandes, der auch jetzt noch seine Gemeinde erleuchtet, vertritt und regiert. Diese Erkenntnis bewahrt daher die Christenheit sowohl vor der Verzagtheit, also daß sie nicht mutlos den Kampf aufgiebt, als auch vor eitlem Kraftgefühl, wenn sie gerade dann, wann sie nach dem Urteil

*) Neben diesen Erscheinungen der kirchlichen Entwicklung, an den zunächst in Betracht kommenden Zeichen der Zeit, verdienen auch noch die beispiellosen Fortschritte auf allen übrigen Gebieten des Kulturlebens eine, wenn auch nur vorübergehende Erwähnung. Sie kündigen zum mindesten eine relative Reife der Welt, im bösen wie im guten Sinne, an und sind deshalb als Vorboten der völligen Reife oder Vollendungszeit zu betrachten.

der Obersten dieser Welt, ja ihrer eigenen Führer zu unterliegen scheint, durch sein allmächtiges Walten einen nicht mehr erwarteten Sieg davonträgt. Dieses Erkennen des Herrn als des Hirten, der seine Herde selbst weidet, als des Meisters, der uns selber lehrt und regiert, ist die erfreuliche Frucht des Forschens nach den Zeichen der Zeit. Diese Erkenntnis muß uns aber auch das Bewußtsein unserer Pflicht und Verantwortung stärken. Der Herr, welcher als auf seinem Posten stehend erkannt wird, erwartet zugleich von einem jeden seiner Streiter, daß er auf seinem Posten stehe und seine Pflicht thue. Da gilt es, das Wort Gottes in seiner Herrlichkeit und Kraft zu erfassen und, es unvermischt mit menschlichen Satzungen und einer eitlen, sich als Schlüssel der Erkenntnis brüstenden Philosophie, zu gebrauchen, damit es als Wort des Lebens ausrichte, wozu es gesandt ist. Da gilt es, mit diesem Worte, als dem Brote des Lebens, die schmachtenden Seelen zu speisen und dasselbe als das heilsamste Mittel der Zucht und Heiligung anzuwenden, damit wir dem Herrn seine Gemeinde nach Pauli Vorbilde als eine reine Jungfrau zuführen. Da heißt es, Glauben zu halten, auch in großen Finsternissen, die der Herr vorausgesagt, und durch Glauben, Geduld und Hoffnung die ebenfalls verheißene Zeit der Erquickung zu erwarten. Da gilt es immer wieder, im Lichte des Wortes Gottes nach der Offenbarung des Herrn im eigenen Leben wie in den Zeichen der Zeit zu forschen. Denn wie die Sterne in finsterer Nacht dem Wüstenwanderer Zeit, Ort und Richtung angeben, damit er einer sicheren Heimkehr gewiß bleibe, so sind die Zeichen der Zeit in der Wüste dieser Welt gleich leuchtenden Sternen, die den Weg weisen zum Ziele einer seligen Vollendung.

Drei Fragen über Seelsorge.

Von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Fortsetzung.)

Weitaus die verbreitetste Klasse von Menschen bilden die Gleichgültigen, die in sittlicher Beziehung weder kalt noch warm sind. Da sie der Wahrheit und der Kirche als Trägerin der Wahrheit weder freundlich noch feindlich gegenüberstehen, so bieten sie der seelsorgerlichen Behandlung ganz besondere Schwierigkeiten. Wir lassen es dahingestellt, ob das Mittel, zu welchem Vinet rät, an das Gefühl der Furcht anzuknüpfen, von Erfolg begleitet sein wird. Vielmehr halten wir dafür, daß die Indifferenten früher oder später bei einem Wendepunkt in ihrer sittlichen Entwicklung angelangen, welcher von entscheidender Bedeutung für ihren inneren Menschen sein wird. Die einen werden zu Ungläubigen, die anderen treten in die Reihen jener ein, welche auf dem Wege zur Wahrheit sind. Dahin gehören die Rationalisten, welche mit ihrem Prinzip: Klarheit ist Maßstab der Wahrheit, immerhin einzelne christliche Wahrheitsmomente besitzen mögen, aber die Kernpunkte des Evangeliums nicht kennen, wenigstens nicht als solche anerkennen.

Sie sind vielleicht „edel denkende, das Gute liebende, gottesfürchtige, streng tugendhafte“ Menschen (Kübel). Aber die Tiefe der Sünde und ihrer Macht ist ihnen ganz verborgen. Darum möchten sie am liebsten den Menschen auf sich allein stellen und sein Heil von seiner Tugenderweisung abhängen lassen. Es wird nicht zu schwer sein, die sittliche Oberflächlichkeit solcher Anschauung klarzulegen und nachzuweisen, daß eine konsequente Durchführung des rationalistischen Prinzips auch für den Gottesbegriff keinen Raum mehr läßt. Auch wird die Betrachtung der menschlichen Unvollkommenheit und Schwachheit, sowie der Thatsache, daß die einzelne Menschennatur sowie das ganze Menschengeschlecht sündenbefleckt ist, die Sünde also nicht bloß ein Appendix oder ein Mangel sein kann, die Hohlheit populärer Vernünftelei aufdecken.

Weniger schwierig ist die Behandlung der Zweifler, sofern man es mit redlichen, aufrichtigen Seelen zu thun hat; denn der Zweifel als „heuchlerische Erscheinungsart des baren Unglaubens“ oder als „vorwitziges Spiel des Nichtglaubens“ gehört in das Kapitel der Freigeisterei. Vom Zweifel gilt im allgemeinen, daß er nicht Unglauben, sondern Glauben zur Voraussetzung hat (Nitzsch, a. a. O., III, 266). Liegt nun eine Irrung vor, so ist zu untersuchen, ob es an den Prätensionen des Verstandes oder vielmehr an den Motiven des sittlichen Gefühls liegt (Nitzsch). Der redliche Zweifler wünscht nichts sehnlicher, als überführt zu werden. Es ist ihm ein heiliger Ernst, vom Irrtum loszukommen und zur Wahrheit durchzudringen. Wenn nur nicht zu vielerlei Bedenken sich ihm hindernd in den Weg stellten! Da sind Bedenken des reflektierenden Verstandes gegen den Glauben. Sie betreffen die Wunder, die Weissagungen, das Leben Jesu, die Persönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit und so viel anderes. Da steigen sittliche Bedenken gegen den Glauben auf, indem Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben ohne des Gesetzes Werke die menschliche Gerechtigkeit zu vergleichgültigen, die göttliche zu verleugnen scheint. Oder es erheben sich geschichtliche und physische Bedenken wider den Glauben, die sich gegen die Kirche, Sakramente und letzten Dinge richten (Nitzsch, a. a. O., III, 279—300). So sehen die Zweifler „am Eingang des Hafens das Schiff ihres Glaubenslebens von einer Kette zurückgehalten, welche ihre Erziehung, ihre ersten Eindrücke, zu viel oder zu wenig Wissen, oder wer weiß was für Glaubensgründe vor ihnen ausgespannt zu haben scheinen“ (Vinet, a. a. O., S. 224). Wer will die Kette lösen? Nur vorerst den Zweifler nachsichtig angehört und liebevoll aufgenommen! Die Offenbarung unseres Gottes, wie sie in der heil. Schrift niedergelegt ist, zielt auf ein göttliches Leben ab. Was wir zu unserem Heil nötig haben, ist deutlich genug darin ausgesprochen. Darum versuche es der Zweifler, nach ihren Vorschriften sein Leben zu gestalten, so wird er inne werden, daß die Schrift göttlichen Ursprungs ist. Glauben ist ein Willensakt, aber kein Willkürakt.

Rechte Seelsorge hat sich aber nicht damit zu begnügen, den ver-

lorenen und den sich verlaufenden Schafen nachzugehen. Sie hat ihr Auge auf den geförderten Teil der Gemeinde zu richten; denn selbst die Frömmsten bringen es nicht weiter als Paulus, der bekennt: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe," und jedes Glaubensleben ist von besonderen Gefahren bedroht. Solche Glaubenskrankheiten entstehen dadurch, daß man einzelne wahre Bestandteile des Christentums übertreibt und in der Weise zuspitzt, daß andere gleichwertige Stücke geschädigt werden oder gar völlig verloren gehen. Man schraubt die Erkenntnis auf eine solche Höhe und stellt sie so sehr in den Mittelpunkt der christlichen Aufgabe, daß man die Definition des Glaubens Hebr. 11, 1 darüber vergißt. Wie der Herr selbst darüber denkt, lesen wir Matth. 7, 21. Solcher toten Rechtgläubigkeit gegenüber ist darauf zu dringen, daß der Glaube ohne Früchte nichts taugt. Bildet im „Orthodoxismus" ein falsch verstandener Glaube das allein herrschende Prinzip, so steht der Pietismus im geraden Gegensatz zu ersterem. Der Pietismus vergißt, daß Anfang und Ende aller Christenpflicht der Glaube ist, der Glaube an den, welchen Gott gesandt hat. Die Paulinische Rechtfertigungslehre, welche allein die rechte Freudigkeit zu Gott verleiht, steht dieser Richtung fern. Nur von der Heiligung will man wissen. Das Wertlegen auf das subjektive Erbauliche hat das Vernachlässigen des objektiven Kirchlichen zur Folge. Das an und für sich berechtigte subjektive Heiligungsstreben entbehrt des zum Heil notwendigen Fundamentes: der objektiven Kirchlichkeit. Die Berechtigung des Natürlichen wird nicht gebührend gewürdigt. Die Betonung der sittlichfrommen Gemütszustände des Einzelnen läßt keinen Raum für die Interessen der Außenwelt, denen gegenüber man sich abweisend und verneinend verhält. Hier ist es Sache der Seelsorge, das Irrtümliche vom Wahren auszuscheiden, vor allem eine gesunde Grundlage für die Aufgaben des Einzelnen in bezug auf sich selbst, wie bezüglich der Gesamtheit auf Grund der heil. Schrift herzustellen und auch die Gnadenmittel in ihre alten Rechte wieder einzusetzen. Rechte Seelsorge wird die Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft nie verkennen, noch geringschätzen; sie wird die ihr Anvertrauten ebenso sehr vor romanisierender Hochkirchlichkeit, wie vor synkretistischer oder separatistischer Unkirchlichkeit zu bewahren wissen.

Während die Gefahr eines irrig aufgefaßten Quietismus, jenes Sichversenken in "sainte quiétude," nur in Ausnahmefällen evangelischen Christen drohen wird, sind die letzteren einer weiteren Glaubenskrankheit leicht ausgesetzt, welche das Seelenleben aufs tiefste schädigen muß: dem Mysticismus. In dem Streben, durch Aufregung des Gefühls in die innigste Verbindung mit Gott zu gelangen, übersieht man, daß die Schrift einen ganz bestimmten Weg zu diesem Ziel vorschreibt. Die innere Erleuchtung tritt an die Stelle des geschriebenen Wortes Gottes, für dessen Auslegung allein die erstere maßgebend ist. Gottesdienst, Kirche und Konfession, Sakramente und Absolution sind dem Mystiker entbehrliche äußere Zeichen. Solcher Wahrheitsverkehrung

gegenüber halte man daran fest, daß es ohne einen Christus für uns nie zu einem Christus in uns kommen kann, daß eine verworrene Gefühlsseligkeit der seelischen Entwicklung höchst hinderlich werden muß, und daß eine Verschiebung der Grenzen zwischen dem Schöpfer und den Kreaturen, zwischen Christus und den Gläubigen zuletzt auf den Abweg der Menschenvergötterung oder in den Abgrund des Pantheismus führen muß.

Mit besonderen Schwierigkeiten ist endlich die Leitung der Neubekehrten, der Erweckten verbunden. Bei diesen darf dem Seelsorger die Geduld nicht ausgehen. Zugleich hat er seine Pfleglinge Geduld zu lehren. Nichts überstürzen, ist eine Hauptregel, vielmehr der inneren Entwickelung ihr Recht lassen, das Pflänzlein langsam sich entfalten lassen. Es geht im Reiche der Gnade nicht anders zu, als im Reich der Natur. Der Weg nach Golgatha führt über den Sinai. Die christliche Freiheit darf den Dekalog nicht übergehen. Die Individualität muß berücksichtigt werden. Nur nicht ein und dasselbe Programm für alle! Erst kriecht das Kind, dann steht es, dann läuft es. Nur nicht zu lange den Pflegebefohlenen auf den Armen getragen. Wie soll es so zur christlichen Selbständigkeit kommen? Und dann: keine Forderungen aufstellen, keine Erwartungen hegen, bei denen der Reifezustand anticipiert wird. Nicht immer lenken wollen, treiben und drängen! Die Freiheit und Verantwortlichkeit jeder einzelnen Seele ist stets zu beachten. Über allen aber aufgehobene Hände des Gebets! Nichts von dir gehofft, von deiner Kunst und Theorie, die ohnmächtig ist, sondern alles von Gott, in dessen Händen der letzte Erfolg all unserer didaktischen Maßregeln liegt. Weg hat er allerwege. Soviel über das lehrhafte Moment der Seelsorge (vgl. Vinet, a. a. O., S. 213—232; Kübel, a. a. O., S. 92—96; Harnack, a. a. O., S. 423—430; Rüling, „Von drei krankhaften Auswüchsen des wahren Christentums;" Höfling, „Mysticismus").

B. Das tröstende Moment.

Wie die Seelsorge das Gotteswort zur Förderung der Erkenntnis braucht, so ist ihr dasselbe Mittel zum παρακαλεῖν gegeben. Trösten, aufrichten soll der Seelsorger alle die, welche des Trostes bedürfen. Wir unterscheiden leibliche und geistliche Leiden. Leibliche Not ist Armut und Krankheit, zur geistlichen nehmen wir die Anfechtung und die Geisteskrankheiten.

Welche Fülle von zarter göttlicher Sorgfalt für die Armen in den Schriften des Alten und Neuen Bundes enthalten ist, ist bekannt (vgl. 5. Mos. 24, 10—15; Ps. 146; Sir. 13, 2—30). Unser Erlöser sagt: „Arme habt ihr allezeit bei euch" (Joh. 12, 8). Die Armen werden zum Abendmahl hereingeführt (Luk. 14, 21), und den Armen wird das Evangelium gepredigt (Matth. 11, 5). War die Armenpflege zunächst auch in den Händen der Apostel, so wurde doch schon bald ein eigener Stand zur Versorgung der Armen nötig: der Diakonat (Apg. 6). Der Trägheit wird dabei in keiner Weise Vorschub geleistet (1 Tess. 4,

11 f.). Christen sollen an täglicher Nahrung keinen Mangel haben (Jak. 2, 15. 16). Darum sollen wir unser Herz nicht vor den Armen zuschließen (1 Joh. 3, 17). Die Handreichung darf sich nicht auf die Hausgenossen beschränken, sie muß sich auf die Gesamtgemeinde ausdehnen (1. Tim. 5, 8. 16; vgl. Apg. 11, 29; Röm. 15, 26; 1 Kor. 16, 1 ff.; Gal. 2, 10), wenn schon die Gemeinden in erster Linie zu berücksichtigen sind.

Zwar haben die Staatsgesetze die Armenunterstützung der Kirche damit aus der Hand zu nehmen gesucht, daß sie die Armenpflege zur allgemeinen bürgerlichen Pflicht gemacht haben. Aber so viel auch in dieser Beziehung geschehen ist: das Ungeheuer des Pauperismus wächst zu erschreckender Größe von Tag zu Tag heran. Ein Beweis, daß es nicht in die Macht des Staates gegeben ist, der Not erfolgreich Widerstand zu leisten. Aber auch in sittlicher Beziehung ist staatliche Armenpflege nicht unbedenklich; denn der Wohlthätigkeitssinn kann sich nicht entfalten, wo der Staat zwangsweise die Almosen erheben läßt. Andererseits kann es für den Armen selbst nur höchst nachteilig sein, wenn die Liebesgaben sich in Rechtsansprüche umwandeln; nicht bloß jegliches Dankgefühl wird dadurch von vornherein in ihm erstickt, sondern auch Neid und Mißgunst, Trotz und Erbitterung treten an dessen Stelle. Die Propaganda der über alle Länder weit verzweigten roten Internationale läßt traurige Blicke in die Zukunft thun, und eine Revolution von furchtbarer Tragweite ist unvermeidlich, wenn die Lage der Armen keine Veränderung erfahren wird. Nur eine Macht kann helfen. Nur die Kirche „in ihrer freien und selbständigen Entfaltung vermag, kraft des in ihr wohnenden christlichen Geistes, diesen Notstand zu bewältigen" (Harnack). Der Seelsorger ist Diakon. Er hat gleicherweise auf die Reichen, wie auf die Armen einzuwirken. In jene soll er den Geist der Wohlthätigkeit pflanzen; wo er schon besteht, ist er zu mehren und zu unterhalten. Vor allem soll er selbst mit gutem Beispiel voranleuchten. Und wie er der natürliche Gesandte der Armen am Hofe der Reichen ist, so ist er auch der Gesandte der Reichen in den Hütten der Armen. Sieht der Arme, daß man sich kümmert um seine leibliche Not, so ist er auch empfänglicher für geistlichen Zuspruch. „Es ist oft in der That erst die Empfindung menschlicher Liebe und warmer Teilnahme, was einem verbitterten Menschen auch dem Glauben und Gewissen wieder Leben einhaucht." Jetzt erst „lernt er auch wieder an eine göttliche Liebe glauben," und „indem er Dank empfindet gegen die menschlichen Wohlthäter und schon das menschliche Gefühl ihm nicht zuließe, denselben zu beleidigen, kommt auch wieder der Unterschied zwischen Recht und Unrecht unbewußt in ihm zur Geltung" (Palmer). Ist die Not eine verschuldete, so findet der Seelsorger Anknüpfungspunkte genug, um sich ihm zu nähern. Im entgegengesetzten Fall weise er auf die göttliche Weltordnung hin, die in ihrer Allweisheit den Unterschied von reich und arm, den ungleichen Besitzstand gesetzt, wenigstens zugelassen hat. Dazu lebt niemand davon, daß er viele Güter

hat. Wie viele Reiche ferner werden gequält von verzehrendem Gram und Wehen aller Art. So soll Geist und Mut der Armen aufgerichtet werden. Hat man sie aber einmal zu der Erkenntnis gebracht, daß sie immer noch mehr haben, als sie brauchen, jedenfalls unendlich mehr, als sie verdienen, so ruft man in ihnen das Pflichtgefühl wach, nach welchem sie die noch Bedrängteren zu unterstützen haben. Jedenfalls sei der Zielpunkt alles seelsorgerlichen Handelns mit den Armen, Matth. 6, 33; denn die Verheißung dort gilt ja solchen, welche den Sorgengeist abgelegt haben und ihr Streben auf das Gottesreich richten.

Weitaus den günstigsten Anknüpfungspunkt für poimenisches Eingreifen bietet der Krankheitszustand. Die Sorge für die Kranken ist heiligste Seelsorgerpflicht, der Probierstein seines Berufs für ihn und andere. Das Bewußtsein dieser Pflicht hat der Kirche zu keiner Zeit gefehlt. Wie der Herr selbst zahllose Kranke geheilt hat, so weisen Worte wie Matth. 25, 36 und Vermahnungen wie Jak. 5, 14 f. auf die allgemeine Christenpflicht des Krankenbesuches hin. Obenan steht dem Seelsorger diese Pflicht zu. Die Erkundigung nach dem Befinden des Patienten, eine flüchtige Berührung der gerade vorliegenden Krankheitsart wird natürlichste Einleitung zum nachfolgenden seelsorgerlichen Gespräch bilden. Doch hüte man sich vor allzu genauem Examinieren und zudringlichem Nachforschen, welches beides den Kranken peinlich berührt und dessen Herz nicht auf-, sondern zuschließt. Bald wird sich Gelegenheit finden, irgend eine Äußerung des Kranken oder der Umgebung dazu zu benutzen, um über den eigentlichen Zweck des Besuches sich auszusprechen. Es kann nur heilsam sein, wenn der Patient sich alsbald davon überzeugt, daß bestimmte Motive den Seelsorger zu ihm führten. Der Zweck des Besuches aber ist, den durch Krankheit vom Gotteshaus fern Gehaltenen mit geistlicher Nahrung zu versorgen. Ein gewissenhafter Seelsorger wird auch niemals durch seine Erscheinung Schrecken einflößen; denn wenn er, was seine Pflicht ist, jeden Kranken aufsucht, so hat der letztere keinen Grund zu der Befürchtung, er möchte bedenklich erkrankt sein, da er den Seelsorger vor sich sieht.

Außerordentlich viel ist schon erreicht, wenn der Kranke aus Herzensgrund wahrheitsgemäß über seinen Seelenzustand sich ausspricht. Doch lasse man sich nicht täuschen. Viele Kranke meinen, sie müßten dem Besucher zuliebe in gesalbter Rede sich bewegen. Dies wird vor allem bei jenen Seelsorgern geschehen, welche so ungeschickt sind, im Kanzelton und mit angenommenem erbaulichem Pathos das Gespräch zu eröffnen, statt in natürlicher, ungezwungener Weise den Kranken zu begrüßen. Andere Kranke suchen den Besucher auf diese Manier für sich zu gewinnen und einzunehmen. Der erfahrene Seelsorger wird bald wissen, woran er mit dem Kranken ist. Ist der Besuchende nur eine rechte Vertrauensperson, so wird der Kranke rückhaltlos und offen reden. Die nächste Frage ist die: Wohin ist der Kranke zu führen und wie gelangt er zum vorgesteckten Ziel? Hierzu ist nötig, daß der Seel-

sorger das gerade für den Einzelnen Geeignete in Anrede, Mahnung und Gebet an den Mann zu bringen versteht. Eins paßt nicht für alle: die Anwendung von Mark. 7, 34: „Er nahm ihn von dem Volk besonders;“ denn dies gilt allen Kranken. Der Herr will einmal mit ihnen allein reden. Jede Krankheit ist ein Ruf ans Herz: Thue dich auf! Der Seelsorger aber soll der Mittler sein. Als solcher kann er die ihm übertragene Aufgabe nicht ernst genug nehmen. Darum wird jeder, der die Verantwortlichkeit dieser Stellung fühlt, dem Krankenbesuch ernste Bereitung vorausgehen lassen. Dahin gehört die spezielle Texteswahl, die nie versäumt werden sollte. Empfiehlt es sich in gewissen Fällen, auf Grund des bekannten Salomonschen Wortes, die Eitelkeit aller Dinge dieser Welt zu betonen (vgl. Pred. 5, 14), wobei man sich davor zu hüten hat, zu stoischem Lebensüberdruß anleiten zu wollen, so hat man bei andern Lagen den Blick auf den Versorger der Witwen und Waisen zu richten. Ist noch kein Funke von Reue vorhanden, so lasse man das Gesetz in seiner ganzen Schärfe wirken. Bei aufrichtigem Bußstand, bei herzlicher Sehnsucht nach dem Erlöser kann ohne Umschweife die Gnade Gottes in Christo Jesu verkündigt werden.

Gar häufig begegnet man bei Kranken der Anschauung, daß sie meinen, in dem Leiden, das über sie verhängt worden, eine verdiente Strafe für gewisse Sünden erkennen zu müssen. In der That, welches Menschenauge vermöchte allezeit die geheimen Fäden zwischen der einzelnen Sünde und der Krankheit zu erkennen! Viel häufiger, als wir vermuten, steht Sünde und Leiden im engsten Zusammenhang. Freilich hieße es zu weit gehen, wollte man von jedem Leiden auf eine entsprechende vorausgegangene bestimmte Sünde schließen. Solche Trugschlüsse weist der Herr selbst Joh. 9, 3 aufs entschiedenste zurück. Gleichwohl kann es nicht Aufgabe der Seelsorge sein, denen, welche über göttliche Züchtigungen sich beklagen, „alles auszureden, was Gedanke des göttlichen Gerichts und der Strafe wäre“ (Nitzsch). „Die christliche Trostlehre hat nur darauf zu achten, daß alles zeitliche Übel als Gottes Sendung Grund der Liebe habe, auch das Strafübel.“

Krankheit ist für das Seelenleben von außerordentlicher Wichtigkeit. Jeder Krankheit eignet tiefe ethische Bedeutung. Das soll der Kranke verstehen lernen. Das Rennen und Jagen nach Besitz, nach Lust und Genuß läßt so leicht des himmlischen Berufes vergessen. Darum soll die Krankheit in die Selbsterkenntnis hineinführen. Die stillen Stunden auf dem Siechbett sollen den inneren Menschen fördern und ihn für die Ewigkeit bereiten. Des Todes Wetterleuchten, wie Delitzsch die Krankheit nennt, hat schon viele heilsam erschreckt. Wer so im Licht des göttlichen Wortes sein Leiden betrachtet, der empfängt auch die Segenskraft, welche in jedem Leiden verborgen liegt, der verzichtet gern auf alle menschlichen Trostgründe, der nimmt es hin als väterliche Züchtigung und Prüfung. „Dabei lernen sie so auf Christum aufsehen, daß sie wirklich zu ihm gehen, wie Person zu Person geht, ihm ihre Sachen darlegen und das Seine ihm abnehmen, sowohl was

in seiner Gnade für sie liegt zur Vergebung und Gabe, als was in seinem Vorbild für sie liegt zur Erwägung und Nachfolge. So wird er selber mehr und mehr der Hirt und Aufseher ihrer Seele, der sie in Zucht nimmt und in die Erbauung" (Beck).

Es sind insonderheit die frommen Kreuzträger wie Hiob, von denen die Kranken gar viel lernen können. Vor allem einer, der höher steht, als alle, der ohnedies der Mittelpunkt aller seelsorgerlichen Unterredung sein muß, und dessen Leidensstraße von Gethsemane nach Golgatha ebenso vorbildlich, wie erbaulich für zahllose christliche Leidensgenossen geworden ist. Dagegen dürfen menschliche Erbauungsbücher niemals die heil. Schrift verdrängen. Ja, würde man nur überall Schriften, wie Arnd, H. Müller und Baxter in den Krankenstuben antreffen! Leider stößt man noch immer allenthalben auf gehaltlose Überbleibsel der Rationalistenzeit.

Was den Verlauf des seelsorgerlichen Handelns am Krankenbett anlangt, so erscheint uns als bewährtes Mittel der Rat, irgend eine passende Schriftstelle, es sei der Bergpredigt oder Psalmbuch etc., zu entnehmen und in freier Ansprache sich darüber zu ergehen. Ist nur ganz flüchtiges Verweilen gestattet, so erfüllt wohl ein einzelner für die Lage ausgewählter Spruch denselben Zweck.

Und doch erwartet der Kranke noch mehr. Er würde unbefriedigt den Seelsorger entlassen, wenn dieser das Gebet versäumt hätte. „Das Gebet ist die Haupt- und Amtspredigt am Krankenbett" (Vinet). Ja, bei getrübtem Bewußtsein, bei qualvollen Schmerzenszuständen ist das Gebet die einzige Arznei, die wir bringen können. „Erstarrung des Gemüts nach schweren plötzlichen Unglücksfällen, Verstummung des Mundes und Verschlossenheit des Herzens" kann meist nur durch Gebet gelöst werden. Da „verschlägt auch die mildeste und vorsichtigste Anrede nicht mehr" (Nitzsch). Es mag ja immerhin Fälle geben, wo man beides, Schriftwort und Gebet, unterlassen kann. Aber in den meisten Lagen wird man gut thun, gerade um dies Doppelte das gesamte poimenische Handeln zu gruppieren, davon auszugehen und damit zu schließen. Und zwar geben wir dem freien Beten weitaus den Vorzug. Zum Vorlesen von Mustergebeten braucht man keinen Seelsorger. Dies kann jedes Familienglied besorgen. Wird es auch dem Anfänger im Amt nicht leicht, frei vorzubeten: Übung und Erfahrung macht auch hier den Meister. Nur soll er dem Glauben wehren, daß seinem Gebet eine magische Kraft innewohne. Zugleich darf er aus bekannten Liedern Stücke anführen, frei verwoben ins Gebet, einleitend zum Anfang oder bekräftigend am Ende oder erläuternd in der Mitte. Das verleiht dem Gebet einen frischen Hauch und schützt vor Monotonie und Trockenheit.

Noch fehlt „das göttliche Siegel der Vergebung und die hinübergeleitende Verbindung mit dem verklärten Erlöser" (v. Zezschwitz), in ländlichen Kreisen nicht selten das Objekt sündigen Aberglaubens, als ob nun mit dem Kranken eine Veränderung vor sich gehen müsse, es sei

daß er der Gesundheit oder der Auflösung näher gerückt würde. Überhaupt ist zu beachten, daß es durchaus irrtümlich wäre, in dem Abendmahlsgenuß eine Art Seligkeitsgarantie finden zu wollen. Man gehe bei dem Anbieten dieses Mahles mit weiser Vorsicht vor, jedenfalls nie über eine Anfrage hinaus und vermeide alles Drängen dazu. Bei rechtem Christenstand versteht sich die Benutzung dieses Sakramentes von selber. Welch reiche Mittel zu seelsorgerlichem Einwirken die Vorbereitung zu dieser Handlung mit sich führt, bedarf im einzelnen keiner Ausführung.

Wie das seelsorgerliche παρακαλεῖν seine Hauptstätte am Krankenbett findet, so hat dasselbe auch bei jenen zur Anwendung zu kommen, welche in geistlichen Nöten sind; wir meinen die Angefochtenen. Die älteren Pastoraltheologen, z. B. Marperger, unterscheiden Anfechtungen, die aus der Natur des Menschen kommen, also aus seiner Konstitution herrühren; weiter solche, die Gottes Weisheit schickt; endlich solche, die vom Satan ausgehen. Besser spricht Palmer von Anfechtungen, die einen dogmatischen, und solchen die ethischen Charakter haben. Zu beachten ist, daß pathalogische psychische Zustände sehr häufig mit physischen Ursachen zusamenhängen. Die Mahnung: geh' zum Arzt! ist oft die einzig richtige. Neuralgische Leiden liegen nicht selten zu Grunde, nicht bloß bei angefochtenen Frauen, sondern bisweilen auch bei dem stärkeren Geschlecht. Die seelsorgerliche Kunst besteht nur darin, auf den Willen der Angefochtenen einzuwirken und das verglimmende Fünklein der sittlichen Kraft zur Flamme anzufachen. Gelingt dies nicht, so ist Gefahr vorhanden, daß mit der Wiederholung und Überhandnahme weiterer Anfechtungen die ethischen Impulse geschwächt werden, und zuletzt eine Reaktion unmöglich ist. Neubekehrte oder erweckte Christen sind zumal der Anfechtung ausgesetzt. Der Kontrast zwischen ihrem neuen Lebensstand und dem vorausgegangenen sündigen Wandel pflegt mitunter bange Gedanken aller Art zu erwecken. „Sie können die Freudigkeit, den Frieden der Versöhnung, die Gewißheit der Kindschaft des Gnadenstandes bei Gott nicht finden, und schließen daraus, daß es mit ihrem Christentum nichts sei.“ (Harnack). Bei anderen wieder steckt ein verborgener geistlicher Hochmut dahinter, der mit den erlebten Anfechtungen groß thut. Es erfordert ein geübtes seelsorgerliches Verständnis, wenn erfolgreich eingegriffen werden soll; denn es giebt ja eine göttliche Traurigkeit, deren Frist man der angefochtenen Seele nicht kürzen darf, wenn ihr Heil gefördert werden soll. Darum gilt es wohl zu unterscheiden zwischen dieser Traurigkeit und menschlicher Verzagtheit. Durchaus unbesonnen wäre ein Verfahren, welches sich zur Aufgabe setzte, jene Traurigkeit, welche die Brücke zum Glauben bildet, durch falsche Trostgründe beseitigen zu wollen. Anders freilich verhält es sich mit der menschlichen Verzagtheit, die sich bis zur Verzweiflung steigern kann, oder die in anderen Fällen in jene unheimliche Apathie übergeht, aus welcher so viele Angefochtene keine Rückkehr mehr finden.

Viele geistliche Anfechtungen haben ihren letzten Ursprung darin, daß die Betreffenden eine und die andere Lieblingssünde, von der sie sich nicht trennen wollten oder konnten, in das bekehrte Leben mit hereingeschleppt haben. Hier darf der Seelsorger sich nicht lange besinnen, was zu thun ist. Mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit muß er das faule Geschwür herausschneiden. Der Angefochtene muß bei seinem Gewissen gepackt, das Bewußtsein der Verantwortung in ihm geweckt werden. Nur dann, wenn er seine ganze Kraft zusammennimmt, kann ihm geholfen werden. Er steht vor dem Entweder—Oder seines künftigen Geschicks.

Ein ähnliches Verfahren ist einzuschlagen, wenn der Seelsorger zu solchen gerufen wird, die unter dämonischen Einflüssen zu stehen glauben. Zwar ist unleugbar, daß Versuchungen solcher Art vereinzelt thatsächlich vorkommen, um nur an Erlebnisse Blumhardts und Löhes zu erinnern. Dennoch ist es rätlich, vorkommendenfalls mit völliger Nüchternheit, mit kritischster Prüfung, fast möchten wir sagen: möglichst skeptisch, an die Untersuchung heranzutreten und sich nicht zu schnell gefangen zu geben. Der Exorcismus bleibe der römischen Praxis überlassen. Ja, wir ziehen ein eingehendes seelsorgerliches Handeln mit solchen Unglücklichen auch der Abrenuntiation vor (ähnlich v. Zezschwitz und Vinet).

Das Gemütsleiden kann sich auch steigern und endet dann in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Solche Kranke gehören ins Irrenhaus, unter besondere seelsorgerliche Pflege. Doch darf dieselbe sich nicht auf Kosten der fachmännischen ärztlichen Behandlung geltend machen oder gar über letztere hinweggehen wollen; denn wie die instruktive Abhandlung Dr. Lechlers in Palmers „Pastoraltheologie“ mit Recht betont, ist nach den allgemein geltenden Lehren die Geistes- und Gemütskrankheit in ihrer ausgebildeten Gestalt nichts anderes als ein Nervenfieber-Delirium ohne oder mit mäßigem Fieber, also eine leibliche Krankheit, eine Störung des Nervenlebens. Solche Krankheit ist also zunächst und wesentlich Gegenstand ärztlicher Einwirkung und fällt an sich nicht in den Kreis der geistlichen Seelenpflege. Doch ist hiermit nicht ausgeschlossen, daß ein höchst wichtiger Teil der Irrenpflege dem Seelsorger zukommt, freilich erst dann, wenn die natürliche Gesundheit zurückgekehrt ist und das Stadium der Rekonvalescenz begonnen hat, oder auch in den Fällen, da man hoffen darf, durch prophylaktische Maßregeln dem Wachstum des Leidens vorzubeugen. Der Seelsorger ist nur in dem Sinn Psychiater, als er auf das Heil der Seele abzielt. Der Arzt hat andere Ziele, die Gesundheit im Auge. Niemals aber darf der Geistliche den ärztlichen Vorschriften sich widersetzen. Er hat mit dem Arzt gemeinsam zu handeln und vorzugehen. Das ist seine unerläßliche Pflicht (vgl. Lechler bei Palmer, a. a. O., S. 416—481, namentlich S. 426, 454, 457 ff.). v. Zezschwitz spricht gar schön von dem Anlegen einer Blumenzucht kleiner Freuden in dem Garten des erkrankten Gemüts; denn Freude sei der heilende Sonnenschein.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Missourier haben, wie in „Lehre und Wehre" behauptet wird, „schon früher Veranlassung dazu gehabt, darauf hinzuweisen, daß in der ‚Theologischen Zeitschrift', dem Zeitblatt der Unierten, die Lehre von der Inspiration geleugnet werde." Wir wissen nun freilich ganz gut, daß die Mehrzahl der Leser von „Lehre und Wehre" nur eine Inspirationslehre kennt, nämlich die missourische. Selbst diese haben wir noch nicht geleugnet. Wir lassen sie ruhig stehen. Wer sie annehmen will und damit zufrieden ist, den behelligen wir nicht weiter. Aber das Redaktionskollegium von „Lehre und Wehre" sollte doch so viel Kenntnis von der Sache haben, um wissen zu können, daß es verschiedene Lehren von der Inspiration gibt und daß man nicht alle zusammen annehmen kann, schon deswegen, weil man sie manchmal nicht alle kennt. Es wäre doch am Platze gewesen zu sagen, welche Lehre von der Inspiration das sein soll. Dann wäre der Artikel von „Lehre und Wehre" doch wenigstens kein blinder Schuß gewesen. Oder ist dabei etwas missourische Vorsicht mit untergelaufen? Ein blinder Schuß ist nämlich, wenn er nur losgeht, immer unfehlbar, sintemal er nicht falsch treffen kann, da er überhaupt nicht trifft.

Übrigens halten wir es für ein reines opus supererogativum, daß man Leuten, vor denen man schon vor sieben Jahren gewarnt hat, wie vor dem leibhaftigen Teufel, immer noch mit solchen blinden Schüssen zuzusetzen sucht; man macht sich doch damit nur selbst lächerlich. — Was uns bei dem ganzen Artikel von „Lehre und Wehre" am meisten gefreut hat, ist das, daß derselbe einen Beweis für einen Satz liefert, der dort citiert wird. Wir hatten nämlich bemerkt, daß man nach der Methode des Prosekutionsausschusses im Falle von Dr. Smith jeden wegen Ketzerei verdammen könne, denn es lasse sich immer wieder ein Satz finden, wodurch er überboten werde, und man brauche nur zu behaupten, daß die Nichtanerkennung einer solchen Konsequenz die thatsächliche Leugnung des anerkannten Dogmas sei. Genau nach dieser Methode verfährt nun „Lehre und Wehre." Ihre Lehre von der Inspiration leistet ungefähr das stärkste, was auf diesem Gebiet möglich ist. Wie denn die Missourier schon manches geleistet haben, das sehr stark ist. Daß sie damit alle andern überbieten, nehmen sie von vornherein an. Damit verfallen die andern selbstverständlich der missourischen Verdammung. Wir sind nämlich dabei nicht allein. In derselben Nummer von „Lehre und Wehre" werden auch noch der Erlanger Hofmann, Thomasius, Frank, Martensen, Kübel, Zöckler, Volck, Dieckhoff und Luthardt nebst andern „konfessionellen" Theologen wegen ihrer Leugnung der Inspirationslehre verdammt. Wir ziehen der Gemeinschaft der verdammenden Missourier die Gemeinschaft der von ihnen Verdammten immer noch weit vor, denn wir befinden uns dabei unter gläubigen Christen, frommen Männern, anerkannten Theologen, verständigen und anständigen Leuten, während auf der andern Seite nichts vorhanden ist als eine Schar von — Missouriern.

Der Prozeß gegen Dr. Briggs ist rascher, als zu erwarten stand, zu Ende gekommen. Dr. Briggs wurde von den sechs gegen ihn erhobenen Anklagen freigesprochen. Damit ist die Sache allerdings nur in der ersten Instanz abgethan und es wird von den Klägern an die General-Assembly, welche im nächsten Mai in Washington zusammentritt, appelliert werden. Die Anklagen gegen Briggs sind ähnlicher Art, wie die gegen Dr. Smith in Cincinnati, nur daß Briggs in seinen Behauptungen weniger konservativ ist als Smith.

Die Majoritäten, mit welchen Briggs in allen sechs gegen ihn aufgeführten

Fällen freigesprochen wurde, betragen von 10 bis 20 Prozent der 128 Stimmen, die abgegeben wurden. Diese Thatsache der Freisprechung von Briggs, während Smith verurteilt wurde, hat zu allerlei Erklärungsversuchen und Bedenken Anlaß gegeben. Die Behauptung, daß man im Westen, d. h. in Cincinnati, konservativer sei als im Osten, wird wohl keine ganz ausreichende Erklärung der etwas sonderbaren Thatsache geben, daß an dem einen Ort die Presbyterianerkirche ein anderes Bekenntnis zu haben scheint als am andern. In Cincinnati war die dem Angeklagten ungünstige Entscheidung schon im voraus wahrscheinlich und außerdem scheint die Rücksichtslosigkeit und Dreistigkeit, mit welcher der Verfolgungsausschuß sich geltend machte, nach beiden Seiten hin ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben.

Merkwürdig ist noch in beiden Prozessen (Briggs und Smith), daß von den geistlichen Gerichtshöfen Dinge zum Gegenstand der Entscheidung gemacht wurden, die höchstens Gegenstand der historischen Forschung sein können, wie z. B. die Frage nach dem Verfasser von Jes. 40—66. Es ist ganz natürlich, daß die Presbyterianer, gerade so wie Rom, gebieten können, was in solchem Fall gelehrt werden dürfe; aber woher nimmt denn die eine derartige Versammlung die Garantie, daß die mehr oder weniger zufällige Entscheidung durch eine Majorität sich mit Thatsachen decke, die Jahrtausende früher geschehen sind, und nun unveränderlich feststehen. Wenn nun vollends die höhere Instanz anders entscheidet als die niedere, was dann? Oder hört vielleicht Jes. 40—66 auf, Gottes Wort zu sein, wenn es nicht von Jesaias, dem Sohne Amoz, geschrieben ist, oder wird es vielleicht erst dadurch Gottes Wort, daß es Jesaias, den Sohn Amoz, zum Verfasser hat? Derartige Fragen hat man sich, wie es scheint, weder im Falle von Briggs, noch von Smith vorgelegt.

Die litterargeschichtliche Frage nach dem Verfasser und der Abfassungszeit eines biblischen Buches ist ein Problem, das entweder lösbar oder unlösbar ist; aber im einen wie im andern Fall die normative Geltung des Buches für die Kirche nicht berührt.

Wie die Sache enden wird, läßt sich nicht absehen. Möglich ist, daß nach allen Debatten sich die Sache, wie die Andover-Angelegenheit, im Sande der Kirchenpolitik verlaufen wird, d. h. daß man den Streit aus Ermüdung aufgibt. Dann wäre es freilich besser gewesen, man hätte ihn nicht angefangen.

Erstlich einmal hat in Cincinnati das Verfahren des Presbyteriums keineswegs allgemeine Billigung gefunden. Die „Cincinnati Commercial Gazette“ hatte sich die Gutachten der nicht-presbyterianischen Pastoren eingeholt und diese alle wendeten sich gegen die Ankläger des Dr. Smith.

Auch der „Deutsche Evangelist“ hält den ganzen Streit für unheilvoll. Er sagt in einem diesbezüglichen Artikel u. a.:

„Was sollen wir nun dazu sagen?

Wir stehen weder auf Seiten der Gegner Briggs, die den Ausgang dieses Kirchengerichts als ein großes Unglück beklagen, noch können wir uns mit seinen Freunden von Herzen freuen.

Daß auf dem Wege gesetzgeberischer Maßregeln und Majoritätsbeschlüsse weder Friede geschafft, noch die innerkirchliche Lage gehoben werden kann, dafür liefert der Fall Briggs wieder einmal einen niederschlagenden Beweis.

Wenn den Berichten der Tagespresse zu glauben ist, sind die Gegner keineswegs gesonnen, die Sache nun auf sich beruhen zu lassen, vielmehr treffen sie schon Vorbereitungen, demnächst einen Entscheidungskampf in der General-Assembly zu Washington zu entfachen.

Kennen unsre hohen Kirchenbehörden keine höhere Aufgabe mehr, als nach einigen vermeintlichen kleinen Ketzereien herumzuschnüffeln?

Fürwahr, dem Teufel in der Hölle muß es ein Gaudium sein, daß derartige nichtsbezweckende Streitigkeiten dem eigentlichen Werk des Herrn so viel kostbare Zeit rauben.

Wir befürchten, daß Pastor Warrens Anwünschung an unsre Pastoren von Cincinnati auch für die zu New York von nöten ist; er wünscht ihnen nämlich etwas mehr „Salbung von oben."

Etwas weniger unheiligen Eifer für die bloßen Worte und Wörter, den toten Buchstaben — aber etwas mehr heiliges Interesse für den Geist der Schrift, der lebendig macht, würde sicherlich eine heilsame Wirkung haben.

Dieser Geist hält uns vor das Wort: „Eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen." Diese Mahnung gilt auch in kirchlichen Streitsachen. Nicht nur Gerechtigkeit, sondern Lindigkeit sind wir den Andersdenkenden (in diesem Falle sind es anerkanntermaßen nicht einmal Andersglaubende) schuldig. Wie viel schöner und sonniger wäre die Welt, wie viel herrlicher, ruhmvoller die Kirche, wenn wir das beherzigten. An dem leidigen Streiten unter den Gläubigen ist nicht nur das Stückwerk unsers Wissens, sondern vor allem die Enge unsers Herzens schuld.

Nicht die kalte Kritik, auch nicht die absolut reine Lehre (wer hat sie auf Erden?), sondern die Liebe ist die Kraft und Wahrheit des Glaubens. Die Liebe ist aber auch der Tod alles unseligen Haderns.

„Es kann nicht Friede werden,
Bis Christi Liebe siegt.""

Die Antwort, welche Dr. Harnack den Studenten gab, die ihn, wie in der letzten Nummer berichtet, um Rat fragten, lassen wir, da sie der Hauptanlaß zum Streit geworden ist, in ihrem ganzen Umfang hier folgen. Sie lautet:

„1. Ich teile mit den Fragestellern die Ansicht, daß es der evangelischen Kirche ziemen würde, an die Stelle des Apostolikums oder neben dasselbe ein kurzes Bekenntnis zu setzen, das das in der Reformation und in der ihr folgenden Zeit gewonnene Verständnis des Evangeliums deutlicher und sicherer ausdrückte und zugleich die Anstöße beseitigte, die jenes Symbol in seinem Wortlaut vielen ernsten und aufrichtigen Christen, Laien und Geistlichen, bietet.

2. Ich halte mit den Fragestellern den Fall Schrempf für einen gegebenen, ja gebotenen Anlaß, die Frage nach der Geltung und dem Gebrauch des Apostolikums in den evangelischen Kirchen wieder anzuregen und sich durch die voraussichtliche Erfolglosigkeit in der Gegenwart von solcher Anregung nicht abschrecken zu lassen. Ich bin der Meinung, daß die Generalsynoden der evangelischen Kirchen keine ernstere und brennendere Aufgabe haben als die, die Bekenntnisfrage freimütig zu erwägen.

3. Bei solchen Bemühungen ist aber nicht die Parole auszugeben: „Das Apostolikum soll abgeschafft werden;" denn eine solche Parole würde zur Waffe in der Hand der Gegner des Christentums werden, würde dem hohen religiösen Werte und dem ehrwürdigen Alter des Apostolikums gegenüber eine Ungerechtigkeit sein, würde ferner eine Vergewaltigung der evangelischen Christen bedeuten, die ihren Glauben voll und ohne Anstoß im Apostolikum ausgedrückt finden, und würde endlich der Art nicht entsprechen, in der sich die Kirchen der Reformation zu den Glaubenszeugnissen der Vergangenheit gestellt haben und so lange stellen müssen, bis sie die Kraft zu einer neuen reformatorischen That oder eine neue reformatorische Persönlichkeit erhalten.

4. Daher kann zur Zeit jegliche Bemühung nur darauf ausgehen, entweder das Apostolikum aus dem liturgischen Gebrauch zu entfernen, oder doch den Gemeinden die Möglichkeit zu gewähren, es nicht zu brauchen, oder es durch eine andere evangelische Glaubensformel zu ersetzen.

5. Diese Bemühungen werden aber nur dann eine gewisse Aussicht auf Erfolg erlangen, wenn man das kurze Glaubensbekenntnis, das man an Stelle des oder neben dem Apostolikum wünscht, wirklich zu formulieren und zu produzieren vermag, und wenn es an Gestalt und Kraft dem alten überlegen ist. In den Kirchen darf man — in noch höherm Maße als im Staatsleben — nur negieren, indem man baut. Jede andere Thätigkeit ist von Übel; bloße Wünsche aber nach einem neuen Bekenntnis thun es nicht, so wohl gemeint und so ernst gefaßt sie auch sein mögen.

6. Die Anerkennung des Apostolikums in seiner wörtlichen Fassung ist nicht die Probe christlicher und theologischer Reife; im Gegenteil wird ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müssen. Allein umgekehrt darf man auch von dem gereiften und gebildeten Theologen erwarten, daß er so viel geschichtlichen Sinn besitzt, um sich von dem hohen Wert und dem großen Wahrheitsgehalte des Apostolikums zu überzeugen und eine positive Stellung zu seinem Grundgedanken zu gewinnen, die es ihm ermöglicht, ein altes Zeugnis seines eignen Glaubens in dem Apostolikum zu erkennen.

7. Auf alle einzelnen Sätze des Symbols in ihrer wörtlichen Fassung läßt sich diese positive Stellung allerdings nicht ausdehnen. Aber hier darf die dreifache Erwägung eintreten, daß a) die evangelische Kirche selbst nicht bei allen Sätzen des Symbols die ursprüngliche wörtliche Fassung aufrecht erhält („Gemeinschaft der Heiligen"); b) daß ein Satz der Lehre des Paulus widerspricht („Auferstehung des Fleisches") und daher auch nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche in seiner wörtlichen Fassung nicht aufrecht erhalten werden darf; und daß c) alle Einzelthatsachen, zu denen der Christ sich bekennt, nicht als nackte Thatsachen, sondern um der unsichtbaren Beziehungen und Werte willen, die der Glaube an ihnen wahrnimmt, Sätze des Glaubensbekenntnisses sind.

8. Diese Erwägungen reichen gegenüber einem Satze des Apostolikums allerdings noch nicht aus („Empfangen vom Heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria"), denn hier wird als Thatsache etwas behauptet, was vielen gläubigen Christen unglaublich ist, und was eine in der Kontinuität der sonstigen kirchlichen Umdeutungen liegende Umdeutung deshalb nicht zuläßt, weil man es in sein Gegenteil umdeuten müßte. Hier liegt also ein wirklicher Notstand vor für jeden aufrichtigen Christen, der dies Symbol als Ausdruck seines Glaubens brauchen soll und sich doch nicht von der Wahrheit jenes Satzes überzeugen kann. Als die einfachste Lösung erscheint die, daß solche, die jenen Satz nicht anerkennen, nicht Geistliche werden und bleiben, und daß auch die Laien, die in derselben Lage sind, sich von der Kirche, die jenes Symbol aufrecht erhält, zurückziehen sollen. In der That kann man denen, die sich in ihrem Gewissen gezwungen sehen, so zu handeln, nur ernstlich zureden, nicht wider ihr Gewissen zu thun, denn wider das Gewissen zu handeln ist der höchste Schrecken. Allein es steht nicht so, daß die Gewissenhaftigkeit solcher Männer allgemeines Gesetz werden müßte. Wenn um des einzelnen Satzes willen, der mindestens nicht im Centrum des Christentums steht, die Fähigkeit, die Gemeinde, in die man hineingeboren ist, zu erbauen und an ihrem inneren Leben teilzunehmen, aufgehoben sein sollte, so könnte eine religiöse Gemeinde überhaupt nicht bestehen. Denn wie wäre es möglich, Institutionen der Lehre und des Kultus zu schaffen, die in jedem Stück die Überzeugung aller wiedergeben und niemandem zum Anstoß gereichen, und wie ist es denkbar, daß diese In-

stitutionen sofort jeder — sei es auch erprobten — Wandlung des christlichen Verständnisses folgen? Es ist also nicht Gewissenlosigkeit, sondern eine haltbare und sittlich zu rechtfertigende Position, die der einnimmt, der in der Kirche, sei es auch als Lehrer, bleibt, der an jenem Stück und an ähnlichen Anstoß nimmt.

Aber dieses Bleiben ist freilich nur dann sittlich gerechtfertigt, wenn der betreffende Theologe a) mit dem Grundgedanken seiner Kirche übereinstimmt; b) dort, wo er auf das Verständnis — sei es auch das gegnerische — rechnen kann, von seiner abweichenden Meinung kein Hehl macht; und c) in den Grenzen, die ihm durch seinen Beruf gegeben sind, für die Abschaffung des Notstandes wirkt. In einem solchen befindet er sich wirklich; darum — wie er einerseits nicht verpflichtet ist, seine Kraft seiner Kirche, die keine Gesetzeskirche ist, deshalb zu entziehen, so ist er andrerseits verpflichtet, an seinem Teil an der Hebung des Notstandes zu arbeiten. Nur so bewahrt er sich ein gutes Gewissen. Die Art der Arbeit wird aber je nach Beruf und Fähigkeit eine verschiedene sein. Das Recht und die ungemeine Kraft, die eine öffentliche Agitation verlangt, werden wohl die wenigsten, wenn sie sich prüfen, in sich finden. Auch haben laute Agitationen oft den entgegengesetzten Erfolg.

9. Die Frage, ob zukünftige Geistliche, die zur Zeit noch Studenten der Theologie sind, in Hinblick auf ihre Zukunft berechtigt sind, in eine Bewegung für Abschaffung des Apostolikums einzutreten, vermag ich nur zu verneinen und zwar aus folgenden Gründen:

a) weil die Parole „Abschaffung des Apostolikums" überhaupt eine falsche ist (s. oben);

b) weil, auch wenn man die Aufgabe in den Grenzen hält, die oben gezeichnet sind, m. E. Studierende in solchen Fragen, wie die vorliegende ist, überhaupt nicht öffentlich ein Urteil abgeben sollen;

c) weil die Behandlung dieser besondern Frage eine christliche und wissenschaftliche Reife voraussetzt, die die Studierenden höchstens am Ende ihrer Studienzeit erwerben können, eine Agitation aber unfehlbar auch die jungen und jüngsten Studierenden mitergreifen, so zu einem höchst bedenklichen und unerfreulichen Schauspiel werden, viele Gewissen nur verwirren und nicht wenigen sehr bald eine peinliche Reue eintragen würde (siehe auch insbesondere noch das unter Nr. 5 Bemerkte).

Indem ich die Absicht und den Wunsch, aus denen die Frage hervorgegangen ist, ehre, vermag ich den Fragestellern schließlich zwei Winke zu geben, durch deren Befolgung sie angemessener und sicherer das erreichen werden, was sie wünschen:

Erstlich, fleißiges Studium der Dogmengeschichte und Symbolik, damit ein wirkliches Verständnis, wie für den ursprünglichen Sinn der Bekenntnisse, so für die Geschichte der Wandlung ihres Verständnisses — oft bis zu einem ganz neuen Sinn — erworben werde, und damit man sich auch in scheinbar oder wirklich fremde Anschauungen zu finden lerne und ihnen den Wahrheitsgehalt abzugewinnen verstehe.

Sodann, Festigkeit in den auf der Universität etwa gewonnenen, von der sogenannten oder wirklichen Tradition abweichenden religiösen Überzeugungen, damit bei dem Eintritt ins Amt nicht in kurzer Zeit das wieder weggespült oder mit gebrochenem Gewissen bei Seite geschoben wird, wovon man sich doch einst überzeugt hatte. Agitationen thun es nicht, am wenigsten, wenn sie von noch nicht genügend reifen Personen ausgehen. Wenn aber alle als Männer im kirchlichen Amt die Ideale treu und fest halten, die sie als

Jünglinge erworben haben, dann kommt gewiß eine goldne Zeit für die Kirche Jesu, und auch die Notstände, die jetzt ertragen werden müssen, werden aufhören.

Anhang. Der wesentliche Inhalt des Apostolikums besteht in den Bekenntnissen, daß in der christlichen Religion die Güter „heilige Kirche," „Vergebung der Sünden," „ewiges Leben" geschenkt sind, daß der Besitz dieser Güter dem Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer, an seinen Sohn Jesus Christus und an den Heiligen Geist zugesagt ist, und daß sie durch Jesus Christus, unsern Herrn, gewonnen sind. Dieser Inhalt ist evangelisch.

Adolf Harnack.

Das ist die Erklärung, die soviel Streit, Streitschriften, Streitartikel und Erklärungen hervorgerufen hat. Ihre Schwäche tritt in dem unter No. 5 Gesagten am klarsten zu Tage und es ist merkwürdig, daß man im Eifer das — wie es scheint — meist übersieht. Man warte doch, bis das neue Bekenntnis formuliert ist, dann wird man schon sehen, ob es dem alten „an Gestalt und Kraft überlegen ist."

Es wird wohl mit dem Apostolikum gehen wie mit dem Dekalog. Es sind schon viele Einwendungen dagegen gemacht worden, aber das ist bis jetzt noch nicht geschehen, daß es einem der Tadler der zehn Gebote gelungen wäre, etwas Besseres oder wenigstens ebenso Gutes denselben an die Seite zu setzen.

Wie schwierig, ja wie unmöglich das ist, wenn man überhaupt noch etwas vom Christentum beibehalten will, zeigt sich an einem radikal-reformerischen Katechismus, der dem Schreiber dieses vor einiger Zeit in die Hände fiel. Demselben ist der ganze Dekalog und das ganze Apostolikum ohne Auslassungen als Memorierstoff vorgedruckt. Selbst in diesem Fall, wo man ganz ungehindert war, fühlte man sich nicht befähigt, diese Dinge zu beseitigen oder durch etwas Neugemachtes ohne weiteres zu verdrängen. So wird wohl noch manches Jahrzehnt, vielleicht noch manches Jahrhundert vergehen, ehe die bessere Formel gefunden und von den gläubigen Christen anerkannt ist. Wenn man besorgt darauf hinweist, daß die Ritschlianer gegenwärtig im Schmieden von Formeln begriffen seien, so zeigt das von einem Mangel an Einsicht in die Sache. Derartige Formen werden eben nicht geschmiedet, sie müssen wachsen, und sie wachsen nur zu ihrer Zeit.

Der ebenfalls in der letzten Nummer erwähnte Erlaß des Evang. Oberkirchenrates in Berlin hat folgenden Wortlaut:

„Infolge der Beratung, welche wir am 16. November d. Jrs. mit den Herren Generalsuperintendenten unseres Amtsbezirks in Beziehung auf die Aufrechthaltung des apostolischen Glaubensbekenntnisses gepflogen haben, nehmen wir Veranlassung, Ew. Hochwürden das Nachfolgende zu erkennen zu geben:

Mit der Gesamtheit der H.H. Gen.-Supp. beklagen wir, daß durch die Auslassungen des Professors Dr. Harnack hierselbst in seiner im August d. Jrs. veröffentlichten Antwort an Studierende der Theologie über die Wertschätzung und den kirchlichen Gebrauch des Apostolikums sowohl bei vielen evangelischen Geistlichen, als auch in weiten Kreisen des evangelischen Volkes eine tiefe Beunruhigung hervorgerufen ist.

Diese Beunruhigung ist in ihrem innersten Grunde darauf zurückzuführen, daß man durch die Äußerungen jener Kundgebung über das apostolische Glaubensbekenntnis den Vollbestand des Christenglaubens, insbesondere auch die zum Grundbestande gehörige Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes für gefährdet erachtet.

Angesichts dieser Befürchtungen verehren wir es als eine besonders gnadenreiche Führung Gottes, daß inmittelst die erhebende Bekenntnisthat seiner Majestät des Kaisers und Königs und der evangelischen Fürsten Deutschlands zu Wittenberg am 31. Oktober d. Jsr., in welcher auch das Festhalten am Glauben an den menschgewordenen Gottessohn als dem gemeinsamen Bande der christlichen Kirche zu schlichtem, aber bestimmtem Ausdruck gebracht ist, in den weitesten Kreisen und Schichten des evangelischen Volkes lauten Wiederhall gefunden hat.

Insofern die Beunruhigung nach dem Zeugnisse der Herren Generalsuperintendenten wesentlich auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß in der Kundgebung die Auffassung des Verfassers über den Satz: „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria," als eine durch die theologische Forschung allseitig rezipierte Lehrmeinung dargestellt ist, während die Gemeinde darin ein teures und unantastbares Heiligtum ihres Glaubens erblickt, bedarf es hier nur der Hinweisung, daß nach dem Urteil zahlreicher hervorragender Vertreter der theologischen Wissenschaft, insbesondere auch hochangesehener Mitglieder der theologischen Fakultät in Berlin, die in jenen Sätzen bekannte Thatsache vor unbefangener wissenschaftlicher Forschung noch immer die Probe der Wahrheit besteht.

Mit den HH. Generalsuperintendenten stimmen wir überein, daß das ehrwürdige, in seinem Grundstock bis in die ältesten Zeiten der Kirche, ja bis nahe an das apostolische Jahrhundert heranreichende apostolische Symbol, in seiner kurzen Fassung ein beredtes Zeugnis von den großen Thaten Gottes, nach seiner Gliederung ein bedeutsames Muster für die katechetische Unterweisung, nach seiner Bewährung in der Gemeinde die unerschöpfliche Quelle der Erbauung für jung und alt, der Kirche umsoweniger entbehrlich ist, als es nach seinem Inhalte das Einheitsband der gesamten Christenheit auf Erden bildet. Eine Entfernung aus dem gottesdienstlichen Gebrauche oder auch nur eine Freigebung an die Willkür der Einzelgemeinde würde das Rechtsbewußtsein der landeskirchlichen Gemeinde verletzen, dem Kultus ein hohes Kleinod, der Gemeinde einen Höhepunkt der Sammlung und Anbetung rauben.

Unsres Amtes wird es sein, innerhalb der evangelischen Kirche unsres Amtsbezirks dafür Sorge zu tragen, daß an dem Bekenntnisstande unsrer Kirche, welcher neben den übrigen Grundwahrheiten des in dem apostolischen Bekenntnisse in symbolische Form gebrachten Christenglaubens auch das Bekenntnis an die Menschwerdung Gottes in Christo begreift, mit innerer Treue festgehalten wird, wie es nicht minder unsre Amts- und Gewissenspflicht erheischt, die in betreff des liturgischen Gebrauches des Apostolikums bestehende kirchliche Ordnung, wie bisher, so auch ferner aufrechtzuhalten. Daß wir bei aller evangelischer Weitherzigkeit und entfernt davon, aus dem Bekenntnis oder aus jedem Einzelstück derselben ein starres Lehrgesetz zu machen, doch etwaige agitatorische Versuche, das Apostolikum aus seiner Stellung zu verdrängen, bei unsren Geistlichen nicht dulden werden, darüber ersuchen wir Ew. Hochwürden, in den kirchlichen Kreisen, insbesondere auch in der Geistlichkeit ihres Amtsbezirks, bei sich bietender Gelegenheit keinen Zweifel zu lassen.

Die schwere Verantwortlichkeit, welche den HH. Gen.-Supp., als den Führern und Leitern der Geistlichkeit ihres Amtsbezirks auch in den gegenwärtigen Wirrsalen obliegt, würdigen wir in ihrem ganzen Ernst. Aber wir getrösten uns der Zuversicht, daß es Ihnen, wie Ihren Herren Amtsbrüdern gelingen wird, der Auffassung zu wehren, als könne auch derjenige, welcher in einer den Grundwahrheiten des gemeinsamen Christenglaubens widersprechenden Glau-

bensüberzeugung steht, aufrichtigen Herzens Diener am Wort in der evangelischen Kirche sein. Der Umstand, daß ein Mißverständnis hierüber hat entstehen können, erhöht die Pflicht der HH. Gen.-Supp., den die Ordination zum geistlichen Amte Begehrenden mit seelsorgerischer Treue ernste Selbstprüfung in Beziehung auf die Stellung zu den Glaubenswahrheiten der evangelischen Kirche zur Gewissenspflicht zu machen und das ganze Schwergewicht der mit dem Ordinationsgelübde zu übernehmenden Pflichten für Zeit und Ewigkeit vor Augen zu führen.

Dringend legen wir auch Ew. Hochwürden treuer Fürsorge ans Herz, das geistliche Amt in dem Dienst zu stärken: daß die in dem Bekenntnis niedergelegten, ihrer lebendigen Verwertung harrenden Heils- und Glaubensschätze je länger, je mehr in den Gemeinden Geist und Leben werden und also die Kirche, wie auf dem Grunde des apostolischen Glaubens, so auch in der Kraft der Apostel sich baue, zum Heil der Welt und zur Ehre des dreieinigen Gottes!

Barkhausen.

Was bei der Sache sonst noch auffällt, ist die sonderbare — um nicht mehr zu sagen — Beurteilung des ganzen Vorfalls in verschiedenen Blättern. „Es handelt sich — wird gesagt — um den Beginn einer Auseinandersetzung der Kirche mit einer Theologie, welche bisher im Rahmen einer Schule geblieben war, nun aber eine Herausforderung an die Kirche selbst richtet."

Bei diesem Kampfe sollen die Ritschlianer einen Bundesgenossen gefunden haben, von dem bisher wohl niemand eine Ahnung gehabt hat; nämlich den süddeutschen Pietismus. Wir geben dieses Phantasiebild, — denn mehr ist es nicht — wörtlich wieder.

„Es ist — heißt es — eine Species süddeutscher Frömmigkeit, welche sich schon an die weitgehendste Kritik der liberalen Theologie gewöhnt und angeschlossen hat, die Frömmigkeit süddeutschen, speziell württembergischen Stunden-, Privat-, Familien- und Sektenchristentums. Man kann von persönlich-gläubigen Laien jener Kreise hören, daß sie mit ihren Führern die Bekenntnisse der Kirche, auch das Apostolikum preisgeben, vom biblischen Mythus der evang. Vorgeschichte, der Ungeschichtlichkeit der Auferstehungsgeschichte, von der Unzuverlässigkeit biblischer Autoren, wie des Lukas, reden als von ganz unzweifelhaften Dingen, die Wunder Christi dahingestellt sein lassen und doch dabei an Wunder glauben, welche unter ihnen geschehen, auch für ihre Person fromme Leute sind. Begreiflich ist das auch darum, weil sie kein Verständnis für die Kirche, am allerwenigsten für die Volkskirche als eine geschichtliche Größe haben. Sie sind es, welche mit den Ritschlianern eine Erneuerung des Volkes und seines religiösen Lebens, event. unter Drangabe der jetzigen Kirchengestaltungen erstreben und darum auch den Weg zu ihrem Ziele nicht verwerfen werden, daß sie nämlich behufs Eroberung des Einflusses über die indifferenten oder die mit dem Christentum aus sogenannten wissenschaftlichen Gründen zerfallenen weiten Kreise mit diesen gegen den gemeinschaftlichen Gegner kämpfen. Ich bin überzeugt, daß ihr jetziger Angriff auf das Apostolikum ein Akt reiflicher Überlegung ist und sie sich im voraus klar gemacht haben, welches der weitere Gang der Dinge sein könne."

Wer jenes süddeutsche Stunde-, Privat- und Familienchristentum kennt, der liest diesen Abschnitt gewiß zweimal, um sich zu überzeugen, daß es wirklich so dasteht. Ebenso ist man versucht bei dem Schreiber anzufragen, ob es denn eine andere Gläubigkeit giebt, als die persönliche? Sieht man vollends den Schlußsatz, so könnte man glauben, daß nicht in Berlin, sondern in Süddeutschland jener Harnacksche Angriff auf das Apostolikum gemacht wor-

den sei. Also die „persönlich-gläubigen" und „für ihre Person frommen" süddeutschen „Laien" sollen gefährliche Gegner des Apostolikums und Verbündete der Ritschlianer sein? Von ihnen kann man hören, daß sie das Apostolikum preisgeben! Hat man es auch schon wirklich gehört? Hat es der betr. Schreiber gehört? Schwerlich. **Sancta simplicitas!** Darum ist's nicht zu thun.

Freilich das ist richtig, daß für jene „persönlich-gläubigen" Laien das amtlich-liturgische Verlesen des Apostolikums nicht an und für sich ein Bekenntnis ist, sondern daß sie fordern, daß zu diesem Wortbekenntnis das Thatbekenntnis der Nachfolge Christi hinzukommen müsse, wenn das erstere nicht leere Form und eitler Schein bleiben soll.

Wir haben das, was der Verfasser der oben angeführten Bemerkungen mit Sektenchristentum zu bezeichnen beliebt, nicht weiter erwähnt, weil wir es noch besonders anzuführen haben. Wo man eine auf separate Kirchenbildung hinzielende Mission innerhalb der protestantischen Landeskirchen betreibt, da wird man diesen Streit schon deswegen nicht ungern sehen, weil alles, was dem Zerfall dieser Kirchen Vorschub leistet, sich für eine solche Mission ausnützen läßt und man um so leichter für eine andere Kirche werben kann, je mehr die bestehenden Kirchen in Miskredit gebracht werden können. Wir glauben allerdings nicht, daß dabei der Gegensatz gegen das Apostolikum eine Rolle spielt; dieses anzutasten hat man keinen Grund, aber der Streit darüber kommt einem schließlich doch zu gute. Wie sich die Sache von diesem Standpunkt aus darstellt, oder vielmehr im Interesse dieses Standpunktes dargestellt wird, sehen wir aus folgendem:

„Ein fauler Friede herrschte aber seit lange im Lager der Landeskirche in Deutschland. Das Volk feierte die christlichen Festtage meist nur äußerlich mit Christkindlein, Tannenbaum und Kerzen, gemischt mit Niklausen, Ruprechten, Maskeraden, Fastnachtküchlein, Palmkätzchen, Ostereiern, Pfingstnelken, St. Martinsfeuern u. dgl. m.; man freute sich der im 16. Jahrhundert stattgefundenen Reformation als einer für alle Zeiten vollbrachten und genügenden Großthat; die kirchliche Maschinerie von Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Predigt, Trauung und Begräbnis ging ihren gewohnten Gang. Dabei ließ das Fabrikat von „Geistlichen" nichts zu wünschen übrig; die Jungen durften nur brav Lateinisch lernen, das Maturitäts-Examen ordentlich bestehen, dann saßen sie, wenn sie beim Kneipen, Fechten, Reiten, Tanzen u. dgl. nicht zu sehr beschäftigt waren, auf der Universität zu Füßen ihrer Herren Professoren, wovon neben einer Minderheit positiv gläubiger Männer mindestens drei Viertel eifrig bestrebt sind, ihre Schüler mit allen Waffen altheidnischer Zweifel und des modernsten Wissenschaftsdünkels ungläubiger Wahrheitsverdrehung auszurüsten; dann, wenn die theologischen Studenten vollends durch das Rohr der Universitäts-Kühlstande destilliert waren, sollten sie, mit langem Gesicht und Rock, mit Bäffchen und Baretten ausstaffiert, ihren lieben „Mitchristen" als Kandidaten und Doktoren der Theologie das Evangelium von Christo, an den sie meist nicht glaubten verkündigen. Wenn aus solchen Instituten hie und da noch sogenannte gläubige oder gar bekehrte Pfarrer hervorgingen, so muß man das als ein Wunder Gottes betrachten. Dessenungeachtet standen aber seit lange her die sogenannten Orthodoxen mit den sogenannten liberalen Kollegen auf gutem Fuß, besonders bei den Synodalbanketten, oder wenn es galt, die bösen Sekten zu bekämpfen. Ach, das war die gute, alte Zeit, in welcher noch die Herren „Geistlichen" so schön mit Schiller singen konnten:

„Holder Friede, süße Eintracht,
Weile freundlich über dieser Stadt!"

O weh, da kam die Kriegserklärung! Einem Pfarrherrlein in Württemberg machte der Schafspelz zu heiß. Er konnte nicht länger, wie so viele seiner Kollegen, die innerlich ganz derselben Art mit ihm sind, heucheln; er wollte ehrlich dastehen und bekannte seiner „Gemeinde," daß er bei Taufhandlungen nicht mehr das apostolische Glaubensbekenntnis gebrauchen könne. Die Gemeindeglieder aber verstanden keinen Spaß; sie wollten auf der Kanzel einen Mann haben, bei dem sie „Fahnenweihe" in der Kirche halten; dann ungestört im Wirtshaus trinken und bei festlichen Gelegenheiten auch das Apostolikum hören könnten, und nun gab sich dieser Mann (P. Schrempf) zu der erst- und letztgenannten Übung nicht her. Das war denn doch zu viel, der Schuß ging los, das freisinnige Lager, wie die Orthodoxie in Nord und Süd, griff zu den Waffen und nun knattert das Kleingewehrfeuer hüben und drüben in Zeitungsartikeln und Pamphleten aller Art, die wie Kugeln durch die Luft fliegen. Ab und zu vernimmt man Kanonendonner in Vorträgen von großen Männern in Berlin und anderen Orten. Die Generalstäbe, das sind die Konsistorien der verschiedenen Landeskirchen-Regimente, wissen nicht, was zu thun; es fehlt ihnen ein Moltke, oder — ach — der, dessen Name ist: Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst — und so weiß kein Sterblicher, was dieser Pastoren-Krieg bringen wird. Wir glauben, besser ist der offene Kampf, als der bisher waltende faule Frieden, während unser Herz singt:

„Auf dich seh' ich, mit dir geh' ich,
Jesus Christus, starker Held,
Der durch Kriege führt zum Siege
Über Sünde, Tod und Welt!""

Diese Karrikatur wird an ihrem Orte ihre Wirkung wohl nicht verfehlen. Darauf kommt es ja an. Was aber den Schluß betrifft, so betrachten wir ihn, wie alle derartigen indirekten oder direkten Anpreisungen einer Partei oder einer Sonderkirche, im Lichte von Lukas 17, 23.

Über die Wemdinger Teufelaustreibung (vgl. Theol. Ztschr. 1892, Seite 222) hat sich das Oberkonsistorium in München mit Bestimmtheit ausgesprochen, die um so anerkennenswerter ist, als gegenwärtig kaum noch jemand in Deutschland die römische Kirche anders als mit Sammethandschuhen anfassen darf. Es ist nur gut, daß das Oberkonsistorium in dem gutkatholischen Bayern sich befindet; dort wird es hoffentlich milder behandelt, als die Kölnische Zeitung in Preußen, welche infolge der Veröffentlichung des Berichtes des Paters Aurelian wegen Vergreifung an dem geistigen Eigentum genannten Paters verurteilt worden ist.

Der Erlaß des Oberkonsistoriums hat folgenden Wortlaut:

„Durch die jüngst in Eichstätt stattgehabte Gerichtsverhandlung ist die Zilksche Angelegenheit zu einem gewissen Abschlusse gekommen, welcher eine eingehendere Beurteilung möglich macht. Wir hatten sofort bei den ersten auftauchenden Nachrichten Erhebungen angeordnet, welche klarstellen sollten, ob etwa bei dem Übertritte der protestantischen Glieder der Familie Zilk verfassungsmäßige Rechte unserer Kirche verletzt worden seien; und jetzt giebt uns das, was über die obengenannte Gerichtsverhandlung durch die öffentlichen Blätter zur Kenntnis kam, Veranlassung zu nachstehender Entschließung.

Die Möglichkeit einer dämonischen Besessenheit wird kein Bibelgläubiger leugnen. Aber die Entscheidung, ob im einzelnen Falle eine solche vorliegt, setzt die äußerste Vorsicht und Besonnenheit voraus. Meistenteils liegt derartigen Erscheinungen eine physische Krankheit zu Grunde, welche auf ärztlichem Wege gehoben sein will. Sehr vielfach aber hat man es mit raffinierten Verstellungen und Täuschungen zu thun. Auf keinem Gebiete haben Betrug

und Selbsttäuschung so bethörend und blendend ihr Spiel getrieben, als auf diesem. Man durfte sich füglich wundern, daß in Eichstätt zu den geistlichen Sachverständigen nicht auch ärztliche zugezogen wurden, deren Gutachten freilich nicht zu Gunsten einer über die medizinischen Erfahrungen hinausgehenden Krankheitserscheinung ausgefallen sein würde.

Was aber vollends die Aussagen der genannten Sachverständigen über das „Maleficium“ betrifft, so übersteigen dieselben alles Maß des Möglichen. Daß ein Mensch imstande sei, einen Dämon in den Leib eines andern Menschen einzuführen, und zwar im vorliegenden Falle durch dargereichtes gedörrtes Obst, ist eine mit der heil. Schrift in keiner Weise zu deckende, abergläubische, unerträgliche Behauptung. Und wenn nun ferner diese Behauptung die Handhabe bot, die Ehrenkränkung zu bestätigen, welche einem unbescholtenen Gliede unsrer Kirche angethan worden war, so sehen wir diesen der Frau Herz zugefügten Schimpf als eine Ehrenkränkung unsrer Kirche an. Als solche muß es auch erscheinen, wenn der Kapuzinerpater, welcher den Exorcismus vornahm, in dem an seine Vorgesetzten erstatteten Berichte unter C: „Ursache der Besessenheit,“ die Ehe des kath. Zilk mit einer Protestantin voranstellt. Folgerichtig endet denn auch der Vorgang mit dem Übertritt der ganzen Familie des Müllers Zilk zur röm.-kath. Kirche als einem Ergebnis, auf welches es allem Anscheine nach von Anfang an abgesehen war. Wir haben nicht verfehlt, diese unsere Auffassung auch an allerhöchster Stelle zum Ausdruck zu bringen.

Unsre Erfahrung ist um ein erschreckendes Beispiel reicher, wie von gewisser Seite die gemischten Ehen ausgebeutet werden. Indem wir unsre Geistlichen für ihre seelsorgerlichen Belehrungen darauf aufmerksam machen, legen wir ihnen zugleich die Bekämpfung des vielgestaltigen Aberglaubens in ihren Gemeinden aufs neue an das Herz. Derselbe ist ein üppig wuchernder Rest des alten Heidentums und gleicht den im Boden gebliebenen Wurzeln eines ausgerodeten Waldes, die immer wieder Schößlinge treiben und das Gedeihen der Saat gefährden. Er findet sich allenthalben, aber namentlich pflegt er in der Nähe von Kapuzinerklöstern, welche allerlei zum „Brauchen“ für Menschen und Vieh darreichen, leider auch unter Protestanten stark um sich zu greifen.

Je schwerer der Aberglaube, welcher seinem Wesen nach nicht bloß in Unwissenheit, sondern in einem irregehenden, der Zuversicht auf Gott widerstrebenden Vertrauen besteht, auszurotten ist, desto sorgfältiger ist die Religionsstunde, der Konfirmandenunterricht, die Christenlehre, die Predigt, der seelsorgerliche Verkehr zu benutzen, um die schwere Sünde desselben, aber auch die von Gott dargereichten Mittel, davon frei zu werden, mit allem Nachdruck aufzuzeigen und auf diese Weise das Gewissen des einzelnen zu schärfen und zu beraten.

Aufsehen erregt ein offenes Schreiben Bonghis an den Papst. Bonghi bekennt sich als ein gläubiger Katholik, stellt den zunehmenden inneren Verfall der kath. Geistlichkeit, sowie die zunehmende Korruption der klerikalen Presse fest, welche der Kirche mehr schade, als nütze. Der Grund alles Übels für das Papsttum sei aber der Jesuitenorden. Falls sich der Papst nicht zu einer gründlichen Reform des Klerus entschließe, sei eine Spaltung innerhalb des italienischen Katholizismus unvermeidlich; schon jetzt seien ernste Anzeichen derselben bemerkbar. Die Rebellion werde zum offenen Ausbruch kommen, sobald die italienische Regierung es nur wolle; schon jetzt schlössen sich immer mehr Italiener der von dem Exkanonikus Campello begründeten freien Kirche an.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. | März 1893. | Nro. 3.

Welche Berechtigung hat der Einfluß des Rationalismus auf das modern-christliche Denken.

(Von P. Th. Munzert.)

(Fortsetzung.)

Keine der historischen Religionen ist die absolute, auch das Christentum nicht, obgleich in allen seinen Dogmen ewige Wahrheiten enthalten sind. Aber freilich, Religion und Christentum einerseits und Theologie andererseits ist zweierlei, ebenso die erhabene Religion Jesu Christi und die christliche Religion. Jene besteht in Liebe, ist teils Gefühl, teils moralisches Handeln; die Wahrheit aber für die Erkenntnis gilt es nicht zu haben, sondern zu suchen. Ist nun das Ewige und das Geschichtliche außer- (obgleich in-) einander, so unterliegt offenbar das letztere rückhaltslos der Kritik. Und die Kritik ist es, die den Rationalismus erst zu seiner Höhe gebracht hat.

Damit kommen wir an den Vater der modernen theologischen, besonders biblischen Kritik, Johann Salomo Semler. Das Verdienst Semlers ist, die historische Untersuchung des Christentums, sowohl seiner Urkunde, der Bibel, als seiner Entwicklung in der Kirche und ihrer Lehren, geltend gemacht, und für die Durchführung dieser Anschauung nach allen möglichen Seiten hin Samenkörner ausgestreut zu haben. Der große Fehler, in den er aber dabei verfällt, ist der, daß er sich bei seinen Urteilen fast ganz von seinem Gutdünken und Meinen leiten läßt, ohne es zu sicheren und allgemein gültigen Grundsätzen zu bringen. In seiner Schrift „Von der freien Untersuchung des Kanons," lenkt er zunächst die Aufmerksamkeit auf die Entstehungsgeschichte der Bibel von ihrer menschlichen Seite, als einer Sammlung von Büchern, die aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern herrühren. Nicht alle haben für ihn gleiche Autorität. Mehrere, wie z. B. das „Hohelied," wünscht er im Interesse der Religion aus der Sammlung entfernt. Auch in die Apokalypse kann sich sein von aller poetischen Anschauungsweise entfernter Geist nicht finden. An der Kirchengeschichte der früheren Jahrhunderte übt er gleichfalls eine kühne, manches bis dahin gläubig angenommene Zeugnis verwerfende und vernichtende Kritik. In der Glaubenslehre weist er auf die Veränderungen hin, welche die christlichen Dogmen zu verschiedenen Zeiten erlebt haben, und giebt damit den ersten Anstoß zu der Wissenschaft, die später unter

dem Namen Dogmengeschichte in den Kreis der theologischen Studien eingeführt wurde. Aber nicht nur in der Kirchengeschichte und Dogmatik, auch in der Geschichte und Lehre der Bibel, glaubt er das, was der damaligen Zeitbildung und den Vorstellungen des jüdischen Volks angehörte, von dem scheiden zu sollen, was einen ewig gültigen Wert hat. Dahin rechnet er die Vorstellung von dem Teufel und der Besessenheit. So sucht er auch die Vorstellungen von dem Messias, von der Bedeutung des Opfers und andere mehr, zunächst in ihrer jüdisch-nationalen Bedeutung zu fassen und zu zeigen, wie sich an diese das christliche Dogma angeknüpft und wie es sich von dieser zufälligen Form wieder zu entbinden habe. Der bei dieser Untersuchung überall entscheidende Grund ist ihm die „fides divina." Diese besteht aber in den „christlichen Vorteilen" des Menschen. Mit andern Worten, das, was Semler unter moralischer Besserung versteht, entscheidet darüber, ob man etwas in der Bibel anzuerkennen hat oder nicht. Was sich in der Bibel diesem Kanon nicht fügt, wird als „jüdisch" beiseite geschoben, beziehungsweise, wie namentlich in Jesu Lehrweise, mit dem bequemen Titel „Accommodation" abgemacht. Die Evangelien mit ihren Mirakeln, vor allem die Synoptiker, sind in jüdischem Geschmack geschrieben, daher für unsere Zeit so gut wie unbrauchbar. Unter den Aposteln ist ihm Paulus der einzige aufgeklärte, wiewohl die Form seiner Versöhnungslehre ebenso unbrauchbar ist. Die biblischen Anschauungen sind bloße „Meinungen." Jehovah ist ein bloßer Nationalgott, der Messias ein „individuum vagum", das sich ein jeder anders gedacht hat; vollends die Lehren der Kirche und ihrer Theologen haben nur den Wert, durch historische Untersuchung aufgelöst und der Vergessenheit anheimgegeben zu werden. Christi Bedeutung ist, die Menschen zu überzeugen, daß Gott ohne Anwendung der Seelenkräfte, ohne innere Ergebenheit, mit noch so vielen eigenen äußerlichen Handlungen nicht gehörig verehrt und geliebt heißen könne.

Indem Semler so das Lokale und Temporale, die „kleinen Lokalideen," wie er's nennt, von dem ewigen Wahrheitskern des Christentums zu lösen sucht, passiert es ihm, daß er auch ein gut Stück des Kernes, den er retten will, mit wegschält, und daß er bei seinem Mangel an Verständnis für das Christentum in seinem historischen Zusammenhang (trotzdem er selbst bis an sein Ende ein herzensfrommer Mann gewesen ist, der keinen Schritt weiter auf der Bahn seines Lebens ging, ohne einen Blick nach oben und einen nach innen zu thun) dasselbe in eine moralische Wohlfahrt und Besserung pflegende Lehre auflöst und damit gerade dem Rationalismus vulgaris mit seinem philiströsen sich genügen lassen an der Tugend und Glückseligkeit, zugleich aber auch mit seinem ordinären Absprechen über alle tieferen, vollends mystischen und mysteriösen Seiten des Glaubens und seiner pietätlosen Ignorierung und Auflösung der Kirchenlehre Bahn bricht. — Was Semler gesäet, ging bald auf und brachte seine Frucht, und zwar eine Frucht, vor der ihm selbst gegraut zu haben scheint.

1774 veröffentlichte Lessing die sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente," die der im Jahre 1765 in Hamburg verstorbene Prof. Reimarus hinterlassen hatte. Eine dieser Abhandlungen trägt die Überschrift: „Über den Zweck Jesu." In derselben greift der Verfasser, was Semler nie gethan hatte, auch den sittlichen Charakter Jesu und seiner Apostel an. Jesus ist ein Schwärmer, ein bloßer Reformator des Judentums, dessen Plan eines irdisch-jüdischen Königtums scheiterte. Die Jünger sind Betrüger, die die Idee eines geistigen Reiches, der Auferstehung u. s. w. erst nach seinem Tode erfinden.— Damit ist die Konsequenz der bloß natürlichen Religion in der schroffsten Weise gezogen.

Ein Bahrdt zieht diese Konsequenz dann auch noch weiter nach der sittlichen Seite hin. Ihm ist Christus der größte Naturalist gewesen, der aber seinen Plan, alle positive Religion zu verdrängen, aus Klugheitsrücksichten nicht ausgeführt, sondern seine Weisheit nur einer kleinen von ihm gestifteten Ordensgemeinschaft mitgeteilt hat. Bei Bahrdt wird die natürliche Religion zum ordinären, grobsinnlichen Naturalismus, den er dann auch selbst in seinem gemeinen Leben ausübt. — Der eifrigste Bekämpfer dieser beiden, wie auch des für die die Schule entchristlichenden pädagogischen Grundsätze eines Rousseau in Deutschland Propaganda machenden Basedow und anderer, ist Semler selbst, wiewohl er die von ihm selbst mit herbeigeführte Strömung nicht mehr aufzuhalten vermag.

In der von Nicolai in Berlin seit 1765 herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek," die in theologischer Beziehung das Arbeiten für ein reineres System, in dem nur Glaube an eine Vorsehung, Barmherzigkeit Gottes, Sittlichkeit und künftige Auferstehung durch den Tod Jesu bestätigt, gilt, auf ihre Fahne geschrieben, wird immer mehr alles wirklich Philosophische als wilder Auswuchs beseitigt und der plattste Rationalismus, d. h. der hausbackene Philisterverstand und Philistermoral gepredigt. Das pietistische Halle „häutete sich" — wie Kurtz in seinem Lehrbuch sich ausdrückt — und trat mit Berlin an die Spitze des aufklärerischen Treibens. Was die aus dieser Schule hervorgegangenen Pastoren auf der Kanzel, in der Verwässerung der Gesangbücher und der Bibelsprache (Wertheimer Bibelübersetzung z. Ex.) geleistet haben, ist so bekannt, daß wir uns dabei nicht weiter aufzuhalten brauchen.

Daß die flache Selbstgenügsamkeit und geistlose Salbaderei des Vulgär-Rationalismus die Gemüter auf die Dauer nicht zu befriedigen imstande sein konnten, das liegt auf der Hand. Und in der That entstand gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ein wahrer Ekel davor, und traten, geführt von dem großen Königsberger Philosophen Kant, eine ganze Reihe von Geisteshelden ersten Ranges auf, die der Herrschaft dieser Hohlheit ein schnelles Ende bereiteten. Philosophie und Dichtkunst erleben eine neue, ihre höchste Blütezeit in der deutschen Geschichte. Die Naturwissenschaften ringen sich durch ernstes Forschen und allerhand neue, die alten Anschauungen vielfach geradezu auf den

Kopf stellende Entdeckungen, zu einer ehedem kaum geahnten Höhe empor, und das alles übt auf das moderne Denken, sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirche, den tiefgehendsten Einfluß aus. Und dieser Einfluß ist, trotzdem der Standpunkt des alten Rationalismus als ein überwundener betrachtet werden kann, wieder ein rationalistischer, nur noch ein bedeutend radikalerer, ein die sogenannten Ergebnisse der forschenden Vernunft oft weit über die Autorität der Bibel und der Religion stellender.

Unsere Zeit, so hoch sie sich auch über alle vorhergehenden Zeiten dünkt und so weit sie auch wirklich die vorhergehenden Zeiten an Erkenntnis überragt, ruht denn eben doch auch mit ihrem Wissen auf diesen Zeiten als auf ihrem Fundament, ja, sie ist das natürliche Kind des vorangehenden 18. Jahrhunderts und kann und will auch nicht ihre Abkunft verleugnen. Die von den vorhergehenden Jahrhunderten auf den Thron erhobene Vernunft fühlt sich mehr denn je als absolute Herrscherin. Und Immanuel Kant, der große Königsberger Philosoph, den seine mäßigeren Verehrer einen zweiten Sokrates nannten, seine berauschten Anhänger aber über Christum selbst stellten, und sogar so weit gingen, die Worte der Schöpfung auf ihn anzuwenden: Gott sprach: „Es werde Licht!" und es ward — die Kantsche Philosophie. — Kant ist der Mann, der die Vernunft auf einen neuen, glänzenderen Thron, als sie je zuvor eingenommen hat, erhob. Zwar, was er selbst zunächst will, das ist — Kritik üben an der reinen Vernunft und ihr ihre Grenzen zeigen, über die sie nicht hinaus kann. Wenn er nur das als Gegenstand des reinen Denkens bezeichnet, was innerhalb der Zeit und des Raumes ist, so will er damit nicht sagen, daß was außerhalb derselben ist, nicht vorhanden sei, daß es über Raum und Zeit hinaus nichts Unendliches, Ewiges gebe, sondern er will nur nicht, daß man die ewigen Dinge zum Gegenstand menschlicher Untersuchung und eines gelehrten Beweises machen soll. Er bezeichnet somit Gott und Unsterblichkeit nicht als Glaubensartikel, sondern als Forderungen der praktischen Vernunft, des Gewissens, des kategorischen Imperativs. Und seine Kritik der reinen Vernunft, seine tiefe Erkenntnis der menschlichen Ohnmacht und Verderbnis in seiner Lehre vom radikalen Bösen, sein kategorischer Imperativ, waren wohl dazu geeignet, in tieferen Gemütern eine Verzweiflung an sich selbst, einen Überdruß an der gespreizten Hohlheit der Zeit und ein Bedürfnis zu wecken, das nur das Christentum der Bibel zu befriedigen vermag, wie denn auch in der That in den Werken der an ihn sich anlehnenden Dichter (Schillers z. B.) uns ein solches tieferes, dem Christentum sich wieder annäherndes Bedürfnis ausspricht.

Dennoch wurde gerade der Hauptsatz, von dem er ausging, daß die Vernunft über das, was über Welt und Zeit hinausliegt, nichts Bestimmtes und Gewisses wissen könne, der Anstoß zu neuem Zweifel.

Schelling, der an Fichte sich anlehnt, ist es, der auf das moderne Denken den weitgehendsten Einfluß gewinnt. Fichte bildet den Kan-

tianismus, dem er anfangs unbedingt huldigte, zur idealistischen „Wissenschaftslehre" um, in welcher nur das sich selbst setzende „Ich" als real erscheint, das „Nicht-Ich" aber nur dadurch, daß es vom „Ich" gesetzt wird, Realität erlangt und somit Welt und Natur nur als Reflex des Geistes Bedeutung gewinnen. Schelling nun geht zwar zunächst mit seiner Identitätsphilosophie von Fichtes Idealismus aus, gestaltet dieselbe aber immer mehr zu einer wesentlich pantheistischen Naturphilosophie. Von Fichte hatte er gelernt, daß die Welt nichtig sei ohne den Geist, aber er kehrt das Verhältnis um. Während Fichte der Welt (dem „Nicht-Ich") nur insofern Realität zuerkennt, als sie der Geist ergreift und durchdringt, und so erst zum realen Sein erschafft, ist nach Schelling der Geist nichts anderes, als die Natur selbst. In den niederen Stufen des Naturlebens ist der Geist noch ein schlummernder, träumender, im Menschen aber ist er zum Bewußtsein seiner selbst gelangt. Das Gesamtleben der Natur, oder die „Weltseele" ist Gott. Der Mensch ist ein Reflex Gottes, „eine Welt im Kleinen." In der Weltentwicklung oder Weltgeschichte gelangt Gott zur objektiven Wirklichkeit, zur Entfaltung seines Selbstbewußtseins. Schellings lebendig poetische Weltanschauung durchdrang alle Wissenschaften und gab ihnen einen neuen, unerhörten Aufschwung.

Wie Schelling an Fichte, so schließt sich Hegel an Schelling an und gestaltet dessen pantheistische Naturphilosophie in eine pantheistische Geistesphilosophie. Nicht sowohl im Leben der Natur, als vielmehr im Denken und Thun des Menschengeistes stellt sich die göttliche Offenbarung als Entfaltung des göttlichen Selbstbewußtseins vom „Nichtsein" zum „Sein" dar. Judentum, Heidentum und Christentum sind fortschreitende Entwicklungsstufen dieses Offenbarungsprozesses. Das Judentum steht tief unter dem klassischen Heidentum, im Christentum aber ist die vollkommene Religion gegeben, freilich nur in der niederen Form der Vorstellung, welche die Philosophie zum Wissen zu erheben hat. — Eine Zeit lang gab man sich der Illusion hin, in dieser Philosophie endlich die langgesuchte Versöhnung zwischen Theologie und Philosophie gefunden zu haben, besonders als Marheineke die lutherische Orthodoxie auf den Grundlagen dieser Philosophie wieder zu einem spekulativen System der Dogmatik aufbaute, und als ferner der geistreiche Jurist Göschel sie mit einem geistesfrischen Pietismus zu vereinigen wußte. Sehr bald nach des Meisters Tod aber spaltete sich die Hegelsche Schule in zwei Parteien, eine orthodoxe und eine heterodoxe, oder in eine alt- und eine junghegelianische. Aus dieser letzteren gingen ein David Friedrich Strauß, ein Bruno Bauer und andere hervor, die sie in die Theologie einführten.

Hatten die alten Rationalisten die Bibel und das Christentum von dem Grundsatz aus, daß es unbegreiflich und darum unbrauchbar in seiner vorliegenden Gestalt sei, bekämpft, dabei aber doch noch den Glauben an Gott und das Christentum festgehalten und es in seiner ursprünglich reinen Naturgestalt herzustellen gesucht, so sucht nun ein

Dav. Fr. Strauß von dem pantheistischen Grundsatz aus, daß es überhaupt keinen persönlichen Gott gebe, zunächst den Nachweis zu liefern, daß das Leben Jesu das Produkt absichtslos dichtender Sage sei, und in seiner „Glaubenslehre," daß alle christl. Lehren durch die moderne Wissenschaft aufgelöst seien, und später geht er in seiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube" noch viel weiter. Danach entbehrt das Christentum jeder Originalität, es ist nur ein Abklatsch des Judentums; das „Modell" zum evangelischen Christus war im jüdischen Messiasbild längst vorhanden; man wußte aufs Haar, wie er beschaffen sein werde. Die Auferstehung ist ein welthistorischer Humbug und die evangelische Geschichte ist aus den Hallucinationen der ersten Christen hervorgegangen. Darum verneint er auch offen und ehrlich die Frage, ob wir noch Christen seien. Auch der Pantheismus ist ihm ein überwundener Standpunkt. An seine Stelle tritt der Pankosmismus, dessen Evangelium die Resultate der Naturwissenschaften, mit Darwins Offenbarungen als Urevangelium, sind. Bruno Bauer erklärt die Evangelien für ein Produkt ebenso rohen, wie geistlosen und bewußten Betrugs.

Ferdinand Christian Bauer ist das Urchristentum nichts als ein bornierter Ebionitismus. In seinen historischen Untersuchungen des Neuen Testaments gelangt er zu dem Resultat, daß alle Schriften des N.T. mit Ausnahme von vier Briefen des Apostels Paulus und der Offenbarung Johannis unecht seien, aus einer ein Jahrhundert späteren Zeit stammend, Tendenzschriften zur Verdeckung und Ausgleichung des bis dahin mit äußerster Leidenschaftlichkeit geführten Kampfes zwischen petrinischem Juden- und paulinischem Heidenchristentum, entstanden.

Hierzu kommt nun endlich auch noch der ungeheure Aufschwung, den die Naturwissenschaft auf allen ihren Gebieten genommen hat, die ernsten Zweifel, welche die Geologie gegen die biblische Lehre von der Schöpfung und Sündflut und gegen die seitherige Schätzung des Alters der Erde und des Menschengeschlechts; welche die Astronomie teils gegen die Schöpfungsgeschichte, teils überhaupt gegen die biblische Anschauung von der Stellung der Erde im Universum; welche die Physiologie und verwandte Disziplinen, gegen die biblische Lehre von der Abstammung aller Menschen von einem Paare hervorriefen — und die Sicherheit, mit der diese Wissenschaften oft über Fragen absprechen, die weit über ihr Gebiet hinausliegen und die Dreistigkeit, womit sie oft als festes Resultat ausposaunen, worüber die größten Forscher noch im Streit mit einander liegen — und endlich die beispiellose Verbreitung allgemeiner Bildung und die Presse, die solches alles dem großen Haufen der Halb- und Ungebildeten in der gewissenlosesten Weise mundgerecht zu machen sucht.

Aus dem allen nun läßt sich ersehen, wie tief- und weitgehend der Einfluß des Rationalismus auf das moderne Denken und Leben, innerhalb und außerhalb der christlichen Kirche sein muß. Und in der That, er zeigt sich nicht bloß auf Kathedern und in wissenschaftlichen Werken, nicht blos in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen aller Gattungen,

sondern auch auf Synoden und Kanzeln wieder. Nachdem man stillschweigend der Wissenschaft Konzession um Konzession gemacht hat, regt sich (ich erinnere nur an den schwebenden Streit in der presbyterianischen Kirche unseres Landes und an die ältere Andover-Affaire) das Verlangen, den alten Glauben mit dem neuen Wissen auch offen und ehrlich in Einklang zu bringen und was sich in dem Glaubensbekenntnis der Kirche als nicht mehr mit dem Fortschritt des Wissens im Einklang stehend, halten läßt, fallen zu lassen.

An Stelle der Geschiedenheit der verschiedenen Denominationen, besonders unter den Amerikanern, ist ein liberales Entgegenkommen, das sich vornehmlich auf das Gemeinsame in den Konfessionen gründet, und eine oft sehr weitgehende Kanzelgemeinschaft getreten, die mir wiederum ihren Grund in dem Gefühl zu haben scheint, daß nur ein über die unwesentlichen Lehrdifferenzen der Kirchen auf die große Hauptsache den Nachdruck legendes Christentum seinen Einfluß auf die Masse teils erhalten, teils wieder gewinnen kann.

Das führt uns endlich auch auf die in den letzten Jahren so viel und laut beklagte Thatsache, daß die große Masse der Gebildeten und Ungebildeten der Kirche entfremdet ist, und teils sich vornehm kühl und ablehnend gegen das Christentum, teils offen feindschaftlich dagegen verhält und dem Materialismus und Umsturzparteien anheimfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Bedeutung der Heilsthatsachen für den christlichen Glauben und des Apostolikums für unsere Kirche.

Vortrag von P. Keerl. — Eingesandt von P. L. Haas.

Die nachfolgende Rede ist zwar nicht durch den in Berlin entzündeten Streit um das Apostolikum hervorgerufen, sondern eine Schrift eines Karlsruher Stadtpfarrers (Längin), in welcher derselbe gegen das Apostolikum und seinen liturgischen Gebrauch in einer Weise aufgetreten war, daß er von dem badischen Oberkirchenrat, der die Freiheit der ihm untergebenen Pastoren sicher nicht ohne Not antastet, wegen des „unschicklichen Tones seiner Schriften“ einen Verweis erhalten hat.

Wir geben den Vortrag um so lieber in der Th. Ztschr. wieder, als er zeigt, daß dem in der letzten Nummer der Zeitschrift erwähnten süddeutschen „Stunden-, Privat- und Familienchristentum,“ aus dessen Anhängern sich die Zuhörerschaft bei diesem Vortrag zum großen Teil zusammensetzte, das Apostolikum noch keineswegs gleichgültig geworden ist.

Es ist eine völlige Verkehrung des Thatbestandes, wenn man nur die Positiven, die wir am Apostolikum festhalten wollen im Leben und im Sterben, beschuldigt, die Ursache des Kampfes zu sein, der unsere Landeskirche je länger desto mehr bis in die Tiefe erregte und, wie es scheint, dahin führen wird, dieselbe in zwei Heerlager, zwei religiöse Gemeinschaften, eine mit dem Apostolikum und für dasselbe, und eine ohne das Apostolikum und gegen dasselbe, zu scheiden. Wir protestieren mit aller Entschiedenheit gegen den Vorwurf, der uns gemacht

wird. Wir sind nicht die Störer des Friedens; wir verteidigen nur das Allerheiligste unseres Glaubens gegen die, welche dasselbe zu zerstören bestrebt sind. Wir thun dies, gedrängt von unserem Gewissen und weil wir das Gericht des Wortes fürchten: wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Wir sehen gänzlich ab von dem Manne, der unter dem Jubel der Todfeinde des Herrn und seiner Gemeinde den Kampf begonnen hat. Vielleicht ist er nur ein unbewußtes Werkzeug in eines andern Hand. Zudem ist der Kampf ja nicht nur bei uns entbrannt. Er resultierte nur aus der ganzen geistigen Atmosphäre dieser Tage, die je länger, desto mehr eine antichristliche wird. Daher wird er immer weitere Kreise erfassen, und täuscht nicht alles, die große Scheidung der Geister vorbereiten helfen, welche die Signatur der letzten Tage ist. Der Sturmlauf wider das Apostolikum ist ein Vorstoß des Fürsten der Welt, der Morgenröte oder vielmehr der Nachtluft wittert und seine Stunde herannahen sieht. Im Kampf ums Apostolikum handelt es sich nicht um ein paar Lehrsätze, handelt sichs zum andern nicht um Glaubensfreiheit, die niemand antastet, auch nicht um Lehrfreiheit, die, wenn sie recht verstanden wird, niemand von uns zu beschränken wünscht, sondern klipp und klar um die große Frage: was dünket euch von Christo, wessen Sohn ist er? Die moderne Theologie hat einen andern Christus als den, welchen die Gemeinde des Herrn seit 1800 Jahren bekannt hat. Und wenn sie auch mit so strömenden Worten von ihm redet, er ist nicht mehr der, von dem wir mit allen Aposteln und mit unserem Luther bekennen, daß er ist der Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch von der Jungfrau Maria geboren. Er ist nicht der, der von oben, vom Herzen Gottes, aus der Herrlichkeit gekommen ist, sondern er ist von unten gekommen, er hat keinen andern Lebensanfang, als wir alle, als der Menschheit Blüte ist er zum Himmel emporgewachsen, mit diesem Menschen hat sich der Geist Gottes verbunden und durch ihn ist uns die Vaterliebe Gottes offenbar geworden. **Der** Mann kann nie unser Erlöser sein von Sünde und Tod, **der** rettet uns nicht im Gericht. Um die Beseitigung des wahrhaften Christus handelt sich's im letzten und tiefsten Grunde in der Geisterfehde dieser Tage. Es ist traurig, daß so viele dies noch immer nicht erkennen. Wir müssen zu unserer großen Beschämung gestehen: die Signatur von Laodicäa trägt unsere Christenheit zu einem guten Teile. Hat der Herr diese Tage des Kampfes über uns kommen lassen, damit wir alle Halbheit, alle Lauheit ablegen und eine feste und klare Stellung gewinnen? Angesichts der Person Jesu Christi müssen die Geister sich scheiden. Hier giebts zuletzt nur ein entweder — oder.

Wir sind an dieser Stätte versammelt, um in Einmütigkeit des Geistes unsere gemeinsame Glaubensstellung zum Ausdruck zu bringen und uns gegenseitig zu stärken zu treuem unentwegten Ausharren in dem Kampfe, der uns aufgedrungen ist, in dem es sich nicht handelt um unsere Sach' und Ehr', sondern um die Sach' und Ehr' unseres hoch-

gelobten Herrn. Im Kampfe stärkt nichts so sehr, als gute Kameradschaft; der einzelne, allein für sich gestellt, wird in unseren Tagen, wo das Widerchristentum einen Sieg nach dem andern ersicht, leicht mutlos. Die Gemeinschaft, mit der er sich verbunden weiß, ist ihm eine von Gott gegebene Mauer. Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann, wir scharen uns fest zusammen unter der Fahne des Apostolikums zur Verteidigung des alten Christenglaubens wider das moderne Unchristentum, solange uns Gott noch Zeit dazu giebt. Die moderne Theologie ist dahin gelangt, einen Heilsglauben für möglich zu halten, ohne daß man die Geschichte Christi, die Thatsachen seines Lebens, Leidens, Sterbens, Auferstehens, seiner Himmelfahrt für wahr hält. Indem sie diesen Glauben, den sie als den geläuterten, von allen Entstellungen gereinigten Christenglauben ausgiebt, der Gemeinde aufdrängen will, treibt sie Falschmünzerei, macht sie die biblische Wahrheit zweifelhaft, macht sie die Sorge um der Seelen Seligkeit überflüssig, verwirrt sie die Gewissen und betrügt also die Gemeinde um ihr ewiges Heil. Christi Person und Werk sind unauflöslich miteinander verknüpft. Nur in dem Herrn Jesus Christus ruht unsere Erlösung, zu der wir uns bekennen im Apostolikum.

Gegen dasselbe, gegen diesen Augapfel unseres Christentglaubens richten sich nun offener die Angriffe der Gegner. Seien wir übrigens gerecht und schieben wir nicht allen Gegnern desselben die gleichen Beweggrünnde unter. Zweifellos ist Jesus heute ein Gegenstand heimlichen und offenen Hasses Unzähliger. Aus den Blättern der Juden und Judengenossen, aus den Aussprüchen der führenden Geister der Zeit blitzt oft ein Schlangenblick tiefsten Christushasses heraus. Ebenso gewiß aber ist's, daß viele nur deswegen von der Person Christi all das hinwegthun, was der wunderleugnerischen und hochmütigen Welt meist eine Thorheit und ein Ärgernis ist, weil sie auf diesem Wege glauben, die Welt für Christum zu gewinnen. Sie wollen Christum mundgerecht machen; die Art freilich, wie sie es thun, hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Pilatuswort: so nehmt ihn hin und kreuziget ihn. Dieser der Welt mundrecht gemachte, seiner göttlichen Herrlichkeit entkleidete Christus hat mit dem wahrhaftigen Christus nur noch den Namen gemein; er ist eine Karrikatur, nur ein Phantom. Und wie die Baalspriester auf dem Berge Karmel einst vergeblich zu ihrem Gott schrien, so wird auch dies Phantom keinen Menschen erhören in seinen Lebens- und Todesnöten. Uns kann nur helfen der Christus des Apostolikums; mit dem zweiten Artikel steht und fällt unser Christentum.

Das lassen Sie mich Ihnen mit kurzen, präzisen Worten darlegen. Lassen Sie mich Ihnen zeigen, was die Thatsachen des zweiten Artikels für unsern Glauben bedeuten. Auf wissenschaftliche Deduktionen, die das Herz kühl lassen, kommt es hier nicht an; darum vielmehr handelt es sich, zu konstatieren, daß wir im Leben und Sterben nicht können vom Apostolikum lassen.

Wer die Thatsachen des Apostolikums leugnet, wer sie bedeutungs-

los für den Heilsglauben darstellt, der hat sich losgesagt von dem eingeborenen Gottessohn, der unser einziger Trost ist im Leben und im Sterben; denn es decken sich die einzelnen Sätze des Apostolikums mit den klaren Zeugnissen und Voraussetzungen der heiligen Schrift, also daß wer die ersteren verwirft, die Schrift verwirft und den, der Kern und Stern derselben ist, Jesum Christum.

Der Mittelpunkt des Apostolikums ist: gekreuzigt, gestorben, begraben. Wir sind allzumal Sünder. Wo Sünde ist, da ist Schuld. Und Schuld ist Verhaftetsein an Gott zur Erstattung. Wir bedürfen einer vollgültigen Sühne, damit wir nicht der Verzweiflung anheimfallen. Der Christus für uns ist unser Versöhner mit der Gesamtarbeit seines Lebens und zweifellos ist der Mittelpunkt dieses Werkes seine Hingabe für uns in den Tod. Aber eine Zuflucht armer Sünder, eine Himmelsleiter für müde Pilger, ein Siegespanier über Tod, Teufel und Hölle ist das Kreuz Christi nur dann, wenn die drei ersten Sätze des Apostolikums gelten: Gottes eingeborenen Sohn, der empfangen ist vom heil. Geist, geboren von der Jungfrau Maria. Streicht man diese Sätze aus oder deutet man sie um, sofern eine Umdeutung möglich ist, dann hat der Kreuzestod Jesu seine Kraft verloren und wir bleiben ohne den Trost der Vergebung. Ohne das Wunder von Weihnachten ist der Karfreitag der finsterste Tag in der Geschichte. Ist Christus nicht der eingeborene wesentliche Gottessohn, sondern ein Mensch wie wir, mit dem Gott sich verbunden hat, sind die Worte: empfangen vom heil. Geist, geboren von der Jungfrau Maria, zu streichen, dann ist er der Erlöser nicht, dann gibt es keine Versöhnung mit Gott. Als ein natürlich Geborener kann er die Sündenwelt nicht retten, als ein natürlich Geborener kann er nicht das Lamm Gottes sein unschuldig. Christus hat die Sühne für unsere Sünden nur deswegen geleistet, weil sein für uns vergossenes Blut das des ewigen Gottessohnes ist. Bleiben wir nicht auf dem Fundamente, daß der Sohn Gottes empfangen ist vom heil. Geist, geboren von der Jungfrau Maria, so verlieren wir unseren Glaubensbesitz. Achten Sie wohl darauf, dieselben Leute, die der Gemeinde die übernatürliche Geburt Jesu zweifelhaft machen wollen, sind auch an der Arbeit, ihr das Versöhnungsleiden des Herrn aufzulösen und zu verflüchtigen. Mit der Gottheit Christi fällt auch die Herrlichkeit des Kreuzes Christi. Wenn uns einst des Todes Schatten umgeben in unserer letzten Not, wenn's uns am bängsten wird um das Herze sein, so werden wir nur dann getrost rufen können: reiß du mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein, wenn der, dessen Hand wir ergreifen, der eingeborene Gottessohn ist, empfangen vom heil. Geist, geboren von der Jungfrau Maria. Von dieser starken Gotteshand gehalten, fahren wir im Frieden dahin.

Die Gegnen dieser grundlegenden Sätze des Apostolikums berufen sich freilich darauf, daß nur zwei Evangelisten, von denen nur einer ein Apostel sei, die übernatürliche Geburt Jesu bezeugen, daß Johannes

und Paulus sie in ihren Schriften nie berühren, daß somit dieselben kein Stück der apostolischen Heilspredigt gebildet haben. Wer nun aber unbefangen das Markusevangelium liest, welches uns allerdings die übernatürliche Geburt Jesu nicht erzählt, dem wird es offenbar werden, daß der Gottes- und Menschensohn, den der Evangelist verkündet, vom ersten Atemzuge an die gewöhnlichen Lebensbedingungen der sündigen Menschheit durchbrochen haben muß. Und wenn Johannes sein hohes Evangelium mit den Worten beginnt: am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort und das Wort ward Fleisch, wenn er somit den Sohn Gottes vor seiner Menschwerdung beim Vater sieht in jener Herrlichkeit, die er von uran hatte, wie kann dieser ewige Gottessohn als Gottessohn anders in die Knechtsgestalt des sündigen Fleisches eingegangen sein, als durch Wirkung des heil. Geistes, also daß er geboren ward von der Jungfrau Maria? Und was die Schriften Pauli betrifft, so bleibt für die gesamte hohe göttliche Gedankenwelt, die sie durchzieht, der einzige Schlüssel der wunderbare Eintritt des Sohnes Gottes in die Welt, wie ihn Matthäus und Lukas ihrerseits erzählt haben. Was man gegen die Weihnachtsgeschichte vorbringt, ist zuletzt doch nur dies: sie kann nicht geschehen sein, denn es darf kein Wunder geben. Mit Leuten, die so stehen, werden wir uns niemals verständigen. Zwischen uns und ihnen ist eine Kluft befestigt, daß die da wollten vor uns hinabfahren zu ihnen, können es nicht, und die wollen von dannen herüberfahren zu uns, können es auch nicht. Wir aber stimmen ein in das Liedeswort der Kirche:

Gelobet seist du Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Des freuet sich der Engel Schar.

Wenn dies unserem Bewußtsein entschwände, so würde unser Leuchter von seiner Stätte weggestoßen.

So sind, wie Sie sehen, die drei ersten Sätze des Apostolikums für unseren Glauben von grundlegender Bedeutung.

Wir kommen zum vielangefochtenen Satz: „niedergefahren zur Hölle." Wir wollen uns nicht scheuen, der Wahrheit die Ehre zu geben und zu sagen, daß die genaue Übersetzung nicht heißt: hinabgefahren zur Hölle, sondern niedergefahren zu denen in der Unterwelt. Die Niederfahrt zu den Geistern im Gefängnis ist bezeugt durch den Apostel Petrus (1 Petr. 3, 18 und 19; 4, 6) und durch Paulus (Ephes. 4, 9). Die Unterwelt ist der allgemeine naturrechtliche Vergeltungsort der allgemeinen menschlichen Natursünde und nicht mit Gehenna (Hölle) zu verwechseln. Wenn Jesus der Heiland der ganzen Welt ist, dann muß er sich als Erlöser auch denen manifestieren, die vor ihm gewesen sind. In allen Höhen und Tiefen ist er der Herr; vor ihm beugen sich die Knie derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde

sind. Wo immer der Tod herrscht, wird er besiegt, und auch aus der Unterwelt führt Jesus hinaus, wer immer noch seinen Namen anruft. Auch diesen Satz lassen wir uns im Glaubensbekenntnis nicht streichen. Aber am allerwenigsten das himmelhohe Wort: „auferstanden von den Toten."

Schier unfaßbar ist's, wenn von gegnerischer Seite jüngst behauptet wurde bezüglich der Auferstehung: Die Apostel hätten alles erfahren, aber selbst nicht gewußt was. Solches wagt man zu behaupten angesichts der über alle Anfechtungen der Kritik erhabenen evangelischen Berichte über den Umgang des Herrn nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern, wie er zu ihnen kam bei verschlossenen Thüren, wie er den Emmausjüngern das Brot brach, wie er dem Thomas seine Wundenmale zeigte, wie er mit ihnen „gegessen" und „getrunken" hat. Man wagt, die leibliche Auferstehung in Zweifel zu ziehen angesichts des 15. Kapitels des ersten Korintherbriefs, dessen Verse klingen wie lauter Osterglocken. Sind nicht alle Apostel mit ihren Briefen, mit ihren Predigten, mit ihren Lebensläufen Auferstehungszeugen? Ist Christus nicht auferstanden, leibhaftig auferstanden, so lautet kurz und bündig Pauli Schlußfolgerung, dann ist unser Glaube eitel, dann sind wir noch in unsern Sünden; folgt auf den Karfreitag kein Ostertag, dann ist Christi Tod höchstens der Tod eines Märtyrers, für uns aber kein verdienstlicher, kein genugthuender. Ist Christi Tod die Zahlung des Lösegelds, erst die Auferstehung ist das Zeichen der Annahme von seiten des Vaters; ist der Tod Christi die Niederlegung der Erbschaft, erst die Auferstehung ist die Testamentseröffnung zu Gunsten der erbenden Sünderwelt; ist der Tod Christi die Handschrift mit Blut geschrieben, erst die Auferstehung ist das göttliche Siegel darunter; ist der Tod Christi das Opfergebet des Sohnes, erst die Auferstehung ist das Amen des Vaters, das durch alle Himmel tönt bis hinunter zu den Geistern im Gefängnis. Wer die Worte: „auferstanden von den Toten" preisgibt oder umdeutet, urteilen Sie selbst, was bleibt dann noch von seinem Christenglauben übrig?

Lassen Sie mich noch ein paar Worte hinzufügen über den folgenden Satz: „aufgefahren gen Himmel." Der neueste wissenschaftliche Bestreiter des Apostolikums meint, daß mit den drei Worten: auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, ein Akt beschrieben werden soll. Die Himmelfahrt Jesu bilde kein Stück der ursprünglichen apostolischen Heilspredigt. Daß diese Behauptung falsch ist, läßt sich leicht beweisen. Der Herr hat in den Tagen seines Fleisches seine Himmelfahrt ausdrücklich angekündigt. Ich erinnere nur an Joh. 6, 62: wie, wenn ihr dann sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, wo er zuvor war? Denken Sie an die zahlreichen Stellen desselben Evangeliums, die vom Hingang Jesu handeln, so ist klar, daß die von Markus und Lukas, vom letzteren zweimal erzählte Thatsache der Himmelfahrt authentisch verbürgt ist, zugleich in völliger Übereinstimmung mit den klaren Zeugnissen

des Petrus und Paulus. Die Himmelfahrt ist die Voraussetzung dessen, was die Apostel von seinem Leben nach dem Tode lehren. Die Überzeugung derselben muß eine historische Grundlage haben, ohne welche die Wirkung der Auferstehung des Herrn sich wieder in die seines Todes aufgelöst haben würde. Wie konnte auch der, der aus der Herrlichkeit des Vaters kam, anders aus der Welt scheiden, als in seiner glorreichen Himmelfahrt? Das Wunder des Ausgangs aus der Welt muß dem Wunder des Eingangs in die Welt entsprechen. Aus der Reihe der übernatürlichen Thatsachen, die sein irdisches Leben ausmachen, kann man keine weglassen, ohne das Ganze zu zerstümmeln. Und welche Fülle des Trostes liegt für uns in der Himmelfahrt Jesu! Sie ist die Thronbesteigung unseres Königs, die er uns verbürgt, daß er seine Sache zum Siege hinausführen wird. All das Reden und Toben wider den Herrn, das uns oft in diesen Tagen erschreckt, gehört dem Gebiete der Ohnmacht an, über das unser König in majestätischem Schweigen hinwegschreitet, bis auf den Tag, da er noch einmal sagen wird: Ich bin es, und seine Feinde die Berge anrufen werden, daß sie sie verbergen vor dem Zorne dessen, der auf dem Throne sitzet. Und zum andern ist die Himmelfahrt Jesu der Eingang des ewigen Hohepriesters im Allerheiligsten für uns. Ist es nicht so, daß wir alle Tage viel sündigen? Wie könnten wir in der Versöhnungsgnade bleiben — ohne die hohepriesterliche Fürbitte unseres Herrn? Nun sind wir getrost, weil wir wissen, daß, ob auch unser Herz uns verdammt, wir einen Fürsprecher haben, der da gerecht ist. Und noch einen Trost lassen Sie uns schöpfen aus unseres Herrn Jesu Himmelfahrt. Im verklärten Leibe ist er in die Herrlichkeit eingegangen. So muß auch die Herrlichkeit seiner Leiblichkeit entsprechen und eine geistleibliche sein. Leiblichkeit, sagt einer der tiefsten Geister, ist das Ende der Wege Gottes. Unsere menschlichen Gedanken von einem heimatlichen Jenseits können nur dann zur Ruhe kommen, wenn wir in der unendlichen Weite des großen Alls eine Örtlichkeit wissen, wo unser Gott zu Hause ist, wo Jesus daheim ist und wo wir wirklich mit ihm daheim sein werden. Durch die Himmelfahrt Jesu wird uns der Tod zum Eingang in des Vaters Haus. Und selig sind, die nun das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. Ich frage Sie: möchten Sie wohl das Wort; „aufgefahren gen Himmel“ im Kredo der Apostel missen?

Sie sehen: die Sätze des Apostolikums entsprechen durchweg dem, was die Schrift lehrt; die Heilsthatsachen, von denen es zeugt, sind das Fundament unseres Christenglaubens, der Eckstein, an dem die Weisheit der Welt noch zerschellen wird.

Luther, der Mann mit dem prophetischen Blicke, hat wohl recht wenn er in einer Trinitatispredigt sagt: Dieses Bekenntnis haben wir nicht gemacht, noch entdeckt, die alten Väter auch nicht, sondern gleich wie die Biene den Honig sammelt aus mancherlei lustigen Blumen, also ist dieses Symbolum aus der lieben Propheten und Apostel Bücher zusammengestellt, also daß man's mit Recht den Glauben der Apostel

nennt, denn es haben es entweder die Apostel selbst gesetzt oder es ist unter der Leitung des heil. Geistes von ihren besten Schülern zusammengezogen worden. Ob das Apostolikum aus den Jahren 80—100 oder 100—140 stammt, ist für uns von gar keiner großen Bedeutung. Denn es ist, aus welchem Jahre es auch stammen mag, der kurze Inbegriff der ganzen heil. Schrift und dessen, was die Christenheit von alters her geglaubt hat, seit der Apostel Zeiten. Es ist die Säule und Grundfeste der Wahrheit und das Einheitsband aller christlichen Konfessionen. Jeder Christ ist auf dies mit viel Märtyrerblut besiegelte Bekenntnis getauft. Der sich von ihm lossagt, der sagt sich vom Christentum los, der scheidet sich von Christo.

Unsere Kirche ist erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Sie besteht, so lange sie auf diesem Grunde bleibt dann können der Höllen Pforten sie nicht überwältigen. Und sie bleibt auf diesem Grunde stehen, so lange sie bleibt beim Kredo der Apostel, weil dieses die Summe der Schrift ist. Es mag viel Unglaube in der Kirche vorhanden sein, sie mag weit von jenem Bilde entfernt sein, das der Apostel Paulus von der Gemeinde entwirft, die herrlich sei und nicht habe einen Flecken oder etwas dergleichen. So lange sie noch am Apostolikum festhält, bleibt sie im Lebenszusammenhang mit dem Herrn, der zwischen den Leuchtern wandelt und die sieben Sterne in seiner Hand hat. Gibt die Kirche das Apostolikum preis, dann scheidet sie sich vom Herrn und seinem Geist und dann müssen die Geister von unten in ihr zu dominierender Macht gelangen. Im weiteren Verlaufe muß es dann notwendigerweise zur Verfolgung kommen der Jünger des Herrn. Dann, wenn die Bekennergemeinde für vogelfrei erklärt wird, nicht eine Stunde früher, wird sie die göttliche Erlaubnis empfangen, den Staub von den Füßen zu schütteln und hinwegzueilen.

Und weiter: die Kirche als Heilsanstalt ist von Gott berufen, die geoffenbarte Wahrheit zu überliefern von Geschlecht zu Geschlecht. Darum bedarf sie neben der Schrift einer kurzgefaßten Darstellung, des Hauptinhalts und Kerns derselben. Unmöglich kann die Kirche gestatten, daß die ihr anvertrauten Seelen gegen allerlei schädliche Einflüsse der Lehre ohne Schutz und Schirm bleiben sollen. Man soll doch nicht Glaubensfreiheit und absolute Lehrfreiheit verwechseln. Freiheit zu glauben oder im Unglauben zu beharren und in seinen Sünden hinzufahren, hat jeder. Aber absolute Lehrfreiheit kann die Kirche nicht gewähren, so lange sie sich nicht selbst aufgibt. Das Apostolikum schützt die Kirche und die Einzelgemeinde gegen ihren Todfeind, der sie durch Irrlehren innerlich zu zerrütten und hernach auch äußerlich zu zerstören trachtet. So lange das Apostolikum in der Kirche gilt, muß jeder, der ein Lehramt in derselben bekleidet, es mit seinem Gewissen ausmachen, ob er's wagen will, das Allerheiligste des Christenglaubens zu zerstören. Sobald das Apostolikum beseitigt ist, fällt jegliche Schranke weg und es darf das nackte Antichristentum gepredigt werden. Die Einzel=

gemeinde ist dann wirklich schutzlos und wehrlos gegen die schlimmste Tyrannei der Gewissen.

Das Apostolikum ist so die Glaubensschranke, jenseits welcher das Unchristentum, das in unsern entscheidungsvollen Tagen nur Antichristentum sein kann, beginnt. Preisgebung des Apostolikums bedeutet Bruch mit dem, was bisher als Christentum gegolten hat und damit muß dem Antichristentum Thür und Thor geöffnet werden. Mag immerhin noch für eine Weile ein Christus an Stelle des alten Christus, den man verworfen und beseitigt hat, mit klingenden Worten gepriesen werden, die Füße derer, die dies tote Schattenbild des wahrhaftigen Christus vollends beseitigen, stehen schon vor der Thüre. Es ist dann kein Aufhalten mehr. Der aufhaltenden Mächte werden immer weniger in unsern Tagen. Wir nähern uns unaufhaltsam einem gewaltigen Wendepunkt in der Geschichte des Reiches Gottes. Mit dem Apostolikum fällt eine der stärksten aufhaltenden Mächte. Dann gestaltet sich die Kirche, mit der Offenbarung zu reden, zur Hure aus. Es dünkt mich eines der ernstesten Zeichen zu sein im Kampfe, der ums Apopolikum entbrannt ist, daß wir hingestellt werden als die Fälscher der Schrift, während die Gegner sich rühmen, die zu sein, die den wahren Bibelglauben gegen unsere Entstellung desselben verteidigen. Wir sind zurückgebliebene, beschränkte, reaktionäre, in Summa dumme und eigensinnige Menschen, die man seinerzeit mit Gewalt zur Raison bringen wird. Unser Herr redet von einer Zeit, wo, wer seine Jünger tötet, glauben wird, Gott einen Gefallen zu thun. Der Abfall von Christo führt zur völligen Verdunkelung der Gewissen und endlich zur brutalen Tyrannei. Die Zeiten der Entscheidung rücken näher. Wenn das die Parole des Zeitgeistes ist: hinweg mit diesem, dann falten wir betend unsere Hände und bekennen unsern Glauben an den, den die Welt verwirft, unsern Glauben an den Heiland der Bibel und des Apostolikums. Unter der Fahne desselben ist noch nie eine Schlacht verloren gegangen. Christus führt seine Sache zum Siege. Wir dürfen ihn getrost walten lassen; sein ist und bleibt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Die Lage ist ernst und vieler Menschen Herzen werden offenbar; um so mehr lassen wir unsere Blicke gerichtet sein auf Jesum allein. Damals, als die Menge vom Herrn sich schied, weil er immer Entscheidung für seine Person verlangte, war sein Geschick besiegelt, sein Weg ein Weg zum Kreuz, aber das Kreuz die Stufe zur Herrlichkeit. Das ist auch nach der Weissagung der Weg, den seine Gemeinde in dieser Endzeit zu gehen hat, ein schwerer Tag, aber ein Kreuzweg. Im Kreuze vollendet sich der Glaube des einzelnen, im Kreuze wird sich auch Glaube und Bekenntnis seiner Kirche vollenden. Nur durch Kreuz und Gericht geht er zum Siege, aber doch zum Siege. Wir gehen Zeiten entgegen, wo das Laodicäertum Schiffbruch erleidet, aber zu seinen Getreuen bekennt sich der Herr. Auf den letzten aus tiefster Not geborenen Bekenntnisruf seiner Gemeinde: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, wird die letzte Offenbarung, die Offenbarung

seiner Herrlichkeit sein, die auch ihre Herrlichkeit ist. Die Sätze des Apostolikums gehören der Vergangenheit an, nur einer, der letzte, der Zukunft: von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten, sowohl die, die das Apostolikum verwerfen, als auch uns, die wir auf dasselbe zu sterben begehren. Wenn die Feinde des Herrn spottend fragen: wo bleibt die Verheißung seiner Zukunft, dann beten wir: komm, ja komm, Herr Jesu. Wenn es immer antichristlicher um uns her wird, dann heben wir Herz und Hände nach der Erlösungszeit. Und wir wissen, der Herr wird kommen, vielleicht früher, als wir meinen. Dann hat all Fehd' ein Ende und die Zeiten der Erquickung sind da, nach welchen wir uns sehnen. Im Blick auf den Tag lassen Sie uns dem Herrn Treue geloben bis in den Tod und die Festung halten, bis daß der König kommt. Wir stellen uns an seine Seite am Tage seiner Schmach, damit er uns würdige, an seiner Seite stehen zu dürfen am Tage seiner Herrlichkeit. Ehe der Kampf beginnt, wird das Feldgeschrei ausgeteilt. Unsere Parole für diese Tage des Kampfes heißt: wir sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern die da glauben und ihre Seele erretten.

Drei Fragen über Seelsorge.

Von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Fortsetzung.)

C. Das strafende Moment.

Das ἐλέγχειν des Seelsorgers ist durchaus schriftbegründet (vgl. 2 Tim. 2, 25; Tit. 1, 13; Matth. 18, 15; Gal. 6, 1). Wahrheit in Liebe muß dabei sein Prinzip sein. Er greife das Werk der Rüge nie anders als mit unbestochener Geradheit, Freimütigkeit und Unparteilichkeit an (Nitzsch). Auch die Gerechten und Gläubigen dürfen so wenig davon ausgeschlossen werden, daß das ἀποτόμως (Tit. 1, 13) diejenigen, welche des Herrn Willen kennen, nicht minder treffen soll als die lügnerischen Kreter.

Das Strafen richtet sich zuerst gegen die Sünder, sei es, daß sie sich in grober Weise verfehlt haben, sei es, daß sie einem Gewohnheitslaster oder einer Standessünde fröhnen. Von der Disziplin als heiliger Selbsterhaltungspflicht der Kirche kann natürlich hier nicht die Rede sein. Der Seelsorger hat die Einzelsünde wie den Sünder selbst mit ebenso klarem Einblick in die Individualität beider als mit eingehender Prüfung der persönlichen wie sachlichen Zusammenhänge zu beurteilen (v. Zezschwitz). Nicht alle Laster verhärten in gleichem Grad das Herz. Besteht ein Laster in der entfesselten Ausübung eines sinnlichen Naturtriebes, so braucht das Gemüt nicht notwendig dadurch affiziert zu werden. Trägt es aber einen künstlichen Charakter, geht es auf psychische Reizung aus, so muß es Verstockung nach sich ziehen. Geiz und Spielwut verhärten die Seele schneller und ärger als Unzucht und

Völlerei; diese führen zu einem viehischen, jene zu einem teuflischen Wesen (vgl. Ebrard, „Vorlesungen über praktische Theologie," S.362).

Treffend äußert sich Luther (bei Porta, „Pastorale Lutheri." Nördlingen 1842, S. 122, 124, 180) über die seelsorgerliche Behandlung der Sünder: „Einem evangelischen Prediger gebührt am ersten, durch Offenbarung des Gesetzes und der Sünden alles zu strafen und zu Sünden zu machen, damit die Menschen zu ihrem eigenen Erkenntnis und Jammer geführt werden, demütig werden und Hilfe begehren. Wen aber soll ein Prediger strafen? Antwort: insgemein und insonderheit; der heilige Geist wird die Welt strafen, d. i. alles angreifen, was er in der Welt findet, keinen Auszug noch Unterschied machen, noch etliche schelten und etliche loben oder allein Diebe und Schälke strafen, sondern alles auf einen Haufen fassen, einen mit dem andern, er sei groß, klein, fromm, weise, heilig oder wie er wolle, Summa: Alles, was nicht Christus ist." Zu der Erkenntnis der Sünde muß der Sünder zuerst gebracht werden. Jede Ausflucht, jede Entschuldigung, jeder Rechtfertigungsversuch ist als durchaus nichtig zu erweisen, jedes Bemühen, durch „allmähliche Abschwächung" die Sünde überwinden zu wollen, als nutzlos hinzustellen; denn „das ist immer ein Seil, an welchem der Satan die Sünder festhält" (Harnack). Anleitung zur Selbstzucht ist zu geben. Letztere besteht darin, daß der Sünder gründlich mit der gesamten früheren Lebensweise bricht, daß er jeden Anlaß zur Sünde meidet, von den Genossen sich trennt und durch Beten und Fasten (Matth. 17, 21) seine Sinnesänderung kundgibt. Gegen Heuchler verfahre man mit Strenge und Schärfe, Schwache trage man mit Nachsicht und Schonung.

Ein wirksames seelsorgerliches Mittel ist die Privatbeichte, deren Wiederherstellung Pflicht der Kirche ist. War auch die Privatbeichte der alten Kirche vermöge des rein sozialen Charakters, den das Gemeindeleben überhaupt und die Bußübungen insbesondere in ihr trugen, sowie bei der Beschränkung auf ein repressives Zuchtverfahren durch den kirchlichen Gerichtshof, bis zum beginnenden Mittelalter wesentlich unbekannt, können Männer wie Leo d. Gr. und Augustin nur privates Verfahren und das Recht wiederholter privater Buße und Absolution befürworten, so hat doch die Privatbeichte ihren eigentlichen Mutterboden in der christlich-germanischen Kirche, vermöge der schon in der Missionspraxis auf diesem Boden zu beobachtenden privaten und persönlichen Pädagogik. Hier treffen wir bereits seit dem neunten Jahrhundert diese Beichtform als Ordnungsbrauch an. Welche Form der Beichte nun aber auch beliebt würde, ob Privat- oder allgemeine Beichte, deren unbestreitbares Recht und eigentümlichen Segen wir keineswegs verkennen: eines sollte im Interesse der Seelsorger niemals unterbleiben: die persönliche Anmeldung.

Zum ἐλέγχειν, das dem Seelsorger obliegt, rechnen wir auch die Eidesverwarnung. Zwar pflegen in neuerer Zeit die Geistlichen gar nicht mehr zu den gerichtlichen Verhandlungen beigezogen zu werden. Dies entbindet sie aber keineswegs von der Verpflichtung, den hohen

und niederen Klassen das Gewissen zu schärfen und dieselben von der Zulässigkeit, Notwendigkeit und Heiligkeit des Eides zu überzeugen. Insonderheit sind alle trügerischen Meinungen und Auffassungen, als könne in gewissen Fällen der Meineid als verzeihliche Notlüge angesehen werden, gründlich auszurotten und die jesuitischen Mentalreservationen in ihrer Unsittlichkeit aufzudecken. 2 Mos. 20; 3 Mos. 19, 12; 5 Mos. 5, 11; Hes. 17, 19; 2 Thess. 1, 7—10 und andere Stellen können dabei fruchtbar angewendet werden. Das entsetzliche Wachstum der nachgewiesenen Meineide ruft die Seelsorger zu doppelter Pflichterfüllung auf.

Ebenso wenig wie die Eidesverwarnung darf der Sühneversuch zwischen uneinigen Eheleuten von der Seelsorge umgangen werden. Bei solchen Konflikten fehlt freilich dem seelsorgerlichen Einschreiten Basis und Hebel, wenn die Betreffenden nicht daran erinnert werden können, daß sie vor Gott und seiner Gemeinde einander unverbrüchliche Treue für böse und gute Tage gelobt haben (v. Zezschwitz). Als gutes Zeichen darf angesehen werden, wenn die Streitenden das Pfarrhaus aufsuchen. Sie zeigen damit, daß sie nicht Scheidung, sondern Frieden suchen. Der Seelsorger wird dann gut thun, die Parteien einzeln vorzunehmen. Sobald er sich in den persönlichen Streit, in den häuslichen Zwist mischt, wird der gütliche Ausweg verscherzt sein. Jedenfalls hat er so lange wie möglich vor Lösung des ehelichen Bandes zu warnen. Ja, selbst bei grober Versündigung des einen Teils steht höher als das unbestreitbare Recht der Trennung (Matth. 19, 9) die Liebe, welche alles dulden, alles tragen, alles vergeben kann. Liegt die Sache aber so, daß die Verlängerung einer gezwungenen Verbindung nur Sünde auf Sünde häuft oder gemeindliches Ärgernis hervorruft, dann hat der Seelsorger keine Berechtigung zur Verzögerung oder Hintertreibung der Scheidung.

Zuletzt erübrigt uns noch ein Wort über Seelsorge an Strafgefangenen. Nicht zu richten ist der Herr gekommen, sondern zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. Das soll der Jünger von dem Meister lernen. Der Seelsorger im Gefängnis ist weder Polizeimann noch Inquirent. Sein Streben muß dahin gehen, in dem Gefangenen von vornherein die Überzeugung hervorzurufen, daß der Seelsorger nicht zum Aufsichtspersonal der Zwangs- und Strafanstalt gehört. Der Gefangene muß es alsbald dem Geistlichen abfühlen, daß er ein Herz für ihn hat, daß er sein spezieller Seelsorger sein will. Sobald der Geistliche mit jenem Vertrauen dem Verbrecher gegenübertritt, das auch bei dem Tiefstgesunkenen und dem Entartetsten den Menschen und den Getauften respektiert, sobald wird auch das Eis in dem Verhärteten schmelzen und das Herz sich allmählich öffnen. Freilich gehört eine tiefe Kenntnis der Menschennatur dazu, um solches „Übergewicht über Gewissen und Willen“ (v. Zezschwitz) des Verbrechers zu erlangen. Recht förderlich hierfür ist die in neuerer Zeit an verschiedenen Orten eingeführte Einzelhaft. Offenheit, Geradheit und Freimütigkeit muß den

Gefängnisseelsorger auszeichnen, wenn seine Thätigkeit fruchtbar sein soll. Die Versündigung an Gott muß dem Verbrecher immer wieder vorgehalten werden. Dann lernt er die Wege eher verstehen, die Gott mit dem Gefangenen gehen mußte. Er ist noch nicht verstoßen. Er kann und soll gerettet werden. Welcher Seelsorger würde nicht von herzlichem Mitleid mit solchen Unglücklichen erfüllt, wenn er bedenkt, wie häufig an der Schuld der einzelnen die menschliche Gesellschaft teil hat! (vgl. Hoffmann bei Palmer S. 551—591).

II.

Wie gestaltet sich die Auffassung und die Übung der Seelsorge in den verschiedenen Konfessionen, in welche die christliche Kirche seit der Reformation auseinandergegangen ist?

Zur Beantwortung dieser Frage ist es nötig, einen Blick in die vorreformatorische Zeit zu werfen; denn das Mittelalter erstreckt sich auch noch bis in den neueren Katholizismus hinein. Die ersten Anfänge einer verkehrten, schriftwidrigen Auffassung des kirchlichen Amtes reichen bis in das zweite Jahrhundert zurück, und es war eine natürliche Folge der falschen Trennung des Klerus von den Laien, daß das in der Kirche um sich greifende priesterlich-richterliche Wesen die Schriftanschauung von der Seelsorge als Bruderdienst allmählich in jene Meinung umwandelte, nach welcher der Priester die Seelen zu beherrschen hat. Es ist recht bezeichnend, daß in den Pastoralwerken von Gregor d. Gr. an der Priester praesul, die Beichtkinder subditi und die Seelsorge regimen animarum genannt werden. Die beiden Pole, um die das gesamte kirchliche Leben bis zur Reformation sich drehte, war die Messe und die Beichte. Die Beichte selbst war der Mittelpunkt des ganzen poimenischen Handelns. Ja, wenn man es hierbei nur auf Erneuerung des Herzens und Sinnes, auf ethisierende Durchdringung der natürlichen Lebensbeziehungen abgesehen hätte! Das Ungesunde der damaligen theoretischen und praktischen Seelsorge lag darin, daß man über dem äußern Menschen den innern zu sehr außer acht ließ. Benedikts Regel, Gregors Pastoralbuch mögen treffliche Beobachtungen enthalten. Allein die einseitige Betonung der Sünde als äußerer Erscheinung ließ die prinzipielle Bedeutung der μετάνοια nicht zu ihrem Recht kommen. „Wie ein Arzt ohne tiefere Diagnose nach Symptomen kuriert, so will man die einzelnen Fehler als einzelne heilen" (Nitzsch). Es hing mit der legalen, an alttestamentliche Zeiten erinnernden Auffassung des ganzen Christentums zusammen, daß man die Aufgabe der Seelsorge darein setzte, geistliche Übungen vorzuschreiben, bestimmte Vorschriften festzusetzen, Tugenden und Hypertugenden zu empfehlen, von deren Erfüllung man das Seelenheil abhängig machen zu dürfen glaubte. Zu äußerlich und zu bequem war dieser Weg, den die Kirche einschlug. Und auch der natürliche Mensch konnte mit einiger Überwindung sich ihn gefallen lassen; denn es ist noch immer leichter, gewisse

asketische Mittel und Methoden zu befolgen, als Herz und Leben von christlichem Geist durchdringen zu lassen. War der Christ nun einmal so weit gebracht, daß er sich aus der Welt zurückzog, so glaubte man ihn schon gerettet. Entschloß er sich gar, nach Rom oder Palästina zu pilgern, so nahm er noch einen höheren Grad in der Heiligkeit ein. Doch erkennen wir gern an, daß trotzdem nicht wenige reichgesegnete Bischöfe, Priester und Seelsorger in allen Jahrhunderten sich finden. Wenn aber die väterliche Weisheit und Liebe solcher Männer das entartete Beicht- und Pönitenzwesen mit wahrhaft christlichem Geiste zu erfüllen verstand, so hatte die Kirche sehr wenig teil daran. Die kirchlichen Prinzipien wurden dann suspendiert und das Licht des Evangeliums unter dem Scheffel hervorgeholt und auf den Leuchter gesteckt, freilich nicht um allen, sondern nur wenigen im Hause zu leuchten. Daß hin und wieder „per accidens die Rinde der Äußerlichkeit sich gelöst haben mag, läßt sich mehr ahnen als, vereinzelte Fälle ausgenommen, aus der Geschichte erkennen" (Nitzsch). Ja, die Kirche selbst mochte den Mangel fühlen, und suchte wohl auch ihm abzuhelfen, wenn sie Einrichtungen wie die bischöflichen Sendgerichte einführte. Schade nur, daß auch das Nützlichste nach kurzer Zeit in die allgemeine Entartung hineingerissen wurde. Es ist ein strenges, aber geschichtlich begründetes Urteil, welches Nitzsch über die beiden hervorragendsten Orden fällt: „In der Geschichte der Theologie und der Kontroverse gegen Franziskaner und Jesuiten mögen die Dominikaner einen Ruhm behaupten, in der Geschichte der Seelsorge zählen sie nicht. Mögen die Bettelmönche sich nach ihren Vorbildern, Franz von Assisi und Franz von Paula, noch so sehr spiritualisieren, des Erstaunens zwar und des fanatischen Nachahmens abenteuerlicher Dinge haben sie unter dem Volk viel, christlichen Glaubens und Wandels sehr wenig zuweg gebracht." Es bedarf hierzu kaum der Bemerkung, daß die protestantische Geschichtsforschung Ruhm und Verdienste von Männern wie Bernhard von Clairveaux, von Dominikanern wie Eckhardt, Suso, Tauler, von Franziskanern wie Berthold niemals geleugnet hat. Je näher es der Reformation zuging, um so tiefer wurde die Kluft zwischen Christentum und Kirchentum. Die Sammlung freier Vereinigungen, gegründet von stillen Seelen, die in der Kirche kein Genüge fanden, ist ein lautes Zeugnis gegen die Kirche. Die Waldenser, die Armen Christi, die Gottesfreunde, die Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens sind das Salz der Kirche, und es gehörte die Verirrung und Verblendung der damaligen Kirche dazu, um deren Bestrebungen unterdrücken, ihre Existenz vernichten zu wollen. Wiklef und Hus, Johann von Wesel, Milicz in Böhmen unterscheiden sich in ihrer Auffassung und Ausübung seelsorgerlicher Beziehungen zum Volk, besonders zur Jugend, wesentlich von der allgemeinen Kirchen-Poimenik. Auch die Thätigkeit des der Kirche freundlicher gegenüberstehenden Gerhard Groot gehört hierher. Thomas a Kempis' Einfluß aber reicht bis in die Gegenwart herein.

Die Reformation ist aus der Seelsorge hervorgegangen. Es ist

Luther, der gewissenhafte Beichtvater, der das Ablaßunwesen nicht länger mehr mit ansehen kann, und der aus Mitleid mit dem verführten, irregeleiteten Volk den großen Schritt wagt, aus der Kirche auszutreten. Der fromme Augustinermönch weiß wohl, was er thut, wenn er das mittelalterliche Lebensideal zertrümmert und ein neues an die Stelle setzt. Forthin ist „nicht mehr der weltflüchtige Mönch das Ideal des christlichen Lebens, sondern der freie Christenmensch, der im Glauben frei in der Liebe jedermanns Knecht ist“ (Uhlhorn). Die Zeit der Unmündigkeit ist vorüber. Die Herrschaft über die Gewissen hat ein Ende. Die priesterliche Heilsmittlerschaft wird beseitigt. Alle Christen sollen Priester sein. Jede einzelne Seele ist Gott verantwortlich. Christliche Gemeinschaft auf dem Grund persönlichen Christentums, darauf zielt die Reformation ab.

Mit solchen Grundsätzen schlug die Seelsorge ganz neue Bahnen ein, die bis zu dieser Stunde sich wesentlich von aller römischen Praxis unterscheidet. „Unser Amt,“ sagt Luther in der Vorrede zum Kleinen Katechismus, „ist nun ein ander Ding worden; denn es unter dem Papst war; darum hat es nur viel mehr Müh und Arbeit, Fähr und Anfechtung, dazu wenig Lohn und Dank in der Welt. Christus aber will unser Lohn selbst sein, so wir treulich arbeiten.“

Luther war das Muster eines Seelsorgers. Er vereinigte auf das glücklichste die spezielle, private und die allgemeine, kirchliche Seelsorge, bei welcher er vor allem auf die amtliche Absolution und Predigt Wert legt. Vergleichen wir aber die lutherische mit der reformierten Auffassung, so fällt sofort ins Auge, wie jede der beiden Richtungen in ihrer Entwicklung, in der Ausführung ihrer Prinzipien dem Ausgangspunkt treu bleibt, von welchem aus sie ihren Lauf unternommen haben. Das paraklettische Moment der Seelsorge kommt in der lutherischen Kirche mehr zur Geltung. Im Beichtstuhl hat die Reformation begonnen. Die Beruhigung der erschrockenen Gewissen ist die Stärke dieser Kirche. Das elenchtische Moment tritt bei der reformierten Kirche in den Vordergrund. Die gesetzliche Zucht, zu deren Aufrechthaltung die presbyteriale Kirchenleitung eingeführt wird, ist in dieser Kirche vorherrschend. War es auch eine Übertreibung, wenn Calvin diejenigen Gemeindeglieder bestrafen ließ, welche vom Gottesdienst sich fern hielten, oder wenn er solche in Strafe nahm, die es versäumten, gleich in den ersten Tagen einer Krankheit den Geistlichen zu rufen, so hing solche poimenische Überschärfe mit Prinzipien zusammen, welche darauf abzielten, die apostolische Mustergemeinde wiederherzustellen und alttestamentliche Vorbilder nachzuahmen. Unter dieser Voraussetzung verdient die reformierte Kirche, von einzelnen Ausschreitungen abgesehen, allerdings hohe Anerkennung für die großen Leistungen, welche sie in Städten wie Genf, in Ländern wie Schottland aufzeigen kann. Ja, man darf wohl sagen, daß die nachdrückliche Betonung, welche diese Kirche seit ihrer Gründung gerade auf die Seelsorgepflicht legt, bis in unsere Tage hineinreicht, nur mit dem Unterschied, daß die rigoristische Sittenpolizei einer

gesunden evangelischen Praxis mehr und mehr Platz macht, welche der persönlichen Freiheit ihr Recht beläßt.

Luther war weit entfernt zu glauben, daß er das Werk der Reformation nach allen Seiten ausgebaut habe. In seiner Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg lesen wir: „Nicht daß wir vollkommen seien, sondern daß wir die rechten Regeln, den rechten Weg, den rechten Anfang für uns haben, und an der Lehre ja nichts mangelt.“ Wie hätte auch ein einzelner Mann mehr ausrichten können, als er gethan hat! Darum ist es völlig ungerechtfertigt, Luther dafür verantwortlich zu machen, daß das nachfolgende Geschlecht im 17. Jahrhundert vielfach in jenen Orthodoxismus geriet, welcher für die Seelsorgepflicht wenig Verständnis besaß. Im Kirchenwesen griff zu sehr Äußerlichkeit und Gesetzlichkeit um sich. Äußere Rechtgläubigkeit war vielfach an die Stelle wirklichen Glaubens getreten. In Angelegenheiten der Kirchenzucht wechselter Leichtsinn mit Härte, Oberflächlichkeit mit Schärfe ab. Die Seelsorgethätigkeit konzentrierte sich im wesentlichen auf den Beichtstuhl. Und es muß die Verirrung und Verwirrung auf diesem Gebiet einen bedenklich hohen Grad erreicht haben, wenn Prediger wie H. Müller in Rostock und Schade in Berlin sich gezwungen sehen, vor dem Beichtgebrauch zu warnen. Doch begegnen wir in diesen Zeiten so manchen, welche sich um Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung verdient machen, und anderen, die in ihren Kreisen durch Predigt und Dichtung eine ausgedehnte seelsorgerliche Thätigkeit entfalten. Dahin gehören Johann Arnd † 1621, Valerius Herberger † 1627, Johann Gerhard † 1637, Johann Valentin Andreae † 1654, Paul Gerhardt † 1676, Christian Scriver † 1693.

Die Mission des frommen Philipp Jakob Spener bestand darin, die Lehrreformation durch die Lebensreformation zu ergänzen. Die pietistische Bewegung hat teils durch das Dringen auf christliches Leben gegenüber bloßer Lehrgläubigkeit, teils durch die teilweise Verwirklichung des Prinzips des allgemeinen Priestertums die Konsequenzen der Reformation gezogen und der Seelsorge zu der ihr gebührenden Stellung und Ausbildung verholfen. Aber während die Reformatoren die Ausreifung des subjektiv-christlichen Lebens in der Kirche und durch die kirchlichen Gnadenmittel vor sich gehen lassen wollen, glaubt der Pietismus, welcher das subjektive Lebensprinzip einseitig betonte, die Kirche als gottgesetzte Heilsanstalt entbehren zu können. Bald schlägt er auch die große Bedeutung der neuen Lehre immer geringer an und opfert von dieser ein Stück nach dem andern, indem er sich auf den ordo salutis zurückzieht. Indem der Pietismus in ein Formenwesen der Sprache und des Lebens gerät, leistet er durch solche Veräußerlichung des Christentums dem nachrückenden Rationalismus Pionierdienste. Freilich vermochte der letztere so wenig wie die Aufklärung durch philantropistische und andere Veranstaltungen die sittlichen Mängel auszugleichen, welche durch die verlustig gegangene christliche Seelsorge Volksleben und Volksgewissen zerrüttet hatten. Auch der

Supranaturalismus ist zu kraftlos, um rettend eingreifen zu können. Das Salz ist dumm geworden. Nur in einzelnen kleineren Kreisen oder Kirchengemeinschaften, wie in den Brüdergemeinden, wird Seelsorge, und zwar durchgreifende und umfassende Seelsorge getrieben. Zinzendorf und Spangenberg glaubten sich berufen, das Werk Speners fortzusetzen. Aber eine allgemeine Wirkung konnten sie nicht ausrichten. Die Konflikte zwischen dem Verderben und der aufsteigenden Kultur, zwischen Not und Wohlstand, Entsittlichung und Gesittung, Roheit und Bildung, Unglauben und Glauben werden immer stärker und führen zu drohenden Zuständen. Staat und Kirche erkennen ihre Versäumnis und ihre Ohnmacht. Aber es ist zu spät. Die vorhandenen Mittel und Einrichtungen erweisen sich als ungenügend. Es scheint, als ob der Umsturz der Ordnung immer weiter um sich greifen wolle. Und die Bilder, welche uns in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, namentlich in Frankreich, vorgeführt werden, zeigen nur Nacht und Verderben. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die regelmäßige Jahresversammlung des Buchkomitees der bischöflichen Methodistenkirche fand am 8. Februar statt. Dasselbe besteht aus 14 Mitgliedern, wozu noch die Glieder der beiden Lokalkomiteen in New York und Cincinnati kommen. Ebenso nehmen die fünfzehn Redakteure der verschiedenen Blätter der bisch. Methodistenkirche an den Versammlungen teil und statten derselben ihre jährlichen Berichte ab. Außerdem sind stets eine Anzahl Bischöfe anwesend, da manche der Beschlüsse des Buchkomitees der Genehmigung des Kabinets d. h. der Bischöfe unterliegen.

Das Buchgeschäft der bischöflichen Methodistenkirche besteht schon über 100 Jahre. Es wurde im Jahre 1789 von Rev. John Dickens mit einem Kapital von $600 begonnen. Seit damals ist das Vermögen auf $3,266,487 gewachsen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn den Versammlungen des Komitees, dem die Verwaltung dieses Geschäftes anvertraut ist, ein großes Interesse entgegengebracht wird, und ein Artikel des "Western Christian Advocate," die Überschrift führte: „Die Augen der Kirche sind nach Chicago gerichtet." (Dort fand nämlich die diesjährige Versammlung statt.)

Die Mitteilungen des Apologeten beziehen sich auf die beiden Verlagshäuser in Cincinnati (Westliches Verlagshaus genannt) und New York (Östliches Verlagshaus), sowie auf die Zweiggeschäfte des westlichen Verlagshauses in Chicago und St. Louis, und die des östlichen in Boston, Syracuse, Pittsburg, Buffalo, Detroit, New Orleans und San Francisco.

Die Gesamtsumme aller Einnahmen beträgt $2,089,313; der Gesamtgewinn ist $228,114; beinahe 7 Prozent des Vermögens und beinahe 11 Prozent der Einnahmen. Es wurde beschlossen, $100,000 als Dividende an die jährlichen Konferenzen zu verteilen zur Unterstützung emeritierter Prediger. Diese Summe ist etwas mehr als 3 Prozent des Vermögens und etwas mehr als 4¾ Prozent der Einnahmen.

Das deutsche Buchgeschäft ist vom englischen getrennt und einer besondern Leitung unterstellt worden. Die Einnahmen dieses Zweiges betrugen im

ganzen $109,586, wovon $43,434 auf den Verkauf von Büchern und $66,152 auf den Verkauf von Zeitschriften kommen.

Außer der Verwaltung des Verlagswesens werden dem Buchkomitee noch andere Aufgaben geschäftlicher Art zugewiesen. Dazu gehört die Bestimmung des Ortes und die Anordnungen über Unterbringung der Generalkonferenz. Es wurde — so berichtet der Apologete — ein Komitee von sieben Personen ernannt, mit der Autorität, dieses Jahr die verschiedenen Städte zu besuchen, welche sich anbieten mögen, die nächste Generalkonferenz zu bewirten, und dem Buchkomitee bei seiner nächsten Jahressitzung im Februar 1894 einen so eingehenden Bericht über diese Städte mit deren Accommodationen u. s. w. zu geben, daß das Komitee zu dieser Zeit die Wahl des Orts bestimmen kann.

Ebenso stellt das Komitee fest, wie groß die Summe sein soll, welche für den Unterhalt der Bischöfe von den Konferenzen aufgebracht werden muß. Für dieses Jahr wurde festgesetzt, daß zur Aufbringung dieser Summe 1¼ Prozent sämtlicher Predigergehälter (die Missionsprediger eingeschlossen) erforderlich sei.

Über die Aufgabe Satollis, des päpstlichen Legaten, wird zwar viel geredet und geschrieben, aber die Sache wird dadurch meist nicht klarer gemacht, und das wird dem Prälaten wohl lieb sein, sintemal er sicher hier in Amerika ist, um sein Netz auszuwerfen und das Trübe ihm beim Fischen trefflich zu statten kommt.

Verschiedene Früchte sind indeß bereits zum Vorschein gekommen. Zunächst hat der Papst mit einem Schlage der Unabhängigkeit des amerikanischen Episkopats, um welche derselbe namentlich von den Italienern beneidet wurde, ein Ende gemacht. Die Bischöfe werden—wenn es dem päpstlichen Legaten paßt—behandelt, als ob sie gar nicht da wären. Ebenso geht es den Beschlüssen des Baltimorer Plenarkonzils. Dagegen werden einzelne Priester in auffälliger Weise den Bischöfen gegenüber gehalten und so denselben die Schranken ihrer Macht klar zum Bewußtsein gebracht.

Dadurch, daß die gehässigen Zwangsmaßregeln, mit denen man die katholischen Kirchenschulen zu füllen suchte, abgeschafft werden, erwirbt sich der päpstliche Legat auf billigem Wege die Zuneigung der Katholiken, denen diese Zwangsmaßregeln drückend wurden. Wird aber vollends bestimmt — wie das wirklich geschehen ist — daß in einer katholischen Kirche in Zukunft kein deutscher Priester mehr angestellt werden soll, so ist des Jubels unter dem irischen Element und bei kurzsichtigen Nativisten kein Ende, denn der päpstliche Legat scheint ja viel amerikanischer zu sein, als die Bischöfe, während er in Wirklichkeit bloß vatikanisch ist und es ihm allerdings nicht um Erhaltung der Pfarrschulen, sondern um Beherrschung der Staatsschulen zu thun ist. Darüber kann freilich kein Einsichtiger getäuscht werden. Nur daß man in Rom darauf rechnet, daß diese eine Minderheit bilden. Leider ist diese Rechnung sehr oft richtig; sogar manchmal in Amerika.

Auf was man hinaus will, das sagt ein Artikel der "American Catholic Quarterly Review" mit unmißverständlicher Deutlichkeit. Zunächst wird nachzuweisen gesucht, daß die sozialistischen Bestrebungen in ihren Mitteln verkehrt und in ihren Zielen verderblich seien. Sodann wird aber die Berechtigung des Sozialismus insofern dargethan, daß gesagt wird, „die Sozialisten haben zwei bedeutende Thatsachen auf ihrer Seite — die eine, daß die ganze Gesellschaft sich in schauerlicher Notwendigkeit einer Reformation befindet; die andere, daß bloßes Predigen sie nicht reformieren kann. Die Sozialisten

haben guten Grund zur Unzufriedenheit, und man weiß, daß ihre Unzufriedenheit ihren Sozialismus erzeugt hat."

Nachdem nun der Schreiber die sozialistischen Abhilfsvorschläge verworfen hat, wendet er sich seinem eigentlichen Ziele zu und kommt auf die päpstliche Encyklika über die Arbeiterverhältnisse zu sprechen und meint: „Wenn die Welt ihre Prinzipien annehmen würde, so würde für den Sozialismus kein Existenzgrund vorhanden sein.

„Liest man die Encyklika, so muß man überzeugt sein, daß die Gesellschaft sich in ihren Grundlagen auf einer falschen Bahn befindet, daß die Gesellschaft verkehrt erzogen ist, von der Kinderstube an bis zum Mannesalter, und daß der große Fehler der Erziehung der ist, daß nicht das Herz, sondern nur der Verstand erzogen wird. Materielle Gewinnsucht, tierische Lust, selbstsüchtige Vergnügungen — mit einer Industrie, die die Mittel dazu herbeischaffen soll, ist der Zweck oder vielmehr das, wozu diese Intelligenz mißbraucht wird.... Hätte die Kirche ihre katholische Freiheit in jedem Lande, mit dem Monopol auf Schulen, Kollegien und Universitäten, so könnte Sozialismus im modernen Sinne nicht existieren. [Er würde eben in mittelalterlichem Sinne existieren. D. R.]; einerseits weil er metaphysisch absurd wäre, andererseits, weil die Anregungen dazu beseitigt sein würden. So wie es jetzt ist, regiert der Gott Mammon alles, so daß Selbstsucht, Materialismus und Konventionalismus keinen Spielraum für unsere besseren Naturen lassen. Sollen wir denn die katholische Lösung versuchen? Utopisch! wird man sagen. Zugegeben; aber was sind denn die Alternativen, zwischen welchen wir zu wählen haben? Auf der einen Seite: Je mehr die Menschen dem katholischen Ideale nahekommen, um so weiter entfernen sie sich von dem tollen Sozialismus. Auf der andern Seite: Je weiter die Menschen sich von dem katholischen Ideal entfernen, desto mehr nähern sie sich notwendigerweise jenen äußersten Umsturzbestrebungen, welche wir unter dem gefürchteten Wort „Revolution" kennen. Und da die Lösung wenigstens möglich, obwohl fürchterlich schwierig ist, und die Revolution, obwohl sie unendlich schauderhaft ist, unmittelbar bevorsteht, so sagt die katholische Kirche zu der ganzen Welt: „Versucht's mit mir zuerst (Try me first)."

Da hätten wir das alte Lied wieder: Stellt die mittelalterlichen Zustände wieder her, dann werden euch die modernen Übel nicht belästigen. Hätte die Kirche „ihre katholische Freiheit," und ein Monopol auf alle Bildung, so würde allerdings jeder mit der Freiheit der Kirche Unzufriedene durch mittelalterliche Maßregeln zum Schweigen gebracht und an einem Übermaß von Verstandesbildung würde man wahrscheinlich ebensowenig zu leiden haben, wie die Spanier oder die Bewohner Südamerikas. Wenn man das so hochgepriesene Heilmittel nicht das ganze Mittelalter hindurch erfolglos erprobt hätte, so wäre es wenigstens etwas Neues, so fällt es aber unter das Wort: Nichts Neues unter der Sonne.

Bewundernswert ist nur die Dreistigkeit, mit der sich die römische Kirche als sozialistischer Weltheiland anzubieten versteht. Es mag sein, daß die bedrohte Gesellschaft, zum Teil wenigstens, darauf eingeht. Die Sozialisten freilich wissen gut genug, daß sie in diesem Falle mitsamt der Gesellschaft, auf deren Umgestaltung oder Umsturz sie hinarbeiten, von der römischen Kirche verschlungen werden würden.

Gefährlich wird es aber wahrscheinlich doch werden, mit dem Feuer zu spielen. Einerseits leistet man dem Umsturz Vorschub, indem man die Umsturzbestrebungen als begründet hinstellt, andererseits verspricht man sie zu unterdrücken. Ob dieses falsche Spiel nicht schließlich seinem Urheber verderblich wird?

Die „Einrichtung der kirchlichen Behörden mit bischöflicher Spitze und kirchlichem Schwerpunkt," wie sie von manchen in Preußen gefordert wurde (vgl. Theol. Ztschr. 1887, Seite 30), ist in einem Falle wenigstens als festliches Dekorationsmittel gebraucht worden. Bei der Einführung eines Superintendenten hielt nämlich der Senior des betr. Kreises eine Ansprache, die am Ende auch einem katholischen Bischof gegenüber brauchbar gewesen wäre: Es hieß darin u. a.: „Hochgeehrter Herr Amtsbruder! In dem feierlichen Augenblicke, in dem Sie soeben zum Bischof unseres ...... Kirchenkreises geweiht sind, gestatten Sie mir, im Namen und Auftrag der Ihrer Aufsicht unterstellten Amtsbrüder Ihnen glückwünschend, fürbittend und gelobend zu nahen. Wie die Israeliten ihrem neugesalbten Könige, so rufen wir Ihnen, unserem neugeweihten Bischofe, heute ein herzliches „Glückzu dem neuen Oberhirten entgegen."

Es wäre am Ende nicht sehr verwunderlich, wenn einem Generalsuperintendenten eine solche Begrüßungsansprache entgegengebracht würde; aber einen Superintendenten bei seiner Einführung durch den Generalsuperintendenten zum „neugeweihten Bischof" zu stempeln, ist doch ziemlich stark, und zeigt, wie man mit katholischen Formen liebäugelt und die römische Hierarchie wenigstens nachzuäffen sucht. Und wenn schon der einfache Superintendent mit dem theokratischen Könige verglichen wird, womit soll man dann den Generalsuperintendenten vergleichen. Etwa mit dem **vicarius dei?**

Um so eigentümlicher sticht von dieser hochtrabenden Anrede die Bitte um Nachsicht ab, die der betr. Redner an den neuen Superintendenten richtete: „Sie aber, verehrter Oberhirte, bitten wir nicht zu vergessen, daß wir, Ihre Amtsgenossen, keine Heiligen, sondern arme Sünder sind, die des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott und Menschen haben sollen." — Das scheint doch eine, wenigstens in einem Punkte, etwas zu weit getriebene Bescheidenheit zu sein. Daß auch die betr. Pastoren, wie ihr Superintendent, des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott haben sollen, wird niemand bezweifeln. Aber nach dem Wortlaut der Rede scheint der Superintendent nicht zu den armen Sündern zu gehören, sonst wäre ja wohl für ihn keine Gefahr vorhanden zu vergessen, daß die ihm unterstellten Pastoren keine Heiligen sind. Sodann aber stünde es doch schlimm um jenen Bezirk, wenn keiner seiner Pastoren den Ruhm eines guten Namens vor Menschen hätte. Mehr Ruhm vor Menschen braucht er nicht zu suchen, aber diesen Ruhm muß er haben, wenn er seine Amtswirksamkeit nicht schädigen will.

Ob der betr. Superintendent wohl so hierarchisch gesinnt war, daß ihm diese Rede wohlgethan hat, oder ob er von der Befürchtung erfaßt wurde, über Sklaven herrschen zu müssen?

In den gegenwärtigen kirchlichen Kämpfen wird die Theologie immer wieder von der Kirchenpolitik zurückgedrängt. Selbst die Erörterungen über das Apostolikum sind vielfach von Kirchenpolitik durchzogen und werden von beiden Seiten im Interesse derselben auszunützen gesucht. Die Parteifrage wird schließlich über alles andere gestellt, man will Leute haben, die unbedingt ihren Parteiführern folgen und auf ein Parteiprogramm schwören. Da wird dann z. B. von der sog. Mittelpartei in Preußen gesagt, sie enthalte eine Fülle von persönlich gläubigen Männern, aber persönlich positiv, seien sie „kirchenpolitisch aufgeweicht." Es wird also der persönliche Glaube der kirchenpolitischen Parteinahme untergeordnet. Das ist echt römischer Sauerteig, wenn auch nur ein wenig. Es heißt hier noch nicht: „Ach, was Gewissen! Thun Sie, was die Kirche befiehlt," aber, wenn man mit dem Glauben nicht zufrieden ist, sondern Kirchenpolitik verlangt, so kann es auch zuletzt dahin kommen, daß

man mit dem Anschluß an die Partei zufrieden ist und denselben als Beweis persönlichen Glaubens gelten läßt.

Ein Programm, daß an Schneidigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ist für die Wahlen zu den nächsten Provinzialsynoden in Preußen aufgestellt worden. Es soll für folgende Punkte eingetreten werden:

„1. Dafür, daß das geistliche Amt in der Kirche wieder der ausschlaggebende Stand werde, mit anderen Worten, daß die Kirche nicht mehr von Juristen, sondern von Theologen regiert und verwaltet werde.

2. Daß auf den Grenzgebieten zwischen Staat und Kirche, in Ehe-Schließung und -Trennung, in der Schule, in Vormundschafts- und Eidessachen, in der Armenpflege und Sonntagsheiligung—nicht der frühere Zustand wiederhergestellt, wohl aber eine Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche herbeigeführt werde, welche dem preußischen Grundsatze: „suum cuique“ gemäß, die Rechte der evangelischen Kirche nicht nach der katholischen bemißt, sondern den evangelischen Geistlichen einen praktisch wirksamen Einfluß, der die unveräußerlichen Rechte der Kirche auf diesen Gebieten wahrnimmt, in ihren Gemeinden gibt und garantiert. Ohne diesen praktisch wirksamen Einfluß der Geistlichen auf das Gemeindeleben entbehrt die Predigt des Evangeliums der eigentlichen Kraft.

3. Daß als Ersatz für die im Reformationszeitalter eingezogenen Kirchengüter und für die 1810 dem Staate vertrauensvoll übergebenen kirchlichen Liegenschaften der evangelischen Kirche die verheißene auskömmliche Dotation und ein staatlich garantiertes Besteuerungsrecht gewährt werde, welches sie ein für allemal pekuniär unabhängig vom Staate macht, damit

a. die pekuniäre Lage der Geistlichen den modernen Verhältnissen entsprechend gehoben,

b. die Massengemeinden der großen Städte in übersehbare Kirchengemeinden verwandelt werden.

4. Daß der so abgegrenzten Kirchengemeinde im Zusammenwirken von Pfarramt und Gemeinde „Kirchenrat endlich das Recht werde, unbehelligt vom Bureaukratismus, ihr eigenes Leben leben zu können.“

Daß die völlige Ausführung dieses Programms die Kirche zu einer Freikirche umgestalten müßte, glaubt sein Verfasser schwerlich. Er hat auch ein solches Ziel gar nicht im Auge. Die Kirche soll unabhängig vom Staate werden, aber er soll ihr Machtbefugnisse einräumen und für ihre pekuniären Bedürfnisse sorgen. Dazu wird sich der Staat entweder nicht oder nur sehr ungern verstehen; er hat schon an der römischen Kirche schwer genug zu tragen, und je weniger er jene halten kann, um so mehr sucht er dafür zu sorgen, daß die evangelische Kirche ihm nicht auch noch entschlüpfe und er neben einem römischen auch noch ein protestantisches Centrum zu befriedigen habe.

Was die pekuniäre Lage der Geistlichen betrifft, so würde sie in einer Freikirche mit einemmale modern werden. Gerade so modern, wie hier in Amerika. Es gibt hier Geistliche, deren Einkommen über $30,000 hinausreicht, und solche, die froh wären, wenn es bis zu $300 hinanreichte, obgleich die ersteren schwerlich in allen Fällen 100mal so viel arbeiten wie die letzteren. Das entspricht modernen Verhältnissen.

In dem großen politischen und kirchenpolitischen Durcheinander gehen die Wogen des Antisemitismus gegenwärtig sehr hoch. Die berliner und pariser Prozesse haben dazu auch das Ihrige beigetragen. Wie tief die Erregung geht, zeigt sich aus den folgenden Äußerungen der „Deutsch-sozialen Blätter.“

„Der Mann der Kirche — heißt es da — glaubt das Ansehen des christlichen Ceremoniells dadurch wahren zu müssen, daß er den getauften Juden als Vollchristen gelten läßt........

Daß unsere Geistlichen so leicht bereit sind, einen Juden zu taufen und ein solches Ereignis gar als ein besonderes gottgefälliges Werk ansehen, hat seine Ursache in einem besonderen tieferen Grundirrtum. Die Mehrzahl der heutigen Theologen lebt der Ansicht, daß die Juden von jeher und noch immer

das „auserwählte Gottesvolk," eine besondere Heilsnation seien, die nur durch Mißgeschick auf Abwege geraten wäre........

Das Christentum ist nicht aus dem Judentum, sondern gegen das Judentum entstanden........ Nun für uns steht es — ob wissenschaftlich beweisbar oder nicht — fest, daß Christus kein Jude, sondern nur ein Arier gewesen sein kann, denn jede gegenteilige Annahme streitet wider die Natur, Vernunft und Logik. Warum sollte sich ein Jude auf den Kopf gestellt haben, um den Juden eine antijüdische, d. h. arische Gesinnung entgegenzuhalten? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß sich ein Arier auf die Beine gestellt hat, um sich der Verjudung entgegenzustemmen? Waren es nicht die „heidnischen" Lande, in denen Christus zuerst lehrte und seine Anhänger fand? Begann sein Leiden nicht erst, als er nach Jerusalem ging und die Juden selbst bekehren wollte; und entwich er nicht wieder in „heidnische Lande," als man ihn dort verfolgte?........ Und schließlich: war Jesus nicht eines Zimmermanns Sohn? — und wann haben die Juden jemals gebaut und gezimmert?........ Sei man doch nur gewissenhaft und sehe sich die Weltgeschichte an: Arier waren zu allen Zeiten die Träger der Kultur und Sitte; und wo Kultur ist und war, da sind Arier hingekommen — mögen sie Indier, Perser, Skyten, Chaldäer, Goten, Wikinger, Sueven, Germanen, Normannen oder Inka geheißen haben.

Und auch in Galiläa und Samaria saßen Arier, d. h. Ackerer und Pflüger, die da machten, daß in dem Lande „Milch und Honig" floß."

Was unter den „Propheten" des Alten Testaments an tiefere ethische Saiten anklingt, ist auf versprengtes, arisches Blut und arischen Geist zurückzuführen. Diejenigen Propheten, die den wahren Gott ahnten, treten zugleich als Beschuldiger und Züchtiger des Volkes Juda auf. Das Alte Testament als zum Christentum gehörig anzusehen, verbietet uns die religiöse Gewissenhaftigkeit."

Es ist natürlich, daß von dieser Art von Antisemitismus eine Umgestaltung des Christentums gefordert wird. Nur daß in den uns vorliegenden Schriftstücken über die Art dieser Umgestaltung fast gar nichts mitgeteilt wird.

Das gerade Gegenteil zu diesen Aufstellungen bildet folgender in der Zeitschrift für Judenmission „Saat auf Hoffnung" vertretener Standpunkt. Dort heißt es: „Ihr sollt nicht Widerstand leisten dem Bösen, sondern wehrlos alles erdulden (Matth. 5, 39); Gott allein ist Hilfe und Zuflucht. Dies erstreckt sich, wie der Zusammenhang lichtklar darlegt, gerade auf die körperlichen Angriffe, materielle Beeinträchtigung und äußere Verfolgung; es fegt alle natürlichen Vernünfteleien, wie Notwehrgründe und Gebote der Selbsterhaltung mit einem Schlage hinweg, bindet dem Christen die Hände und raubt ihm die Waffen, richtet nur den Blick empor zu dem Vater im Himmel, läßt die Liebe feuriger auflodern und Gebete emporsteigen aus dem Herzen. So unerhört auch dies Gebot erscheint, so christlich ist es doch. Dadurch ist sowohl der Antisemitismus, welcher die jüdische Unterdrückung und Übervorteilung mit Gewalt und Vergeltung bekämpft, als auch die christlich nationale Reaktion, welche sich durch Gesetze und Verordnungen des Staates der jüdischen Minen und Mauerstöße erwehren will, christlich beurteilt und verurteilt......... Wir Christen erkennen in aller Not nur Gottes Hilfe. Wir sollen Hohn und Lüge, Betrug und Beraubung, Unterdrückung und Verleumdung ruhig erdulden, mögen sie uns als Christen treffen und das Kirchengebäude erschüttern, oder mag jüdisches Kapital und Geldintrigue uns Wunden in Beruf, Handel und Gewerbe schlagen........ Siegesgewisses Leiden und Lieben ist also das rechte Verhalten der Christen gegenüber aller jüdischen Vergewaltigung."

Zwischen solchen Extremen schwankt in Deutschland die Judenfrage. Auf der einen Seite der Antisemitismus, der mit dem Judentum auch das Christentum angreift, und auf der andern Seite ein Philosemitismus, der die Christenheit an das Judentum ausliefern würde.

Geduldet hat freilich das Christentum und die Christenheit in den letzten Jahrzehnten sehr viel; aber die Zähigkeit des Judentums durch Geduld zu überwinden, erscheint geradezu unmöglich und wird immer unmöglicher.

Auch das Judentum hat sich bemüßigt gefunden, etwas zur Rettung seiner von den Antisemiten sehr scharf kritisierten Moral zu thun. Im Jahre 1883 nämlich berieten in Koblenz mehrere Mitglieder der Alliance Israélite Universelle aus London, Paris, Wien und Berlin über die Mittel zur Abwehr des Antisemitismus, dessen Ursache von dem berliner Prof. Lazarus darauf zurückgeführt wurde, daß die Juden versäumt hätten, ihre ethische Fortentwicklung als Gesamtheit auch äußerlich zu bekunden. Es müsse also ein erschöpfendes Werk hergestellt werden, welches mit der Klarheit des Philosophen die Wärme des Propheten vereinige, streng wissenschaftlich und doch gemeinverständlich gehalten sei; das werde auch einen starken versittlichenden Einfluß auf die Juden selbst üben. Professor Lazarus wurde von der Versammlung zum Chefredakteur des zu schaffenden grundlegenden Werkes ernannt, unter Gewährung eines jährlichen Honorares von 20,000 Mk. und unter Zuweisung zahlreicher rabbinischer Mitarbeiter. Die Materialien des Werkes sollen nach Antrag eines pariser Rabbiners auch zur Abfassung von Streitschriften gegen den Antisemitismus benutzt werden. Die zu schaffende Ethik soll, wie jene koblenzer Konferenz sich ausdrückte, geeignet sein, „jeden gebildeten Juden mit dem freudigen Stolze zu erfüllen, daß die Sittenlehre, auf welche sein Bekenntnis ihn verpflichtet, schlechterdings auf derjenigen Höhe steht, welche irgend ein Volk, irgend eine Religion, irgend eine Litteratur erreicht hat." Obgleich die „Hoheit und Reinheit der jüdischen Sittenlehre über allen Zweifel erhaben" sei, müsse „die Ehre des Judentums gegen falsche Beschuldigung" gerettet werden. Wie nun die jüdische Presse mitteilt, sind die ausgearbeiteten Sätze deutschen Rabbinern und sonstigen Kennern des jüdischen Schrifttums in Deutschland unterbreitet worden, damit sie durch Unterschrift bestätigen, daß jene in der jüdischen Religionslehre begründet seien; ebenso sandte man sie österreichisch-ungarischen Rabbinern und Gelehrten zu. Ungefähr 350 Unterschriften sind nunmehr erteilt. Außerdem haben „270 jüdische Juristen in Deutschland durch ihre Unterschrift bekundet, daß diese Sätze dem heutigen moralischen Bewußtsein der deutschen Judenheit entsprechen."

Wir glauben nicht, daß sich der Antisemitismus damit beruhigen wird. Denn diese Moral des Reformjudentums, die möglicherweise ganz gut im Buche steht und sich höchst wahrscheinlich in vielen Fällen sehr christlich ausnimmt, wird eben die thatsächlichen Verhältnisse und Vorkommnisse weder umgestalten, noch ungeschehen machen, und diese sind es, worauf die Antisemiten sich berufen.

Wie sehr man sich vor dem Vatikan duckt, das ist in neuester Zeit wieder deutlich zu Tage getreten. Vor etwas mehr als 12 Jahren wurde in Rom die Konferenz der deutsch-evangelischen Pastoren Italiens gegründet. Die Versammlung fand damals (1880) in Rom selbst auf dem kapitolinischen Hügel in der Wohnung des deutschen Botschaftspredigers statt. Am 10. Oktober 1892 sollte diese Konferenz wieder in Rom stattfinden; sie ist aber außerhalb

des römischen Stadtgebietes abgehalten worden. Das soll mit Rücksicht auf den Papst geschehen sein, dessen hochgradige Empfindlichkeit gegen alles Deutsche und Evangelische die deutsche Regierung habe schonen wollen und darum durch den Oberkirchenrat die Konferenz veranlaßt habe, ihre Sitzungen außerhalb des römischen Stadtgebietes abzuhalten. Ebenso soll es dem deutschen Gesandtschaftsprediger verboten worden sein, sich als Glied an der Konferenz zu beteiligen.

Wie weit überhaupt diese — wir wollen's Rücksicht nennen — getrieben wird, zeigt folgende Notiz der D. E. L. Kztg.: „Der Erzabt Placidus Wolter von Beuron hat vom Kaiser folgendes Telegramm erhalten: „Berlin, Neues Palais. Es gereicht mir zur großen Freude, daß ich soeben die Abtretung der Kirche in Maria-Laach an die von Ihrer Genossenschaft dort zu gründende Niederlassung unter den vereinbarten Bedingungen unterzeichnet habe. Wilhelm. Imperator Rex."

Mehr kann man doch nicht verlangen. Wenn der protestantische deutsche Kaiser eine Kirche, die früher evangelischem Gottesdienst gedient hatte und durch Schliche (vgl. Th. Ztschr. 1892, Seite 223) in den Besitz des Jesuitenordens kam, an ein Benediktinerkloster abtritt, so freut ihn das so sehr, daß er es sofort an den Erzabt telegraphieren lassen muß. Mehr kann man gewiß nicht verlangen.

Die päpstliche Politik übt keineswegs die Rücksicht, welche sie verlangt, sondern arbeitet auf einen Umsturz der bestehenden politischen Verhältnisse hin, der, wenn er beginnen sollte, wahrscheinlich viel weiter gehen wird, als man in Rom erwartet. Die D. E. L. Kztg. schreibt über diese päpstliche Politik folgendes:

„Das diplomatische Bündnis zwischen Rußland, Vatikan und Frankreich scheint nun auch eine religiöse Bekleidung erhalten zu sollen. Es kommt nämlich die Nachricht, der Papst plane eine Union, oder wenigstens ein „Kartell" zwischen den beiden katholischen Kirchen. Wenn auch die Mitteilung, es seien schon bei dem neuerlichen Besuch eines russischen Großfürsten im Vatikan vollständige Abmachungen getroffen, nicht ohne weiteres geglaubt zu werden braucht, so erschien doch das ganze Gerücht von vornherein um so weniger ganz grundlos, als diese diplomatisch-religiöse Aktion völlig den Interessen der kontrahierenden Mächte entspricht. Das Opfer, das die russische Staatskirche durch Beschränkung des Ansehens des Cäsareopapismus bringen würde, wäre allerdings groß; aber warum sollte man nicht um groß scheinender Zwecke willen große Opfer bringen? Der Papst seinerseits kann ja in dem Plane nur eine erwünschte Staffel zur Erreichung der päpstlichen Weltherrschaft erblicken, und eine Versöhnungsformel für die mit den schwersten gegenseitigen Bannflüchen belegten Kirchen zu finden, fällt auch der vatikanischen Kunst nicht schwer. Der Papst bereitet, heißt es, eine Encyklika vor, worin er das Verhältnis der beiden Kirchen und ihre Wiederannäherung besprechen will, und hat durch Vermittelung des französischen und russischen Botschafters in Konstantinopel bei dem ökumenischen Patriarchen über die auf griechisch-katholischer Seite vorhandenen Gesinnungen Erkundigungen eingezogen. Die ganze Sache, so schwer kontrollierbar die Einzelheiten sind, gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache, daß Bischof Stroßmayr, der bekannte Verfechter des Vereinigungsgedankens der beiden katholischen Kirchen, welcher im Vatikan persona grata ist, schon seit Jahren eine rastlose Thätigkeit in dieser Richtung entfaltet hat. Nach neueren Berichten interessiert sich auch Pobedonoszew lebhaft dafür; er ist diesem Plane zu Liebe plötzlich so weitherzig geworden, daß er dem Kardinal Vannutelli in einem Schreiben em-

pfohlen hat, alle „kleinlichen Glaubensstreitigkeiten“ fahren zu lassen. Die vatikanische Presse ist zum Schein noch etwas geteilt: „Der Moniteur de Rome“ macht Ausstellungen an dem Schreiben des Oberprokurators, während dieses von der „Voce della Verita“ mit Beifall begrüßt wird: die Weitherzigkeit der römisch-katholischen Kirche, die sich schon längst dem griechischen, armenischen und syrischen Ritus aufgeschlossen habe, werde sich ohne Schwierigkeit auch mit der russischen vergleichen. Wie wenig ernst der Widerspruch des „Moniteur de Rome“ ist, geht auch daraus hervor, daß er einen Artikel aus einem griechischen Blatt zustimmend abdruckt, wonach der Minister Trikupis eine Vereinigung der orientalischen und occidentalen Kirchen im Interesse des Katholizismus für erwünscht hält. Auch bringt der „Moniteur de Rome“ ein Belobigungsschreiben Stroßmayrs an Rev. Franco, welcher Geistliche gleichfalls für die Vereinigung eingetreten ist. Es kann also nach dem allem schwerlich noch einem Zweifel unterliegen, daß man im Vatikan mit aller Kraft an der Herstellung einer Union arbeitet. Aber aus der Mitte der katholischen Presse selbst erhebt sich bereits entschiedener Widerspruch. Das in Lemberg erscheinende Blatt „Przeglond“ kritisiert mit großer Schärfe „so laut, daß es ganz Europa hören soll,“ die Beschlüsse des liller Katholikentages, der ebenfalls dem Wunsche nach einer Union beider Kirchen Ausdruck gegeben hat. „Die französischen Katholiken mögen keine Frage behandeln,“ sagt das Blatt, von der sie nichts verstehen, vor allem aber die Religion nicht in die Politik hineinziehen.“ „Die Franzosen haben überaus schwache Vorstellungen von ausländischen Verhältnissen und haben kein Recht, im Namen der katholischen Welt zu sprechen.“ Jedenfalls ist die in Aussicht genommene Vereinigung eine der interessantesten Wandlungen der unerschöpflich findigen vatikanischen Politik; aber sie hat doch ihre ernste Seite. Die Ausführung des Planes in irgend einer Gestalt würde den Bestrebungen des Anti-Dreibundes die Krone aufsetzen. Der Schein religiöser Weihe, die dem politischen Bündnis damit gegeben würde, könnte den evangelischen Kirchen schwere Kämpfe bringen. Man hofft auf jener Seite wohl, durch gleichzeitiges Bewegen der beiden katholischen Kirchen die evangelischen zwischen zwei Mühlsteinen zu zermalmen; der religiöse Fanatismus soll dem politischen zu Hilfe kommen. Da kann nur der Glaube trösten, daß Kirchengemeinschaften, welche beide nur allzusehr den Stempel dieser Welt an sich haben, eine Kirche, welche allein auf ihren unsichtbaren Herrn gegründet ist, vielleicht hart bedrängen, aber nicht vernichten können.“

Ob der Papst das alles zustande bringt, muß man eben abwarten, sintemal immer wieder dafür gesorgt wird, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dem Papste ist natürlich jedes Mittel recht, aber er wird doch wieder erfahren müssen, daß er die Welt nicht regiert.

Welcher Art die Verehrung des Trierer Rockes ist, das ist in dem letzten Prozeß, der darob ausgefochten wurde, auch offiziell bekannt geworden. Der Bischof Korum von Trier war nämlich als Sachverständiger vernommen worden und konnte nicht leugnen, daß nach dem heiligen Thomas (von Aquino) auch dem heiligen Rock so wie der Krippe, dem Kreuze und den Kleidern Christi der cultus latriae zukomme. Es giebt nämlich nach derselben Autorität drei Arten des Kultus: „1. Der cultus latriae, der nur Gott zukommt. 2. Der cultus duliae, welcher erschaffenen Wesen gezollt wird. 3. Der cultus hyperduliae, eine höhere Art des Kultus für Geschöpfe, welcher der allerseligsten Jungfrau Maria zukommt.“

Damit hätte der Angeklagte, der die Verehrung des angeblichen Rockes Christi als Götzendienst bezeichnete, recht behalten, aber der Bischof von Trier wußte

noch eine kleine Distinktion zu machen, indem er erklärte: die adoratio (und dasselbe gelte vom Worte cultus) komme nicht univoce, d. h. in gleicher Weise Gott und den Geschöpfen zu, sondern nur analogice, d. h. [nach der Übersetzung der Berliner Germania — D. R.] den Geschöpfen in Beziehung auf Gott.

Damit hatte der Sachverständige Korum sich gegen den Vorwurf des Götzendienstes zu decken gewußt. Allgemeine katholische Lehre ist das aber nicht. Das römisch-katholisch korrekte Kirchenlexikon von Wetzler und Welte äußert sich darüber wie folgt: Zu bemerken ist, daß einige katholische Theologen angenommen haben, das Kreuz Christi sei mit latreutischem Kultus zu ehren. Bellarmin aber und mit ihm die meisten katholischen Theologen verwerfen dies. Der genannte große Theologe macht auf die Gefahr aufmerksam, wenn man das Volk so belehre. Diejenigen, sagt er, welche dieser Meinung beipflichten, sind genötigt, sich so feiner Distinktionen zu bedienen, welche kaum sie selbst, geschweige denn das Volk versteht."

Möglich, daß auch Bischof Korum selbst seine Distinktion nicht verstanden hat. Aber geholfen hat sie ihm; und das ist bei jedem Hilfsmittel die Hauptsache, und die Verehrung der „lückenhaften Stoffteile" ist wieder einmal glücklich davor gerettet worden, daß ihre Bezeichnung als Götzendienst auch von Gerichts wegen als richtig anerkannt worden wäre.

Römische Praxis nach zwei Seiten. Dem römisch-katholischen Verleger Pfeilstücker hat Leo XIII. für die Herausgabe einer illustrierten Bibelübersetzung von Allioli eine goldene Medaille verehrt. Da wird es doch der ganzen Welt offenbar, daß der Papst das Lesen der Bibel begünstigt! Wir wollen zwar kein Gewicht auf den Umstand legen, daß die Prachtausgaben der Bibel meist da sind, um nicht gelesen zu werden, aber merkwürdig ist doch ein Bericht des Generalsekretärs der evangelischen Missionskirche in Belgien, worin eine größere Anzahl von Beispielen mitgeteilt wird, aus denen hervorgeht, daß die belgischen Katholiken mit der Bibel ganz unbekannt sind, daß sie dieselbe, wenn sie damit bekannt werden, gerne lesen, daß aber auch die Priester, wo sie können, ihnen ihre Bibeln entweder wegnehmen oder, wo das nicht geht, abkaufen, um sie zu verbrennen.

Da der Darwinismus immer noch gewissen „gebildeten" Leuten als etwas Ausgemachtes gilt, obwohl der Urheber der Theorie sich bewußt war, nur eine Hypothese aufzustellen, so verdient es erwähnt zu werden, daß Prof. Virchow, der bekannteste Gegner aus dem naturwissenschaftlichen Lager, neuerdings wieder seine Ansichten in einem Aufsatze „Transformismus und Descendenz" dargelegt hat. Die Vorstellung einer Verwandlung einer organischen Form in eine andere, so führt er aus, ist uralt und schon in arischen und mongolischen Sagen vorhanden, obwohl die Erfahrung kein Beispiel von Umwandlung eines ausgebildeten Organismus in einen andern liefert. So sind denn auch Darwin und seine Schüler, soweit es den Menschen betrifft, nicht über eine Hypothese hinausgekommen. Bis heute hat sich das fehlende Glied, der Proanthropos, nicht gefunden. Alles was wir vom fossilen oder prähistorischen Menschen wissen, zeigt, daß dieser schon ein homo sapiens war, und auch die noch lebenden Urvölker weisen keinen proanthropischen Typus auf. Am Schluß erklärt Virchow, daß nach seiner Meinung jede Abweichung vom Typus des elterlichen Organismus, d. h. jeder Fall von Descendenz im Sinne Darwins, einen pathalogischen Vorgang darstellt. Dieses Gegenzeugnis eines Gelehrten materialistischen Standpunktes stimmt also völlig mit der Behauptung bedeutender Geologen, daß die Erde noch recht jungen Alters sei und somit den darwinistischen Voraussetzungen von unberechenbaren Jahr-Milliarden, die zur Aufrechterhaltung des Transformismus erforderlich sind, der Boden entzogen werde.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. | April 1893. | Nro. 4.

Welche Berechtigung hat der Einfluß des Rationalismus auf das modern=christliche Denken.

(Von P. Th. Munzert.)

(Schluß.)

Angesichts der Geschichte des Rationalismus nun und der Thatsache, daß die Geltendmachung des Rechts der Selbstprüfung mittelst der Vernunft gegenüber der Autorität der Kirchenlehre und der heil. Schrift zu allerlei tief in das christliche Denken und Leben eingreifenden Verirrungen geführt hat: zur Untergrabung des Ansehens der Kirche und der heiligen Urkunde ihrer Lehren, der Bibel, der Propheten, der Apostel und Christi selbst, zur Entgeistung der christlichen Begriffe und zur Beraubung ihres spezifisch christlichen Gehalts, der ihnen allein ihren Wert verleiht, und endlich, daß das Endresultat des bis zu seiner äußersten Konsequenz gezogenen Prinzips des Rationalismus der Atheismus und Materialismus ist, daß die trunkene, sich selbst vergötternde Vernunft zuletzt überhaupt keine Autorität mehr über sich anerkennen will, sondern die vollendete Selbstsucht zur Herrschaft bringt, angesichts solcher Thatsachen mag es gewagt erscheinen, ein Wort für ein solches Prinzip einzulegen, ihm überhaupt irgend welches Existenzrecht zuzuerkennen. Dennoch vermag ich es nicht, wie das von gewisser Seite geschieht, so ohne weiteres den Stab über den Rationalismus zu brechen. Hinter dem sich so ängstlichen Verwahren gegen alles, was den Namen Rationalismus trägt, oder auch nur danach riecht, gegen jede Abweichung von hergebrachten und ohne weiteres für richtig angenommenen Anschauungen, scheint sich mir ein gut Stück kleingläubiger Furcht, und zwar eine wohlberechtigte Furcht, die natürliche Folge davon, daß man die göttliche Wahrheit, die ewig und vollkommen und darum unüberwindlich ist, mit der Kirchenlehre, die menschlich, zeitlich, unvollkommen und darum der Veränderung unterworfen ist, konfundiert, und daß das, was man Glauben an die Bibel nennt, oft sehr nahe an einen Aberglauben grenzt, der das Menschliche, das bei der Entstehung derselben mit wirksam gewesen ist, völlig übersieht. Treibt man die Ehrfurcht vor der Bibel so weit, daß man irgend einen Irrtum seitens ihrer Autoren, auch in nebensächlichen, den Kern der christlichen Wahrheit gar nicht betreffenden Dingen, für ausgeschlossen ansieht, weil man die Bibel für buchstäblich von Gott eingegeben

hält, so ist das schon mehr Bibelvergötterung, als Glaube an die in der Bibel enthaltene Wahrheit — und dann ist es auch kein Wunder, daß man, wenn irgend eine der Zeit angehörige Anschauung eines ihrer Autoren sich als einen der Korrektur bedürftigen Irrtum herausstellt, sich mit Macht und Unverstand dagegen wehrt und gleich den Zusammenbruch des ganzen Baus fürchtet.*)

Es stünde wahrlich schlimm um die Wahrheit, wenn sie so wenig wi-

---

*) Damit wären wir an der in neuester Zeit mit eben so viel Eifer wie Unverstand behandelten Frage von der Unfehlbarkeit der heiligen Schrift angekommen.

Zunächst ist es nötig zu bemerken, daß die moderne Frage von der Unfehlbarkeit der Schrift der Frage von der Unfehlbarkeit des Papstes parallel läuft. Schon vor zwanzig Jahren hat man beides nebeneinander gestellt.

Sodann ist das moderne Unfehlbarkeitsdogma von der Lehre der altprotestantischen Dogmatiker wohl zu unterscheiden. Jene lehrten die Unfehlbarkeit der Schrift als eine Konsequenz ihres theologischen Systems und man wird wohl sagen können, daß innerhalb dieses Systems der Satz ganz gerechtfertigt war.

Dagegen wird von den Verfechtern des modernen Unfehlbarkeitsdogmas demselben eine ganz andere Stellung zugewiesen. Sie machen es nämlich zum Schibboleth, nach welchem sie Gläubige und Ungläubige sondern wollen. Dabei gibt man sich den Anschein, ganz auf dem Boden der reformatorischen Bekenntnisse zu stehen, was indes keineswegs der Fall ist. Was speziell das Bekenntnis unserer Synode betrifft, so wird dort, gerade wie in der Konkordienformel, gesagt, daß die evangelische Kirche „die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens erkennt," dann aber wird hinzugesetzt „und sich dabei bekennt zu der Auslegung der heil. Schrift, wie sie u. s. w." Es wird also von dem Gedanken ausgegangen, daß die heil. Schriften, um Richtschnur des Glaubens und Lebens zu sein, auch verstanden werden müssen, und daß sie auch mißverstanden werden können, und wirklich mißverstanden werden. Es ist eben der Schrift gegenüber nicht mit der bloßen Annahme eines Dogmas über dieselbe gethan, sondern wenn uns die heilige Schrift wirklich Richtschnur des Glaubens und Lebens sein soll, so müssen wir uns ihr gegenüber aktiv verhalten. Dabei wird aber unser Verhalten der Schrift gegenüber, selbst wenn es im allgemeinen und in der Hauptsache richtig ist, dennoch nicht von Irrtümern, d. h. von mangelhafter und unvollständiger Erkenntnis frei bleiben, und auch eine unfehlbare Schrift kann uns keine vollkommene, an keinem Mangel leidende Erkenntnis der Wahrheit übermitteln, weil sie eben einer unvollkommenen Auffassungsweise von unserer Seite aus ausgesetzt ist.

Es ist also die Frage von der Unfehlbarkeit der Schrift gegenüber den Bestimmungen unseres Bekenntnisses unnötig und als theologische Frage müßig.

Es sind ja auch nicht die Theologen, welche die modernen Unfehlbarkeitsdogmen aufgestellt haben, sondern die Kirchenpolitiker. So ist es auch hier. Es ist nicht Glauben an das Schriftwort, was sie fordern, sondern Unterwerfung unter ein Dogma von der Schrift ist es, was sie verlangen, und zugleich die Unterwerfung unter diejenige Auslegung der Schrift, die von ihnen selbst, oder ihrer kirchlichen Partei, geübt wird. Deswegen wird, während man auf der einen Seite auf das Dogma von der Unfehlbarkeit der Schrift pocht, doch auf der andern mit aller Naivität eingestanden, daß man mit der heil. Schrift nicht ausreiche, indem ja alle Kirchen und Sekten sich darauf berufen. Damit stößt man das Dogma, dem sich andere unterwerfen sollen, für sich selbst wieder um, denn eine zur unfehlbaren Erkenntnis der Heilswahrheit nicht ausreichende unfehlbare Schrift ist ein Widerspruch in sich selbst.

Nimmt man noch den Umstand hinzu, daß diejenigen, gegen welche sich hauptsächlich die Anklagen in dieser Hinsicht richten, Persönlichkeiten sind, an deren christlichem Glauben und aufrichtigen Charakter kein Zweifel besteht — wir haben in der letzten Nummer eine Reihe von Namen genannt — und die nicht von ferne daran denken, die Inspiration der heil. Schrift zu leugnen oder auch nur anzuzweifeln, so kann man leicht sehen, daß diese Bewegung — um so wenig wie möglich zu sagen — keineswegs bloß aus dem Glauben hervorgegangen ist und daß sich hier eine etwas auffällige Parallele findet zu der schon vor Jahrhunderten von manchen aufrichtigen Katholiken gemachten Beobachtung, daß die Ketzer, abgesehen von ihrer ketzerischen Lehre, bessere Christen waren als ihre Verfolger.

D. R.

derstandsfähig wäre, daß sie die strengste Untersuchung und Beleuchtung von seiten der Vernunft nicht zu ertragen vermöchte. Christus scheint eine solche Untersuchung nicht befürchtet zu haben, sonst hätte er nicht einer so gemischten Zuhörerschaft, unter der sich selbst viele seiner Feinde befanden, die Mahnung zurufen können: „Suchet in der Schrift" etc. Auch Luther scheint nicht so ängstlich gewesen zu sein, wie seine gewiß sehr freien Ansichten über die Offenbarung Johannis und den Brief Jakobi bezeugen.

Die Wahrheit ist dagewesen, ehe sie durch die Propheten und Apostel in ihren Schriften fixiert war, und ihre Fixierung in der heiligen Schrift hat die Entstehung von allerlei sie selbst zeitweilig fast gänzlich verhüllenden und entstellenden Irrtümern nicht zu verhüten vermocht. Sie selbst bleibt nach wie vor ihrer Fixierung in der heil. Schrift einem verborgenen Schatz im Acker und der köstlichen Perle gleich, die nicht ohne weiteres jedem entgegenblinken, sondern nur durch ernste, persönliche Arbeit gefunden werden. Und solche persönliche Arbeit, Selbstforschung und -Prüfung ist nicht nur das gute Recht, sondern sogar die heilige Pflicht des Menschen. — Ist es schon in Bezug auf die Dinge im gewöhnlichen, natürlichen Leben ein bedauerlicher Mangel, wenn einer von andern derart abhängig ist, daß er sie für sich gehen, hören, sehen, denken und sorgen lassen muß, so ist solche Abhängigkeit in Bezug auf die Dinge, die das eigentliche innerste Wesen des Menschen, der ein Geisteswesen ist, betreffen, vollends unerträglich. Solche geistige Abhängigkeit oder Bevormundung von oben her durch äußere Autorität, heiße sie, wie sie wolle, hat stets nur zu dem einen oder dem andern, zu geistlichem Tod oder zu blindem Fanatismus geführt. Ein Glaube aber, der nicht auf eigener persönlicher Erfahrung und Überzeugung beruht — und wie kann von Erfahrung oder Überzeugung die Rede sein, wo der Mensch nicht seine geistigen Gaben gebraucht, Vergleiche anstellt und Schlüsse zieht? — hat absolut keinen Wert, denn es fehlt ihm gerade das, wodurch der Geist des Menschen und der Geist Gottes allein in Wechselbeziehung zu einander treten können.

Man mag sagen, der natürliche Mensch vernehme eben nicht, was vom Geiste Gottes ist, und auf einen Luther und andere hinweisen und zu zeigen suchen, wie sie mit allem ihrem Forschen im Dunkeln blieben, bis ihnen von außen her ein Licht aufgesteckt wurde, aber ebenso leicht ließen sich eine Menge von Beispielen dafür auffinden, wie andere auch ohne solche Dolmetschung zur Erkenntnis der Wahrheit gelangten. Warum sollte der Geist Gottes nicht frei und unabhängig in dem einen, wie in dem andern zu wirken vermögen? „Er weht, wo er will." Man mag den Finger auf das Wort des Herrn: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben" — oder auf das Bekenntnis des Petrus: „Wir haben g e g l a u b t und erkannt" — legen und aus diesen Worten das Verdammungsurteil über den Rationalismus herauslesen, — aber man wird doch nicht umhin können, zuzugestehen, daß das Ziel auch des Glaubens, den der Herr fordert, das „Sehen"

ist, und daß das, was der Herr fordert, doch auch nicht der blinde, denkfaule Glaube ist, sondern vielmehr das Sichbescheiden der gesunden Vernunft, die sich ihrer Grenzen bewußt ist gegenüber dem, was sie noch nicht klar sieht, — ferner, daß auch bei dem Glauben der Jünger die das „Für" und „Wider" abwägende ratio gewiß mit wirksam gewesen ist, und endlich, daß von einem wirklichen Glauben ohne Anwendung der Vernunft überhaupt nicht die Rede sein kann. Wie das natürliche Licht sich nur darum in dem Auge spiegelt, weil das Auge von Natur licht ist, so spiegelt sich auch das geistige Licht, Gott, nur darum in der Seele, weil die Seele gleicher Natur, weil sie „von Natur eine christliche" ist. Das natürliche Licht im Menschen ist darum das Medium, durch welches das göttliche Licht allein in die Seele eindringen kann. Dieses Licht zu gebrauchen, ist darum wiederum nicht bloß erlaubt und berechtigt, sondern sogar geboten.

Freilich sollte alles Forschen, sei's in der Bibel oder in der Natur, alle Kritik, sei's an der Bibel oder der Kirchenlehre, aus dem Geist der Wahrheit, aus dem ernstlichen Verlangen, die Wahrheit zu erkennen, hervorgehen, aber selbst da, wo das nicht der Fall ist, wo die Kritik aus feindlicher Absicht geschieht, kann sie nur zur Förderung und Verherrlichung der Wahrheit, die aus allen solchen Angriffen, wie die Sonne, wenn sie eine Zeit lang hinter finstern Wolken verborgen war, nur strahlender hervorgeht, dienen. — Es ist wahr, die Art und Weise, wie der Rationalismus oft Kritik geübt hat und noch übt, gereicht Unzähligen zum Schaden, doch nur solchen, die eben an ihrer Vernunft sich versündigt und andere haben für sich denken lassen, die in blindem Glauben der Autorität der Kirche und Schrift zustimmten, wie sie dann auch der Kritik zustimmen. So sehr das zu bedauern ist, so erfreulich ist doch andererseits und so groß der Segen, den andere, — die, welche durch die Angriffe auf den Grund ihrer Hoffnung zum Nachdenken darüber und zur Verteidigung desselben gezwungen und so nur fester gegründet werden, und — den die Nachwelt davon hat, die die in diesen Kämpfen erprobte Wahrheit ererbt. Jedenfalls darf die Furcht, daß einzelne (oder viele) an ihrem eben auf den Sand menschlicher Meinungen gegründeten Glauben irre werden, die Christenheit nicht abhalten, auf dem Wege der Erkenntnis weiterzuschreiten. Auch der Rationalismus war und ist eine in das christliche Denken und Leben tief eingreifende, und meiner Ansicht nach fortschrittliche und in mancher Beziehung segensreiche Bewegung. Er hat die christliche Erkenntnis vor Stagnation bewahrt; er hat in mancher Hinsicht, wie ein Geschwür am Körper, allerlei Krankheitsstoffe aus dem Leib, an dem Christus das Haupt ist, abgesondert; er hat dem christlichen Denken einen mächtigen Impuls gegeben und es teils auf negative, teils auf positive Weise gefördert. Es ist gewiß niemand unter uns, der, wenn er es vermöchte, die Geschichte der letzten Jahrhunderte austilgen, ungeschehen machen und dafür das Erbe, das der Rationalismus antrat, eintauschen möchte. Gewiß ein Beweis dafür, daß der Rationalismus

eine Aufgabe gehabt hat und hat, daß er nicht bloß ein Symptom eines krankhaften Zustands, sondern ebenso sehr ein Zeichen gesunden Lebens,*) etwas positiv Gutes und darum auch Berechtigtes war und ist. Ist! — sage ich, denn noch giebt es viel zu erforschen und zu erkennen, und jeder neue Fortschritt in der Erkenntnis, ob ihn nun die biblische Kritik, oder die Philosophie oder die Naturwissenschaften herbeiführen, — wie bedrohlich er auch scheinen mag, — ist nach meiner Meinung mit Freuden zu begrüßen, denn er wird nur dazu beitragen, die Wahrheit ihrem endlichen, völligen Sieg näher entgegenzuführen, den geistigen Horizont der Menschheit zu erweitern, Gott und unsern lieben Herrn und Heiland zu verherrlichen. Jede Gährung ist ein Zeichen, wie von Tod, so von Leben. Dem Leben gehört der Sieg. Aus dem unklaren Most wird zuletzt klarer, köstlicher Wein: so wird endlich auch aus dem durch viele heiße Kämpfe sich hindurchringenden Streben nach Wahrheit die volle Erkenntnis der Wahrheit hervorgehen. Ist demnach auch nicht alles zu billigen, manches an dem Rationalismus zu tadeln, er hat dennoch ein gutes Recht, er trägt wesentlich mit dazu bei, dieses Ziel herbeizuführen.

Über die Bewahrung der Freudigkeit in dem verborgenen Leben des Predigers.

Vortrag, gehalten auf der Berliner Pastoralkonferenz von Dr. E. Schmieder.

Eingesandt von P. M. Otto.

„Es ist ein hochwichtiger Gegenstand, über den ich heute sprechen soll, und ein solcher, der in der kurzen Frist, die mir zur Entscheidung vergönnt war, nicht von mir gewählt, sondern mir im Geiste gegeben und befohlen worden ist. Hätte die Zeit nicht gedrängt, hätte ich dem unerwarteten Antrage mich entziehen können, ohne fürchten zu müssen, eine Verlegenheit zu bereiten, so hätte ich überhaupt nicht gewagt, vor

---

*) Diese Aufstellung ist doch sehr mißverständlich. Der Rationalismus ist als geschichtliche Erscheinung ausgelebt. Es fällt keinem vernünftigen Menschen heutzutage mehr ein, unsere heutigen Zeitanschauungen zum absoluten und untrüglichen Maßstabe der Wahrheit zu machen. Die Veränderungen der Ansichten sind heutzutage so rasch und so in die Augen fallend, daß man sich auch beim besten Willen nicht mehr einbilden kann, zu einem Abschluß gekommen zu sein. Gerade diese Selbstzuversicht und Selbstgewißheit, mit der man meinte, am Abschluß der geistigen Entwicklung angekommen zu sein, war die Haupteigenschaft des Rationalismus. Derselbe kam noch schneller zu seinem Ende, als die altprotestantische Orthodoxie, weil er sehr bald gar nichts mehr zu thun hatte.

Die Berechtigung verständigen und logisch richtigen Denkens bestreiten auch die ärgsten Feinde des Rationalismus nicht. Nur daß eben meist von denselben behauptet wird, daß niemand anders, als sie allein logisch richtig und verständig denke, während sie denen, die abweichende Meinungen hegen, ohne weiteres Unverstand oder bösen Willen zuschreiben.

Daß man ohne bestimmte Begriffe, ohne folgerichtiges Denken und ohne der Wirklichkeit entsprechende Anschauungen Theologie so wenig richtig treiben kann, wie irgend eine andere wissenschaftliche Thätigkeit, ist ja klar; wenn man aber das unter dem Worte Rationalismus zusammenfaßt, so ist die Gefahr vorhanden, daß diese Bezeichnung in ihrem geschichtlichen Sinne genommen und völlig mißverstanden wird.

Wir wollen damit nun nicht sagen, daß die oben genannten Dinge ausreichen, um einen Theologen zu machen; man kann das alles haben ohne Theologe, ja ohne überhaupt ein Christ zu sein. Denn die in Christo erkannte freimachende Wahrheit ist eben mehr als eine bloße Formel oder ein richtiges System. D. R.

dieser Versammlung zu sprechen, welcher viele schöne Kräfte zu Gebote stehen, die nur durch andere Geschäfte verhindert sind, den Dienst zu leisten, den ich mich aushelfend unterziehe; und dürfte ich Fleisch und Blut befragen, so würde ich noch in dieser Stunde gerade den Gegenstand lieber vermeiden, der nun doch als der Gegenstand meiner eigenen Wahl gelten muß: die Bewahrung der Freudigkeit im verborgenen Leben des Predigers. Denn ich soll hier von einer Sache öffentlich reden, die sonst nur das eigene Beichtgeheimnis jedes einzelnen ist.

Das verborgene Leben des Predigers, das ist das Gemütsleben, wo die Stimmungen täglich wechseln, wo tausend Gefühle auf- und abwogen, wo unzählige Gedanken sich drängen, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Geordnet und gerichtet wird aber dieses Leben durch das Gewissen, und das Gewissen hinwiederum wird erleuchtet, erweckt, geleitet und beruhigt durch den Glauben. Wo das Gemüt unter steter Zucht des Gewissens in der Kraft des Glaubens lebt und beständig geläutert und getröstet wird, wo uns unser Herz also nicht verdammt, da ist das verborgene Leben des Herzens gesund, da ist Freudigkeit.

Diese Freudigkeit ist in Worten sehr schnell fertig gemacht und wohl verwahrt, wie ein guter Wein in einem festzugespundeten Fasse. Aber so ist es in der Wirklichkeit nicht; denn unser Gemüt ist kein verschlossener Garten, sondern nach allen Seiten offen, beweglich und erregbar wie die Luft, die uns umgibt, und so soll es sein; denn das ist seine Art und Bestimmung; und ein abgeschlossenes Gemüt, das keine Bewegung einläßt, dergleichen der Stoicismus und die falsche Mystik erstrebt, ist wie ein stehendes Wasser oder wie Kerkerdunst. So ist denn das Gemüt beständig den wechselnden Spiegelungen und Einwirkungen von Himmel und Erde, von Staat und Kirche, von Sünde, Welt und Teufel, auch allen Veränderungen des Hauses, des Körpers und besonders des Wetters ausgesetzt, und eine kleine unsanfte Berührung schon verstimmt oft dieses zartbesaitete Instrument. Im Prediger muß dieses allgemeine Sensorium möglichst lebendig sein, weil er ein Herz voll Liebe haben muß, dem nichts Menschliches fern ist; aber er muß auch die Ordnung und Frische dieses allgemeinen Empfindungsorgans erhalten und immer zu freudiger Gegenwirkung wider alle Störungen bereit sein, er muß die Freudigkeit im verborgenen Leben bewahren. Das kräftigste Mittel dazu ist der stete Zugang zum Vater durch unsern Herrn Jesum Christum; steht uns diese Thüre immer offen, daß wir im Namen Jesu beten und vor Gottes Angesicht unsere Bitten angenehm sind und erhöret werden, so ist uns wohl geraten: alle Freudigkeit im verborgenen Leben des Predigers beruht also auf seiner Freudigkeit zu Gott. Wer die Freudigkeit zu Gott bewahrt, der bewahrt auch sonst die Freudigkeit des Gemüts; wer die Freudigkeit zu Gott verloren hat, der hat entweder gar kein verborgenes Leben mehr, sondern ist innerlich stumpf und tot, oder dies Leben ist

düster und trübe. Die einfachste und kräftigste Belehrung über die Bewahrung der Freudigkeit im verborgenen Leben des Christen finden wir demnach in jenem Ausspruche des Evangelisten Johannes (1 Joh. 3, 21. 22): „Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir eine Freudigkeit zu Gott, und was wir bitten, werden wir von ihm nehmen; denn wir halten seine Gebote und thun, was vor ihm gefällig ist.“

Davon gilt es nun, die Anwendung auf das Leben des Predigers zu machen mit Rücksicht auf die besonderen Umstände seines Berufs und auf die besonderen Schwierigkeiten, die ihm die Sünde seines eigenen Herzens und frühere Versäumnis oder Verschuldung erzeugen kann.

Ein Mangel an Gemütsleben kann dem Deutschen überhaupt, und namentlich dem Stande der evangelischen Prediger nicht vorgeworfen werden. Eher könnte man das Übermaß rügen, oder vielmehr den Mangel an rechter Zucht des Gemütslebens, insofern leicht dem Fleisch, dem selbstischem Behagen zu viel Recht eingeräumt und nicht genug Selbstverleugnung und Unterwerfung der eigenen Lust unter den Willen des Herrn geübt wird. Infolge übermäßiger Gemütlichkeit fehlt es in den jüngeren Jahren oft an der nötigen Schärfe des Gewissens und Zucht des Glaubens, und die Folge davon ist eine sinnliche Schlaffheit, durch welche in späterer Zeit die Freudigkeit gefährdet wird.

Es sind mir drei Fälle allein aus der Provinz Sachsen, in der ich heimisch bin, gegenwärtig, wo Prediger, und zwar in einer höheren Stellung, in Trübsinn, Schwermut, Geisteskrankheit verfallen sind, die bis ins Irrenhaus führte. Bejahrte Diener des Worts, die grade im geistlichen Leben die tüchtigsten sein sollten, werden oft stumpf und abgelebt, wenn sie auch in jüngeren Jahren mundfertig, geschäftig und eifrig waren, so daß man ihnen hätte eine Freudigkeit in Gott zutrauen mögen. Man mag nun geneigt sein, den Grund davon allein in Kränklichkeit, in allerhand Sorgen, in Trauerfällen und trüben Erfahrungen zu suchen, und gewiß haben dergleichen Mühseligkeiten und Schläge dazu mitgewirkt, die Freudigkeit zu lähmen; aber es gibt doch andere, die viel Trübsal und Kreuz erdulden und nur desto freudiger am Geiste aus dem Feuerofen hervorgehen. Quanto amarior mundus, tanto dulcior Christus! (Je bitterer die Welt, desto süßer Christus) ist die Losung solcher Männer, welche in der Schule des Apostel Paulus gelernt haben, alle Trübsal, die zeitlich ist, auch für leicht zu achten, und die mit Johannes sprechen dürfen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Wenn aber von Anfang an nicht treu ein verborgenes Leben in Christo geführt wurde, oder wenn darin nicht die volle Lauterkeit und Wahrheit herrschte, wenn hinter dem Preisen der Rechtfertigung durch den Glauben leichtfertiges Absehen von der eigenen Schuld, hinter dem Vertrauen auf Christum selbstgefälliges Vertrauen auf die eigene Kraft, hinter dem Trachten nach dem Seelenheil der

Brüder und nach der Ehre Gottes Ehrgeiz und Hoffart sich versteckt gehalten hatte, so ist es nicht zu verwundern, wenn solcher fleischlicher und heuchlerischer Mut nach und nach in das Gegenteil umschlägt und in Trübsinn und Schwermut endigt. Hier ist die Freudigkeit des verborgenen Lebens im Geiste und Glauben nie vorhanden gewesen, also auch nicht zu bewahren.

Von solchen und zu solchen rede ich jetzt nicht, wiewohl es immer gut ist, sich wiederholt zu prüfen, ob die Freudigkeit, mit welcher wir in das Predigtamt traten und dies köstliche Werk zu treiben begehrten, von Anfang an eine geistliche und göttliche war, oder nur auf fleischlichem Grunde beruhte und, wenn das nicht, wenigstens einen unlauteren Beigeschmack hatte, der dem Herrn nicht gefallen konnte. Auch im schlimmsten Falle wäre ja für den Aufrichtigen noch nicht alles verloren, vielmehr noch alles zu gewinnen. Denn „so wir unsere Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt und reinigt uns von aller Untugend.“ (1 Joh. 1, 9.) Der Herr könnte wohl noch heute dem gebeugten Simon, Jonas' Sohn, das mit Christo in Gott verborgene Leben, das ihm noch fehlte, und die Freudigkeit von oben schenken, welche aus diesem Leben geboren wird. Unsere eigentliche Aufgabe ist es aber jetzt, uns mit denjenigen Brüdern zu beraten, welche im verborgenen Leben des Gemüts die echte Freudigkeit des Geistes empfangen haben, um den Entschluß zu bekräftigen, daß und wie wir das Unsrige thun wollen, diese empfangene Gnadengabe zu *bewahren*.

Die Ratschläge, die ich zu empfehlen habe, sind sehr einfach. Sie kommen zuletzt alle auf das eine hinaus, daß wir uns hüten, *daß unser Herz uns nicht verdammen müsse*.

1) „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben;“ so lesen wir in dem weissagenden Spruche Jes. 53, 11, und das Vorbild des Herrn lehrt uns, was auch uns obliegt, damit wir unsere Lust sehen und die Fülle haben, damit wir die Freudigkeit des Geistes nicht verlieren, sondern stärken. Das erste ist dies, daß unsere Seele arbeite, daß sie in sich selbst keinen Stoff der inneren Arbeit liegen lasse, darum, weil es unbequem, ängstigend, niederschlagend ist. Es ist ein schlechter Rat, ein Rat für feige Seelen, ein Rat, der die Freudigkeit in dem Grund des Herzens untergräbt, wenn man empfiehlt, an Sachen, die uns zuwider sind, nicht zu denken, uns zu zerstreuen, und das Bittere wie einen toten Stoff im Gemüte liegen zu lassen und zu vergessen. Nicht vergessen, sondern durcharbeiten und überwinden sollen wir dergleichen Lasten. Der Geist muß solchen Stoff durchdenken, durchdringen, auflösen und bewältigen und, wenn er's nicht kann, wie das oft der Fall ist, den Geist des Herrn zu Hilfe rufen, ohne welchen wir überhaupt nichts vermögen; wir müssen unsere Not mit Gebet und Flehen vor Gott kund werden lassen, alle unsere Sorge auf ihn werfen, von ihm Rat, Kraft und Trost erbitten, dann aber auch seinem Rat folgen, in seiner Kraft handeln, arbeiten,

tragen, was uns auferlegt ist, und wir dürfen nicht eher ruhen, als bis wir in pünktlichem Gehorsam alles vollbracht haben. Nur wenn wir so Gottes Gebote gehalten haben und gethan, was vor ihm gefällig ist, so verdammt unser Herz uns nicht in der schweren Zeit, so bewahren wir die Freudigkeit im Gemüte. So hat es David gemacht und seine Seelenarbeit liegt uns in den Psalmen vor; so ist er auch nach seinem Falle wieder aufgerichtet worden und der freudige Geist des Herrn ist nicht von ihm gewichen. So hat die Seele unseres Heilandes gearbeitet, als er betrübt war bis an den Tod, so hat er blutigen Schweiß vergossen in Gethsemane, so hat er gerungen in seinen letzten Anfechtungen am Kreuz, bis er rufen konnte: Es ist vollbracht. Für solche unerläßliche Seelenarbeit müssen wir die nötige Sammlung und Stille gewinnen und, wenn sie uns am Tage gebricht, die Nacht dazu nehmen, wie Jakob in Pniel die Nacht hindurch mit dem Herrn rang. Wir können sicher sein, dieser Kampf schwächt unsere Seelen nicht, sondern stärkt sie, wenn wir nur ihn durchkämpfen. Ein Bild und Gleichnis davon ist das Läuterungsfeuer, aus dem Dante wie neugeboren in das irdische Paradies, in die Gemeinde der Heiligen eintrat; es war so heiß, daß geschmolzenes Glas ihm dagegen ein kühlendes Wasser geschienen hätte. Aber nur seine Sünde ward darin verzehrt; sein Leib und seine Seele wurde darin erfrischt. Fühlst du nun in deiner Seele einen dunkeln Hintergrund von Angst und Unruhe, es sind gleichsam unverdaute harte Speisen, die in dem Magen deines Gemüts liegen, verdaue sie. Sind es Trauerfälle, bringe sie zusammen mit dem Worte Gottes, das von Tod, Auferstehung und ewigem Leben redet; sind es Besorgnisse, siehe ihnen scharf ins Angesicht und wirf sie auf den Herrn; sind es Versäumnisse, Schulden, Sünden, bekenne sie, thue dafür, was du jetzt wohl thun kannst, und dann lasse dich reinigen von dem heißen Blute der göttlichen Liebe des Gekreuzigten. Ruhe nicht, bis du diese Seelenarbeit vollbracht hast. Und du wirst erfahren, daß du nicht nur nach derselben deine Freudigkeit bewahrt und gesichert siehst, sondern auch während des Kampfes wirst du in deinen Predigten, Ermahnungen und Tröstungen eine Kraft und Salbung haben, deren du dich selbst verwundern wirst. Vermeidest du diese Seelenarbeit, so wird dein inneres Leben erschlaffen, du wirst im Gebete laß und unkräftig werden und Gott wird sein Angesicht vor dir verbergen. Gibst du dich mit gutem Willen hinein, so wird dir die heilige Schrift lebendiger, der Herr ist dir nahe und hilft dir siegen.

2) Solche Seelenarbeit wiederholt sich von Zeit zu Zeit, und sie kann oft lange währen; denn Gott hat seine Zeiten der Anfechtung, wo er seinen Kindern dergleichen auflegt, und grade der Prediger, der Seelsorger hat dergleichen Sichtungen besonders zu erwarten, weil er mit dem richtenden Worte Gottes umgeht und es andern predigen soll, weil er viele Seelen und der Kirche Not auf dem Herzen trägt, und weil wir nicht mit Fleisch und Blut nur zu kämpfen haben, sondern mit den gewaltigen unreinen Geistern, die in der Finsternis dieser Welt

herrschen. Aber es kommen auch wieder stille Friedenszeiten, wo die Freundlichkeit Gottes die Seele erquicket und der Christen verborgenes Leben glänzet im Genuß der wohlbewahrten Freudigkeit. Aber daraus darf dem Prediger keine fleischliche Ruhe, keine bequeme Gemütlichkeit werden. Das Gewissen muß immer auf der Wache stehen bei Tage und auch bei Nacht, wenn wir die Nacht wachend zubringen. Denn der Apostel sagt: „Alles, was ihr thut mit Worten und mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu.“ (Kol. 3, 17.) Allen Christen ist dies gesagt; keiner darf sich dem entziehen; am allerwenigsten der Prediger, es sei denn, daß er sich nichts darum kümmerte, wenn er andern predigte und selbst verwerflich würde. Jeder Tag, wo wir gegen dieses Gebot gesündigt haben, gefährdet und vermindert die Freudigkeit in unserem verborgenen Leben. Ich sage nicht, daß keine Heilung, keine Wiederherstellung möglich sei; aber ich sage, daß sie nach solcher Nachlässigkeit und Geringschätzung des Willens Gottes nötig sei, und wenn wir die Heilung anstehen lassen, während wir mit der Gerechtigkeit des Glaubens prunken und die Welt wegen ihres Unglaubens und ihrer Sünden strafen, so häuft sich uns böser Stoff auf den Tag des Gerichts und es tritt in uns, ehe wir es uns versehen, an die Stelle der Freudigkeit des Geistes fleischliche Sicherheit, die in der Stunde der Sichtung greulich zu Schanden wird. Davor haben sich besonders diejenigen Prediger zu hüten, von denen es nicht heißt, wie Val. Andreä reimt: „So ziehet er den schweren Karren und wird gehalten für ein'n Narren;“ sondern die gelobt und bewundert werden, auf die um ihrer schönen Gaben willen die Welt gern hört, die reichlich in allerlei Gesellschaftskreise gezogen werden und durch Geist und Witz glänzen, was an sich selbst noch gar nicht zu tadeln ist. Wenn sie sich aber gehen lassen, nicht alles im Namen des Herrn zu thun beflissen sind, sondern statt sich selbst zu richten, sich selbst gefallen, so erschlafft in ihnen das verborgene Leben mit Christo und sie entwöhnen sich, daheim zu sein bei dem Herrn, weil sie ihre Freudigkeit besser bei der Welt finden, als bei ihm. Wer die Freudigkeit in Christo bewahren will, der versäume darum nicht, sich täglich zu richten oder, genauer gesagt, von ihm sich richten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Gedanken über unsere Versöhnung und Erlösung.

Von P. O. Breuhaus.

Gott, der die Liebe, aber die heilige und gerechte Liebe ist, hat die Welt, und besonders die vernünftigen Geschöpfe im Himmel und auf Erden geschaffen, damit er sich ihrer Glückseligkeit freuen und sie immer mehr seiner Liebe teilhaftig machen könnte. Dieser Liebe konnten sie sich jedoch nur freuen in seiner Gemeinschaft in einem Leben nach seiner heiligen Ordnung. Die Menschheit sollte sich immer mehr in diese Gemeinschaft mit Gott und damit in ihre Heiligkeit und Seligkeit

hineinleben, bis sie den Zustand der Vollendung, die völlige Gottähnlichkeit und Gottseligkeit erreichte.

Wollte jedoch die Menschheit dieser göttlichen Anordnung nicht folgen, sondern ihre eigenen Wege gehen, so könnte das nur mit Beiseitesetzung Gottes und seines Willens geschehen. Es wäre das Ungehorsam, eine Auflehnung und Empörung gegen Gott den Schöpfer, den Quell alles Guten, alles Lichts und Lebens. Und würde Gott einen solchen Ungehorsam seines Geschöpfs, das ihm allein alles verdankt, könnte er einer solchen Verachtung seiner selbst charakterlos gleichgültig zusehen? Könnte es ihm wirklich völlig einerlei sein, ob sein Geschöpf in seinen Wegen wandelt oder ihm den Rücken wendet? Wenn, — dann könnte er wohl so eine Art moderner, schwacher, menschlicher Vater sein, aber nicht der rechte Vater über alles, was Kinder heißt, der da spricht: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, und von dem es heißt: Der Herr hat Gerechtigkeit lieb. Was sollte dann das Dräuen und Gerede vom Gericht in der Schrift?!

Und eben die Schrift, die sich als Gottes Wort erweist, sagt uns, daß eine solche Abkehr von Gott und Verachtung seines Willens gleich am Anfang der Geschichte des Menschengeschlechts bei dem ersten Menschenpaare stattgefunden habe; die ersten Menschen haben sich, anstatt dem Schöpfer zu folgen, dem Dienste der Welt, also des Geschöpfs, hingegeben und sich gleich zu Anfang ihrer Entwicklung gegen Gott und seinen Willen und für die Welt und deren Besitz und Genuß (was in Weltvergötterung und in Gottesfeindschaft, Gotteshaß und endlich in den Kampf gegen den ewigen Gott, also in das Satanisch-Böse auslaufen mußte) entschieden, und zwar nicht nur für ihre eigene Person, sondern auch für die ganze von ihnen herstammende Menschheit. Daß dieses so ist, lehrt die ganze Menschheitsgeschichte. Ja, wie gewaltig der erste große Schritt in der falschen Richtung war, zeigt Adams Sohn, Kain, der Brudermörder, der Gott frech ins Angesicht lügt und fragt: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Wo ist da schon die Gottähnlichkeit, die Gottesgemeinschaft und die Gottseligkeit geblieben?

Mit der ersten Sünde im Paradiese hieß es dann auch: Du wirst des Todes sterben! Mit dem ersten entscheidenden Schritt von Gott weg trat schon die Folge der Lostrennung von Gott, der Quelle alles Lebens, die innere und äußere Zerrüttung, der Lebensmangel, der Tod ein. Der Tod und alles, was ihm vorangeht, die Zerrüttung in Leib, Seele und Geist des Menschen, sowie der Verfall in seiner Umgebung, ist notwendige Folge der Lostrennung von Gott, so wie eine Pflanze, der das Wasser entzogen wird, notwendig vertrocknen muß. Aber es ist nicht nur bloße Folge, sondern als von Gott also gewollte und festgesetzte Folge auch die von Gott dem Sünder auferlegte, gerechte, weil verdiente Strafe. Gottes Ordnung ist: Wer in Gott lebt, der lebet ewiglich; welche Seele aber sündigt, die soll sterben! Das gilt für den einzelnen sowohl, wie für das ganze Geschlecht.

Was bieten sich uns da für Aussichten? Was wird das Ende sein? Ein Geschlecht um das andere kommt und stirbt, denn eins um das andere sündigt fort. Kommen, sündigen, sterben, das ist der Lauf der Menschengeschichte. Da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht einer unter allen, die in Sünden empfangen und geboren werden. Die Menschheit muß vor den Augen des heiligen Gottes sein wie das Aufsteigen und Zurücksinken der unruhigen Wellen einem schmutzigen See. Wohl wird die Welt immer klüger und gebildeter, aber nur im Dienste der Welt, die Menschen dem äußern Scheine nach immer feiner, aber nicht besser. Die Sünde und die Schuld lasten immerfort auf dem Menschengeschlecht und nehmen stetig zu, der Teufel und der Tod herrschen immer gewaltiger auf Erden. — Scheint es da nicht fast, als ob Gott, der Herr, die Welt nicht für sich selbst gemacht, sondern nur dem Teufel ein Reich auf Erden geschaffen habe?!

Aber der Allwissende hat diesen Gang der Geschichte von Ewigkeit her vorausgesehen und als der Allweise Vorkehrung und Plan zur Beseitigung eines solchen unendlichen Jammers getroffen, sonst hätte er lieber die Welt nie erschaffen! Gott will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß allen Menschen geholfen werde. Bekehrt euch zu mir, aller Welt Ende, spricht der Herr. Wie beim verlorenen Sohn im Evangelium, so ist auch für die Menschheit die Umkehr zu Gott, die Bekehrung der Weg, aber auch der einzige Weg zur Rettung, d. h. zur Vergebung der alten Schuld und zu einer neuen Gotteskindschaft. — Aber wie sollte eine solche Abkehr vom Bösen und Zukehr zu Gott von der Menschheit selbst je zu erwarten sein? — Denk dir! von der Menschheit, die gefesselt in der Sündenknechtschaft liegt, auf der die Jahrtausende alte ungeheure Sünden-Schuld lastet, die in der Gottesferne irrt, die in ihrer geistlichen Finsternis von Gott und Gottes Gesinnung gegen sie nichts weiß, und die den Weg zur Rückkehr und die Mittel dazu ganz und gar nicht kennt! Und unter diesen Millionen und aber Millionen hat jeder einzelne mit seiner eigenen Sünde und Schuld zu thun, wie sollte da je einer daran denken können, die Mitgenossen seines Elends befreien zu wollen, zu befreien von Finsternis und Verderben zu Licht und Seligkeit! Denk dir dies Bild der elend verkommenden Menschheit und du begreifst, daß ein Mann wie Paulus ausbrechen muß in die Worte: Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen? Aber wie Paulus, so wissen auch wir: Es gibt noch eine Hoffnung!

Gott, der dem Sünder als Sünder zürnte, jammerte des Menschen, weil er, wenn er sich retten lassen wollte, noch aus seinem Elend errettet werden konnte. Darum war Gott bereit, einen von ihm vor der Erschaffung der Welt erdachten, großen Erlösungsplan auszuführen: aus erbarmender Liebe wollte er die Menschheit von Sünde und Tod erlösen und wieder zu sich bekehren. Wie Adam die ganze Menschheit, die er in sich barg, zu Fall brachte, so wollte Gott ein anderes, das ganze Geschlecht in sich zusammenfassendes

Glied der Menschheit senden, einen zweiten Adam, der die ganze im ersten Adam gefallenen Menschheit zu Gott zurückführt. Das war Gottes Plan. — Aber, ein Mensch, ein neues Haupt und geistlicher Stammvater einer erneuten Menschheit, der, selbst rein und heilig, die furchtbare Sündenmacht, die alte Sündenschuld und Sündenstrafe trüge und wegnähme und damit Gott versöhnte, — ein Mensch, der dann ferner eine solche Macht über, einen solchen Einfluß auf das ganze Menschengeschlecht besäße, daß er in der That das ganze Geschlecht, vor, mit und nach ihm auf Erden lebend, innerlich durch seine Geistes- und Lebensmacht so umwandeln könnte, daß in ihm das alte sündige Leben aufhörte und ein total neues gottgefälliges, heiliges Leben anfinge, der also die Menschheit durch seine Geistes- und Lebensfülle wieder an den Anfang eines neuen Lebens, wie vor dem Fall, stellte — ein Retter, der solches vollbringen sollte, welch ein Gedanke! weit über alles menschliche Planen hinaus, gedacht damals zu Anfang, als lange vor dem Sechstagewerk das Wort beim Vater war und in den Tiefen der hl. Dreieinigkeit Welt- und Erlösungsrat gehalten wurde. — Der Plan war da, aber wer sollte ihn ausführen? Ja, wer? Bei den Menschen war's unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht. Seine erbarmende Liebe trieb Gott, seinen in ebenso erbarmender Liebe bereiten Sohn zu senden, auf daß alle, die an ihn glauben, die ihr Seelenheil aus dieses Heilandes Hand als Geschenk aus Gnaden annehmen wollen, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Der von Gott gesandte Retter hatte auf Erden für die Menschheit Zweierlei zu vollbringen: Das alte Sündenleben der Menschheit mit seiner Schuld und seinen Folgen, der Sündenstrafe, mußte beseitigt und alsdann ein neues gottgefälliges Leben der Menschheit begonnen werden.

Zuerst muß die Sünde und Schuld getilgt werden, indem die Folge der Sünde, das verschuldete Übel, die verdiente Strafe getragen wird. Die Menschheit selbst würde über diesem Tragen zu Grunde gehen, sie würde in Tod und Verdammnis hinabsinken und daraus nie wieder zum Vorschein kommen. Darum hat der Herr, unser Gott, einen für die Menschheit die Strafe als reiner Mensch freiwillig aus Liebe tragenden Stellvertreter gesandt. — Aber fordert denn Gott, der Gott der Liebe, solches? Ja wohl, denn auch die hl. Schrift weist immer wieder auf das Blut, den Versöhnungstod Christi hin. Auch ist von dem Gott, der wirklich Gott, das ewige Gute sein will, zu erwarten, daß ihm das Gute über alles wert und teuer ist, so daß er es über alles lieben, dagegen alles dem Guten feindliche hassen muß. Seine Liebe kann nur eine heilige Liebe sein. Würde er das weniger Gute ebenso wohl lieben, wie das vollkommene Gute, wäre es ihm also gleichgültig, ob etwas mehr oder weniger gut, d. h. also mehr weniger böse wäre, so wäre das nicht recht, er handelte

nicht gerecht und wäre damit selbst nicht gerecht. Da er aber gerecht ist, so verfährt er auch mit jedem, wie er es verdient, er sei gut oder böse. So kann Gott auch die Menschheit im ganzen, wie im einzelnen nur wieder in Gnaden annehmen, wenn sie wiederkehrt in Buße und Glauben, d. h. wenn sie thatsächlich der Sünde auf immer den Abschied gibt und auch das letzte, was mit der Sünde zusammenhängt, die Folge, das Übel, die gerechte Strafe, also den Tod auf sich nimmt und dann fernerhin ganz ihrem Gott und Herrn lebt. Das Alte muß erst mit allen seinen Folgen vergangen sein, dann erst kann auch alles wieder neu werden. — Denn wenn das Alte ganz bereinigt ist, kommt auch das Gewissen in uns zur Ruhe, und dann erst haben wir wahren Trost; es kann sonst immer noch die Sorge oder doch der Zweifel über uns kommen, daß das Alte noch nicht rechtlich für immer abgemacht sein möchte. Israel muß durch Gerechtigkeit erlöset werden. Das Herz will in Not und Tod eines versöhnten Gottes und Richters gewiß sein. Das kann aber nur ganz und voll geschehen, wenn ich weiß: die Schuld meiner Sünde ist getilgt, denn die Strafe ist ein für allemal getragen; von der Schuld kann nichts mehr eingefordert werden. — Gott hat nicht nur so ohne Grund die Sünde vergeben, obgleich er vorher gedroht: Jede Seele, die da sündigt, die soll sterben! und gesagt: Fürchtet euch nicht, ihr Sünder, die Sünden will ich vergeben, ihr sollt fortan nicht mehr sterben. Solch willkürliches Wort genügt dem Herzen nicht. Gott muß einen geschichtlichen Grund für seine Vergebung haben, sonst muß der Gedanke: Wenn Gott ohne guten Grund, ohne geschichtliche Thatsache seine Todesdrohung aufhob, dann könnte er auch einmal seine Verheißungen und seine Versicherung der Vergebung meiner Sünden wieder aufheben, und was würde dann aus mir?—Dieser bloße Gedanke wäre genug, das Sterbebett eines jeden Sünders, der ein Gewissen hat, zum Folterbett, zu einem Ort der Qual zu machen. Das Gewissen fordert einen Versöhner, der auch die letzten Folgen der Sünde, die Strafe, den Tod ausgetilgt, weil getragen hat. — Daran kann keiner vorbei. — In unserer Sterbestunde, wo alles dahintenbleibt und auch das sonst liebste zurücktritt, und wo manche Sünde uns mit ihrer Schuld erdrücken möchte, kann uns nur die Wahrheit aufrecht erhalten, die aus folgenden Versen so tröstlich ausgesprochen ist:

Alle unsre Schuldigkeiten,
Die Gott von uns fordern kann,
Sind hinaus auf alle Zeiten
Jetzt auf einmal abgethan.
Einer hat sie übernommen,
Alles steht in Richtigkeit,
Und seitdem der Bürg' gekommen
Ist es nicht mehr Zahlungszeit.

Man hat nichts mehr auszumachen,
Es gibt nichts mehr abzuthun,
Und bei allen unsern Sachen
Lassen wir die Hände ruhn.

Wir genießen nur die Früchte
Dessen, was er ausgemacht,
Als er uns in dem Gerichte
Ganz und völlig durchgebracht.

Gott konnte sich erst wieder in Liebe der Menschheit zuwenden, nachdem auch hier alle Gerechtigkeit erfüllt und der Menschheit ihr verdientes Recht, die Strafe für ihre Schuld zu teil geworden. Christus, der Sohn Gottes, als der zweite Adam, der, in Liebe und dem Fleische nach mit der Menschheit innigst verbunden, sie als Haupt in sich zusammenfaßte und repräsentierte, fühlte und anerkannte das Unrecht und die Schuld der Sünde und daher auch die Gerechtigkeit des Zornes und des Fluches Gottes und der Strafe, wie sonst keiner, und trug willig die Strafe für die Sünden der Welt. Er ward zum Fluch für das Geschlecht, indem er, dieses auch äußerlich zeigend, gleichsam als die verkörperte Sünde, als Missethäter am Fluchholz des Kreuzes des qualvollsten Todes starb. So hat sich der Sohn Gottes im Leiden und Sterben selbst als Gestrafter für die Sünden seines ihm zugehörigen Geschlechts in den Tod gegeben. So ist von unserm Stellvertreter und geistlichen Stammvater der zu erneuernden Menschheit die Gerechtigkeit Gottes anerkannt, der tiefste Sündenschmerz empfunden, die große Buße für die Menschheit in ihrer Mitte und in ihrem Namen vollbracht und die Strafe für die Sünde getragen. Hier heißt es: Ist einer gestorben, so sind alle gestorben.

Wie nun mit dem alten Leben der Menschheit in Christo abgeschlossen wurde, so mußte auch an Stelle des alten ein neues Leben begonnen werden. Die Menschheit mußte nicht nur von der Sündenschuld und Strafe befreit, sie mußte auch von der Herrschaft des Bösen erlöst und befreit, erneuert und geheiligt werden. Das ist die andere Seite des Werkes Christi, der ja nicht nur der Versöhner mit Gott, sondern zugleich der Erlöser der Menschen vom Bösen, von der Sünde ist. — Die Sünde ficht uns aber an und sucht uns immer mehr zu beherrschen durch die Lust zur Sünde in uns, durchs Fleisch; ferner durch den Reiz, der aus den Menschen und Dingen um uns her uns entgegentritt, durch die Welt; und endlich durch Eingebungen und Reize, die mehr unmittelbar vom Teufel kommen. Wurden wir von dieser, uns beherrschen wollenden Sündenmacht erlöst, so würden wir auch zugleich von fernerer Schuld und von den Folgen der Sünde befreit, vom Tode, d. h. vom geistlichen Tode als Trennung von Gott und von dem ewigen Tode; der leibliche Tod als Austritt aus dieser sündigen Welt bleibt auch für den Christen, doch hat er seine Schrecken verloren. Derjenige aber, der die Menschheit von dem allen erlösen und zu einer neuen Menschheit umschaffen sollte, mußte selbst in seinem ganzen Leben zu jeder Zeit in allen Dingen, in Gesinnung, Wort und That die Abkehr von der Sünde und die Hinwendung zu und das Leben in

Gott zeigen. Und da die Welt, Sünde und Teufel das Ihre stets behalten wollen und daher auch den Menschheitsretter und Erlöser zu jeder Zeit und auf alle Weise anzufechten und zu Falle zu bringen suchten, so mußte er für seine eigene Person auch stets im Kampfe stehen, und, wollte er nicht fallen und sein Werk zu nichte werden lassen, stets siegreich kämpfen und so in seinem ganzen Leben der Macht des Teufels, der Welt und der Sünde beweisen, daß nicht sie über ihn, sondern daß er über sie die vollständigste Herrschaft besitze. Und das hat er bewiesen. Ebenso vermochte er die Menschen und die Natur um sich her von dem Einfluß des Teufels und des Todes zu befreien, wie er dieses in seinen Wundern mit ihm ganz natürlicher Leichtigkeit darthat. Hier in Jesu Christo war in der Menschheit ein Punkt, ein Mensch (der das freilich nur sein konnte, weil er nicht wie alle andern von unten, sondern von oben, weil er Gottmensch war), der von aller Macht des Bösen, des Verderbens und des Todes frei ist und der auch die Menschheit durch seine ihm innewohnende Geistes- und Lebensmacht befreien konnte. — Daß er das könne, predigte er auch offen vor aller Welt. Das war und ist eben sein Evangelium.

Bis in alle Leiden und den Tod hinein widerstand er den Anfechtungen des Bösen und blieb der freie unbesiegte Herr, der nun durch seine ihm innewohnende Geistesfülle und Lebenskraft auch alle, die sich durch den Glauben geistlich mit ihm verbinden, immer mehr von der Herrschaft der Sünde erlösen und zu seinen Abbildern, zu Gotteskindern und Himmelserben machen kann und will.

In seinem letzten Leiden und im Tode erreichte die Anfechtung für ihn ihre höchste Spitze, da legte er die schwerste Probe seines Gehorsams gegen den Vater ab, da kämpfte er auch die heißeste Schlacht gegen die Macht der Finsternis, da errang er auch seinen größesten und entscheidendsten Sieg. Hier erreichte dann auch die Anfechtung ihr Ende, und sein Gehorsam gegen den Vater und sein Liebesopfer für die Menschheit gelangte zur Vollendung. Sein höchstes Werk, die Versöhnung der Menschen mit Gott und ihre Erlösung von der Macht des Bösen ist vollbracht. Er ist und bleibt der Sieger über Sünde, Fleisch, Welt, Teufel, Tod und Verdammnis und was nur Böses und Übels genannt mag werden, und das erstlich für seine eigene Person, dann aber auch für jeden in der Menschheit, der sich durch seine Geistesmacht von allem Bösen in Wahrheit erlösen und frei machen lassen will.

Gott schaut nun die Menschheit in diesem zweiten Adam, in diesem ihrem Repräsentanten, Haupt und Bürgen (der die Schuld und Strafe trug, alle Sündenmacht besiegend sein Leben willig dem Dienst des Vaters weiht, der Gott und die Menschheit versöhnt und der die Gewähr gibt, daß er in der Menschheit alle, die im Glauben wollen, zu einer neuen Menschheit erlösen und heiligen wird) — als

eine schon wieder dem Anfang nach neue, ihm rechte und gerechte Menschheit an. Er sieht sie im zweiten Adam, der für ihre Vollendung bürgt, als gerecht voraus. Auch ist ja der Glaube des Menschen an Christum schon der Grundwille, der neue lebendige Keim des immer mehr sich entwickelnden und vollendenden neuen Lebens, das in der Heiligung das Böse im Menschen je länger je mehr besiegt und sich als ein Leben der Liebe gegen Gott und die Brüder zeigt, bis es droben zum Leben der vollendeten Heiligkeit, Seligkeit und Herrlichkeit werden wird.

So hat Christus für die Menschheit auf Erden zweierlei vollbracht, die Versöhnung und die Erlösung derselben. Erstens die Versöhnung in seinem, Gottes zürnende und strafende Gerechtigkeit anerkennenden bereitwilligen Erdulden der von Gott auf die Sünde gesetzten Folge und Strafe derselben, von Leiden und Tod als Mensch innerhalb und für die Menschheit; zweitens die Erlösung in seinem heiligen Gehorsamsleben gegen Gott, seinen Willen und Gebet, durch das er jede Anfechtung und Versuchung des Teufels in Sünde, Fleisch und Welt und damit Tod und Hölle abgewiesen, widerstanden und völlig besiegt hat. Er wurde und blieb dadurch von aller fernern Möglichkeit der Versuchung, Herrschaft und Strafe der Sünde, vom Tode und Hölle für seine eigene Person los und frei, und er hatte das Vermögen in sich, auch alle, die sich ihm im Glauben, in innigster Herzenshingabe verbinden, durch seine Geistes- und Lebensmacht davon los zu machen, zu erlösen, zu befreien.

Diesem Doppelten, Versöhnung und Erlösung, entspricht auch ein Doppeltes, das in jedem Christen vorgehen muß, wenn er an Christi Versöhnung und Erlösung Anteil haben will, nämlich Buße und Glauben: Buße, das Absagen, Abthunlassen, Absterben des alten Sündenlebens im eigenen Herzen; Glaube, die unter dem Kampf mit der Sünde beständig vor sich gehende Hingabe und Opfer des neuen Lebens an Gott. Was in Christo dem Haupte und Vorbild geschah, muß in jedem seiner Glieder und Abbilder geschehen. Was Christus in seiner Person auf Erden für uns that, muß Christus durch seinen Geist jetzt auch in uns vollbringen. (Christus für uns und Christus in uns.)

In betreff des Verhältnisses von der Versöhnung und Erlösung durch Christum zu den beiden Gaben im heil. Abendmahl, könnte man vielleicht sagen, das Blut — vergossen zur Vergebung der Sünde — weise mehr hin auf die Versöhnung, die in Christi blutigem Tod vollendet worden; der Leib ist das Organ, durch welches er im Kampf gegen den Feind dem Gehorsam, das Opfer seines heiligen Lebens dem Vater dargebracht, das sich ebenfalls in seinem Tode vollendet, der Leib wiese dann mehr hin auf die Erlösung. — Von den Segnungen des heil. Abendmahls möchte die Vergebung der Sünden mehr als Frucht der Versöhnung, und

Leben und Seligkeit mehr Früchte der Erlösung, beide durch denselben Tod Christi vollendet, sein. Ferner Trank (Blut) ist mehr zur Erquickung wie der Trost der Vergebung der Sünden, Speise (Leib) dient mehr zur Nahrung zu fernerem christlichen Wandel.

Drei Fragen über Seelsorge.

Von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Fortsetzung.)

So brach das neue Jahrhundert an. Mit dem Wiedererwachen evangelischen Glaubens und Lebens in der deutschen evangelischen Kirche besann man sich auf die längst im Argen liegende Seelsorge. Schleiermacher gründet die neue Disciplin der praktischen Theologie. In diesem System findet die Seelsorge ihre Stelle. Zwar will Schleiermacher die Seelsorge nur auf den zurückgebliebenen Teil der Gemeinde beschränkt wissen. Aber schon Nitzsch, nach welchem die Seelsorge unterschiedslos der ganzen Gemeinde gehört, erweitert die zu engen Grenzen mit richtigem Weitblick in die Aufgabe der Gegenwart. Diese besteht darin, daß die Kirche aus ihrer Geschichte lerne, gegenüber den alles negierenden oder restaurierenden oder einseitig individualistisch-christlichen Bestrebungen eine aus dem Geist der Kirchengeschichte geschöpfte lebensvolle Verbindung des gesund pietistischen und des evangelisch-kirchlichen Prinzips herzustellen.

Nur ein vorübergehender Schrecken hatte sich zu Luthers Zeit der römisch-katholischen Kirche bemächtigt. Sie erholte sich davon sehr bald und überzeugte sich davon, daß die Furcht um ihren Fortbestand unbegründet war. Aber jetzt galt es, alle Kräfte zu sammeln und alle Klugheit aufzubieten, um wiederzugewinnen, was sie „durch Mietlinge und faules Mönchtum an die Reformation verloren hatte.“ Und sie erreichte, was sie wollte, erreichte es „durch die innere Mission der clerici regulares, durch gesteigertes versittlichtes Mönchtum, durch Kapuziner und Theatiner, vornehmlich durch Loyolas Orden“ (Nitzsch). Sie hatte es von der Reformation gelernt, wie man am schnellsten durch Hebung des Volksunterrichts, durch Krankenpflege u. a. erstarkt. Ihr Gesetztum gab sie dabei nicht auf. Ja, sie hatte die lutherische Kirche in seelsorgerlicher Beziehung bald überholt, als diese von dem Weg der Wahrheit abgekommen war. An Gestalten wie Karl Borromäus, Philipp Neri, Vincenz de Paula wird stets der Protestant voll Respekts hinaufsehen. Und wer wollte sie zählen die Bischöfe und Pfarrer, die treu und gewissenhaft in ihren Gemeinden und darüber hinaus Seelsorge trieben und die eben dadurch die gemeindliche Liebe zur Kirche wach erhielten! Welche edle, fromme Erscheinung ist Fenelon! Welche bedeutende, seelsorgerlichen Kräfte gingen aus den Jansenisten hervor, wenn sie auch das reformatorische Prinzip nicht zur vollen Geltung brachten! Aber neben diesem persönlichen Christentum, neben dieser

christlichen Frömmigkeit erhebt sich die verwerfliche Erscheinung des Jesuitismus, welcher die Seelenknechtung auf die Spitze treibt. Die sittlichen Grundsätze werden in leichtfertigem Spiel entwürdigt, und es genügt, an die Probabilitätslehre oder an die reservationes mentales zu erinnern, um zu begreifen, daß auf diesem Boden von einer Seelsorge im evangelischen Sinn des Wortes niemals die Rede sein konnte. Wo die Kasuistik die Ethik verdrängt, muß das sittliche Urteil verwirrt werden.

In der Gegenwart stoßen wir innerhalb der römischen Kirche auf eine eigentümliche Mischung von Jesuitismus und Mysticismus. Das gesetzliche Wesen herrscht allenthalben noch vor. Die priesterliche Vermittelung verhindert das Aufkommen wahrhaft evangelischer Prinzipien. Als Voraussetzung und Grundlage römischer Sittlichkeit und Religiosität gilt der Gehorsam, und zwar der blinde Gehorsam gegen die kirchliche Autorität. Derselbe ist dem römischen System so selbstverständlich, daß außerhalb dieses Gehorsams Religion und christliche Tugend überhaupt nicht vorhanden sein können. Das Christentum ist dem Römischen nicht ein neues Verhältnis, das von Gott durch Christum begründet ist und durch den heiligen Geist uns zugeeignet wird, sondern eine Forderung, die wir zu erfüllen, eine Glaubenslehre, der wir uns zu unterwerfen haben. Nova lex nannten schon Tertullian und Irenaeus das Christentum. „Wenn jemand auch alle Lehren der Kirche als wahr annähme," sagt der Konvertit L. Beckedorff in seiner Schrift: „An gottesfürchtige prot. Christen" (Weißenburg 1840), „wenn er sich zu diesen Lehren bekennte, aber alles dieses nicht aus unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche thäte, sondern weil er auf andere Weise, durch Nachdenken und Forschen sich überzeugt zu haben meint, daß jene Lehren wahr und weise seien, so würde er kein wahrer Katholik sein." Und Martensen hat das Wesen des Katholizismus, dieser Religion des blinden Gehorsams, recht erkannt, wenn er äußert („Katholizismus und Protestantismus," S. 70): „Wie das Evangelium selbst, die seligmachende Wahrheit, erst dadurch des Glaubens und der Annahme wert erachtet wird, daß die unfehlbare Kirche und der unfehlbare Papst ihr Siegel ihm aufdrücken: so bekommt alle christliche Religiosität, Glaube, Hoffnung, Liebe, Demut, Selbstverleugnung, jede christliche Tugend erst dadurch ihren Wert, daß sie gestempelt sind mit dem Gehorsam gegen die Kirche; ohne diesen Stempel gelten sie nicht. Was Paulus zum Preis der Liebe sagt, daß, wenn er selbst auch alle andern Gnadengaben besäße, aber die Liebe nicht, er alsdann nichts sein würde, dasselbe sagen die Papisten von dem Gehorsam gegen den Papst. Daß ich an die geoffenbarte himmlische Wahrheit glaube, weil sie das innerste Bedürfnis meines Herzens ist, weil sie die dringendsten Fragen meines Geistes beantwortet, ist auf diesem Standpunkt völlig wertlos, ja höchst bedenklich und schädlich, wenn mein Glaube nicht von dem Gehorsam gegen den Papst als tiefsten Momente des Tugendlebens durchdrungen und beseelt ist."

Muß diese Denkweise, auf das seelsorgerliche Gebiet übertragen, nicht jedes innerliche Gefühl für echte und wahre Frömmigkeit erdrücken und ersticken? Welche Konsequenzen mußte dieses System des absoluten Gehorsams gegen eine eingebildete, allmächtige Autorität haben, wenn nicht Tausende von katholischen Priestern dieses System beiseite setzten! Handeln solche aber anders, als die Kiche ihnen vorschreibt, so lehnen sie sich damit bewußt oder unbewußt gegen die Lehre ihrer Kirche auf. Man täuscht sich übrigens, wenn man glaubt, daß die Abhängigkeit von dem Seelsorger im katholischen Lager eine allgemein verbreitete sei. Wer mit nüchternem Blick die katholischen Zustände in jenen Gegenden betrachtet, welche vorwiegend protestantisch sind, oder in jenen Ländern, welche in Kulturbeziehung auf der Höhe stehen, der kann beobachten, daß von einem seelsorgerlichen Umgang in den Häusern nur geringe Spuren vorhanden sind. Die vermeintliche Priesterwürde, der Cölibat, die abgeschlossene Erziehungsmethode, die Praxis in der Ohrenbeichte scheiden die Beichtväter vielfach von jeder näheren seelsorgerlichen Berührung mit der Gemeinde. Vor allem ist in unserem deutschen, katholischen Volk deshalb noch ein Fonds wahrer Religiosität vorhanden, weil ein großer Teil desselben an dem Formenwesen des römischen Kultus kein Genüge findet. Es geht ein protestantischer Hauch durch ganze Schichten unserer katholischen Mitchristen, und die künstliche Verdeckung des offenkundigen Hiatus hält nicht überall Stand. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch einmal aus dem Schoß der katholischen Kirche eine Bewegung hervorgehen wird, die eine Gemeinschaft ausgestaltet, welche der evangelischen Kirche geistesverwandt ist. Erst dann kann an Stelle der Vernichtung die Anerkennung der christlichen Persönlichkeit auch in der seelsorgerlichen Praxis treten. Nicht auf abgerichtete Kirchenleute hat es die evangelische Seelsorge abgesehen, sondern darauf, daß aus dem ursprünglichen Samen lebendigen Christentum eine freie, wahre Kirchlichkeit erwachse" (Nitzsch). Fern von aller geistlichen Vormundschaft will sie die Gemeinden zur geistlichen, kirchlichen Mündigkeit führen, sodaß jeder in der That sein eigener Seelsorger und einer es an dem andern sei. In Rücksicht darauf, daß der Glaube eine freie Willensthat ist, hütet sich der evangelische Seelsorger, die Rechte der persönlichen Freiheit, es sei der Gemeinde, es sei des Einzelgliedes irgendwie antasten zu wollen. Die Gewinnung der freien christlichen Persönlichkeit: darauf geht sein Streben. Damit aber die spezielle Seelsorge nicht dem Baum gleiche, der in der Luft hängt und dem der Boden fehlt, geht er bei allem poimenischen Handeln von den Gnadenmitteln: Wort und Sakrament aus und führt zuletzt auch dahin zurück. Das ist die directio evangelica in viam salutis.

III.

Welche Bedeutung hat die Seelsorge insonderheit für unsere Zeit, und worin besteht ihre Aufgabe gegenüber den socialen Notständen, der Entfremdung der Massen und dem Eindringen der Sekten?

Die seelsorgerliche Aufgabe der Gegenwart besteht darin, das kirchenentfremdete Volk zur Kirche zurückzuführen und dadurch den sittlichen Zustand des Volkes zu heben. Zwar scheint es ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, den sittlich-ethischen Einfluß des Christentums in der Masse des Volkes wieder zur Geltung zu bringen. Aber solange die Kirche noch eine Macht ist, sollen wir nicht in nutzlosen Klagen und Anklagen uns ergehen, statt helfend und rettend einzugreifen, so lange es noch Zeit ist. Und die Kirche ist eine Macht, die noch immer die schwersten ihr entgegenstehenden Hemmnisse und Hindernisse zu beseitigen vermocht hat. Man vergißt so leicht, daß die Kirche schon öfter in Lagen, wie sie die Gegenwart aufzeigt, sich befunden hat. Mit welchen Schwierigkeiten hatte sie zu ringen, als der dreißigjährige Krieg vorbei war! Oder waren die sittlichen Volkszustände vielleicht günstiger geartet, als im vorigen Jahrhundert die Aufklärung das sittliche Urteil in allen Schichten der Gesellschaft, in hohen und niederen, verderbt hatte? Alle diese gefahrvollen Zeiten sind vorübergegangen. Auch die mancherlei Stürme, welche in unseren Tagen die Kirche umtoben, werden wieder verwehen. Sobald der Leiter der Kirche Stille schaffen will, wird der Sturm schweigen. An der Macht der Kirche verzweifeln, heißt den Herrn der Kirche leugnen, der seine Kirche mit herrlichen Verheißungen ausgestattet hat, die, von unvergänglicher Dauer, ihre Erfüllung finden müssen. Freilich darf die Kirche niemals in falschem Vertrauen auf solche Verheißungen müßig die Hände in den Schoß legen. Sie muß arbeiten, thätig sein fort und fort, Tag und Nacht, vor allem in unseren Tagen, wo die Arbeiten, die ihr aufgetragen sind, so viel, die Angriffe, der sie ausgesetzt ist, so mannigfaltig, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu ringen hat, scheinbar unüberwindlich sind? Welches ist die Lage der Gegenwart?

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

In der Zeitschrift "Nineteenth Century" (London) werden Enthüllungen über gewisse hypnotische Vorgänge mitgeteilt, welche ein sehr bedenkliches Licht auf den Scharfsinn mancher französischen Gelehrten, sowie jener brittischen Zeitungsleute werfen, welche sich bei ihren Besuchen in Paris eine Menge angeblich hypnotischer Thatsachen zeigen ließen und dieselben dann in gutem Glauben in interessanten Darstellungen mit vielem, aber unzureichendem Detail versehen, den Lesern der großen englischen Blätter schilderten. Ernst Hart übernahm es dann, den Dingen näher auf den Grund zu gehen und veröffentlichte das Resultat seiner Beobachtung unter dem Titel: „Das Wiederaufkommen der Hexerei." Der Artikel berichtet über die Erfahrungen, welche der Verfasser bei den hypnotischen Experimenten machte, die in der Charité in Paris von Dr. J. Luys und im dortigen Polytechnikum von Oberst Rochas d'Aiglun angestellt wurden, ebenso seine eigenen Experimente, die er mit den hervorragendsten dieser hypnotischen „Subjekte" machte.

Über die Motive seines Unternehmens spricht sich E. Hart folgendermaßen aus:

„In Anbetracht dessen, was ich erfahren habe von der Anziehungskraft, welche diese täuschenden Phänomene, diese gefährlichen Kniffe und diese geistige Unterordnung unter einem fremden Willen bereits auf viele Damen der obern Klassen in England und auf viele einflußreiche Schriftsteller ausüben, erscheint eine gründliche Bloßstellung des Betruges und der Selbsttäuschung, welche diesen Schaustellungen zu Grunde liegen, als sehr zeitgemäß. . . .

Die Schaustellungen der Wunder des modernen Hypnotismus werden seit mehr als zwanzig Jahren mit unheilvollem Erfolg betrieben. Sie haben ihren Gipfelpunkt erreicht in den Leistungen der Patienten von Dr. Luys in den Abteilungen eines der größten und berühmtesten Spitäler von Paris."

Das erste „Subjekt," welches E. Hart präsentiert wurde, wird als ein Mann Namens Mervel geschildert, der sein lebenlang dem Schlafwandeln und der Katalepsie unterworfen sei und der jetzt in all den Tricks und den krankhaften Haltungen eingeübt sei, die zur Darstellung eines gut geschulten Hypnotikers gehören. Der Mann wurde auf einen Armstuhl gesetzt und ihm ein Finger vor die Augen gehalten, um ihn in einen hypnotischen Zustand zu versetzen. Als dieser eingetreten war, hob man ihm die Augenlieder auf und es wurde ihm ein Finger vorgehalten. Er starrte denselben an und folgte ihm durch das Zimmer. Nachdem er zu seinem Stuhl zurückgekehrt ist, zeigt man ihm einen Magnetstab. „Er sieht nun, heißt es weiter, von dem einen Pol des Magnets die blauen Flammen, welche den Lesern von „Reichenbach" wohlbekannt sind, hervorströmen. Er ist entzückt darüber; er streichelt den Stab, wie ein Kind einem Spielzeug thut; er läuft ihm durch das ganze Zimmer nach, und wenn der entgegengesetzte Pol des Magnets ihm gegenüber gehalten wird, so wird er von Schrecken erfaßt über die roten Flammen, welche daraus hervorkommen und läßt Zeichen der Furcht und des Mißfallens erblicken. „Beim drittenmal nahm ich einen Stab, den mir Dr. Johnson von London gegeben hatte, der gänzlich entmagnetisiert war, und ich fand, daß die gesteigerten Sinne Mervels völlig unfähig waren, zwischen dem entmagnetisierten Stab und einem wirklichen Magnet einen Unterschied zu erkennen. Ich händigte den Magnet Dr. Luys ein und bat ihn, festzustellen, was Mervel sähe. Er sah nach seinen Antworten an Dr Luys immer die vermeintlich richtige Erscheinung. Ich deutete Dr. Luys an, er möge einige Probeexperimente mit einem Elektromagnet machen, bei welchem er den Strom nach Belieben an- und abstellen könnte, und so bestimmen, ob der Patient wirklich wahrnähme, was er beschrieb. Meine Andeutungen wurden indeß nicht günstig aufgenommen."

Außer den Experimenten mit Mervel berichtet E. Hart noch über solche, die er mit drei andern „Subjekten" vorgenommen hatte, die eine derselben, Jeanne, wird von ihm als das ausgezeichnetste und am völligsten geschulte der „Subjekte," des Dr. Luys charakterisiert. Von denselben wird gesagt: „Sie sahen gewaltige Flammen aus dem starken Magnet hervorbrechen, den ich gebrauchte. Wenn ich meinen Assistenten, der dementsprechend instruiert war, sagte, den Strom anzulassen oder abzustellen, so that er immer das Gegenteil und sie (die betr. „Subjekte") gingen immer in die Falle."

Oberst Rochas gab Hart eine Darstellung der „Übertragung der Sensibilität eines hypnotischen Subjektes auf unbelebte Gegenstände." Darüber wird u. A. folgendes berichtet: „Dem betr. Subjekt Madame Vix wurde, nachdem sie in tiefe Hypnose versenkt worden war, ein Glas Wasser eingehändigt. Auf dieses übertrug sie durch Berührung ihr eigenes Empfindungsvermögen; in ähnlicher Weise wurde der sie umgebenden Luft das Empfindungsvermögen mitgeteilt; sie selbst dagegen wurde empfindungslos. Wenn die Luft in be-

stimmten Entfernungen, die angebliche Berührungspunkte und Durchschnittslinien der atmosphärischen Ebenen waren, gekniffen wurde, so verursachte ihr das „augenscheinliche Schmerzen." Wenn das Glas mit Wasser in eine gewisse Entfernung gebracht und das Glas geschlagen oder die Luft über dem Wasser gekniffen wurde, so zeigte sich bei ihr ein ähnliches Verhalten.... Sie trieb das Wachsfigurenspiel und andere ähnliche Dinge mit solcher Vollkommenheit unter den Manipulationen des Obersten Rochas, daß ich sie um einige Sitzungen ersuchte, was sie bereitwillig versprach." Diese Sitzungen benützte nun E. Hart, um eine Darstellung der Sache zu geben, die in folgendem z. T. beschrieben wird: „Ich beschloß alles in umgekehrter Weise zu thun........ Was die Wahrnehmung der farbigen aus dem Magnet hervorbrechenden Flammen anlangte, so sah sie (Madame Vix) dieselben „sechs Yards lang;" in Wirklichkeit aber war sie bei der Anstellung entsprechender Prüfungsmittel gar nicht imstande, einen richtigen Magnet von einem falschen zu unterscheiden. Sie wußte niemals, ob der Strom an meinem Elektromagneten an oder ab war und das ganze Schauspiel war ein so handgreiflicher und lächerlicher Schwindel, daß die Anwesenden Mühe hatten, ihre ernsthaften Mienen zu bewahren.

Ich prüfte nun die Erscheinungen, welchen die scheinbar wissenschaftlichen Namen der „Externalisation des Empfindungsvermögens" der „Mitteilung durch Berührung" und der „Übertragung durch den Raum" beigelegt werden. Ich verbarg ein Glas Wasser; sodann goß ich in regelrecht feierlicher Weise aus einer Flasche Wasser in ein ähnliches Glas und gab es ihr in die Hände. Ohne daß sie es merkte, vertauschte ich es nachher mit dem versteckten Glas, das sie vorher weder gesehen noch berührt hatte. Wir hatten dann eine Generalprobe aller der Schaustellungen, welche ich vorher wahrgenommen hatte. Sie zeigte dieselben augenscheinlichen Merkmale von Lust oder Schmerz, wenn das Wasser gestreichelt oder gekniffen wurde, wie sie von dem Korrespondenten der Times und dem Berichterstatter der Pall Mall Gazette wahrgenommen worden waren. Wurde einer der Zuschauer in imaginären Kontakt mit mir gesetzt, so erlangte sie ein Empfindungsvermögen für seine Handlungen. Sie wand sich, lächelte, war gekitzelt oder empfand Schmerz und wurde erschöpft in ganz regelrechter Manier. Ich brachte nun die „Wachsfigur." Ich hatte zwei recht nette Puppen gekauft, die Seeleute darstellten, Zwillingsbrüder von der Marine. Eine von diesen hielt sie so lange, bis sie durch Berührung „mit ihrer Empfindungsfähigkeit durchdrungen war." Ich substituierte dann die Zwillingspuppe aus meiner Tasche und legte die empfindlich gemachte Puppe für späteren Gebrauch weg. Um das Schauspiel ganz regelrecht zu gestalten, schnitt ich ein ganz kleines Löckchen ihrer Haare ab und gab mir den Anschein, als ob ich es an der Puppe befestigte. Gegen diese Prozedur, welche Oberst Rochas ganz ernsthaft vorgenommen hatte, machte sie Einwendungen zu unsrer stillen Belustigung, trotz ihres tiefen Schlafes. „Zu viel, zu viel," murmelte sie augenscheinlich in der Meinung, daß ich zu viel Haare wegnehme. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich die Haare nicht an der Puppe anheftete. Wir brachten dann mit der unberührten, gerade aus ihrer Papiereinwicklung genommenen Puppe, all die Erscheinungen der Behexung durch Wachsbilder (Envoûtement) der Zauberer hervor, welche sich in den Spalten der großen Zeitungen von England und Frankreich so breit machen. Sie (das Medium) empfand es deutlich, wenn die vermeintliche Haarlocke der Puppe berührt oder gezogen wurde entweder von mir selbst oder von Dr. Sarjous oder Hrn. Cremiere oder von Jemand anderem

im Zimmer. Sie war empfindlich, wenn die Puppe gekniffen wurde und bekam regelrechte Erstickungsanfälle, wenn wir thaten, als ob wir auf die Puppe sitzen wollten. Ich schäme mich fast es zu sagen, daß die wirkliche (von ihr berührte) Puppe die ganze Zeit dalag, grausam mit einer starken Nadel durchs Herz gestochen, wovon sie (das Medium) nichts wußte. Diese Mißhandlung der Puppe, welche dem „Subjekte“ der Theorie nach tödlich sein mußte, brachte keinerlei bemerkbare Wirkung hervor.“

Eine interessante Reihe von Experimenten wurde mit verschiedenen in Glasröhren eingeschlossenen Stoffen vorgenommen. Das Ansetzen dieser Röhren am Genick der „Subjekte“ brachte sehr verschiedene Wirkungen hervor. Alkohol erzeugte die verschiedenen fortschreitenden Stufen der Trunkenheit von der Heiterkeit an bis zur Sinnlosigkeit; Baldrian verwandelte „das Subjekt“ in eine Katze; während Kirschlorbeer Ekstase, Begeisterung und Andacht bewirkte. Hr. Hart veranstaltete eine Sitzung mit Madamoiselle V., die selbst ein professioneller „Operator“ und das „merkwürdigste Subjekt“ auf diesem Gebiet war. Sie wurde in Schlaf versetzt und Hr. E. Hart, der dafür gesorgt hatte, daß die Röhren mit falschen Etiketten versehen waren, brachte bei ihr, wenn er die angebliche Baldrianröhre, die in Wirklichkeit Alkohol enthielt, ansetzte, die Katzenverwandlung so vollkommen wie sonst hervor; während die Röhre mit der Bezeichnung „Kirschlorbeer,“ welche thatsächlich Baldriantinktur enthielt, alle die Anzeichen und Geberden von Begeisterung hervorbrachte.

In einem andern Londoner Blatt, der New Review, wird die **Faith-cure** von einem Mitgliede der französischen Akademie behandelt. Der Verfasser des Artikels, Prof. J. M. Charcot, erklärt, daß er einige gutbezeugte Thatsachen auf diesem Gebiete kennen gelernt habe und daß er längere Zeit gesucht habe, so viele Fälle als möglich kennen zu lernen in der Absicht, die Art ihrer Wirksamkeit zu prüfen und, um wo möglich, Gebrauch davon zu machen. Er legt nun die Ansicht dar, welche er sich unter diesen Umständen gebildet hat. Er sagt u. A.: „Die plötzliche Besserung, welche durch **Faith-healing** herbeigeführt und für gewöhnlich in der Medicin mit der Bezeichnung „Mirakel“ belegt wird, ist, wie in der Mehrzahl der Fälle gezeigt werden kann, ein natürliches Phänomen, welches zu allen Zeiten, auf den verschiedensten Kulturstufen, und bei den verschiedensten Religionen zur Erscheinung kommt und ebenso unregelmäßig in seinem Auftreten ist als zerstreut in seiner Verbreitung. Die sogenannten wunderbaren Thatsachen — diese Ansicht ist nicht neu—haben einen doppelten Charakter; sie werden einerseits erzeugt durch eine besondere Anlage von seiten des Patienten, ein Zutrauen, eine Leichtgläubigkeit oder Empfänglichkeit für Unterstellungen, wie es gegenwärtig genannt wird, welche der **Faith-cure** günstig ist und auf verschiedenen Wegen wirksam gemacht werden kann. Auf der andern Seite ist das Gebiet der **Faith-cure** ein sehr beschränktes; um wirksam zu sein, darf sie nur in solchen Fällen angewandt werden, welche zu ihrer Heilung sonst keinen Eingriff erfordern, als die Macht, welche der Geist über den Körper ausübt — Fälle, welche Hack Tucke in seinem beachtenswerten Werke analysiert hat. Es kann zum Beispiel kein Fall aufgewiesen werden, in welchem die **Faith-cure** ein abgetrenntes Glied wieder hergestellt hätte. Dagegen gibt es Hunderte von Fällen von Heilungen von Lähmungen; aber ich denke, diese alle sind teilweise so beschaffen, wie diejenigen, welche Prof. Russel Reynolds unter die Rubrik „Paralysis abhängig von Vorstellungen“ gebracht hat. Ich stimme denjenigen Ärzten zu, welche meinen, daß die **Faith-cure** in gewissen Fällen das Ver-

schwinden von Geschwüren und Anschwellungen veranlassen kann; aber ich glaube ebenfalls, daß diese Gruppe von Schäden, trotz der anscheinenden Richtigkeit des Gegenteils, von derselben Art und demselben Wesen ist, wie die Lähmungen, von welchen soeben die Rede war.

Die mehr oder weniger plötzliche Heilung von Krämpfen und Lähmungen wurde früher als ein therapeutisches Mirakel vom reinsten Wasser angesehen. Seitdem nachgewiesen worden ist, daß diese Leiden einen hysterischen Ursprung haben — daß sie nicht organisch, sondern rein dynamisch sind — gehört die mirakulöse Heilung in solchen Fällen der Vergangenheit an. Und wenn es ferner bewiesen wird, daß diese Anschwellungen und Geschwüre; um welche gegenwärtig der Streit tobt, der Glaubensheilung ebenso zugänglich sind wie jene Lähmungen und Krämpfe, dann ist es mit der Mirakeltheorie aus."

Es werden dann einige bemerkenswerte Fälle angeführt und schließlich die ganze Anschauung von der Sache dahin zusammengefaßt: „Diese Fälle so gut wie alle andern zeigen klar, daß eine Heilung durch Glauben [wir würden besser sagen Vorstellungen], gleichviel ob ihr übernatürlicher Charakter feststeht oder nicht, natürlichen Gesetzen folgt, und diese werden um so klarer, je weiter man in der Untersuchung der Thatsachen fortschreitet. So z. B. ist die augenblickliche Art der Heilung viel mehr scheinbar als wirklich."

Eines wird natürlich nicht berührt, die professionelle Ausbeutung der **Faith-cure**, die natürlich von Leuten betrieben wird, die weder ärztliche Kenntnisse haben, noch auf das Wohl ihrer Mitmenschen, sondern nur auf Geldgewinn bedacht sind. Daß natürlich solche Fälle, in denen der Grund der körperlichen Leiden ein „dynamischer" ist, durch „Suggestion" geheilt werden können, ist ja wohl klar genug; aber Krankheit und Tod überhaupt durch Vorstellungen beseitigen zu wollen und zwar noch obendrein durch Vorstellungen, die schließlich auf den reinsten Nihilismus hinauslaufen, ist entweder boshafter Betrug oder gefährlicher Unverstand oder auch eine Mischung von beiden.

Der Streit um das Apostolikum ist, wenigstens so weit er dasselbe direkt betrifft, im Abnehmen begriffen. Eine praktische Folge kann er, so wie die Dinge liegen, nicht haben. An eine Abschaffung des Apostolikums ist, trotz allem was von beiden Seiten geredet und geschrieben wird, gar nicht zu denken; außerdem wird von Harnack und denen, welche auf seiner Seite stehen, auch nicht die Abschaffung des Apostolikums, sondern die Ersetzung desselben durch eine, wie man hofft, bessere Formel als Ziel ihrer Bestrebungen bezeichnet. Der einzige Weg dazu wäre aber der, daß man die bessere Formel aufstellte und dann diejenigen Gläubigen, welche in derselben den Ausdruck ihres Glaubensbewußtseins fänden, dazu veranlaßte, sich als Kirchengemeinschaft um diese Bekenntnisformel zu scharen. Diesen Weg wird und will man bei den in Deutschland obwaltenden landeskirchlichen Zuständen nicht einschlagen; man kann es auch nicht, wenn man sich ein größeres Arbeitsfeld erhalten will, und so werden sich diejenigen, welche sich nicht mehr im Einklang mit dem Apostolikum wissen, so gut es geht mit den Verhältnissen und mit ihren Gewissen zurecht finden müssen.

Auf der anderen Seite können diejenigen, welche am Apostolikum festhalten, unmöglich den Gedanken einer Neubildung haben, denn sie sind in ihrem vollen Rechte. Nur daß sie nicht im Besitz der Macht sind, diejenigen, welche das Apostolikum nicht ganz und voll als den Ausdruck ihres Glaubens anerkennen, aus der Kirche hinauszuweisen. Selbst wenn es geschehen könnte, so wäre der Gewinn lange nicht so groß, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Man würde gerade die schädlichsten Elemente zurückbehalten und

das wären eben die, welche um äußeren Vorteils willen alles äußerlich anerkennen würden, was von ihnen verlangt wird, während sie sich entweder ihres Widerspruchs oder ihrer Gleichgültigkeit dagegen bewußt sind. Es bleibt also in der That nichts anderes übrig, als daß man sich hinter die thatsächlich bestehende Ordnung der Dinge zurückzieht und sie so gut es geht, aufrecht zu erhalten sucht. Etwas anderes ist den Kirchenbehörden gar nicht möglich.

Für die beiden streitenden Parteien bleibt dann nur noch der Weg kirchlicher Agitation und litterarischen Streites übrig. Damit begibt man sich in beiden Fällen auf ein viel weiteres Gebiet, als es der eine Satz des Apostolikums, von dem aus der Streit sich entzündet hat, darbietet. Daß dabei nicht die Wahrheit, sondern die Verkehrungen derselben und die Übertreibungen an und für sich richtiger Punkte am auffälligsten hervortreten und von der Gegenpartei natürlich am liebsten hervorgezogen und bekämpft werden, ist sehr begreiflich. So läßt sich der Parteistreit am leichtesten führen. So wird zum Beispiel die Äußerung eines liberalen Geistlichen mitgeteilt, die so lautet: „Wir (d. h. die liberalen Geistlichen) haben auf der Kanzel und im Religionsunterricht in der Schule unsere wissenschaftlich gewonnene theologische Überzeugung klar und wahr auszusprechen." Solchen Dingen gegenüber wird von der anderen Seite behauptet: „Nicht der Pfarrer hat das Recht, seine persönliche Meinung zu verkündigen, sondern die Gemeinde hat das Recht auf Predigt und Sakrament gemäß dem kirchlichen Bekenntnis."

In beiden Aussprüchen ist wahres und falsches gemischt. Unzweifelhaft soll das, was in der Predigt und im Religionsunterricht ausgesprochen wird, klar und wahr sein. Aber daß der Inhalt der Predigt nur die wissenschaftlich gewonnene theologische Überzeugung des Predigenden sein soll, beweist, daß der Urheber des Wortes noch nicht gelernt hat, zwischen einer Predigt und einem theologischen Schulvortrag, zwischen einem Prediger und einem Professor der Theologie zu unterscheiden. Wer in der Predigt nichts weiter zu thun weiß, als daß er einzelne Stücke seiner Theologie, sei sie liberal oder orthodox, zu breiten Blechen schlägt und damit seine Kanzel behängt, der mag wohl den Schein eines theologischen Gelehrten haben, das Wesen eines Predigers fehlt ihm. Wie oft ist aber das Resultat einer theologischen Untersuchung unbefriedigend, wie manche theologische Frage läßt sich bis jetzt noch nicht entscheiden und wird vielleicht niemals unzweifelhaft durch logische Beweise entschieden werden? Für eine wissenschaftliche Überzeugung muß man wissenschaftlich zureichende Gründe haben, für die gepredigte Wahrheit muß man persönlich einstehen können.

Ebenso einseitig ist aber auch der Gedanke, daß nur die Gemeinde ein Recht auf kirchlich bekenntnismäßige Predigt habe; dagegen der Prediger in Bezug auf die Darlegung seiner persönlichen Meinung rechtlos sei. Wurden in dem erstberührten Ausspruch die Rechte der Gemeinde einfach ignoriert, so geht es in dem zweiten den Rechten des Pastors nicht besser. Für die dem kirchlichen Bekenntnis gemäße Verwaltung der Sakramente giebt es Formulare. Hält sich der Pastor strikt an diese, so kann sich kein Mensch darüber beklagen, daß die Sakramentsverwaltung dem kirchlichen Bekenntnis nicht entsprechen, denn die kirchlichen Formulare gehen ja von den ordnungsmäßigen Kirchenbehörden aus.

Anders ist es mit der Predigt. Will der Prediger dieselbe dem kirchlichen Bekenntnis entsprechend gestalten, so muß er, da seine Predigt doch von ihm selbst sein soll, das sagen und schreiben, was nach seiner, allerdings auf sein Studium gegründeten, Meinung, dem kirchlichen Bekenntnis entspricht. Da-

bei ist er aber der Gefahr des Irrtums ausgesetzt, und sobald er in Irrtum gerät, verkündigt er anstatt des kirchlichen Bekenntnisses seine persönliche Meinung. Dazu hat er kein Recht. Sein Irrtum ist also nicht bloß ein Unglück, sondern auch eine Verletzung des Rechtes der Gemeinde, und seine persönliche Aufrichtigkeit kann ihm nicht zur Entschuldigung dienen, denn er hat ja kein Recht, seine persönliche Meinung zu verkündigen. Das einzige durchgreifende Auskunftsmittel wären eben dann auch kirchlich approbierte Predigtformulare, die man wörtlich ablesen müßte.

So einseitig ist eben die Sache nicht, wie sie vom kirchlichen Parteistandpunkt aus erscheint und so bequem ruht es sich nicht im Predigtamt, wie auf der Parteibank, sei dieselbe mit einem liberalen oder orthodoxen Überzug versehen.

Erstlich soll die Predigt subjektiv wahr, d. h. der Ausdruck der lebendigen Überzeugung des Predigers sein (2 Kor. 4, 13); sodann aber kommt das Predigen durch das Wort Gottes (Röm. 10, 17; 1 Petr. 4, 11) und endlich soll die Predigt dem Bekenntnis der Gemeinschaft, zu deren Erbauung sie dient, entsprechen (Röm. 11, 7).

Nur die harmonische Verbindung dieser drei Momente macht eine vollkommene Predigt. Daß diese drei Dinge einander oft widerstreben, ist leider wahr; daß sie aber einander notwendig widersprechen, ist ein großer Irrtum. (Vgl. Theol. Ztsch. 1884, Seite 9 ff.)

Der Streit innerhalb der evangelischen Gemeinschaft scheint nie zu Ende gehen zu wollen, oder wenigstens so lange nicht, als überhaupt noch ein Streitobjekt gefunden werden kann. Die Prozesse um Kirchen finden aller Orten statt und es ist bald die eine, bald die andere Partei, welche den Sieg davon trägt.

Welche Herrschaft die Häupter der sog. Majorität ausüben, beweist der Inhalt einer Klageschrift, auf die hin ein früher prominentes Glied der sog. Majorität von derselben ausgestoßen wurde. Wir übergeben die Übersetzung der Klage, welche die D. A. Ztg. mitteilt, ganz genau wieder.

„I. Klage: Lügen. Specifikationen:

A. Indem er, der besagte Rev. S. Heininger, sagt, daß am 1. September 1891 eine geheime Versammlung der allgemeinen Beamten der Kirche in der Amtsstube des Rev. C. A. Thomas in Cleveland, Ohio, stattgefunden habe, bei welcher ein Wahlzettel für General-Konferenz-Beamten aufgestellt worden sei, bei welcher sein (Heiningers) Schicksal versiegelt worden sei, oder Worte ähnlichen Inhalts.

B. Indem er, der besagte Rev. S. Heininger, in einem gewissen von ihm am 1. Juni 1892 herausgegebenen Cirkular geschrieben, gedruckt und veröffentlicht hat, daß das Exekutiv-Komitee der Missionsbehörde einen Bericht ausgesandt habe, „dessen Angaben weit von der Angabe der wirklichen Thatsache sei." „Und nun sagt das Komitee, daß Jost, „wendete Br. Heiningers Frage auf die Trusteeversammlung der Waisenheimat-Behörde an," während sie doch wissen, daß es eine positive Thatsache ist, daß Jost vor dem Komitee nie eine solche Andeutung gegeben hat in meiner Gegenwart. Never! Never!"

C. Darinnen, daß der besagte Rev. S. Heininger in dem genannten Cirkular erklärt, daß er nie in seinem Leben ein Ämterjäger gewesen sei und „daß es bestimmt nicht wahr ist, daß ich (der besagte Heininger) unzufrieden bin, weil ich nicht als Schatzmeister erwählt wurde, und wer solches sagt, ist der Verleumdung schuldig."

D. Darinnen, daß der besagte Rev. S. Heininger in genanntem Cirkular die Anschuldigung erhebt, daß, was immer bei der ersten (meint die sogenannte geheime Versammlung am 1. Sept. 1891) stattgefunden haben mag, so war doch „Heiningers Schicksal versiegelt,“ wodurch angegeben sein soll, daß es beschlossen worden sei, daß er, Rev. S. Heininger, bei der bevorstehenden Generalkonferenz zu keinem Amte erwählt werden solle, und daß dieses gethan worden sei von denen hoch in Autorität (er meint die Bischöfe J. J. Escher und T. Baumann und andere allgemeine Beamte), weil er, der besagte Rev. S. Heininger, kein Kirchenpolitiker sei und „weil er manchen Männern in deutlichen Worten gesagt habe, „was er „ehrlich glaube, das unrecht sei.“

E. Darinnen, daß er, der besagte Rev. S. Heininger, in seinem Cirkular die Anschuldigung erhebt, daß ihm „einer hoch in Autorität (meint damit Bischof J. J. Escher) entgegengetreten sei mit der Forderung, meinen (meint seinen) Artikel, im Messenger vom 21. Juli 1892 veröffentlicht, zu widerrufen, und daß in einem Geist, wie es weit passender wäre in Rom, als in unserer Kirche.“

II. Klage: Verleumdung. Specifikationen:

A. Daß er, der besagte Rev. S. Heininger, es cirkuliert und behauptet, daß „nach den veröffentlichten Berichten des Schatzmeisters (meint Rev. W. Jost, den Schatzmeister der Missionsgesellschaft der evangelischen Gemeinschaft) die laufenden Kosten $3,228.44 höher seien während Josts Amtstermin, als während Wiests,“ wodurch die Insinuation gemacht wird, daß die Missionskasse entweder unehrlich oder gleichgültig durch den Schatzmeister, Rev. W. Jost, verwaltet wird, wodurch ungerechte Schmach auf den guten Namen und Charakter des genannten Rev. W. Jost gebracht und das Vertrauen unsers Volkes in die Verwaltung der Missions-Finanzen geschwächt und die heilige Missionssache unter uns geschädigt wird.

B. Darinnen, daß der besagte Rev. S. Heininger in dem genannten Cirkular fünf gewisse Mitglieder des Exekutivkomitees der Missionsbehörde beschuldigt — er meint die ehrw. R. Jäckel, M. Lauer, C. A. Thomas, S. P. Spreng und W. Horn, — daß sie einen Bericht veröffentlicht hätten, welcher nach ihrer positiven Kenntnis nicht wahr sei.

C. Daß er wiederholt in Privatbriefen und öffentlichen Korrespondenzen die allgemeinen Beamten und selbst die Generalkonferenz der Kirche beschuldigt hat, daß sie korrupt, unehrlich und verschiedener Ansicht von ihnen selbst seien, wodurch der Charakter und gute Name der besagten Beamten und Gliedern der Generalkonferenz entehrt wurde durch solche anzügliche und verdeckte Andeutungen, wie durch öffentliche Anklagen von Korruption, Unehrlichkeit und kirchliche Treibereien.“

Wie weit die Anklagen auf Wahrheit beruhen, können wir natürlich nicht entscheiden. Dagegen ist bemerkenswert, daß der Forderung des Angeklagten auf eine öffentliche Verhandlung keine Folge gegeben wurde. Aber die ganze Anklage ist schon an sich interressant. Wenn man es unternehmen kann, einen auf Ausschluß aus einer Kirchengemeinschaft zu verklagen auf Dinge hin, wie sie unter Klage I. C, D und E und Klage II. A und C vorkommen, so muß man eine Idee von der Hoheit und Machtvollkommenheit der Führer der Majorität haben, die über alle Grenzen geht. Eine Majorität, die sich nur durch Druck von oben herab zustandebringen läßt, hat wenig Lebenskraft und mag wohl zählen, wiegt aber nicht.

Eine angebliche Encyklika Leos XIII. hat in letzter Zeit viel Aufsehen erregt. Dieselbe ist im "Toledo American" und im "Patriotic American" in Detroit veröffentlicht worden. Wir geben den Hauptinhalt des Schriftstücks nach einer uns zugesandten Übersetzung.

„Die Republik der Vereinigten Staaten, deren Regierung sich in protestantischen Händen befindet, ist in Verbindung mit den schlimmsten Feinden **der** Kirche, die da Schutz anbietet." —

„Diese Republik hat Besitz ergriffen von den durch Christophorus Columbus, einen Römisch-Katholiken, entdeckten Ländern, und hat sich die Autorität und Jurisdiktion des obersten Kirchenhauptes angemaßt. Die Vereinigten Staaten sind voll von finsteren Häretikern. Die Katholiken sind unterdrückt und die Prediger der Ungerechtigkeit anerkannt worden. Das Meßopfer, Gebete, Fasten, Abstinenz, Cölibat und alle Rechte der Katholizität sind von den Protestanten unbeachtet gelassen worden." —

„Die Vereinigten Staaten sind überflutet von Büchern, welche die entsetzlichsten Häresien enthalten und unter welchen die protestantische Bibelausgabe den ersten Platz einnimmt; und nicht zufrieden damit, daß man ihre falschen, gottlosen Lehren annahm, — so hat man auch zum Proselytenmachen Zuflucht genommen, um Katholiken von der einen, wahren Kirche abwendig zu machen. Die ganze römisch-katholische Hierarchie und Priesterschaft der (neuen) Welt ist durch die protestantischen Häretiker ihrer Pfründen beraubt worden. Gerichtshöfe wurden errichtet und haben Entscheidungen über kirchliche Angelegenheiten abgegeben und den Leuten verboten, die Autorität der römischen Kirche anzuerkennen oder ihren Verordnungen und kanonischen Entscheidungen zu gehorchen." —

„Es werden zum Zwecke der Aufnahme in den Staatsverband (naturalization) Eide verlangt, und wird dadurch die Konstitution der Vereinigten Staaten mit ihren boshaften Lehrsätzen anerkannt und die wahre Autorität des römischen Oberpriesters verleugnet, ebenso wird dadurch demselben seine Anerkennung als Haupt der Kirche und des Staates entzogen, wodurch solche, die ihren Glauben bewahrt haben, in geistliche Anfechtungen geraten müssen." —

„Die römisch-katholischen Bischöfe und ihre Priester wurden ungeheuer großer Ländereien beraubt, — dies ist allen Nationen bekannt und in so klarer Weise bewiesen, daß alle Beschönigung, Beweisführung oder Erklärung von seiten der Vereinigten Staaten unnütz ist." —

„Ebenso finden wir, daß Gottlosigkeit und Verbrechen im Wachsen ist, daß die Verfolgung der römischen Religion durch die protestantische Einwohnerschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika verdoppelt wird. Mit tiefem Schmerz sind wir daher gezwungen, den Arm der Gerechtigkeit zu erheben und verpflichtet, ernsthaft zu handeln gegen eine Nation, die den Papst als das Haupt der ganzen Kirche und aller Staatsregierungen verworfen hat." —

„Da wir nun durch Gott auf den höchsten Thron der Gerechtigkeit erhoben wurden, ein Amt, über unser Begriffsvermögen erhaben — so erklären wir kraft unserer apostolischen Machtvollkommenheit, daß alle Häretiker oder Befürworter der Häresie mitsamt ihren Anhängern dem Urteil der Exkommunikation verfallen sind und dadurch von der Einheit des Leibes Jesu Christi abgeschnitten sind." —

„Außerdem erklären wir, daß das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika alle Rechte, besagte Republik zu regieren, sowie alle Besitzrechte, Amtswürden und Privilegien, welche es haben mag, verwirkt hat. Ebenso

erklären wir, daß alle Staatsunterthanen, mögen sie einen Rang oder eine Stellung einnehmen, welche sie wollen, — und daß jeder einzelne, der irgend einen Treueid irgend welcher Art den Vereinigten Staaten geschworen hat, von besagtem Eid und ebenso von aller Pflichterfüllung, Treue oder Gehorsam absolviert ist am 5. September 1893, an welchem Tage der römisch-katholische Kongreß in Chicago, Illinois, sich versammelt.

Wenn das Fest des Ignatius von Loyola im Jahre des Herrn 1893 gefeiert wird, werden wir (oder unser Nachfolger) dieselben von allen Verpflichtungen entbinden, da wir die Protestanten aller vorgeblichen Rechtsansprüche in den Vereinigten Staaten entheben.

Da die Verbreitung dieser Urkunde nur für Jesuiten und für deren Kreise bestimmt ist, sintemal die Versendung nach allen Orten Schwierigkeiten bereiten würde, so wird hiermit befohlen, daß die Bischöfe Abschrift davon nehmen, diese Urkunde unterzeichnen und mit unserem Siegel versehen; diese Abschriften sollen dieselbe Kraft und Wirkung haben, wie gegenwärtige Urkunde hat." — — —

Wenn nicht aus der alten, neuen und neuesten Geschichte Beispiele von römischer Zweizüngigkeit vorhanden wären, so würde man das Ganze ohne Anstand für eine Fälschung erklären, denn gegenüber den „Liebenswürdigkeiten," welche der päpstliche Legat dem Nativismus hierzulande erweist, nimmt sich diese Encyklika doch etwas sonderbar aus. Daß Rom die Vereinigten Staaten zu einem Kirchenstaat machen würde, wenn es könnte, ist auch richtig, aber die Verbreitung einer solchen Encyklika, die im Mittelalter sicher viel zu dem erwünschten Zweck beigetragen hätte, könnte höchstens den Fanatismus zu vorzeitigen Ausbrüchen anstacheln und Leo XIII. ist doch zu klug, so etwas zu riskieren.

Nimmt man an, die angebliche Encyklika sei das Werk eines nativistischen Hetzers, so ist sie auch nicht so einfach zu erklären, denn bei den Kenntnissen, welche der Betreffende besitzen muß, muß er auch wissen, daß die Bloßstellung dieser Fälschung, die in solchem Falle sehr leicht und schlagend wäre, der römischen Kirche bloß nützen könnte, und ihr sicher mehr nützen würde, als die vorherige Verbreitung des Schriftstücks ihr schaden könnte.

Inzwischen ist uns ein Exemplar dieser angeblichen Encyklika zugekommen. Original ist es sicher nicht, denn es ist in englischer Sprache. Ein Druckort ist nicht genannt und die typographische Ausstattung ist einer päpstlichen Encyklika wenig würdig. Außerdem enthält das uns vorliegende Exemplar noch eine nachträgliche Bemerkung, nach welcher die Anwesenheit des päpstlichen Legaten in Amerika Beweis für die Richtigkeit des voranstehenden Schriftstücks sein soll.

Das gehört sicher nicht dem echten Original — wenn ein solches überhaupt vorhanden ist — sondern einer zu anderem Zwecke verbreiteten Kopie an. Immerhin ist es möglich, daß die angebliche Encyklika und jene Schlußbemerkung nicht von einem Verfasser herstammen, und daß irgend ein schlauer Patron die angebliche Encyklika nativistischen Eiferern in die Hände gespielt hat, um sie, wenn sie darauf hereinfallen sollten, durch Nachweis der Unechtheit der angeblichen Encyklika gründlich zu blamieren.

Erstaunlich rührig und außerordentlich dreist — um nicht mehr zu sagen — ist man allerdings auf römischer Seite geworden und an Verbreitung von Geheimlitteratur unter Katholiken fehlt es nicht. So weist der „Deutsche Evangelist" auf ein solches in Chicago unter katholiichen Kreisen heimlich verteiltes Heft hin, betitelt: **"Instructions to True Catholics."**

„Diese Hefte wurden daselbst von Priestern in der katholischen Schule unter den Kindern ausgeteilt, um sie ihren Eltern zu überreichen. Da nun etliche auf dem Wege verloren gingen, gelangte der Inhalt derselben an die Öffentlichkeit. In dieser Schrift wurden nun alle katholischen Stimmgeber aufgefordert, nur für solche Leute zu stimmen, welche das Interesse der alleinseligmachenden Kirche im Auge haben, und die mahnenden Worte des heiligen Vaters in Rom und der Bischöfe zu beachten, denn durch diese Männer hören sie die Stimme Gottes selbst. Diese Männer thun auch das Denken für die ganze Welt, man solle nur thun, was diese sagen. Es heißt darin: „Das Volk muß nicht denken, denn das ist ein Privilegium, welches allein den Priestern und den Fürsten zukommt, welche durch Gott allein bestimmt sind, das politische und religiöse Denken für die ganze Welt zu besorgen.“ „Alle unsere Handlungen, politische sowohl wie andere, müssen in Hinsicht auf die Oberhoheit unseres heiligen Vaters, als den obersten geistlichen und weltlichen Herrn der Welt ausgeführt werden.“ Ferner: „Wir ermahnen unsere Unterthanen, alles was in ihren Kräften steht zu thun, um die freien öffentlichen Schulen dieser ketzerischen Nation zu vernichten, und dann wird unsere katholische Armee bald dieses Land besitzen, welches von rechtswegen uns gehört, da es von einem Katholiken für die wahre Kirche entdeckt wurde.“ Ferner: „Wenn die Katholiken erst eine ungeheure Mehrheit in diesem Lande haben, wird es mit der religiösen Freiheit vorbei sein. Katholiken regieren jetzt schon mit einer Majorität von 50,000 in der Stadt New York und es ist jetzt nur noch die Frage: „wann werden die Katholiken ganz Amerika regieren?“

Die Ref. Kirchenzeitung berichtet außerdem von einem in Ironton, Ohio, vorgekommenen Fall, in welchem ein junger, in gemischter Ehe lebender Mann, trotzdem er vor zahlreichen Zeugen erklärt hatte, daß er nicht katholisch werden, sondern seiner Kirche (der Presbyterianerkirche) treu bleiben wolle, nur durch die Anwesenheit einer Anzahl Glieder des Odd Fellows Ordens davor bewahrt werden konnte, daß er noch vor seinem Tode katholisch gemacht und dann mit Gewalt auf dem katholischen Kirchhofe begraben wurde......

Ferner berichtet dasselbe Blatt von einer Predigt, welche der Priester der Brigittenkirche in Cleveland über die Verfolgung der Hugenotten gehalten hat. „Die katholische Kirche, meint er, wäre ganz unschuldig an diesen Verfolgungen, die Protestanten seien selber schuld, daß es ihnen so ergangen sei, diese waren ein aufrührerisches, unruhiges Volk, welche mit ihren Nachbarn nicht in Frieden leben konnten; sie wurden von England und den Niederlanden aus unterstützt. So hatten die Hugenotten im Jahre 1569 in Orthez 3,000 Katholiken abgeschlachtet und 200 Priester. In den Bürgerkriegen haben die Hugenotten 50 Kathedralen und 500 Kirchen geplündert und zerstört, und den Tod Admiral Colignys hat der König verschuldet, der zu seiner Mutter, der Katharina von Medici, sagte: Coligny sei sein größter Feind. Priester McMahon brandmarkt aber auch die Hugenotten als große Lügner; sie behaupten, sagt er, daß in der Bartholomäusnacht 15,000 getötet worden seien, das könne aber nicht wahr sein, denn sie hätten bloß 786 Namen angeben können.“

Ebenso wird in derselben Kirchenzeitung von einer Rauferei berichtet, welche im Opernhause in Lafayette stattfand, wo ein Expriester die Gründe darlegen wollte, welche ihn zum Austritt aus der römischen Kirche veranlaßten. Zahlreiche Schüsse wurden auf ihn abgefeuert und er wurde von einer Kugel leicht verwundet. Kein Wunder, wenn der Korrespondent der Ref.

Kirchenztg. in Lafayette angesichts der eben besprochenen Encyklika auf den Gedanken gerät, die Weltausstellung könnte dem Papst eine Gelegenheit geben, wie in der Bartholomäusnacht die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarete von Valois. So schlimm wird es zwar nicht sein, daß man aber darauf ausgeht, die Vereinigten Staaten zu einem Land mit katholischer Staatsreligion umzugestalten, ist so sicher, als etwas sein kann.

Über das Bischofsjubiläum des Papstes berichtet die A. E. L. Kztg., daß es in so glänzender Weise verlaufen sei, als es ein solches geistliches Schauspiel nur erwarten ließ. Der Vatikan ist auch darin ganz modern, daß er das Jubiläenfeiern gründlich versteht; nur werden die Anlässe zum Jubilieren noch häufiger herausgesucht als bei weltlichen Gelegenheiten. Dem Priesterjubiläum vor fünf Jahren ist nun die jetzige Feier gefolgt. Abermals ist von langer Hand der gewaltige Apparat in Bewegung gesetzt, über den Rom verfügt, um materielle Mittel (etwa $2,500,000) und möglichst zahlreiche Pilgerscharen dem Kirchenoberhaupte zuzuführen. Wir Evangelischen müßten nicht mehr Evangelische sein, wenn wir diesem Treiben und seinen Erfolgen gegenüber irgend einem Gefühl weniger Raum gäben als dem Neid und es der verweltlichten Kirche nicht ruhig überließen, der Welt zu imponieren und Abgesandte von fast allen Herrschern der Erde um den „Nachfolger Petri" sich scharen zu sehen. Nur das kann besorgt machen, ob dieser weltliche Glanz und das Prangen mit der politischen Macht Roms nicht schließlich stark genug werden wird, den Frieden zu brechen und im Namen des Christentums einen Weltbrand zu entzünden. Zwar daß einige Pilger ihrem Herzen durch Hochrufe auf den Papstkönig Luft machten, verdient kaum erwähnt zu werden. Ernsthafter ist ein Zwischenfall in Wien aufzufassen, wo in einer Versammlung der Bruderschaft St. Michael Kardinal Gruscha unter enthusiastischem Beifall die Forderung der Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft aussprechen durfte, obwol ein Erzherzog und zwei Minister anwesend waren. Der Vorfall hat in Rom erklärliche Erregung hervorgerufen und bereits eine Erörterung in der Deputiertenkammer veranlaßt. Auch sollen diplomatische Auseinandersetzungen stattgefunden haben. Wenn auch zu hoffen ist, daß alles gütlich beigelegt wird, so zeigt doch jener Vorgang, wie die Werkzeuge Roms vor keiner Herausforderung zurückschrecken; und auf viele Streiche fällt schließlich jeder Baum. Die italienische Regierung ihrerseits thut ihr Möglichstes, um die Kluft zu überbrücken. Ließ sie doch bei der Festfeier durch ihre Truppen einen Kordon auf dem Petersplatz ziehen und den Wachdienst im Interesse des Papstes besorgen, ein Entgegenkommen, das, wie äußerlich es scheinen mag, bei dem auf der anderen Seite herrschenden Betragen immerhin bemerkt zu werden verdient. Beim Empfange der Botschafter trug der französische natürlich die Palme davon. Der Papst erschöpfte seine ganze Liebenswürdigkeit, dankte „mit einer ganz besonderen Sympathie," erklärte, daß seine Zuneigung für Frankreich von langer Zeit her datiere und niemals eine Veränderung erfahren habe, wie er denn auch die „heißesten Wünsche für die Größe und das Wohlgedeihen dieses schönen Landes hege, welches mit dem h. Stuhle durch die Bande der engsten Freundschaft verbunden sei," und stieg schließlich vom Throne, um das vom Botschafter übermittelte Geschenk sofort in Augenschein zu nehmen, über das er ganz besondere Freude zu empfinden versicherte. Zu dem beim Botschafter stattfindenden Empfang waren u. a. zehn Kardinäle, aber nicht General v. Loë geladen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. Mai 1893. Nro. 5.

Über die Bewahrung der Freudigkeit in dem verborgenen Leben des Predigers.

Vortrag, gehalten auf der Berliner Pastoralkonferenz von Dr. E. Schmieder.

Eingesandt von P. M. Otto.

(Schluß.)

3) Es gibt in unsern Tagen viele neue löbliche Einrichtungen, um das christliche Leben zu heben, und diese Dinge treten in eine gewisse Öffentlichkeit und werden auch in kirchlichen Zeitschriften besprochen. Alles sehr schön, wenn nur die Werke nicht darunter leiden, von denen niemand berichtet, die aber dem Prediger befohlen sind. Wer einen großen Hausstand mit eigenen oder fremden Kindern, wer die Aufsicht über mehrere Schulen und eine zahlreiche, vielleicht sehr zerstreute Gemeinde hat, oder wer selbst leicht zerstreut wird, der wird für die Freudigkeit in seinem verborgenen Leben am besten sorgen, wenn er nicht zu vielerlei unternimmt, nicht oft von der Heimat sich entfernt und sich in stetem Zusammenhang mit dem ihm anvertrauten Berufe erhält, wie geschrieben steht: „lehret jemand, so warte er des Lehrens; regieret jemand, so sei er sorgfältig.“ „Der Herr, der ins Verborgene sieht, wird dirs vergelten öffentlich.“ Es gehe niemand von Hause weg, der nicht gesorgt hat, daß es zu Hause in bester Ordnung fortgeht. Je mehr nach innen, desto wichtiger. Das wichtigste ist die Ordnung im eigenen Herzen, dann die Ordnung Gottes in der Ehe und im Hause; dann die Ordnung in Schule und Gemeinde. Wer in dieser Ordnung seines Berufs etwas überspringt oder vernachlässigt, der störet Gottes Ordnung und kann die rechte Freudigkeit zu Gott in seinem inneren Leben nicht bewahren. Die Erziehung der Söhne, die noch in dem elterlichen Hause sind, fordert besonders die größte Treue und Wachsamkeit, vorzüglich dann, wenn der Vater als Prediger, wie es auf dem Lande häufig ist, die Pflicht hat, sie selbst zu unterrichten, wobei durch das Amt nicht selten unvermeidliche Störungen vorkommen. Es sind gerade aus Predigerfamilien viele vortreffliche Männer hervorgegangen; aber es fehlt auch nicht an traurige Beispielen, daß gerade Predigersöhne mißraten sind. Wenn ein Vater sich sagen muß, daß er es an der nötigen Sorgfalt, Wachsamkeit und Geduld hat fehlen lassen, weil er zu sehr dem nachhing, was ihm gemütlich war, welcher Wurm muß dann an der verborgenen Wurzel seiner Freudigkeit nagen. Ebenso

bedarf die Gemeinde der fortwährenden Wachsamkeit des Predigers, und ohne dieselbe wird auch eine vorzügliche Predigergabe nicht das Rechte treffen. Paulus sagt den Ältesten von Ephesus nicht, daß sie gute Predigten ausarbeiten sollen, sondern: „so habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche auch der heilige Geist gesagt hat zu Aufsehern, zu weiden—nicht blos zu lehren, sondern auch zu hüten—die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat." (Apg. 20, 28.) Und seinem Timotheus empfiehlt er zwar auch die Lehre, als eine Hauptsache, wie sie es ohne Zweifel ist, aber vor allen Dingen: „Habe acht auf dich selbst." (1 Tim. 4, 16.) Hast du Zeit und Gaben, um noch ein Übriges zu thun in Predigten, Bibel- und Missionsstunden, und kannst du mit deiner Gabe auch auswärts dienen, so thue es, aber nie mit Verwahrlosung dessen, was dir zunächst anvertraut ist, daß du ein gutes Zeugnis für dein Amt habest, von dem, der da recht richtet über eines jeglichen Werk. Aller Menschen Zeugnis kann dir keine Freudigkeit zu Gott geben, wenn dir dieses Zeugnis fehlt; keine Geringschätzung der Welt, keine Verkennung und Schmach kann dir die innere Freudigkeit rauben, wenn du das Zeugnis der Treue von deinem Herrn im Herzen trägst. Diese Freudigkeit bewährt und stärkt sich aber durch die zuversichtliche Fürbitte in Jesu Namen, für alle Seelen, die der Fürsorge des Predigers anvertraut sind, und wenn dann doch einzelne unter ihnen verloren gehen, so geht doch die Freudigkeit des Predigers nicht mit verloren, weil Gott sein Gewissen beruhigt und tröstet, wie einst das Gewissen einer Frau, deren Mann, ein Landschaftsmaler, in einer fremden Stadt gestorben zu sein schien, nachdem sie ihn bis zum letzten Atemzuge treu gepflegt hatte. Sie sank an seinem Bette nieder und betete; da übergoß sie Gott mit seinem Frieden. Nicht lange darauf erwachte er wieder und lebte noch, als sie mir dies erzählte. Keine Not, kein Erbarmungsschmerz, keine Schmach kann dem Prediger die Freudigkeit im verborgenen Leben zerstören, aber wohl das geheime Gefühl einer Schuld, die er sich und seinem Herrn nicht zu gestehen wagt.

4) Nun aber müssen wir endlich einen Punkt berühren, der besonders in unserer Zeit von der größten Wichtigkeit für die innere Freudigkeit des Predigers ist; dies ist seine Stellung zur Bibel, zur Kirchenlehre, zu seiner Konfession und zu den konfessionellen Parteiungen. Einem eifrigen jungen Prediger, der noch wenig geistliche Erfahrung und wissenschaftliche Umsicht hat, kann es leicht als das Sicherste erscheinen, sich zu der strengsten konfessionellen Partei zu halten, wodurch er schnell zum Heros wird und mit großer Freudigkeit auftreten kann, indem sein Eifer ihn aller jugendlichen Schüchternheit entbindet. Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß die Parteien, die sich für die Hebung des konfessionellen Sondergeistes gebildet haben, einem Bedürfnis der Zeit entsprechen und in einem Maße, das Gott kennt, berechtigt sind, wie dies auch dadurch sich bewährt, daß in verschiedenen Konfessionen und in verschiedenen Ländern gleichzeitig solche Parteien

erwachsen sind. Aber wenn ein Prediger nicht Gefahr laufen will, sich früher oder später bei der Beteiligung an einer solchen Partei unheimlich zu fühlen, und seine Freudigkeit zu Gott dadurch gefährdet, ja gestört zu sehen, so wird er vor dem Ergreifen der Partei, das Maß von Recht und Wahrheit, welches sie vor Gott hat, zu erkennen suchen, die Wahrhaftigkeit seiner eigenen Überzeugung von den Lehren, welche die Partei vertritt, und von dem Wert, den sie darauf legt, prüfen und seinen Beruf zum lauten Hervortreten für dieselbe erforschen müssen, weil er sonst zum Schaden seiner Seele leicht in Pharisäismus, Zelotismus und Heuchelei verfallen kann. Auch ist vor dem Herrn zu erwägen, ob die anvertraute Gemeinde von einer solchen Parteistellung ihres Predigers geistlichen Gewinn oder Schaden haben wird. Anders steht es mit der Konfession, welcher wir nicht durch eigene Wahl uns anschließen, sondern in die wir durch unsere Geburt versetzt sind, wie dies bei vielen Predigern jetzt auch schon mit der Union der Fall ist. Da wird die innere Freudigkeit in der Regel am wenigsten gefährdet, wenn der Prediger in der Konfession, in welcher er geboren und zu seinem Amt berufen ist, bleibt und sich's mehr angelegen sein läßt, innerhalb seiner Gemeinde und Konfession echte Christen zu erziehen, als auf den Grenzposten als Verteidiger sich hervorzuthun. Man darf die Augen nicht dagegen verschließen, daß die evangelischen Konfessionen Deutschlands, was ihr wirkliches Leben betrifft, sich sehr wenig durch Lehrdifferenzen unterscheiden, daß der wesentliche Unterschied mehr in einer verschiedenen Gemütsrichtung sich kund gibt, und daß auch hierin die provinziellen Richtungen schärfer auseinander treten, als die konfessionellen, daß z. B. der rheinländische Lutheraner sich leichter mit dem rheinländischen Reformierten versteht, als mit dem pommerschen, mecklenburgischen oder bairischen Lutheraner, und daß bei allem Hader der gegenseitige Austausch des Guten ungehindert fortschreitet, wie denn selbst die Altlutheraner, um sich zu erhalten, zu wesentlich reformierten Grundsätzen über das Verhältnis der Kirche zum Staate gedrängt worden sind. Wenn man nun diese Verhältnisse ansieht, nicht wie man sie machen möchte, sondern wie sie der Herr gefügt hat, wenn man nicht die Kirche regieren, sondern die Schäflein Christi in seiner Herde retten will, so wird man sich die freudige Gelassenheit in Gott nicht durch konfessionelle Beunruhigungen verkümmern. Insofern aber die Konfessionen nur bestimmte und geschärfte Ausgestaltungen der allgemeinen christlichen Kirchenlehre sind, und auf ihnen unser Zusammenhang mit der Christenheit überhaupt und die Art, wie dieser Zusammenhang geschichtlich vermittelt ist, beruht, stellen sie die ernstesten Fragen an das Gewissen des evangelischen Predigers, und die symbolischen Bücher verlangen von ihm ein gründliches Studium nicht bloß in Beziehung auf die Unterscheidungslehren, sondern ebenso sehr in Beziehung auf die allgemeinen Überzeugungen der Christenheit, und man darf es nicht aus der acht lassen, daß die augsburgische Konfession nicht sowohl ein trennendes, als verbindendes Mittelglied sein wollte, durch welches

die Übereinstimmung der evangelischen Bekenner mit der ganzen rechtgläubigen Kirche der Vorzeit dargethan werden sollte. Dennoch wird die Freudigkeit im verborgenen Leben des Predigers auch dann nicht gestört werden, wenn er sich mit der präzisen Fassung mancher kirchlichen Dogmen nicht völlig einverstanden weiß, insofern diese Fassung die Sache der künstlichen Terminologie und also Menschenwerk ist, wiewohl eine gereiftere Einsicht auch vor diesen Dogmenbildungen, an denen sich die begabtesten und frömmsten Kirchenlehrer der verschiedenen Zeitalter beteiligt haben, mehr Respekt haben wird, als ein eben in den ersten Vorübungen begriffener jugendlicher Verstand. Jedenfalls kann der sein Herz nicht vor Gott stillen, der sich, der Sache nach, arianischer, pelagianischer oder noch größerer Abweichungen von der Kirchenlehre bewußt ist; denn abgesehen von dem durch die Reformation gerichteten Papismus ist der Gehalt der Kirchenlehre die Wahrheit aus Gott, deren Quelle die heilige Schrift ist. Mit der Schrift aber sich in Widerspruch zu wissen, und doch evangelischer Prediger zu sein, dies verträgt sich so wenig mit einander, daß diesen Widerspruch niemand ertragen kann, ohne sein Gewissen zu verletzen und aller Freudigkeit zu Gott verlustig zu gehen. Freilich hängt die Freudigkeit des Predigers nicht davon ab, daß er unterschiedslos jeden Spruch und jede Geschichte, welche in der Bibel steht, als ein Evangelium betrachtet; denn in diesem Falle hätte Luther nach seinem gewagten Urteil über die Epistel Jakobi seine Freudigkeit verlieren, oder dasselbe feierlich zurücknehmen müssen. Es lassen sich eben solche geistliche Dinge nicht mit mechanischen Regeln bestimmen, so lüstern auch unser theologischer Formalismus danach ist; sie wollen geistlich gerichtet sein. Der geistliche Mensch kann sie aber richten, am sichersten bei sich selbst, und es dürfte nicht schwer sein; nach einer gründlichen und aufrichtigen Selbstprüfung über den Spruch Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt," und über den Glauben an die Auferstehung Jesu Christi kann ein jeder wissen, wie er zu Gottes Wort im allgemeinen, wie er zum Alten, wie zum Neuen Testament steht. Auch weiß dies im Grunde ein jeder, und, wie er sich da fühlt und findet, davon hängt prinzipaliter seine Freudigkeit zu Gott ab. Und ist der Glaube an den Sohn Gottes wirklich gesund, so wird auch die Übereinstimmung mit der Bibel im ganzen, mit der Kirchenlehre und den konfessionellen Symbolen so gestellt sein, daß die Freudigkeit im verborgenen Leben des Predigers durch keine Falschheit getrübt wird. Denn bei den Aufrichtigen hängt eben dies alles zusammen mit innerer Klarheit, Gewißheit und Freudigkeit.

5) Wo Gesundheit ist, da ist auch Freudigkeit; wo Glaube und Gewissen gesund ist, da ist auch Freudigkeit des verborgenen Lebens; denn das verborgene Leben ist das durch Glauben und Gewissen geordnete Leben des Gemüts. Die Gesundheit des Geistes kann aber nicht ohne stetes Wachstum sein, weil der Geist als Keim in den Menschen gelegt ist. Darum bittet auch Paulus Gott für die Kolosser, daß

sie wachsen mögen in der Erkenntnis Gottes (Kol. 1, 11), und Petrus ermahnt (2 Pet. 3, 18): „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ Und Christus selbst nennt sich den wahren Weinstock, an dem die Reben wachsen müssen, um Frucht zu bringen. Dieses Wachstum setzt aber nicht nur eine stetige Nährung mit dem Worte Gottes und kernhaften Gedanken anderer voraus, sondern auch ein unaufhörliches Vorarbeiten des dargebotenen Stoffes. Man kann dieses in den Predigten und anderen geistlichen Reden finden; indessen genügt dies nicht allen, auch vermögen nicht alle, die ganze Fülle ihrer eigenen innern Erkenntnis in die Form der Predigt zu fügen, so kann es geschehen, daß die innere Werkstätte des Geistes erschlafft, während die Predigten bei aller Lebhaftigkeit doch immer nur in demselben beschränkten Gedankenkreis, mehr mit Fertigkeit als mit Zeugungskraft, sich bewegen. Dadurch erlahmt die Freudigkeit und Frische des inneren Lebens, und zur Abwehr dieses Schadens ist manchen, besonders den Begabten, eine Anwendung der Mußestunden zu gründlichen theologischen Bearbeitungen sehr zu empfehlen, seien es Auslegungen der heiligen Schrift, oder patristische Studien, wozu man, außer Bekannteren, Hilarius Pictaviensis oder Johannes Damascenus vorschlagen könnte, oder Untersuchungen über einzelne Kirchenlehren nach dem Vorgang von Speners Buch über Natur und Gnade. Die Zeit kann man finden, wenn man zu einer solchen Erquickung des Geistes dem Morgenschlaf regelmäßig eine Stunde abbricht. Doch muß das Wachstum, um ein wirkliches Wachstum in der Erkenntnis Jesu Christi zu sein, nach dem Ausspruch: „Lasset uns wachsen an dem, der das Haupt ist, wachsen in allen Stücken.“ (Eph. 4, 15.) Denn alles wahre Wachstum eines gegliederten Ganzen, eines Leibes, vielmehr eines Geistes, ist immer ein allgemeines und gemeinsames aller Glieder, wenn es ein gesundes ist. Von diesem Wachstum wird der Wachsende kaum etwas wissen und bemerken; aber er wird den Segen davon verspüren, er wird in seinem inneren Leben an Frische und Freudigkeit zunehmen.

6) Geliebte Brüder in dem Herrn! Wir haben uns in einen Gegenstand vertieft, der scheinbar unerschöpflich ist; aber dies beruht nicht bloß auf der Fülle des Stoffes, sondern auch auf der Art der Behandlung. Wir haben eine logische Gliederung verschmäht, und sind, wie man sagt, ins Leben eingegangen; wir haben mehrere einzelene hervorragende Punkte, scheinbar mehr der Willkür und Neigung, als dem Gesetz der Notwendigkeit folgend, ins Auge gefaßt und unsere Betrachtungen und Ratschläge daran angeknüpft. Wir haben von der inneren Seelenarbeit, vom täglichen Selbstgericht, von der Treue im anvertrauten Berufe gesprochen, dann von der Übereinstimmung mit Konfession, Kirchenlehre und Bibel, alles freilich in Bezug auf die Bewahrung der Freudigkeit im verborgenen Leben des Predigers. Aber wie viele Punkte könnte man nicht noch so scheinbar zufällig ergreifen und hervorheben! Indessen sind wir doch nicht ohne den Faden der

Ariadne durch dies Labyrinth gegangen. Wir gingen aus von dem engsten Kreise, von der Predigerseele selbst, dann schritten wir fort in den weiteren Kreis von Beruf und Amt, dann in einen noch weiteren Kreis, den die Konfession und Kirche bildet. Endlich kamen wir zu dem Herrn, der alles umfaßt, zu Christo; er ist aber zugleich das innerste Lebenslicht der Seele; sind wir bei ihm, in ihm eingewurzelt und wachsend, so sind wir auch ganz und nun erst recht bei uns selbst. Da darf auch die Marthaseele des Predigers zur Stärkung ihrer Freudigkeit verborgene Marienstunden kosten, um in der Erkenntnis Christi zu wachsen, in der das ewige Leben ist. (Joh. 17, 3.)

7) Zum Schluß wollen wir noch um den Garten Gottes, das freudige Predigerherz, eine Mauer bauen, um drei böse Dämonen abzuwehren, die, wo sie sich einnisten, das Paradies zur Wildnis machen und alle Freudigkeit zerwühlen; sie heißen Geiz, Bitterkeit und Ungeduld. Der Geiz ist die Begierde zu haben, für sich zu haben. Der Apostel aber sagt: „Habet, als hättet ihr nicht!“ und dem entspricht das Zweite: Entbehret, als entbehrtet ihr nicht! Eine Art von Geiz ist auch der Ehrgeiz, die Begierde, Ehre vor den Menschen zu haben. Sie bringt das Scheinenwollen, die Arbeit für den Schein, mit sich, und das ist schlechte Arbeit und wirket böses Gewissen vor Gott. Die Demut aber will dienen, dem Nächsten zum Nutzen und Gott zu Ehren; die Demut erhält das Herz frei, weit und freudig in Gott. Die Bitterkeit ist der andere Dämon; sie befällt den Prediger so leicht, wenn ihm Gutes mit Bösem vergolten wird, wenn er schweren Undank erfahren muß, wenn er den Gottlosen ihm gegenüber sich brüsten sieht. Aber wenn du bitter wirst, beschädigst du dich selbst. Ein Prediger darf und soll, wo es sein muß, schelten, strafen, bedrohen, aber alles in der Liebe. Er muß vorher vergeben haben, allen vergeben, die ihm wehe thun, für alle Gott bitten, besonders für seine Feinde. So lange er in der Liebe bleibt, aber auch nur so lange, bleibt sein verborgenes Leben unangetastet in göttlicher Freudigkeit. Dann kann auch der dritte Dämon sich nicht bei ihm einnisten, die Ungeduld; denn sie ist eben auch Bitterkeit, nur ohne einen bestimmten Gegenstand; sie ist das Fallen aus der Liebe, ein Abgewendetsein von Gott oder ein Murren wider Gott. Von Ungeduld übereilt werden kann jeder, und das ist Schwachheit; in der Ungeduld verharren, das ist Sünde und frißt am Leben der Seele. Niemand hat mehr Ursache als der Prediger, sich das Wort zu Herzen zu nehmen: „Geduld ist auch Not, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfahet.“ (Hebr. 10, 36.) So wir aber in Christo bleiben, so müssen alle bösen Geister von uns weichen, auch Ehrgeiz, Bitterkeit und Ungeduld; und so bewahren wir in allen Arbeiten, Kämpfen und Trübsalen den Frieden Gottes und die Freudigkeit in der Tiefe des Gemüts, wo die verborgenen Quellen des Lebens aus Gottes Schoße in das zaghafte Menschenherz sich ergießen, Freudigkeit zu Gott auch an dem schrecklichen Tage des Gerichts. Das verleihe der barmherzige Gott uns allen durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Herrn! Amen.

Drei Fragen über Seelsorge.

Von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Schluß.)

Mochten in früheren Zeiten einzelne der Kirche sich fernhalten, so sind es heute große, unübersehbare Massen, die sich von der Kirche losgesagt haben. Gingen früher die Angriffe gegen die Kirche aus den Kreisen der Wissenden und Gebildeten hervor, so hat in unseren Tagen das gemeine Volk den Theorien einer ungläubigen Naturwissenschaft oder eines unsittlichen Materialismus gelauscht, um sie ins Leben zu übertragen, um sie praktisch zu verwerten. Gewissenlose Verführer betrügen das Volk um seine höchsten Güter. Die Kirche wird verächtlich gemacht, der geistliche Stand mit Kot beworfen, das Volksurteil verwirrt, die Volkssitte durchlöchert und untergraben. Die ärmeren Schichten der Bevölkerung sind durch die tägliche Not, durch den Kampf mit der Not stumpf geworden. Die wohlhabenden Klassen schwärmen zum großen Teil für Strauß und Feuerbach. Dies etwa ist die Lage der Gegenwart. Wie aber sieht die Macht aus, welche der allgemeinen Verderbnis steuern will, welche den Beruf hat, den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen? Uneinig, in sich zerrissen und zerklüftet, daß der Feind des Sieges bereits sich sicher glaubt. Die Gläubigen aber fragen sich: Was hat der Herr mit seiner Kirche vor? Die Zeichen der Zeit geben die Antwort: Das äußerliche Handeln trete zurück, auf daß das persönliche Einwirken auf unsere Gemeinden zur vollen Geltung komme. Man verstehe uns nicht falsch. Es gibt ein äußerliches kirchliches Handeln, da man auf die Stütze der Kirche in romanisierender Weise vertrauend die Bedeutung der Individualseelsorge nicht genügend würdigt. Wohl, es ist wahr: die Kirche ist ein göttliches Institut. Aber fast wäre man versucht, mit Bezug auf sie zu warnen: Halte nicht Fleisch für deinen Arm!

Ist es denn aber nicht gänzlich verfehlt, von dem persönlichen Auftreten und Handeln der Seelsorger solche hohe Erwartungen zu hegen? Das würde nur dann zutreffen, wenn die Seelsorger, losgelöst von dem Grund der Kirche, eigenmächtig etwa mit Berufung auf ihr Gewissen ihre poimenische Aufgabe zu lösen versuchten. Dies kann unsere Meinung nicht sein. Es ist selbstverständlich, daß die Kirche, näher die Gnadenmittel, Grund und Boden alles seelsorgerlichen Handelns bleiben müssen. Aber ebenso nötig ist, daß der Seelsorger seine ganze Persönlichkeit in sein Handeln, wenn der Ausdruck gestattet ist, hineinlege. Wir fürchten auch den Einwand nicht: Wie kann man denn die geistliche Versorgung von Tausenden von Seelen einer einzelnen Person anheimgeben? Wo war denn die Macht der Kirche, als der Apostel Paulus seine Missionsreisen unternahm? War es nicht vorzugsweise der Einfluß seiner durch Gottes Geist geweihten und geheiligten Individualität, der er nächst der Gnade Gottes seine Erfolge zu verdanken

hatte? Hat aber nicht unsere Zeit viel Ähnlichkeit mit der damaligen? Auch für die Gegenwart liegt die Bedeutung der Seelsorge in der vollen Entfaltung der „eigentümlichen Seelenpflege."

Die Zeiten sind vorüber, da man in der legalen Amtsführung, in der gewissenhaften Beobachtung der vorgeschriebenen Normen und Formen seine Hauptaufgabe zu erkennen glaubte, da man wohl auch mit dem Hinweis auf solche Beschäftigungen die Anklagen des Gewissens zu beschwichtigen suchte, wenn der Hilferuf geängsteter Seelen nach Spezialseelsorge verlangte. Unsere Zeit erheischt andere, intensivere, selbstverleugnende, schwere Arbeiten. Und es wird von der Erfüllung dieser Arbeiten abhängen, welcher Zukunft die Kirche entgegenzusehen hat. Von der vollen Würdigung, von der thatsächlichen und vielseitigsten Ausübung der Seelsorge hängt das Geschick der Kirche ab. Nur so kann und wird sie die Krisis, in der sie sich befindet, überstehen. So allein wird sie gereinigt und gekräftigt aus der Krisis hervorgehen, befähigt, auch die Gefahren und Versuchungen der Endzeit zu überwinden, von welchen die Apokalypse spricht. Werden die Gotteshäuser leerer, so muß um so mehr Fleiß auf die Predigt verwendet werden, um so dringlicher erscheint es aber auch, die dem Worte Gottes entfremdeten Massen auf seelsorgerlichem Wege zur Kirche zurückzuführen. Die materialistische Denkweise, die Unkenntnis und Verachtung der Heilswahrheiten, das Verschwinden der christlichen Sitte und was dahin gehört, das alles kann nur beseitigt, resp. geheilt werden durch persönliches seelsorgerliches Eingreifen. Nur ist zu beklagen, daß es vielfach an tüchtigen Männern und, wo diese vorhanden sind, an der nötigen Zeit fehlt. Die Kraft nachhaltigen Eingreifens aber beruht so wenig auf der schwachen Persönlichkeit des Seelsorgers, daß nur dann von Erfolg die Rede sein kann, wenn er die eigene Person hinopfert, um sie ganz in den Dienst der fremden Seelen zu stellen. Das ist das Geheimnis der Hirtenliebe. Hören wir den Amerikaner Beecher darüber („Vorträge über das Predigtamt," S. 212 ff.): „Die Liebe ist nicht sowohl eine Fähigkeit oder Kraft der Seele, als vielmehr ein gewisser Zustand, ein Verhalten des ganzen geistigen Wesens. Die Liebe umfaßt alles Menschliche, alle Geschöpfe, welche die Fähigkeit haben, glücklich oder elend zu sein, und es liegt in ihr das brünstige Mitgefühl und sehnliche Verlangen nach ihrem Wohl. Sie ist das Aussichherausgehen des Denkens und Empfindens und Mitfühlens auf unsere Nebenmenschen hin, und auf alles hin, was nur von uns Wohlthaten empfangen kann. Sie ist das Verlangen, daß alles, was wir denken, reden und thun, einen andern besser und glücklicher (und wir ergänzen: selig) mache. Sie muß voll Freude, Mut und Hoffnung sein, voll Güte und Segen. Die Liebe ist die Centralkraft des geistlichen Amtes. Es gibt nur einen Hauptschlüssel, der jede Thür öffnet, und das ist der goldene Schlüssel der Liebe. Mit diesem Zauberstabe können wir jede Seite des menschlichen Herzens und all sein Verlangen erreichen, und wenn wir überhaupt etwas zu geben haben, dann ver-

schafft die Liebe uns den Zugang zum Herzen, gibt uns die Kraft, dem Herzen nahe zu kommen, die Kraft, das Denken zu bereichern, die hungrigen Leidenschaften und Begierden zu besänftigen, den Winter der Seelen aufzutauen und den Boden für Aussaat und Wachstum des besseren Lebens zuzubereiten."

Paulus sagt 1 Thess. 2, 7: „Wir sind mütterlich gewesen bei euch, gleichwie eine Amme ihre Kinder pflegt." Der Blick der Hirtenliebe reicht weit, ihr Flug geht hoch. Sie will stärken, was schwach, befruchten, was dürr ist, kirchlichen Sinn und Liebe pflanzen, mehren, vertiefen, die Gemeinde erbauen zu einer Behausung Gottes. Die evangelische Seelsorge thut aber dies alles ausgehend von den Gnadenmitteln. In diesen erkennt sie nicht Erfindungen eines religiösen Genius. Ein solcher war Christus nicht. Was er einsetzt, ist göttliche Stiftung. Dahin gehören vornehmlich die Gnadenmittel: Wort und Sakrament. Den Wert derselben dem Volke wieder zum Bewußtsein zu bringen, ist Aufgabe der Seelsorger, welche als Haushalter über Gottes Geheimnisse, Verwalter jener von Gott gestifteten Mittel sein sollen, durch welche er selbst sein Werk treiben will in der Menschen Seelen. In seinem "Evangelischen Geistlichen" spricht sich Löhe dahin aus: „Gebrauche die alten Mittel in alter Weise und bleibe im Lehren, Lernen und Erfahren, in Anfechtung und Gebet, auf daß du zum Seelsorger reifest. Du wirst öffentlich und sonderlich, vielleicht in hundert und tausend Weisen deinen Pfarrkindern nahe kommen können; aber übertreibe es auf keine Weise, mit keinem Mittel, mit keiner Gabe. Thue in Einfalt das Deine. Brauche betend die uralten Mittel auf jede Weise, die sich indiziert, und laß Gott sorgen, wie es geraten werde." Das klingt gar einfach. Aber wo ist der Seelsorger, der es ausgelernt hätte?

A. Die seelsorgerliche Aufgabe gegenüber den socialen Notständen.

Die sociale Frage ist die entscheidende in unserer Zeit geworden. Die Kirche hat den Beruf, an der Lösung dieser Frage thatkräftig mitzuarbeiten. Daß die Kirche die größte und segensreichste sociale Macht ist, muß dem Volke wieder zum Bewußtsein kommen. Speciell die Seelsorge hat ein besonderes Interesse der socialen Frage zuzuwenden; denn das hungernde Volk kann Vertrauen nur solchen Hirten entgegenbringen, bei welchen es Verständnis für die socialen Notstände erblickt und Bereitwilligkeit, die Arbeiterlage zu verbessern. Wer der Seele helfen will, darf den Leib nicht übersehen.

Der Socialismus ist, wie einer gesagt hat, der auf das sociale Leben angewandte Materialismus. Trägt auch die Gesellschaft die Hauptschuld an seinem Entstehen, so ist doch auch die Kirche nicht ohne Mitschuld. Staat und Kirche reichen sich die Hände, um gegen dieses ebenso staatsfeindliche wie irreligiöse Produkt der modernen wirtschaftlichen Verhältnisse anzukämpfen. Es ist begreiflich, daß der Staat seine Aufgabe hierbei in anderer Weise zu lösen hat als die Kirche. Gleichwohl herrscht hierüber gerade auf kirchlicher Seite viel Unklarheit

und Verwirrung. Nur der Staat hat den Beruf, zu den rein volkswirtschaftlichen Fragen Stellung zu nehmen. Die Kirche gehen diese gar nichts an. Sie hat sich kein Urteil anzumaßen über wirtschaftliche Systeme, über Staatshilfe, Gewerbefreiheit, Zunftzwang, Freihandel, Schutzzoll, Steuern, Arbeitslohn, Arbeitsvertrag, Normalarbeitstag. Das alles ist Sache des Staates.

Die Seelsorge hat sich ausschließlich nach dem Vorbild ihres Herrn und der Apostel zu richten. Die sociale Frage ist, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in Wirklichkeit so alt wie die Menschheit. Auch Palästina war zur Zeit Christi von dieser Frage berührt. Was aber that der Herr? War er vielleicht socialer Parteimann? Gründete er Genossenschaften? Nichts von alledem. In jenem unter der römischen Herrschaft heruntergekommenen und ausgesogenen jüdischen Lande hat der Herr, umgeben von den schauerlichen socialen Verhältnissen, auf Schritt und Tritt umdrängt von Elenden, die unter dem Druck der Verhältnisse kaum atmen können, wo der Knecht dem Herrn, der Mitknecht dem Mitknecht verschuldet ist, wo der ungerechte Haushalter mit dem Schuldner durch Betrug und Fälschung sich gemeinschaftlich zu helfen suchen, und der Gläubiger den Schuldner würgt und vor den Richtstuhl schleift, wo die barbarische Sitte die Familien trennte, Weib und Kind verkaufen ließ und Unglückliche in den Schuldturm warf, von wo sie nicht eher herauskamen, als bis der letzte Heller bezahlt war: da hat der Herr nichts anderes gethan als den Armen das Evangelium gepredigt, zerstoßene Herzen geheilt, den Gefangenen die Erlösung, den Blinden das Gesicht, den Zerschlagenen die Freiheit, den Mühseligen und Beladenen Ruhe und Erquickung für die gequälte Seele verkündigt und die weltüberwindende, heilende, aus dem Glauben geborene Liebe und Erbarmung geübt und in die Herzen gepflanzt. Auch unsere Reformatoren haben sich nach diesem Vorbild gerichtet. Nur ein Geschichtschreber wie Janssen konnte Luther den Vorwurf machen, daß „sein Anschluß an die Revolutionspartei eine vollendete Thatsache war.“ Luther war das „Werkzeug für die politisch-kirchliche Umwälzung.“ Darum hatte er „mit Hutten enge Kameradschaft geschlossen.“ Wie anders rühmt die wahrheitsgemäße Geschichtsforschung an Luther, daß er niemals die Hand zu einem Umsturz geboten hat! Gerade den Schwarmgeistern gegenüber, welche die Schrift dazu mißbrauchten, neue sociale Systeme auf sie zu gründen, setzt er sein ganzes Vertrauen auf die wiedergebärende Kraft des Evangeliums.

Auch die Seelsorge soll an ihrem Teil in Wort, Rat und That das sociale Elend auf keinem anderen Weg zu heben suchen, als den der Herr vorgeschrieben hat. Sie soll mit klarem Verständnis auf die Nöte, Schäden und Sünden der Gegenwart eingehen, in allen Tönen des Ernstes und der Liebe die Zeitsünden strafen, alle falschen Bildungsideale und verkehrten Zeitrichtungen freimütig aufdecken und bekämpfen. Sie soll gegen die Selbstsucht die Liebe, gegen den Neid und Haß weckenden Luxus der Reichen die christliche Mäßigkeit und Genügsam-

keit, gegen die fleischliche Genußsucht und das Aufgehen im Diesseits das ewige Leben, die himmlischen Güter und das zukünftige Gericht, gegen die Zügellosigkeit die Schranken der göttlichen Gebote und den Gottesglauben als den Quell aller Ehrfurcht auch vor den menschlichen Eltern, vor Gesetz und Obrigkeit unermüdlich und nachdrücklich betonen.

Man hat gerade der protestantischen Geistlichkeit hin und wieder den Vorwurf gemacht, daß sie sich weniger zu der notleidenden Klasse hingezogen fühle als zu den Wohlhabenden. Wäre die Anklage begründet, so würde der Seelsorge ein übles Zeugnis damit ausgestellt; denn so sehr diese das Gewissen der Hohen zu schärfen hat: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt;“ auch der geringste Mensch soll von euch nicht als bloße Arbeitskraft angesehen werden, sondern als Träger einer unsterblichen Seele! so sehr hat sie es als ihre Aufgabe anzusehen, die Geringen mit ihrem Los zufrieden und genügsam zu machen. Ist auch die ungleiche Verteilung des Besitzstandes eine gottgewollte, so gibt es doch zuweilen eine Art zu Eigentum zu kommen, auf welche Proudhons scharfes Wort paßt: Eigentum ist Diebstahl. Die unnatürliche Gestaltung unseres Wirtschaftsbetriebes veranlaßt die unnatürliche Ungleichheit des Besitzes. Die drohenden Worte des Propheten gegen die, die ein Haus an das andere reihen, und die Strafreden des Apostels Jakobus wider die Reichen, die den Arbeitern den Lohn abbrechen und ihre Herzen weiden als auf einen Schlachttag, stehen nicht umsonst in der Bibel. Das lieblose und grausame Ausbeutertum zu strafen, darf sich die Seelsorge nicht nehmen lassen. Nur darf sie aus dem Evangelium keinen socialpolitischen Kodex machen. Wir leugnen nicht, daß die Schrift für alle Zeiten passende ethische Grundsätze und Normen kennt, welche eine praktische Anwendung auf das sociale Gebiet finden dürfen. Aber allgemeine ethische Grundsätze sind nicht zu verwechseln mit socialpolitischen Einzelurteilen. Das schließt nicht aus, daß die Seelsorger als die Freunde, Berater und Wohlthäter des Volkes unter gewissen Umständen es für ihre Pflicht ansehen können, ihre persönlichen Erfahrungen und Gaben geltend zu machen bei der Organisation wechselseitiger Unterstützung, bei der Einrichtung von Altersversorgungs- und Sparkassen, bei der Fürsorge für die Frauen, die Kinder, die Kranken, oder bei anderen gemeinnützigen Bestrebungen zum besten der arbeitenden Klassen. Doch sollen sie nicht wähnen, daß mit all solchen Einrichtungen das sociale Übel an der Wurzel angepackt wäre. Viel mehr versprechen wir uns davon, wenn die destruktive Weltanschauung der socialistischen Ideen in ihrem Unwert dargestellt wird. Die sittlichen Kräfte des Volkslebens zu stärken und zu stählen, eine religiös-sittliche Erneuerung aller Volkskreise im Geiste des Evangeliums anzubahnen, den Sauerteig des Evangeliums unter das fade und geschmacklos gewordene Mehl des Volkslebens zu mengen, bei den allzu umfangreichen Parochien unterstützende Kräfte heranzuziehen und anzustellen: das müssen die Zielpunkte der Seelsorge für die Aufgaben der Gegenwart sein.

Vier Punkte möchten wir hierbei den Seelsorgern ganz besonders an das Herz legen. Hierher gehört vor allem die viel besprochene Sonntagsfrage. Jeder Verständige sieht heutzutage ein, daß die zunehmende Verwilderung der Jugend und des Volkes auf Rechnung der Entheiligung des Sonntags zu setzen ist. Die meisten Laster, Vergehen und Verbrechen pflegen am Sonntag verübt zu werden. Darum verlangen auch solche, welche sonst der Kirche gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen, die Sonntagsruhe zurück. Ganz abgesehen aber von der außerordentlichen Bedeutung des Sonntags für die physische und moralische Gesundheit des Volkes, wird speciell die Seelsorge aus religiösen Gründen die Sonntagsfrage zu einem Abschluß zu bringen suchen müssen, der ihre Ausübung erleichtern hilft. Wo keine Sonntagsheiligung, da kann auch keine Seelsorge einsetzen. Darum tritt letztere für die Einschränkung der sonntäglichen Arbeit, für die Wiedergewinnung des christlichen Sonntags aus eigenstem Interesse ein; und es liegt darin weder ein Zugeständnis an den Socialismus noch eine captatio benevolentiae. Die Seelsorge hat zu viel Selbstachtung, als daß ihr solche unlautere Motive untergeschoben werden dürften.

Ein zweiter Punkt betrifft die Wohnungsfrage. Ist es denn zu viel verlangt, wenn der Arbeiter Anspruch auf eine gesunde, anständige Wohnung erhebt? In welchen ungesund dumpfen Räumen verrichtet er des Tags über seine Arbeit. Wie viel wäre erreicht, wenn das Beispiel edelgesinnter Menschenfreunde allerorten Nachahmung fände! Wie haben sich solche um ihre Arbeiter durch Wohnungsbauten verdient gemacht! um nur zu erinnern an Stumm in Neukirchen, Dollfuß in Mülhausen, Metz in Freiburg, Sarasin in Basel, König u. Bauer in Oberzell, Zeltner in Nürnberg. Ekel ergreift die Besucher dieser dichtbevölkerten Häuser, der Brutstätten physischen und moralischen Schmutzes, wo dürftigst gekleidet Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters zusammenkauern und in Unsittlichkeit und Verbrechen verstrickt werden, ehe sie es sich versehen. Die neueren Romanschriftsteller aber nehmen am liebsten in ihren die Sinnlichkeit erregenden Büchern solche Stätten des tiefsten socialen Elends zum Hintergrund ihrer Erzählung.

Das führt uns auf die Gefahren der Presse, welche die Seelsorge nie aus den Augen lassen sollte. Die Presse ist die größte Macht der Welt. Die unsittliche Presse ist die verderblichste satanische Giftsaat. Diese auszurotten, muß der Seelsorge eifrigstes Mühen sein. Eher kann kein Wandel im Volk geschafft werden. Christliche Volksschriften zu verbreiten, christliche Volksbibliotheken zu gründen, eine Litteratur zu schaffen im großen und kleinen Stil, welche für die christliche Weltanschauung eintritt, gehört in unseren Tagen zu den dringlichsten Berufspflichten der Seelsorge.

Endlich sei erwähnt die Aufgabe der Seelsorge, den sittlichen Wert der Arbeit und jeglicher Berufserfüllung dem Volk aufs neue einzuprägen. Mit Recht hält Luther alle ehrliche Berufsarbeit für Gottes-

dienst. Diese Wahrheit ist unserem Geschlecht ganz abhanden gekommen. Die Arbeit als unvermeidliches Übel anzusehen ist eine durchaus unevangelische Anschauung (vgl. 1 Kor. 7, 20—23 und unsere Bekenntnisschriften). Nur dann, wenn die Seelsorge auf all den berührten Seiten einsetzt, um das verblendete und verirrte Volkswesen in die richtigen Bahnen zu leiten, ist eine Versöhnung der miteinander ringenden wirtschaftlichen Interessen möglich und ausführbar. Nur so kann der sociale Notstand gehoben und der drohenden Revolution vorgebeugt werden. Großes erhoffen wir von dem neueren Eingreifen des Staates in die sociale Bewegung. Noch Größeres könnte gewissenhaft geübte Seelsorge erreichen; denn die sociale Frage ist mehr als Magenfrage und kann endgültig nur auf geistig-seelischem Gebiete gelöst werden.

B. Die seelsorgerliche Aufgabe gegenüber der Entfremdung der Massen.

Die Parochien zumal unserer großen Städte sind viel zu umfangreich geworden, als daß von einer Individualseelsorge überhaupt noch die Rede sein kann. Wie soll ein einzelner Pfarrer, dessen Gemeinde 20—30,000 Seelen und darüber zählt, es anfangen, Seelsorge zu treiben, da er die wenigsten kennt und dazu seine Zeit durch Predigten, Kasualien und Amtsführung vollauf in Anspruch genommen ist? „Wie kann die Entfremdung von der Kirche wundernehmen, wenn die Leute keine Kirche mehr sehen noch hören, wenn in dem Häusermeer unserer Städte keine Türme gen Himmel weisen, kein Glocken- und Orgelton in den Lärm des geschäftlichen Treibens nach oben rufend hineinschallt?" (Uhlhorn.) Hierin liegt die allernötigste Aufgabe, die zuerst erfüllt werden muß, soll anders die Seelsorge einen Boden finden. Die Parochien müssen geteilt, eine größere Zahl von Pfarrern muß angestellt, Kirchen und Kapellen müssen errichtet werden. Sind diese Bedürfnisse befriedigt, so hat die Seelsorge einen Mangel zu ergänzen, der die kirchliche Entfremdung unserer Städte leicht erklärt: sie hat evangelisches Gemeindeleben zu gründen, das ganz abhanden gekommen zu sein scheint. Erst dann, wenn der einzelne erfährt, daß es doch eine Gemeinde gibt, „in der er vollberechtigt einen bestimmten Platz hat, wo er Herzen findet, die ihm zugethan sind, und Hände, die zufassen, wenn er in Gefahr ist zu fallen" (Uhlhorn), erst dann wird er wieder wissen, was er an der Kirche hat. Es hilft nichts, daß wir hinüberschielen nach dem Vereinswesen der römischen Kirche, daß wir deren Einrichtungen nachzuahmen und zu vervollkommnen suchen. Das Vereinsleben ist nur ein dürftiger Ersatz für das Gemeindeleben. Dieses muß wieder aufgebaut werden, wenn es besser werden soll.*)

---

*) Die Frage der Massengemeinden kann hierzulande glücklicherweise — je nachdem man es ansieht, auch leider—nicht aufkommen. Das Bestreben, eine Gemeinde zu sammeln oder zusammenzuhalten, der die Kräfte des Pastors nicht gewachsen sind, führt immer zu Schädigungen. Wenn es auch gelingt, die Abzweigung von Gemeinden der eigenen Denomination zu verhindern, so gelingt es meist umsoweniger, der Konkurrenz anderer in Lehre

Einen weiteren Grund für die Entfremdung der Massen sehen wir darin, daß das Volk die Achtung vor der Kirche zu sehr verloren hat. Es sei fern, der Kirche allein die Schuld dafür aufzubürden. Aber wenn wir fragen: hat die Kirche allezeit dafür gesorgt, daß ihre Wertschätzung unter dem Volke aufrecht erhalten werde? so wird die Antwort von Sünden reden müssen, die beschämend auf die Kirche zurückfallen, und die sie mahnen, das Selbstgericht am Hause Gottes zu beginnen. Zu solchen Sünden zählen wir die immer lässiger werdende Kirchenzucht. Die bei vielen Sekten herrschende Zucht bildet einen Hauptmagnet für manche Leute. Und wie sieht es mit unserer Kirchenzucht aus? Muß nicht jeder, der den Kindern das sechste Hauptstück auslegt, darüber erröten, daß er von Theorien spricht, welche in der Praxis fast ganz ausgestorben sind. Es ist nun einmal dem Geistlichen als berufenen und verordneten Diener Christi nach Schrift und Bekenntnis das Schlüsselamt übergeben. Warum braucht er es nicht? Wird er nicht auch über die Führung dieses Amtes dereinst Rechenschaft ablegen müssen? Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeiten, mit denen die Neueinführung einer kirchlichen Sitte zu kämpfen hat, welche auf die größte Antipathie unserer Zeit stößt, und wir wünschen nichts weniger als das Oktroyieren dieser Sitte, wenn die Gegenströmung so mächtig sein sollte, daß man auf jegliche Mitwirkung der Gemeinde verzichten müßte, oder daß vielleicht gar durch Zwang mehr geschadet als genützt würde. Aber sollte es der Seelsorge so ganz unmöglich sein, die Gegner davon zu überzeugen, daß eine Schädigung der individuellen Freiheit, dieses Lieblingsgötzen der Gegenwart, in keiner Weise aus der Kirchenzucht hervorgeht, daß vielmehr gerade die Freiheit der Kirche, ihr Lebenselement, gebieterisch darauf dringen muß, daß Zucht geübt werde, damit nicht jedem Individuum freisteht, sie zu mißhandeln und

---

und Kultus verwandter Denominationen wirksam zu begegnen, und so löst sich die Frage der Massengemeinden immer wieder von selbst.

Es ist vielmehr die umgekehrte Frage, die sich oft manchen Pastoren und Missionsbehörden nahelegen mag: Wie klein können und dürfen Gemeinden sein, die man als besondere Gemeinden ins Leben ruft, vielleicht unter Mithilfe der betr. Denomination? Es findet ja in vielen Fällen eine solche Zersplitterung der Kräfte der Gemeindeangehörigen und eine nur teilweise Verwendung der pastoralen Kräfte statt, daß vielfache Schädigungen daraus entstehen.

Das ganze Gemeindeleben wird oft so sehr der Erhaltung der äußern Existenz des Kirchenwesens dienstbar gemacht, daß der eigentliche Zweck des Bestandes einer Gemeinde beinahe aus dem Gesichtskreis entschwindet. Ebenso kann es geschehen, daß der Pastor seine geistigen Kräfte zum großen Teil brachliegen lassen muß, während er auf der andern Seite sich umsomehr anstrengen muß, um seine Existenz — nicht etwa zu sichern — auch nur zu ermöglichen. So kommt es, daß eine zuweitgehende Zersplitterung zu gegenseitigen Schädigungen führt. Wer allerdings des Glaubens ist, daß die Schädigung einer andern Denomination an sich schon ein Gott wohlgefälliges Thun sei, dem werden freilich derartige Fragen wenig Bedenken machen.

Unter solcher Zersplitterung leidet die Seelsorge und die Kirchenzucht gerade so sehr wie unter der Anhäufung unübersehbarer Massen zu einer nominellen Kirchengemeinde. Ein solches Gemeindlein will, darf und kann keines seiner Glieder verlieren, weil seine äußere Existenz darunter leiden würde, und wenn der einzelne in einer großen Massengemeinde zu wenig beachtet werden kann, so geschieht es zu leicht, daß er in einer zu kleinen Gemeinde notgedrungen zuviel beachtet werden muß. Das ist auch vom Übel.

ihren Glauben und ihr Leben ungerügt zu verhöhnen? Dazu wird es der Seelsorge leicht sein, den Beweis zu führen, daß die Furcht vor hierarchischem Mißbrauch der Amtsgewalt in unseren Tagen völlig unbegründet ist. Nur muß die Seelsorge allezeit auch den Schein meiden, als ob sie irgendwie zum Glauben zwingen wolle. Sie hat darauf zu achten, daß die wenigen Reste von Zucht, wie sie sich vornehmlich in ländlichen Gemeinden noch finden, aufrecht erhalten werden. Endlich darf sie nie vergessen, daß nicht die Zuchtmeister, sondern die Väter den Bau der Kirche fördern (1 Kor. 4, 15), und daß auch in der Zucht die Liebe das gesegnetste Mittel ist. Aber Zucht muß sein. Und so lange sie fehlt, darf sich die Seelsorge über die Entfremdung von der Kirche nicht wundern.

Von der Sorgfalt, welche die Seelsorge auf die kirchliche Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend, zumal während der Zeit des Konfirmandenunterrichts zu verwenden hat, haben wir schon früher geredet. Die Zukunft der Gemeinde hängt von der Jugend ab. Wie unrecht ist es dann, wenn die Seelsorge die Jugend für immer entläßt, sobald die Handlung der Konfirmation vorbei ist. Wie heilsam würde sich eine Modifikation unserer Katechumenatspraxis erweisen, wenn die Seelsorge, ohne den üblichen Konfirmationstermin zu verschieben, die jungen Gemeindeglieder noch einige Jahre lang um sich sammelte, um einen kirchlich bewußten Laienkern zu gewinnen, der aktions-willig und fähig für die eigene Kirche und reaktionstüchtig gegen die Propaganda anderer Konfessionen oder der Sekten wäre, und der zugleich einen Krystallisationspunkt für die übrigen Gemeindeglieder bilden würde, deren kirchliches Bewußtsein durch das Vorbild der Jüngeren gewiß gestärkt würde. Höfling und Zezschwitz können nicht genug diesen Vorschlag empfehlen, und wer da weiß, wie die Sorge für die Bewahrung der konfirmierten Jugend oft schon die Thür zur ganzen Familie geöffnet hat, wird uns darin beistimmen, daß zur Beseitigung der kirchlichen Entfremdung die Gewinnung der Jugend der erste Schritt ist.

Es hängt mit der ganzen Entwicklung unserer modernen socialen Verhältnisse zusammen, daß die Ausübung der Seelsorge außerordentlich erschwert ist. Und das Problem: Wie kann denn durchgreifend und andauernd geholfen werden? kann noch lange auf endgültige Lösung warten. Doch wird man der Christenheit unserer Zeit die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit der Seelsorge einsetzt, wo, wie und wann sie nur irgend kann. Die Anstaltsseelsorge, d. i. die geistliche Versorgung der Korrektionshäuser und Gefängnisse, der Irren- und Krankenhäuser, wird man jetzt wohl allerorten antreffen.*) Und wer kennete nicht das weitverzweigte Gebiet der Inneren Mission, dieses Schoßkindes der Seelsorge? Großartig waren die Anstalten, welche die christliche Liebe gründete zu den Zeiten eines Basilius. Aber die Innere Mission in ihrer jetzigen Entfaltung hält den Vergleich mit allen Perioden aus, in welchen christliche Barmherzigkeit thätig war. Freilich

*) Das läßt sich wohl schwerlich in demselben Maße hierzulande sagen.

können wir nicht leugnen, daß die Innere Mission wie jedes Schoßkind seine Mängel und Schwächen hat. Sie will sich nicht immer in die subordinierte Stellung der Kirche gegenüber fügen. Und während im apostolischen Zeitalter der Diakonat und der amtliche Dienst in völliger Harmonie waren, kommt es bei der Ausübung der christlichen Vereinsthätigkeit gar manchmal zu Reibungen mit der Kirche und zu Verstimmungen über sie. Dieselben werden nicht eher verschwinden, als bis das Verhältnis zwischen Kirche und Innere Mission eine prinzipielle Regelung gefunden hat. Erst dann wird die Seelsorge sich voll und ganz ausbreiten können im Dienst der Kirche auf dem Weg der Inneren Mission.

Die Innere Mission hat ihr prinzipielles Recht in den Ausnahmszuständen, in denen wir leben, und die nicht bloß die Ordnungen der Kirche, sondern die der ganzen Gesellschaft mit Verfall und Auflösung bedrohen. Diesem bestehenden Gesamtverein der Verderbensmächte unserer Zeit gegenüber, sagte Wichern mit Recht in seiner bekannten Denkschrift (1848), sei die Einzelthätigkeit nur eine Plänkelei von geringer Wirkung. Auch die bis dahin von Staat und Kirche in Bewegung gesetzten Mittel erweisen sich als bei weitem nicht ausreichend. Was allein helfen kann, sei eine Organisation des Glaubens und der Liebe, eine Organisation aller Vereine unter einer centralen Oberleitung, damit ein einheitlich geleitetes Netz die evangelische Kirche Deutschlands umspanne und so dem massenhaften, organisierten Verderben entgegenarbeite. Gewiß ein kühner Gedanke! Und wer freute sich nicht darüber, daß freie Vereinigungen die kirchliche Amtsthätigkeit unterstützen und mit Berufung auf das allgemeine geistliche Priestertum die Zurückführung der Massen zur kirchlichen Ordnung erstreben! Die Massenhaftigkeit des Elends gestattet nicht bloß, sondern fordert solche neuen Mittel. Der Diakonat, diese „Erstlingsfrucht christlicher Liebe," ist das beste Vorbild für die Innere Mission. Und wenn die Kirche nicht genug Charpie für die klaffenden Wunden (Johannes Falk) besitzt, wer wollte es der freien Liebesthätigkeit wehren, an ihrem Teil dem Verfall christlichen und kirchlichen Lebens zu steuern? Es wäre somit ebenso unklug wie unrecht, wenn die Kirche aus Eifersucht oder anderen Motiven eine kühl reservierte Stellung den neuen Bestrebungen gegenüber einnähme oder gar dieselben zu verdächtigen und zu hintertreiben suchen würde. Nur darf und muß die Kirche verlangen, daß sie bei allen Einrichtungen gehört werde. Der Kirche muß das Vaterrecht vorbehalten werden. Eine Richtung, welche über den Kopf der Kirche hinweg, wenn wir so sagen dürfen, die letztere vertreiben, verschlingen, unnötig machen will, ist ungesund und verderblich. Die Kirche muß von der Inneren Mission stets als die Hauptperson respektiert werden. Die Kirche darf nie beiseite gesetzt werden. Das kirchliche Amt ist ein göttliches Institut und dafür in der Welt, „daß es den festen und verantwortlichen Mittelpunkt für alle geistliche Wirksamkeit der Gemeinde bilde," also auch für die Innere Mission (Harnack). Das gesamte

seelsorgerliche Wirken der Inneren Mission muß durchzogen und getragen werden von innerkirchlichem Geist. Sobald die Innere Mission als ein „fertiger Organismus“ neben die Kirche sich stellt, und nicht in ihr steht und aus ihr herauswächst, sobald sie vergißt, daß sie nur Surrogat und Notorgan ist, sobald ist Gefahr vorhanden, daß sie das reformatorische Grundprinzip von Glaube und Werken verwischt, und daß sie die für alle Zeit gleich geltenden und ausschließlich heilwirkenden göttlichen Gnadenmittel nicht gebührend würdigt (vgl. v. Zezschwitz § 376, S. 591). Umgekehrt: Stellt sich die Innere Mission auf den Boden des Bekenntnisses der Kirche, bewegt sie sich innerhalb der notwendig zu steckenden Grenzen, respektiert sie die kirchlichen Ordnungen, so hat sie einen festen Halt an der Kirche und wird zum Baum erstarken, dem auch die Sturmwinde eines kirchlich-indifferenten Humanismus nichts anhaben können. Einigkeit macht stark; Unfriede zerstört. Aber auch die Kirche vergesse nie des Dankes, den sie der Inneren Mission schuldig ist. Sie sperre und sträube sich nicht gegen eine freie Eingliederung der Inneren Mission in den kirchlichen Organismus, wenn ihre Prinzipien dabei unverletzt bleiben. Die Innere Mission ist für die Kirche ein kräftiger Weckruf und eine heilsame Bußpredigt.

Wäre freilich gleich von vornherein bei der Gründung der Inneren Mission ihre Stellung zur Kirche prinzipiell erörtert und festgesetzt worden, so würde die Restitution des kirchlichen Diakonats auf weniger Schwierigkeiten gestoßen sein; denn dieser muß der Zielpunkt der ganzen Bewegung sein, und erst dann, wenn er nach der Analogie der ältesten christlichen Kirche hergestellt ist, wird die Seelsorge ein kräftiges Mittel in Händen haben, um der Entfremdung der Massen erfolgreicher zu widerstehen, als es ihr bisher gelungen ist. Bei der allgemeinen Bekanntschaft des Werkes der Inneren Mission erachten wir es für überflüssig, die Einzelthätigkeiten dieses Werkes namhaft zu machen, die in gleicher Weise die intellektuellen, die sittlichen, die physisch-ökonomischen und socialen Notstände zu lindern und zu heben suchen.

C. Die seelsorgerliche Aufgabe gegenüber dem Eindringen der Sekten. *)

Es verdient die ernsteste Beachtung, daß gerade in der neueren Zeit die Sektenpropaganda für unsere deutsche evangelische Kirche einen

*) Auch dieses Kapitel nimmt unter den hiesigen Verhältnissen eine ganz andere Gestalt an. Eine durch staatliche Einrichtungen bevorrechtete Kirche gibt es eben nicht und darum auch in dieser Hinsicht keine Sekten. Dagegen fehlt es nicht an anspruchsvollen Denominationen, die unter der Prätension, die allein wahre Kirche zu sein, die Schädigung anderer als mit in ihrer Aufgabe begriffen ansehen. Am ausgesprochensten ist das in der römischen Kirche; es gehört zu den beschworenen Pflichten eines Bischofs, die Ketzer nach Möglichkeit zu verfolgen. Aber auch anderswo hält man die Bekämpfung anderer Kirchen an sich schon für eine heilige Pflicht, oder mit andern Worten, man spricht jeder anders gearteten Kirchengemeinschaft das Existenzrecht ab, oder wenn man auch nicht so weit geht, so wird doch die „Seelenrettung“ für die eigene Kirche mit einem Eifer und mit Mitteln betrieben, die einen unbefangenen Beobachter leicht an Matth. 23, 15 erinnert.

Wenn es nun auch nicht recht ist, Böses wieder mit Bösem zu vergelten, so ist es ebenfalls nicht recht, solchen Angriffen gegenüber still und unthätig zu sein. Wir sollen das, was uns anvertraut ist, ebensowenig durch Raub mindern lassen, als wir es durch Raub zu

gefährlichen Charakter anzunehmen beginnt, und unsere Kirche wird gut thun, den Grund hierfür in Zuständen zu suchen, an welchen sie selbst nicht unbeteiligt ist. Wo eine persönliche Fühlung zwischen dem Seelsorger und den Gemeindegliedern vorhanden ist, und das Bedürfnis der letzteren nach intensiverer Gemeinschaft und wahrhafter Erbauung befriedigt wird, findet der Sektengeist in der Regel keinen Boden. Durch prophylaktisches Vorgehen, durch Pflege und Aufmerksamkeit, welche sich besonders auf die bewußten und entschiedenen Gläubigen richtet, wird der Seelsorger der sektiererischen Entartung am besten vorbeugen. Reicht dies nicht aus, so wird sich das echte Hirtentalent durch Heranziehen dieser Kräfte „für werkthätige Liebe und die Verwertung derselben für die vor allem zu pflegenden Versammlungen der ganzen Gemeinde" bewähren (v. Zezschwitz).

Insonderheit mißbillige und unterdrücke der Seelsorger jegliches Konventikelwesen, denn wie oft hat solches in der Sekte seinen Abschluß gefunden! Sucht er aber die Leitung der separierten Erbauungsvereine in die Hand zu nehmen, dann leidet seine Thätigkeit bei allen denen, welche nicht zu diesem Privatzirkel gehören. Bibelstunden einzuführen, an welchen alle in gleicher Weise teilnehmen können, ist durchaus geraten. Daneben empfiehlt sich die Belebung der öffentlichen Gottesdienste durch liturgische Akte, die Wiedereinführung der Privatbeichte neben der allgemeinen und die Ausübung der nötigsten Kirchenzuchtsmaßregeln. Der Sektengeist hätte bei uns niemals Verbreitung gefunden, wenn die Kirche ihre Pflichten vollständig erfüllt hätte.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Dämon des Sektengeistes, „der Sinnen und Gedanken völlig in Beschlag nimmt, daß jedes vernünftige Wort dagegen rein verloren ist" (Palmer), bereits seine Wohnung in der Gemeinde aufgeschlagen hat. Alsdann hat die Seelsorge mit dem göttlichen Wort die donatistischen Verkehrtheiten der Sekte zu beleuchten. Hat der Herr nicht ausdrücklich verboten, das Unkraut vor der Zeit auszureißen? (Matth. 13.) Zeigen uns nicht die Bilder vom Senfkorn und vom Sauerteig, wie der Herr das Wachstum und die Entwickelung des Reiches Gottes im Menschenherzen sich vorstellt? Lehrt uns nicht die Kirchengeschichte, daß aller Separatismus

---

mehren suchen sollen. Es ist freilich kein Wunder, wenn manchmal nach dem Wort verfahren wird: Wie sie mir gethan haben, so habe ich ihnen wieder vergolten, und wenn über eine solche Wiedervergeltung von seiten derer geklagt wird, welche sie vielleicht reichlich verdient haben, so wird man sagen müssen: wer selber das Kriegführen zu seiner Lebensaufgabe macht, der muß sich gefallen lassen, daß er auch bekriegt wird.

Als Richtschnur wird aber immer wieder das Wort des Apostels gelten: „Ist es möglich so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede;" sogar auch mit andern kirchlichen Denominationen. Nur darf man nicht vergessen, daß zum Friedenhalten immer wenigstens zwei gehören und daß selbst der Herr, dessen Friedfertigkeit eine vollkommene war, mit seinen Feinden nicht Frieden halten konnte, weil sie immer wieder Krieg mit ihm anfingen.

Wo mit den Prätensionen von dem Alleinbesitz der Wahrheit oder der Seligkeit oder des christlichen Lebens aufgetreten wird, wo man mit diesen Vorspiegelungen die Seelen zu fangen sucht, da heißt es, solchen nicht eine Stunde weichen, ihnen unterthan zu sein, damit die Wahrheit des Evangeliums bestehe bei denen, für welche einem das Evangelium anvertraut ist. Gal. 2, 4. 5.

und Novatianismus ein unglückliches Ende zu nehmen pflegen? Den Irvingianern halte man entgegen, daß die Schrift zur Unterwerfung unter eine andere Autorität als die von Scheinaposteln auffordere. Und wie seelengefährlich erst ist die feierliche persönliche Versiegelung der Proselyten auf Grund von Offb. 7! Die Baptisten frage man, wo in der Schrift die Kindertaufe verboten sei, und ob es denn heidnische Magie sei, wenn wir die Kraft des Sakraments in das Wort legen. Den Methodisten führe man den Kontrast ihrer Erweckungsmethoden und der Art und Weise, wie der Herr und seine Jünger Seelen zu gewinnen suchten, recht lebhaft vor Augen. Zur Buße und zum Glauben kommt es nach der Schrift nicht durch Schaustellungen und Bloßlegungen des inneren Menschen, noch durch Dringen auf augenblickliche schnelle Empfindungen, sondern durch ein Hineinführen in die Tiefe des eigenen Verderbens und durch stetiges Wachstum in der Heiligung. Wie unbiblisch vollends ist in der Methodistenlehre die Anschauung von der christlichen Vollkommenheit, nach welcher „alle schon hienieden gänzlich von aller Sünde erlöst werden können," wie anmaßend ihre Verwerfung aller übrigen christlichen Kirchen und Gemeinschaften.

Alle Sektenleute aber weise man auf die großen Seelengefahren hin, in denen sie stehen. Die Sekte erzieht zur Selbstgerechtigkeit und Heuchelei, zur Sicherheit und zum geistlichen Hochmut. Welche Verblendung liegt darin, daß man glaubt, eine wahrhaft heilige Gemeinde darstellen zu können! Wie schnell schleichen sich die Mißstände, die man an andern Gemeinschaften rügt, in die Sekte selber ein! Welcher Undank, welche Untreue gibt sich darin kund, daß man der Kirche, in der man geboren, getauft, erzogen und konfirmiert worden ist, unter nichtigen Ausflüchten den Rücken kehrt! Der Seelsorger lasse sich nie durch thatsächliche Erweckungen, wie sie ja jede Sekte aufweisen kann, an dem Verderblichen des Sektengeistes irremachen. Der Schade, der an so vielen Seelen angerichtet wird, überbietet weitaus das vereinzelte Gute. Geistliche Exerzitien taugen weder für Kinder, die nichts davon verstehen, noch für Jünglinge, die leicht in ein geistliches Bummlertum ohne Ernst und Tiefe geraten, noch für Alte, welche den rechten Heiligungsweg aus der Schrift erfahren können. Die Seelsorge muß thetisch und antithetisch gegen die Sekte vorgehen. Sie versäume keine Gelegenheit, um beim Hausbesuch und auf der Kanzel, in der Christenlehre und beim Konfirmandenunterricht auf das Gefährliche der Sekte aufmerksam zu machen und ihre Irrtümer zu widerlegen. Man scheue nicht die Namen: Methodist und Baptist. Doch auch im Kampf sei mehr Liebe als Eifer bewiesen! Den Irrtum verfolge, nicht die Irrenden; Prinzipien bekämpfe, nicht Personen! Anders handle, wenn Gefahr erst droht und Privatermahnung noch etwas fruchten kann; anders gehe vor, wenn der Friede gestört und Verwirrung eingerissen ist. Nur wenn kirchliche Konfirmation beabsichtigt ist, darfst du Kinder zum Unterricht annehmen. Aufdringlich zu sein verbietet die Würde der Seelsorge. Einen ketzerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal er-

mahnet ist (Tit. 3, 10). Trage allen geistlichen Bedürfnissen Rechnung! Versorge die Frommen mit gesunder Nahrung, so wird der Friede der Gemeinde durch die Sekte keine Störung erleiden.

Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden (1Kor. 4, 2). Treue geht über alle Erfolge. Wer will auch sagen, was alles im Verborgenen vorgeht, wovon die Oberfläche nichts erzählt? Damit beschließen wir unseren Rundgang auf dem großen und schönen, unvergleichlich herrlichen Gebiet der Seelsorge. Wer möchte Beecher nicht recht geben, wenn er sagt: Es gibt mit Ausnahme des Berufes der Mutter nur einen einzigen, der durchweg rein ist, der Seelsorgerberuf, der darauf abzielt, Menschen zuerheben und zu reinigen, zu bilden und zu veredeln, und ihnen Leben zu geben, damit man sie dereinst Gott darstellen könne!

Die Jesuiten.

Von P. O. Breuhaus.

Es ist in den letzten Jahren wieder viel von den Jesuiten die Rede gewesen, besonders auch in Deutschland. Ausgetrieben, möchten sie dort gern wieder baldigen Einzug halten. Bitter bekämpft von ihren Gegnern, hochgepriesen von ihren Freunden, stellen sie selbst sich als unschuldig Verleumdete hin und preisen sich als die einzig erfolgreichen Retter und Wiederhersteller der durch Socialismus und Anarchismus bedrohten menschlichen Gesellschaft an. — Wer und was sind sie? Was ist ihr Ziel? Wie wirken sie? Was lehrt darüber die Geschichte? Was bekunden ihre Schriften? Was zeigt die Erfahrung unserer Tage in dieser Hinsicht?

Man hat ihnen vorgeworfen, der Hauptgrundsatz ihres Handelns sei der: der Zweck heiligt die Mittel. Aber tief entrüstet weisen sie das als eine Verleumdung zurück und sagen, keines ihrer vielen Bücher enthalte diesen Satz. Pastor O. Andreä weist dagegen in seinem Schriftchen: Der Zweck heiligt die Mittel, schlagend nach, daß in ihren Schriften der Gedanke immer wiederkehrt, daß unter Umständen jede Sünde erlaubt sei, und er führt unter andern den Jesuiten Busenbaum an, der es öfter geradezu ausspricht: Ist der Zweck erlaubt, so sind auch die Mittel erlaubt. Das Mittel also an sich ist nicht als recht oder unrecht zu beurteilen, sondern es erhält seinen Wert oder Unwert allein von dem Zweck, dem es dient. Der gute Zweck macht also auch das Mittel gut. Das ist aber nichts anders als: der Zweck heiligt die Mittel.

Der große Zweck nun, dem alles bei ihnen dient, ja dem sie selbst allein dienen und den sie die dreieinhalb Jahrhundert ihres Bestehens hindurch fest im Auge behalten haben, ist, mit einem Wort gesagt, Herrschaft. Vorgeblich ist es die Herrschaft der römisch-katholischen Kirche und die Niederwerfung alles dessen, was ihr entgegensteht, vornehmlich die gänzliche Vernichtung des Protestan-

tismus. Aber in Wirklichkeit hat sich seit ihrer Entstehung immer mehr ein ganz anderer Zweck herausgebildet.

Der wirkliche Zweck, das eigentliche Ziel der Jesuiten ist kein geringeres als die Weltherrschaft des Jesuitenordens durch seine Macht über die Gewissen. Kirche und Staat, alles bis an die Enden der Erde wollen sie ihrer Herrschaft unterwerfen. Ihr Ziel ist ein Weltreich und nicht die Kirche, Politik und nicht die Religion.

Wer sind sie? Sie sind die gefährlichste geheime Verbindung, die es auf Erden gibt. Sie sind eine mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgebene, festgegliederte Organisation, in der jedes Glied wie ein geistiger Leichnam sein Gewissen, seine Erkenntnis, seinen Willen, kurz seine ganze Persönlichkeit dem Ganzen des Ordens geopfert hat und willenlos wie ein Werkzeug den Obern gehorcht und, selbst genau beobachtet, den andern unablässig überwacht; wo jeder Mann am rechten Platze steht und an den schwierigsten Posten die tüchtigsten Kräfte arbeiten. Dabei besitzen sie bei voller Thatkraft große Klugheit, Gewandtheit und reiche Erfahrung, daneben aber auch eine unglaublich zähe Ausdauer, die geduldig die für sie günstige Zeit abwartet und dadurch oft den Feind ermüdet. Sie sind oft wie der Wassertropfen, der, wenn auch nicht bald, aber doch endlich selbst den Fels aushöhlt. Unter dem äußern Schein der Demut und Dienstbereitwilligkeit verachten sie in Wirklichkeit die Menschen; das Glück des Einzelnen und das Wohl der Völker kommen bei ihnen nicht in Betracht, sie nützen sowohl die Schwächen, wie die Kräfte der Menschen, ja auch ihre heiligsten Gefühle, wie die religiösen, zu ihren ehrgeizigen Zwecken aus. Außer der Verfolgung ihres Zweckes und ihrer Regeln halten sie kein menschliches und kein göttliches Gesetz für sich verbindlich. Sie benutzen die Religion, aber nur zum Deckmantel ihres geheimen Treibens und als ein bloßes Mittel zum Zweck.

Der Jesuit hat nicht, wie viele glauben, die Religion der katholischen Kirche, wenn er sich auch äußerlich zu derselben hält und sie verteidigt, er macht sich vielmehr seine eigene Religion, denn er ist als Eingeweihter über die äußeren Formen erhaben, das heißt seine Oberen machen sie für ihn, so wie sie für den Orden zeitgemäß und profitabel erscheint. Und durch den Papst, den sie stark beeinflussen und als ihr Mundstück gebrauchen, verändern und machen sie auch die Religion in Glauben und Moral für die römische Kirche, d. h. also für den größten Teil der Christen auf Erden zurecht (denken wir doch nur an die päpstliche Unfehlbarkeitslehre von 1870), und ihre Absicht ist, einmal die Religion, also Glauben und Leben der ganzen Menschheit, nach ihrem Gefallen zu gestalten und dadurch alle Seelen auf Erden zu beherrschen. Wie oben die ganze Welt immer nur ihr Ziel ist, so haben sie auch selbst kein engeres Vaterland, daher auch kein Heimatsgefühl

und keine Vaterlandsliebe. Die ganze Welt, die ist ihr Vaterland.

Der größte Feind der Jesuiten ist der Protestantismus, weil er am meisten ihrem Zweck entgegensteht. Voll Haß bekämpfen sie ihn auf Leben und Tod, und dieser Kampf kann nur mit der Vernichtung eines dieser beiden Gegner enden. Der wahre Protestantismus hat aber seine Kraft in der heil. Schrift als dem Worte Gottes. Dieses Gotteswort hat der Jesuitismus allen Grund zu fürchten, denn kommt es als Richtschnur für Glauben und Leben unter den Menschen zur Herrschaft, dann muß der Katholizismus, die Religion, die dem Jesuiten als Mittel dient, mit seiner Papst- und Priesterherrschaft, mit seinem Marien- und Heiligendienst, samt Beichtstuhl, Messe und Fegefeuer u. s. w. unerbittlich fallen. Daher der Haß der Jesuiten gegen den Protestantismus und die Bibel. Sie wollen dabei jedoch nicht vor allem die römische Kirche schützen, sondern sie kämpfen da geradezu um ihre eigene Existenz.

Die Jesuiten sind daher nicht nur dem Protestantismus gefährlich, sondern allem Christentum; auch dem Christentum, das noch in der römischen Kirche vorhanden ist, ja selbst der gewöhnlichen christlichen Moral, denn diesen Menschen ist nichts heilig, als was und so lange es dem Orden und seinem einen großen Ziel, der Erlangung der Weltherrschaft, dient.

Aber, könnte man fragen, was haben denn die einzelnen Jesuiten für Befriedigung in diesem Anstreben ihres Ziels, wenn es doch immmer nur einen von ihnen gelingen kann, Ordensgeneral und damit in jetziger Zeit fast einflußreicher als selbst der Papst zu werden? Da müssen wir vor allem zuerst daran denken, daß ein echter Jesuit ganz anders zu denken und zu empfinden erzogen ist, als ein anderer Mensch. Da er von vornherein alles Ernstes gelernt hat, nichts als ein willenloser Leichnam, ein Teil der festgeschlossenen Einheit des Jesuitenordens zu sein, so hat er kein Dasein für sich, sondern lebt und fühlt sich nur in seinem Ganzen. Was diesem Ganzen widerfährt, das widerfährt ihm selbst. Da heißt es wie bei keiner anderen Verbindung von dieser Welt: wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit und wo ein Glied wird herrlich gehalten, da freuen sich alle Glieder mit. Suchen wir in der Geschichte nach Ähnlichem, so findet sich solches in dem Heere des alten Napoleon. Seine Marschälle und Generäle, seine Offiziere und Gemeinen, alle zusammen fühlten sich mit ihrem kaiserlichen Haupt und Herrn als ein Ganzes, sein Sieg ihr Sieg, seine Ehre ihre Ehre; sein Untergang auch damals ihr Ende. Oder wie der Stimmgeber einer unserer politischen Parteien — heute geht er an sein Tagewerk mit dem ihn beseelenden Gedanken: Wir müssen siegen! und ist morgen sein Lieblingskandidat für den Präsidentenstuhl erwählt, dann geht er ebenso wieder an sein schweres Tagewerk wie früher, aber mit dem Triumph im Herzen: Hurrah, wir, ja wir haben gesiegt! Er hat persönlich weiter nichts davon, aber wie es ihn dennoch beseeligt! (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

In dem Streit innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft ist vom Obergericht von Illinois gegen die Minorität entschieden worden. In der Illinoiskonferenz selber ist freilich die Minorität in der Majorität, und es steht nun der Escherpartei das Recht zu, alle Gemeinden in Illinois mit oder gegen ihren Willen zu besetzen. Ob die Gemeinden sich fügen werden, muß natürlich abgewartet werden. Fügen sie sich nicht, so kommen sie wahrscheinlich in Gefahr, ihr Eigentum, das sie seinerzeit selbst aufgebracht haben, von der herrschenden Partei ihrer Kirche noch einmal kaufen zu müssen, wenn sie es benützen wollen.

Dagegen ist die Minorität in einem Prozeß in Reading, Pa., Sieger geblieben. Allerdings nur insoweit, als erklärt wurde, daß Konferenzen, welche den abgesetzten Bischöfen Escher und Baumann den Vorsitz verweigerten, im Rechte waren, und daß weder die Versammlung in Indianapolis noch die in Philadelphia als eine gesetzliche Generalkonferenz der Evangelischen Gemeinschaft betrachtet werden könne; die erste, weil ihre Berufung nicht auf gesetzmäßigem Wege geschehen sei, und die zweite, weil sie kein Quorum gehabt habe. Im übrigen ist diese Entscheidung eine gründliche und eingehende Beleuchtung der ganzen Streitsache von Anfang an. Interessant ist der Abschnitt, welcher von dem Verfahren der Generalkonferenz in Indianapolis handelt. Es heißt da u. a.: „Die Eröffnungsansprachen der Bischöfe Escher und Baumann, die in extenso im Konferenzbericht publiziert sind, waren merkwürdige Kundgebungen, namentlich in Anbetracht der Zeit, des Ortes und der Umstände, als auch der lang bestehenden offiziellen Beziehungen der betr. Redner zur Kirche. In ihrem Geist und ihrer Haltung ahmen sie die Reden der althebräischen Propheten nach, obgleich ihre Ausdrucksweise sehr viel stärker an die Rednereien einer modernen politischen Versammlung erinnert. Die Bischofsbotschaft, welche von beiden Bischöfen unterzeichnet und später vorgelesen wurde, und besonders der Teil derselben, welcher dem „Zustand der Kirche" gewidmet ist, trägt im allgemeinen denselben Charakter. Auf diese Kundgebungen wird hier [in der richterlichen Entscheidung] nicht zum Zwecke einer Kritik Bezug genommen, sondern weil sie die Stimmung der Konferenz wiederspiegeln und die Handlungsweise der Konferenz, an die sie gerichtet waren, vorausbestimmen. Dieselbe erklärte in einer Reihe von die Botschaft belobenden Beschlüssen, daß man „sich herzlich freue über die offene, klare und entscheidende Sprache und mit Freuden die Festhaltung der Prinzipien begrüße, die sich auf die Kirche im allgemeinen und besonders auf die ruhestörende Partei bezögen.

In diesen Anreden wurde die „Sezessionspartei"— wie sie genannt wird— mit Ausdrücken des Hasses und der Verachtung hingestellt und mit einer Auswahl von Bezeichnungen angegriffen, die zu widerlich sind, als daß man sie wiedergeben könnte. Sie wurden behandelt als Feinde der Kirche, denen gegenüber der Gedanke an einen Vergleich als „Verrat gegen Recht, Wahrheit und Gott" hingestellt wurde. Bischof Baumann sagte, gesetzliche Prozesse wären langweilig, ungewiß und sehr oft ärgerlich, besonders in den niedern Gerichtshöfen, die oft unfähig seien, in kirchlichen Angelegenheiten zu handeln, und lokalen Einflüssen, politischen Erwägungen und persönlichen Vorurteilen unterlägen. Die Konferenz sei dazu da, dem Recht zum Sieg zu verhelfen und würde Gesetze geben im Interesse eines Friedens, der gegründet sei auf Wahrheit und Gerechtigkeit [d. h. auf Vernichtung jeder Opposition.

D. R.] — Würde irgend ein Glied der Versammlung mit „Nein" stimmen, wenn aufgerufen würde, um das Protokoll zu unterzeichnen, als Zeichen der Zustimmung, so würde die Sitzung nicht vertagt werden, bis die Beziehungen der Kirche zu einem solchen Meuterer klar bestimmt wären, und er, wenn nötig, in Eisen gelegt würde, um den Rest der Mannschaft nicht zu beschädigen."

Es ist kein Wunder, wenn nach der Übersicht über diese Rede des Bischof Baumann der Richter sagt: „Man kann wohl annehmen, daß das oberste Gericht der Kirche, nachdem es durch Beamte, die hauptsächlich in den Resultaten desselben interessiert waren, in solcher Weise über den Charakter seiner Pflichten belehrt war, keine Schwierigkeit hatte, zu den richterlichen Beschlüssen zu gelangen, welche es nachher verkündigte."

Es drängt sich einem freilich noch ein anderer Gedanke auf. Was ist das für eine gesetzgebende oder richterliche Versammlung, welche ruhig von einem Manne, der dem Gesetz nach von ihr abhängig und ihr verantwortlich ist, die Drohung hinnimmt, daß jeder, der mit „Nein" stimme, als Meuterer angesehen und behandelt werden solle. So schlimm ist es noch nicht einmal in Rom auf dem Vatikanum gewesen. Da haben wenigstens noch zwei Bischöfe gegen die Unfehlbarkeit des Papstes gestimmt, und der eine davon war aus Amerika (Bischof Fitzgerald von Little Rock). Es ist leicht begreiflich, wenn sich viele einem Mann, der eine Generalkonferenz in solcher Weise beherrscht, um keinen Preis unterwerfen wollen; aber beinahe unbegreiflich ist es, daß eine Versammlung, die die Interessen und Freiheiten ihrer Wähler zu wahren hat, nicht einstimmig sofort gegen eine solche Drohung, wie sie Bischof Baumann ausgesprochen hat, protestierte und ihm die Bischofswürde ein für allemal entzog.

Geradezu wunderbar ist es aber, wie Escher und Baumann es verstanden haben, an dem ursprünglich ziemlich leeren Bischofstitel, den sich die Evangelische Gemeinschaft als einen ehrwürdigen anglikanischen Zopf angehängt hatte, zu mehr als päpstlicher Machtvollkommenheit emporzuklettern.

Über die Versicherung des Kircheneigentums innerhalb der bischöflichen Methodistenkirche gibt der „Apologete" folgenden Bericht, der von um so größerem Interesse ist, als mit einer derartigen Versicherung innerhalb unserer Synode wenigstens ein Anfang gemacht worden. Wir geben den größten Teil des Berichtes in folgendem wieder:

„Bekanntlich befaßte sich die letzte Generalkonferenz unserer Kirche in Omaha, Neb., ziemlich eingehend mit dem Projekt, eine „Kircheneigentums-Versicherungs-Gesellschaft" zu bilden, und genehmigte schließlich die Sache, indem sie die Bischöfe instruierte, eine Kommission von sieben Laien zu ernennen, um eine solche Gesellschaft zu organisieren, sei es nach dem Gegenseitigkeits- oder dem Aktien-System. Zu dieser Beschlußnahme wurde die Generalkonferenz ohne Zweifel teilweise beeinflußt durch den bekannten Erfolg des Gegenseitigen Kircheneigentums-Versicherungs-Vereins unserer nördlichen deutschen Konferenz, welcher bereits zehn Jahre lang besteht und nach seinem letztjährigen Bericht Versicherungsscheine im Betrage von $1,615,000 ausgestellt hat.

Die von den Bischöfen bei ihrer letzten Sitzung ernannte Kommission besteht aus prominenten Laienbrüdern unserer Kirche. Diese Kommission hat nun nach reiflicher Überlegung beschlossen, unter den Gesetzen des Staates Illinois eine “Methodist Assurance Association” mit einem Kapital von $200,000 zu Anteilscheinen von je $100 zu begründen. Es wurde ferner beschlossen, einen Überschußfonds aus dem Reingewinn des Unternehmens zu

sammeln, bis derselbe die Höhe des Grundkapitals ($200,000) erreicht habe, damit auf diese Weise die Aktien- und Police-Inhaber sicher gestellt seien.

Die Kommission hebt in ihrer Empfehlung der neuen Gesellschaft die Thatsache hervor, daß sie durch einen Beschluß der Generalkonferenz ins Dasein gerufen wurde, und daß das Kirchen-, Predigerwohnung-, Schul- und Verlags-Eigentum der Bisch. Methodistenkirche einen Gesamtwert von $132,000,000 repräsentiert, dessen Versicherungswert $90,000,000 übersteigt. Es wird in dem Prospekt der Kommission ferner auf den Erfolg der Versicherungsgesellschaft der nördlichen deutschen Konferenz und der vielen kirchlichen Versicherungs-Gesellschaften in Großbritannien hingewiesen. Die **Wesleyan Methodist Trust Insurance Co.** hat z. B. in den letzten zwanzig Jahren Einkünfte im Betrage von 90,275 Pfund, gegen nur 19,821 Pfund Verluste zu verzeichnen, wodurch sie imstande war, nach Ausbezahlung von 4400 Pfund an die ausgedienten Prediger, 43,750 Pfund als Reserve-Fonds anzulegen. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß das Risiko einer Kirchen-Versicherungs-Gesellschaft bei weitem nicht demjenigen gewöhnlicher Gesellschaften gleichkommt. Zum Beleg hierfür wird erwähnt, daß bei dem Riesenbrande in Chicago im ganzen nur zwei Methodistenkirchen vernichtet wurden. Schließlich, da die Lage und der Wert einer jeden Kirche und Predigerwohnung in dem ganzen Umfang der Kirche durch die genauen Angaben in den jährlichen Konferenz-Protokollen und die Adressen der Prediger bekannt sind, so können die Geschäfte einer solchen kirchlichen Gesellschaft von einer centralen Office aus mit bedeutend geringeren Auslagen verrichtet werden, als die gewöhnlichen Versicherungsgesellschaften mit ihrem Heer von besoldeten Agenten.

Die Aktieninhaber empfangen eine jährliche Dividende von sechs Prozent, sobald die Einkünfte dies ermöglichen. Aller Überschuß der Profite steht zur Verfügung der Generalkonferenz."

Die kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen in Preußen sind noch auf dem alten Flecke, und wenn sie nicht rascher vorwärts kommen, so werden sie bald wieder anfangen zurückzugehen. „Man durfte hoffen, daß mit dem Scheiden des Altreichskanzlers andere Anschauungen Raum gewinnen," sagt ein Blatt bei Besprechung dieser Angelegenheit. Das ist wohl geschehen, aber es wechseln die Anschauungen sehr oft. Als Bismarck bei der scharfen Drehung, mit der Kaiser Wilhelm II. selbst in den neuen Kurs einlenkte, vom Reichswagen geworfen wurde, gratulierte man sich, weil nun, wie man meinte, der Gegner der kirchlichen Freiheit beseitigt war. Daß freilich bei der nächsten Biegung des Weges der Absturz auf der andern Seite erfolgen würde, ahnte man noch nicht, sonst würde man sich des Falles des Gegners, der übrigens so tief in seine Lorbeeren fiel, daß er durchaus nicht beschädigt wurde, sondern sich nur zurechtzusetzen brauchte, um gemütlich ausruhen zu können, nicht so laut gefreut haben.

Freilich den Gegner ist man los, aber die Widerstände sind geblieben, und diese liegen in Dingen, über die weder der Reichskanzler, noch der preußische Kultusminister ohne weiteres verfügen kann. Zunächst ist es nicht gut möglich, zu gleicher Zeit die Bestrebungen für Freiheit nach außen, Kirchenpolitik nach innen und theologische Streitigkeiten nach allen Seiten hin zu betreiben. Außerdem fordert nicht bloß jede theologische, sondern auch jede kirchenpolitiche Parteigruppe entweder eine ganz andere oder wenigstens etwas andere Art von Freiheit und verwahrt sich sehr dagegen, daß die von der andern Seite beanspruchte Selbständigkeit gewährt werde. Kein Wunder, wenn die Bemerkung des preußischen Kultusministers von dem „arabeskenartigen

Charakter“ der ausgesprochenen Wünsche von vielen Seiten als zutreffend angesehen worden ist.

Über das Verhältnis der Gliederzahl der deutschen bischöflichen Methodistenkirche zur Gesamtzahl der deutschen Bevölkerung einiger der größeren Städte der Vereinigten Staaten macht der Apologete die in der untenstehenden Tabelle befindlichen Angaben. Wir haben nun versucht, soweit als möglich, einen Vergleich zwischen diesen Angaben und der Stärke der zu unserer evangelischen Synode gehörenden deutschen Bevölkerung einer Anzahl dieser Städte aufzustellen. Es läßt sich das allerdings nur annähernd durchführen, da wir die Gemeindeglieder nach Familien, die Methodisten sie dagegen nach Personen zählen. Ebenso ist in der Statistik des Apologeten nicht gesagt, ob die angegebenen Glieder nur solche sind, die in voller Verbindung mit der Kirche stehen, oder ob die Probeglieder auch eingeschlossen sind. Wir haben die stimmberechtigten Glieder und die mit den Gemeinden nur in kirchlicher Verbindung stehenden auseinander gehalten, was um so mehr geboten ist, als die Statistik in Beziehung auf die letzteren sehr mangelhaft ist.

Namen der Städte.	Deutsche Bevölkerung.	Glieder der D. M. K.	Glieder auf 1000 Bevölker.	Zur Ev. Synode gehörig: a. gliedlich angeschlossene Familien.	b. kirchlich bediente Familien.
New York	583,000	665	1	50	....
Chicago	406,000	1,660	4	975	3,400
Philadelphia	188,000	221	1	....	....
St. Louis	167,000	1,150	7	1,592	282
Milwaukee	135,000	847	6	758	181
Cincinnati	120,000	838	7	833	488
Cleveland	103,000	245	2	731	486
St. Paul, fast	43,000	635	15	140	150
New Orleans	28,000	169	6	542	250
Omaha	22,000	123	5	....	....
Minneapolis	21,000	266	12	160	70
Kansas City, Mo.	16,000	155	9	60	175
Davenport, Ja.	15,000	61	4	....	...
Dubuque	12,000	65	5	....	....

Die südslawische Diaspora verspricht eine gute Zukunft, hat aber unter finanziellen Nöten viel zu leiden. Namentlich Agram, die einzige organisierte evang. Gemeinde in Kroatien, ist ohne reiche auswärtige Unterstützung nicht mehr existenzfähig. Das Vorjahr schloß, um nur das eine zu erwähnen, wieder mit einem kirchlichen Defizit von 452 Fl. Es scheint im Kreise der Spender eine gewisse Ermüdung eingetreten zu sein. Die im Oktober 1888 gegründete deutsche evang. Schule wird von mehr als hundert Kindern besucht, die in drei Klassen von drei Lehrern Unterricht erhalten. In 68 gemischten Ehen in der Parochie findet in 45 evang. Kindererziehung statt, ein gegen frühere Zustände hocherfreuliches Resultat, welches ohne die Thätigkeit eines evang. Seelsorgers undenkbar wäre. Auch Rudolfsthal in Bosnien hat seit 1889 ein Kirchlein mit Turm, Glocke und Orgel. Für die Gemeinden Rudolfsthal, Prjedor und Banjaluka bestehen bereits eigene Presbyterien, und schon im Dezember 1890 beschloß die Gesamtgemeinde Banjaluka, einen ständigen Pfarrer zu berufen mit 1000 Fl. Gehalt (außerdem hofft man auf 500 Fl. jährlichen Zuschuß von der Landesregierung) und freier Wohnung in Rudolfsthal. Der Platz zum Pfarrhause ist geschenkt, aber die Bausumme fehlt

gänzlich, und auf der Kirche lasten noch 1200 Fl. Schulden. Zur Zeit wird in Rudolfsthal alle 14 Tage Lesegottesdienst gehalten, und der agramer Pfarrer kommt etwa viermal jährlich in die drei genannten Gemeinden; ein eigener Pfarrer wäre also dringend notwendig. Es würden dann vielleicht neue Gemeindegründungen erfolgen; namentlich sind in Serajewo verheißungsvolle Anfänge. In der Gemeinde Essek, die durch einen eigenen Pfarrer in deutscher, slowakischer und böhmischer Sprache bedient wird, reicht der Betsaal nicht mehr aus. Außer den 400 Seelen in Essek sollen nun noch 2500 über 84 Quadratmeilen zerstreute Evangelische als zur Parochie gehörig betrachtet werden. Der baldige Bau einer Kirche ist also um so nötiger, als erstens der von der Stadtverwaltung bedingungsweise geschenkte Platz wieder verloren gehen könnte, und andererseits das immer mehr sich aufdrängende Bedürfnis einer deutschen evang. Schule den Betsaal zum Schulraum machen wird. Selischte, 12 Meilen von Essek, hat gleichfalls einen Pfarrer und seit dem Sommer 1890 sogar ein schlichtes Bet-, Schul- und Pfarrhaus, das jetzt, dank auswärtiger Hilfe, schuldenfrei dasteht. In Belgrad endlich ist die bisherige immer mehr verfallende Kirche allzu unwürdig, besonders da sie gleichsam als Gesandtschaftskirche dient und vom König und dem diplomatischen Korps bei deutsch-nationalen Anlässen besucht wird. Die Schule steht so in Ansehen, daß sie außer von 76 Evangelischen auch von 62 Römischen, 61 Griechisch-Katholischen und 53 Juden besucht wird. Schlimm steht es mit dem Pfarrgehalt. Nur durch die Hülfe des Ev. O.-K.-Rats in Berlin kann sich der Pfarrer auf der Stelle behaupten, da die Staatskasse ihren Termin bei der mißlichen Lage Serbiens im verflossenen Jahre nicht einhalten konnte.

Einer eigentümlichen Ehre ist unsere Evangelische Synode teilhaftig geworden. In einer den kirchlichen Census von 1890 zusammenstellenden Tabelle figuriert die „Deutsche evangelische Synode“ mit 25 861 Gemeinden, 22 844 Kirchen im Wert von $96 723 408 und 2 240 354 Gliedern, während an der folgenden Stelle steht: „Bischöfliche Methodisten von Nordamerika (Unierte)“ und diesen 870 Gemeinden, 785 Kirchen im Werte von $4 614 490 und 187 432 Glieder zugewiesen sind. Da im übrigen die Tabelle in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt ist, so erklärt sich die auffallende Thatsache sehr einfach.

Die Bedrückungen — man darf ja am Ende des neunzehnten Jahrhunderts kaum mehr von Verfolgungen reden — **der Lutheraner in den russischen Ostseeprovinzen** gehen in gewöhnter Weise weiter. Die neuesten Berichte erwähnen wieder drei Verurteilungen von lutherischen Pastoren zu Suspension, Gefängnisstrafe und Verlust der geistlichen Würde. Dieses letztere hat den Zweck, die Gemeinden mit der Zeit aller geistlichen Versorgung zu berauben, denn erstens wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Zahl der Kandidaten zum geistlichen Amt immer kleiner, und die, welche wirklich in dasselbe eintreten, müssen über kurz oder lang bei dem geringsten, wenn auch ganz unverschuldeten Versehen dem russischen Spioniersystem zum Opfer fallen. Im ganzen sind seit August 1891 zwanzig Pastoren verurteilt worden. Man begnügt sich übrigens nicht mit der „Bedrückung“ der Pastoren. Mitte Mai vorigen Jahres wurde einigen hundert Angestellten (200—300) der livländischen Bahnen angekündigt, daß sie nach dem ersten Juli ihre Stellen verlieren würden, wenn sie nicht zur griechischen, d. h. russischen Kirche übergingen. Wie viele übergetreten sind, läßt sich nicht sagen. Dagegen wird von einem Telegraphisten an einer dieser Bahnen berichtet, daß er entlassen wurde, weil er nicht übertrat.

Unter solchen Umständen sind die zahlreichen Übertritte, von denen man berichtet — in Riga etwa 1000 in zehn Jahren — keineswegs befremdlich. Das Wunderbare daran ist eher, daß sie nicht noch viel zahlreicher sind.

Sogar die Städtenamen der Ostseeprovinzen sind vor der Russifizierungssucht nicht mehr sicher und Dorpat wurde in Jurjew und Dünaburg in Dwinsk umgewandelt.

Über das Papstjubiläum (vgl. Th. Ztsch. 1893, Seite 128) bringen die seit der letzten Nummer eingetroffenen Blätter noch manche interessante Einzelheiten. So z. B. eine Wiedergabe der offiziellen Nachricht über die Bischofsweihe von Msgr. Gioachino Pecci. Dieselbe lautete: „Am letzten Sonntag, 19. Febr, 1843, begab sich der erlauchte Herr Kardinal Lambruschini, Staatssekretär unseres Herrn [Papst Gregor XVI.], zur Kirche San Lorenzo in Pane e Perna, wo er unter Assistenz des Erzbischofs Asquini von Tarsus, sowie des Bischofs Castellani von Porfirio, Sekretärs seiner Heiligkeit, den Msgr. Gioachino Pecci konsekrierte, welcher im geheimen Konsistorium zum Erzbischof von Damiatia in partibus erwählt und zum apostolischen Nuntius beim königlich belgischen Hof ernannt war. Die heilige Handlung war würdig und rührend. Anwesend war der Graf d'Oultremont, belgischer Botschafter beim heiligen Stuhl, sowie das Personal der Botschaft. Viele Prälaten und hervorragende Persönlichkeiten wohnten der Feier bei."

Man hat das Priesterjubiläum des Papstes vor fünf Jahren so pompös zu gestalten verstanden, daß das Bischofsjubiläum nur als eine mattere Wiederholung der Vorgänge vor fünf Jahren erscheint. Selbst die Schmeicheleien für den Papst konnten nicht mehr überboten werden und so hat man die vor fünf Jahren schon verbrauchten Phrasen wieder angewendet. Wie damals heißt er „der unsterbliche Papst," „der größte Mann des Jahrhunderts," „der Eckstein der Wahrheit," „der Schutzengel Italiens." Namentlich vergaß man nicht die Segnungen des Papsttums für Italien zu betonen, umsomehr als die Italiener in diesem Punkte etwas harthörig sind. Da hieß es: „Durch das Papsttum ist heute noch Italien die Lehrerin der Völker." „Auf der Kuppel der Peterskirche umarmt heute der Engel Roms den Engel Italiens." Es wird sogar behauptet: „Durch das Papsttum ist Christus zum Römer geworden."

Am 19. Februar morgens 9 Uhr begann die Jubiläumsmesse, indem der päpstliche Festzug von einer Seitenkapelle aus in die Peterskirche einzog. Man konnte [d. h. wer Einlaßkarten und einen Platz auf der Tribüne hatte, die eigens für dieses Schauspiel in der Peterskirche hergerichtet war] den gesamten Hofstaat des Papstes, die geheimen Kämmerer, die Kardinäle, die Guardia nobile und zuletzt den Papst auf der sedia gestatoria sehen, ihm zur Seite die Pfauenwedel. Mit donnerndem Viva il papa wurde der Nachfolger des heil. Petrus vom popolus romanus empfangen. Sodann celebrierte er die Messe. „Der Papst sah aus wie ein Heiliger," berichten römische Blätter. Nach der Messe sprach der Papst den Segen, den die Volksmenge kniend hinnahm. Als der Zug die Peterskirche wieder verließ, erhob sich, wie in den päpstlichen Blättern mit sichtlichem Wohlbehagen berichtet wird, „ein fürchterliches, enthusiastisches, dröhnendes Geschrei." Das ist in der Peterskirche nichts Neues; es ist schon im Jahr 800 bei der Krönung Karls des Großen dagewesen.

Das Meßstipendium für dieses vom Papste dargebrachte „unblutige Opfer" hat 800,000 Frs. ($160,000) betragen. Von andern Geschenken erwähnen wir noch den Ring, welchen der deutsche Kaiser durch den General von Loë mit fol-

genden Worten hat überreichen lassen: „Se. Majestät der Kaiser bittet Ew. Heiligkeit, dieses Andenken an den 19. Februar in Geneigtheit annehmen zu wollen als ein Symbol der bischöflichen Würde, zu der die Vorsehung Ew. Heiligkeit an demselben Tage vor fünfzig Jahren erhoben hat.“ Der Ring ist von ungewöhnlicher Schönheit. Der prachtvolle große Brillant desselben stellt ein mäßiges Vermögen dar. Ebenso ist die künstlerische Ausführung des Ringes von hohem Werte.

Das originellste Geschenk hat der Sultan dem Papste gemacht — einen Grabstein, und zwar einen sehr alten. Es ist nämlich der mit einer griechischen Inschrift versehene Grabstein des Bischofs Abercius von Geropolis in Phrygien, der von dem Engländer Ramsay aufgefunden worden ist. Abercius reiste nach dem Zeugnis des Metaphrastes zur Zeit Marc Aurels (zwischen 161 und 180) nach Rom und schrieb nach seiner Rückkehr nach Geropolis seine zukünftige Grabschrift. Dieselbe berichtet nur, daß Abercius in Rom das heil. Abendmahl gefeiert habe, vergißt aber ganz und gar das Grab des heil. Petrus und den Nachfolger desselben. Abercius ist also in Rom gewesen, ohne den Papst gesehen zu haben. Man wird daher nicht auf ihn anwenden können, was der Papst zu den italienischen Pilgern sagte: „Es ist schön, daß der Gehorsam gegen den Pontifex von Zeit zu Zeit Pilger zum Grabe des ersten Papstes bringt.“

Eines der brauchbarsten Geschenke überreichte der Herzog von Norfolk, nämlich eine Million Franken ($200,000). Von diesem — man kann wohl sagen bedauernswerten — Mann wird noch folgendes berichtet: „Der Herzog von Norfolk, der als Führer der englischen Pilger nach Rom gekommen und dem Papst anläßlich des Jubiläums ein ungeheures Geldgeschenk überbrachte, ist auf seiner Reise von seinem einzigen Kinde, einem etwa zwölfjährigen Knaben (der Herzog ist Witwer) begleitet, welcher taubstumm, ganz verkrüppelt und seiner Glieder nicht mächtig ist. Der unglückliche Vater hat schon die berühmtesten Ärzte konsultiert, um wenigstens eine teilweise Heilung seines einzigen Kindes, des Erben seiner unermeßlichen Reichtümer (das Vermögen des Herzogs von Norfolk wird auf 15½ Mill. Pfd. St. [$77,500,000] geschätzt) zu erzielen, doch vergebens. Man sah in Rom den Herzog, seinen Knaben im Arme, die heilige Treppe auf den Knien ersteigen.“

Der dem heiligen Vater überreichte Ring erinnert einen unwillkürlich an ein anderes, wenn auch weniger kostbares Kunstwerk, an die Erinnerungsmedaille zur Wittenbergfeier, die ungefähr um dieselbe Zeit angefertigt wurde. Dieselbe zeigt auf der einen Seite das Bild des Kaisers, auf der andern das der Schloßkirche in Wittenberg mit der Umschrift: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und: „31. Oktober 1517. 31. Oktober 1892.“ Da könnte man beinahe fragen: Hier Rom? Hier Wittenberg?

Die Regelung der Dispensfrage bei der Vermählung des Kronprinzen von Rumänien ist ein beachtenswertes Kunststück römischer Diplomatie. Päpstlicher Dispens war zur Trauung des katholischen Fürsten mit einer protestantischen Prinzessin nötig. Dieser aber schien nicht erteilt werden zu können, ohne Bürgschaft katholischer Kindererziehung. Daher denn auch die sehr bestimmte Versicherung in der ultramontanen Presse, dies Versprechen sei gegeben worden. Noch bestimmter freilich und viel glaubhafter trat die Versicherung rumänischer Blätter auf, dies Versprechen könne nicht gegeben sein, weil dann die Kinder von der Erbfolge verfassungsmäßig ausgeschlossen sein würden. Der mißlichen Alternative zu entgehen, wurde nun folgende Auskunft angewendet. Als der Vater des Kronprinzen und der König von Ru=

mänien dem Papste gemeinschaftlich die Verlobung des Kronprinzen angezeigt hatten, mit der Bitte um Dispens und Segen, faßte man das Antwortschreiben so ab, daß zunächst der Dispens nebst päpstlichem Segen erteilt und sodann erst an die Pflicht der katholischen Kindererziehung erinnert wurde. Durch diesen Kunstgriff war das Doppelspiel ermöglicht, den genannten Punkt der kanonischen Satzung einerseits als etwas Selbstverständliches, andererseits nicht als Bedingung des Dispenses erscheinen zu lassen. Der rumänische Ministerpräsident dankte also für Segen und Dispens unter Hinzufügung des Bedauerns, daß die Befolgung der berührten kanonischen Satzung durch die Verfassung des Landes ausgeschlossen sei. Auf diese Weise waren alle Schwierigkeiten gehoben. Der einmal erteilte Dispens konnte nicht zurückgenommen werden, und auch der amtierende Geistliche durfte selbstverständlich keine Bedenken erheben.

Es sind übrigens in neuester Zeit noch einige fürstliche Mischehen oder zunächst Mischverlobungen aufgetaucht, die dann jedesmal der Kurie Gelegenheit geben, sich wichtig und unentbehrlich zu machen. Wo man nicht die Macht hat, etwas unbedingt zu fordern, da kann man wenigstens eine zur Dankbarkeit verpflichtende kirchliche Milde walten lassen, während man, wo man kann, die kirchlichen Rechte unbeugsam wahrt. So hat man es bei dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien durchzusetzen gewußt, daß er bei seiner Verlobung mit einer Katholikin das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben hat. Da aber die bulgarische Verfassung die Erziehung des Thronfolgers in der griechischen Konfession vorschreibt, so muß nun auch die Verfassung des Landes verändert werden. Die Regierung hat daher den russenfreundlichen Metropoliten Klement, der sich mit Händen und Füßen gegen die Maßregel wehrte, seines Amtes entsetzt und in Gewahrsam gebracht, auch zugleich den Exarchen Joseph, die höchste Autorität der griechischen Kirche, von dem Vorgefallenen verständigt und um Bestätigung der Amtsentsetzung und Wahl eines neuen Metropoliten gebeten. Diese Bitte wurde durch eine gleichlautende Kundgebung der Bevölkerung an den Exarchen unterstützt. Dieser drückte sein Bedauern über die Aufhetzungsversuche des Metropoliten aus, erklärte sich zur sofortigen Einberufung einer außerordentlichen Synode bereit, welche den Metropoliten nach den kirchlichen Gesetzen und den Statuten des Exarchats aburteilen sollte, ersuchte aber die Regierung, bis dahin den Gefangenen freizulassen und wieder in sein Amt einzusetzen. Diesem Wunsch durfte die Regierung aus guten Gründen nicht nachgeben. Mag man auch das Verfahren der bulgarischen Regierung als etwas summarisch tadeln, so darf man doch andererseits an die dortigen Verhältnisse nicht den Maßstab anderer Länder anlegen. Bei den russischen Machenschaften und bei dem Charakter des Metropoliten wäre von diesem mit Sicherheit eine äußerst feindselige Haltung zu erwarten und auch der Ausgang der Synode zweifelhaft, abgesehen von der Schädigung, welche die Regierung durch eine solche Selbstkorrektur sich in den Augen der Bevölkerung zufügen würde. Die Zwangslage der Regierung läßt eben unter dem Gesichtspunkte der Notwehr manches in milderem Lichte erscheinen. Der ganze Hergang zeigt aber, wie fest der Fürst Fuß im Lande gefaßt haben muß. Wie viel dazu seine persönlichen Eigenschaften gethan haben oder die Unterstützung Stambuloffs und die Opposition der Bevölkerung gegen Rußland, ist eine andere Frage.

Eine ähnliche Mischehenfrage hat sich in Luxemburg entwickelt. Der Erbgroßherzog von Luxemburg hat sich mit der Prinzessin Anna von Braganza verlobt. Dieselbe ist eine Tochter des früheren portugiesischen Kronprätendenten Dom

Miguel und einer Prinzessin zu Löwenstein-Heubach. Diese Familie ist durch ihren ultramontanen Eifer bekannt; Fürst Löwenstein ist nomineller Präsident des deutschen Katholikentages. Es wird also kaum daran zu zweifeln sein, daß die Verlobung nur unter der Bedingung der katholischen Kindererziehung zustande gekommen ist, wenn auch einzelne abwiegelnde Stimmen versichern, daß die luxemburgische Dynastie protestantisch bleiben und nur die Prinzessinnen katholisch erzogen werden sollen. Der Hinweis der klerikalen luxemburger Presse, daß in einem überwiegend katholischen Lande ein katholischer Herrscher wünschenswert sei, ist begreiflich; aber es bleibt ein tragisches Verhängnis, daß die letzten männlichen Nachkommen Wilhelms von Oranien, des Befreiers der Niederlande, bei der Rückkehr in eines ihrer Stammlande den Glauben ihrer Väter fahren lassen. Am berliner Hofe möchte das Ereignis stark verstimmen. Man erinnere sich, daß der Kaiser mit Vorliebe die Verwandtschaft und gemeinsame evangelische Vergangenheit der Häuser Oranien und Hohenzollern hervorhebt; so bei Anwesenheit der Königin von Holland, so bei der Aussöhnung mit dem Hause Nassau selbst.

Diese fürstlichen Mischehen bilden ein — man kann wohl sagen ziemlich auffälliges — Gegenbild zu den Konversionen evangelischer Fürsten am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Dort erreichte der Jesuitismus nicht alles, was er wollte, weil den Unterthanen die Konversion nicht immer aufgezwungen werden konnte. Heutzutage muß man von Konversionen absehen, der Fluch der Lächerlichkeit, der einer Bekehrung zum Glauben an die Verehrung der Hostie als Gott anhaftet, ist doch etwas zu groß, aber wenn im katholischen Glauben erzogene Prinzen diesen Kultus aus Pietät gegen ihre Mütter fortsetzen, so kann die heutige tolerante Welt einen solchen „Gottesdienst" erbaulich und poetisch finden.

In dem öffentlichen Konsistorium hat der Papst am 19. Januar von den vierzehn neuernannten Kardinälen acht mit dem Zeichen ihrer Würde ausgestattet; es waren die vier italienischen, die beiden deutschen und beiden englischen. Die beiden Franzosen, der Spanier und der Ungar, sowie die Nuntien in Wien und Madrid erhalten zunächst aus den Händen der Staatsoberhäupter der betreffenden katholischen Länder das Barett und treffen erst zu einem zweiten Konsistorium in Rom ein. Von den beiden in petto reservierten Kardinälen ist einer wahrscheinlich der aus Bayern stammende Jesuit Steinhuber, der seit langer Zeit in den Kardinalskongregationen thätig ist. Mit Ausschluß der beiden reservierten Kardinäle zählt das Kollegium jetzt wieder vierundsechzig Mitglieder, von denen auf die Ordnung der Priester die alles Herkommen übersteigende Zahl von zweiundfünfzig entfällt, während die Ordnung der Diakonen nur sechs Mitglieder zählt und die Bischöfe ihre kanonische Sechszahl durch die Erhebung des allerdings schwer erkrankten Kardinals Zigliara zum Bischof von Frascati wieder erreicht haben.

Der Appellhof von Amiens hat in dem vielbesprochenen Prozesse Plessis-Belliere das Urteil gefällt. Die Marquise du Plessis-Belliere hatte ihr ganzes, sehr bedeutendes Vermögen dem Papste vermacht. Die enterbten Blutsverwandten griffen das Testament an. Das Gericht von Montdidier bestätigte jedoch das Testament und wies die Erben zurück. Der Appellhof von Amiens hatte nun das erstrichterliche Urteil mit folgender Begründung aufgehoben: Angesichts des Umstandes, daß die Marquise du Plessis-Belliere die Absicht hatte, ihr Vermögen dem Papste nicht als Privatperson, sondern in seiner Eigenschaft als kirchliches Oberhaupt zu hinterlassen, daß die katholische Kirche keine gesetzlich zu erben fähige Person darstellt; daß Leo XIII. in seiner

Eigenschaft als Papst in Frankreich bürgerlich nicht erbberechtigt ist und er infolge dessen in Frankreich auch nicht erben kann, erklärt das Gericht die Einsetzung Leos XIII. als Universalerben für nichtig und ordnet an, daß die Erbschaft der Marquise du Plessis-Belliere an deren Blutsverwandten zurückzufallen hat.

Der Schematismus der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten für 1893 gibt folgende Zahlen an: Erzbischöfe 14, Bischöfe 75, Weltpriester 6945, Ordenspriester 2443, Kirchen 8477, Missionsstationen 3485, Kapellen 1763, Seminare 36, Zöglinge für den Weltklerus 1845, Kollegien 127, höhere Töchterschulen 656, Pfarrschulen 3587, Kinder in den Pfarrschulen 738,269, Waisenanstalten 245, Waisenkinder in denselben 26,533; Kranken- und sonstige Versorgungsanstalten 463, kath. Bevölkerung 8,806,095 Seelen. Die letztere Zahl ist um zwei Millionen zu hoch gegriffen.

Abbé Loyson in Paris, früher Pater Hyacinth, hat seinen altkatholischen Gottesdienst einstellen müssen, da sich die Zuhörer allzusehr verringerten. Er sagte sich 1870 vom Papsttum los, hielt in Amerika Vorträge, lebte dann in Genf, kehrte 1877 nach Frankreich zurück und erwarb sich durch Vorträge 20,000 Frs. Er eröffnete im nächsten Jahre seine Gottesdienste, mietete im Jahre 1881 dafür einen Saal für 3000 Frs., wurde aber auf 4000 Frs. gesteigert, und soll jetzt noch mehr geben. Diese finanzielle Schwierigkeit mag seinen Entschluß beschleunigt haben. Er hat überhaupt immer Not gehabt, die Kosten aufzubringen, da nur einige Mitglieder der kleinen Gemeinde höhere Beiträge zahlten. Für Erhaltung seiner Person und seiner Familie (Frau und Sohn) war er fortan auf Vorträge und den Ertrag seiner Feder angewiesen. Er gedenkt nun nach den Vereinigten Staaten, der Heimat seiner Frau, auszuwandern. Paris ist ein schlechter Boden für Gemeindegründungen, die noch auf christl. Grunde stehen. Nur philosophische, theosophische, neu-brahmanische „Gemeinden" können der dortigen Blasiertheit noch gefallen.

Mit welcher Art von Bescheidenheit die römischen Würdenträger unter Umständen aufzutreten verstehen, davon lieferte der Bischof von Mainz ein Beispiel. In der ersten Kammer nahm derselbe bei Gelegenheit einer Debatte über Mädchengymnasien Anlaß, das römische Ordenswesen zu empfehlen. Dagegen würde niemand viel eingewendet haben. Nun aber beklagte sich der Bischof darüber, daß das Gesetz die Errichtung neuer Orden ausschließe und daß — wie er behauptete — die Schwestern der bestehenden Orden in einer geradezu empörenden Weise kontrolliert würden, wie man es nur noch bei den Prostituierten finde .Den Behörden wolle er keinen Vorwurf machen, da sie nur die bestehenden Gesetze ausführten.

Das war nun freilich nicht wahr und der Bischof mußte sich, wenn auch in etwas parlamentarischeren Formen, das sagen lassen, indem konstatiert wurde, daß die Überwachung bloß die Zahl und den Bestand der Niederlassungen betreffe und nur dann angefragt worden war, wenn die gesetzlich vorgeschriebene Anmeldung unterlassen wurde. Den vom Bischof gebrauchten Ausdruck bezüglich der Behandlung der Ordensschwestern, erklärte der Staatsminister, schäme er sich in den Mund zu nehmen, die Kammer werde überzeugt sein, daß die Regierung niemals in dieser Weise ehrbare und fromme Frauen behandelt habe. Der Bischof entschuldigte sich einigermaßen und erklärte, der Ausdruck „empörend" sei so zu verstehen, daß er und die ganze Geistlichkeit empört seien über die bestehenden Gesetzesbestimmungen. Also wenn es den Herren Bischöfen beliebt sich zu empören, dann sind die Dinge empörend, wogegen sie sich erheben. Das ist auch Zweideutigkeit und mag jesuitisch sein, aber plump ist es, und zwar sehr, namentlich von einem Mann, der einen Sitz in der ersten Kammer einnimmt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. — Juni 1893. — Nro. 6.

Die Jesuiten.

Von P. O. Breuhaus.

(Schluß.)

Ähnlich, nur dank seiner Erziehung oder man könnte sagen Auserziehung des eigenen Ichs, noch viel interessierter lebt und empfindet, wirkt und leidet jeder echte Jesuit, und wäre er auch der geringste unter seinen Brüdern. Dazu hat jeder von den Höherstehenden unter ihnen die freie Aussicht nach oben und die Hoffnung, durch unermüdliches Ringen es den andern zuvor zu thun und der erste unter allen, d. h. Jesuitengeneral zu werden. Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht, das ist die wichtige Triebfeder der Jesuiten.*)

Sind diese Jesuiten zu fürchten? Wenn man bedenkt, daß sie fest organisiert, energisch, gewandt, verschlagen, erfahren und zäh ausdauernd, daß sie rücksichtslos in der Wahl jeder ihnen Erfolg ver-

*) Eine der interessantesten Schilderungen der Jesuiten ist die, welche Scherr in seiner deutschen Kulturgeschichte gibt. Er sagt:

„Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einer Art Gottesstaat im Sinne des Katholizismus, zu einer Domäne des Papstes machen, der natürlich eine Marionette in den Händen des Ordens sein sollte und war. Jedem freien Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein unklares Fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und Konsequenz die Verdummung und Verknechtung der Massen durchzuführen, gescheide Köpfe, die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorteile an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen mittelst einer Moral, welche durch ihre Klauseln und Vorbehalte zu einem Kompendium des Lasters und Frevels wurde, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfnisse zum Danke verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, hier der Gemeinheit, dort dem Ehrgeize zu schmeicheln, alles zu verwirren und endlich alles zu beherrschen, die Civilisation untergehen zu lassen in der bloßen Vegetation und die Menschheit in eine Schafherde umzuwandeln: darauf ging die Gesellschaft Jesu aus. Ihre Organisation war großartig und bewunderungswürdig. Hier war in diametralem Gegensatz zu der auf Befreiung des Individuums gerichteten Reformationsidee das völlige Hingeben der Individualität an ein Ganzes durchgeführt. Das Herz des Jesuiten schlug in der Brust seines Ordens. Nie hat ein General gehorsamere, unerschrockenere, heldenmütigere Soldaten gehabt als der Jesuitengeneral, und nie auch wurde ein Heer mit meisterhafterer Strategie geführt als die „Kompagnie Jesu." In ewiger Proteuswandlung und dennoch stets dieselbe, führte sie den nimmerrastenden Krieg gegen die Freiheit. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen und alles mußte ihm dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Kaufmann, aber stets blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit den Königen gegen das Volk, um morgen schon Dolch oder Giftphiole gegen die Kronenträger in Anwendung zu bringen, weil bei veränderter Konstellation der Vorteil seines Ordens dies heischte. Er predigte den Völkern Empörung und schlug zugleich Schaffotte für die Rebellen auf. Er scharrte mit geiziger Hand Haufen von Gold zusammen, um sie mit freigebiger wieder zu verschleudern. Er durchschiffte

heißenden Mittel sind, bloß scheinbar ein religiöser Orden, in der That aber ein politischer Geheimbund, der sich mehr als vom Gott der Wahrheit und Liebe von dem Fürsten dieser Welt, dem Lügner und Mörder vom Anfang, erleuchten und treiben läßt, und der, sich über alle andern Menschen stellend, diese nur als Mittel für seine Herrschsucht ansieht, — wenn man dieses bedenkt, sollte man vor ihnen wie vor einem Gespenst aus dem Abgrund zurückschrecken. Dazu kommt, daß sie mit Vorliebe im geheimen ihr Werk treiben. Keiner außerhalb des Ordens weiß recht, was sie im Augenblick planen und vorbereiten und wo sie gerade jetzt wieder ihre Hebel ansetzen. Eben dieses Geheimnisvolle ihres Seins und Wirkens suchen sie ihren Gegnern gegenüber auch möglichst auszunutzen, um sie in Spannung, Aufregung und Furcht zu erhalten. Dabei haben sie den Vorteil, fast immer der Angreifer zu sein und sich die wundesten Stellen des Gegners zum Angriff aussuchen zu können.

Aber ist solches alles auch der Fall, so sind sie immer doch noch Menschen, die als solche doch nur menschlich zu rechnen und zu handeln vermögen und die oft schon durch eben dieses ihr menschliches Rechnen und Thun ihrer eigenen Sache geschadet haben, (denken wir nur an China, Paraguay und den Pariser Bankerott) und Gott, der Herr, der alles auf Erden und besonders auch in seiner Kirche nach seiner eigenen Weisheit und Willen regiert, hat diese Menschen zwar öfter schon als Werkzeuge und Zuchtmittel benutzt, aber ihr Werk nicht mit seinem Segen gekrönt, denn mögen sie sich auch wie zum Hohn gegen den Herrn der Kirche die Gesellschaft Jesu nennen,

---

Meere und durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, Japan und China das Christentum zu predigen und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirn zum Märtyrertode zu drängen. Er führte in Südamerika das Beil und den Spaten des Pflanzers und gründete in den Urwaldwildnissen einen Staat, während er in Europa Staaten untergrub und über den Haufen warf. Er zog Armeen als fanatischer Kreuzprediger voran und leitete zugleich ihre Bewegungen mit dem Feldmeßzeug des Ingenieurs. Er schweigte das Gewissen des fürstlichen Herrn, welcher die eigene Tochter zur Blutschande verführte, wie das der vornehmen Dame, welche mit ihrem Lakaien Ehebruch trieb und ihre Stiefkinder vergiftet hatte. Für alles wußte er Trost und Rat, für alles Mittel und Wege. Er führte mit der einen Hand Dirnen an das Lager seiner prinzlichen Zöglinge, während er mit der andern die Drähte der Maschinerie in Bewegung setzte, welche den Augen der Entnervten die Schreckbilder der Hölle vorgaukelte. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelskombinationen. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratssaal, wie auf der Kanzel und dem Disputierkatheder. Er durchwachte Nächte hinter Aktenfascikeln, bewegte sich mit anmutiger Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste und atmete mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazarete ein. Aus dem goldenen Kabinett des Fürsten, den er zur Ausrottung der Ketzerei aufgestachelt hatte, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armut, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, ließ er in einem frivolen Höflingskreise schimmernde Leuchtkugeln skeptischen Witzes steigen. Er war Zelot, Freigeist, Kuppler, Fälscher, Sittenprediger, Wohlthäter, Mörder, Engel oder Teufel, wie die Umstände es verlangten. Er war überall zu Hause, er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde, denn ihm mußte das alles der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Thatkraft lebte und starb. Nie, fürwahr, hat der Menschengeist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen als den Jesuitismus, und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben gestrebt wie dieses."

für den Herrn Jesum und sein Reich arbeiten sie nicht, sie wollen nur für sich ein Weltreich gründen.

Sehen wir nun auf ihre mehr offene Arbeit und ihre mehr äußeren Mittel, so widmen sich die Jesuiten besonders dem Jugendunterricht, der Predigt, der Seelsorge und der Heidenmission.

Im Jugendunterricht bemächtigen sie sich mit Vorliebe der vornehmen und fürstlichen Jugend, der sie neben meist oberflächlicher Weltbildung Gehorsam gegen die Kirche, d. h. die Hierarchie und ihre übel beleumdete Moral beibringen, die unter Umständen jede Sünde, selbst Fürstenmord und Aufruhr erlaubt. Zu dieser Jesuitenmoral gehört auch die Probabilitätslehre, d. h. die Lehre, daß ich irgend etwas mir erlauben darf, sobald ich einen kirchlichen Schriftsteller oder eine Autorität anführen kann, der die Sache für nicht verboten hält. Ebenso gehört hierher die Lehre vom geistigen Vorbehalt, nach der ich zu meinen Aussagen stillschweigend noch etwas hinzudenken kann, so daß selbst eine falsche Aussage vor Gericht dadurch zu einer scheinbaren Wahrheit wird. Ich habe z. B. gesehen, daß A. den B. gestern ermordet hat; aber ich schwöre laut: Ich habe es nicht gesehen, daß A. den B. ermordet hat, — und setze dann in meinen Gedanken hinzu: vorgestern. So darf man, besonders wenn's zum Besten der Kirche zu sein scheint, leugnen und lügen.

Zum Predigen verwenden sie ihre gewandtesten, bestechendsten Redner, die mit Scheingründen wohl umzugehen wissen. Hier wie in ihrer kirchlichen und politischen Presse kommts's ihnen mehr auf das die Menge beeinflussende und verführende Äußere als auf den inneren Wahrheitsgehalt an.

Ebenso in der Heidenmission wird mehr auf die Kopfzahl als auf die Seelenzahl der äußerlich zur Kirche Gezogenen gesehen. — Bei der Seelsorge wissen sie besonders den Beichtstuhl zu schätzen, sowohl zur Kenntniserlangung von Thatsachen und Verhältnissen, die dem Orden nützlich oder schädlich sein könnten, als auch zur Beeinflussung und Beherrschung der Gemüter. Um ihren Einfluß durch die immer wachsende Zahl ihrer Beichtkinder zu mehren, sind sie im ganzen sehr milde und nachsichtig gegen dieselben, worüber Ortsgeistliche und andere Orden schon oft geklagt haben. Fällt doch in der That das Christentum, auch das katholische, bei dem echten Jesuiten als eigene Herzenssache nicht schwer ins Gewicht, da ihm die Religion nur insofern wert ist, als er durch sie die religiös angelegten Gemüter anziehen, fesseln und beherrschen kann. Die Religion ist ihm nur die Leiter, vermittelst welcher er mit seinen Brüdern zum Thron der Weltherrschaft emporsteigen will. Ob Gottes Zorn um dieses Mißbrauchs alles Heiligen willen nicht gegen diese Menschen entbrannt ist? — Aber, könnte jemand denken, gibt es denn keine besser Gesinnte unter ihnen? Unter den einflußreichen, thäti=

gen und leitenden Gliedern schwerlich. Diejenigen unter den Brüdern, die noch ein eigenes Herz und Gewissen behalten wollen, sind untauglich für den großen Zweck, sie gehen selbst oder sie werden unter passendem Vorwand entfernt, oder sie werden an irgend einer Stelle benutzt, wo sie jedenfalls nicht schaden können.

Ein weiteres sehr äußerliches und weltliches, aber sehr einflußreiches Mittel in den Händen der Jesuiten ist das Geld, viel Geld und immer mehr Geld, denn Geld schafft Macht. Mit ihm kann man Hoch und Nieder erkaufen, man muß nur genug zu bieten haben, man kann sich dann bis an den Thronen und in den Ratssälen Spione und sonstige Kreaturen verschaffen. Mit Geld kann man Prachtkirchen und Hochschulen und andere Anstalten bauen, Prunk und Pomp aller Art veranstalten und alle möglichen kluge und großartige Pläne ausführen. Darum ein beständiges Verlangen nach viel Geld, darum so viel Erbschleicherei bis in die Millionen und großartige unsichere Bank- und Handelsgeschäfte.

Sehen wir noch etwas länger der emsigen, rastlosen, aber meist geheimen Thätigkeit dieser Bearbeiter der Gemüter und Gewissen zu, wie sie im öffentlichen Leben, dann auch wieder still unter dem Volke und bei den Großen der Erde thätig sind, dann auch, wie sie sich den Protestanten gegenüber benehmen. *)

Wie gesagt, besitzen die Oberen unter den Jesuiten große Begabung und reiche Menschen- und Weltkenntnis. Die Glieder sind nicht alle Prediger und Lehrer, manche werden als Laienbrüder im Ordenshause oder draußen in der Welt als Berichterstatter und sonstige Helfer benutzt. Adelige und Bürgerliche stehen oft in der allerinnigsten Verbindung mit dem Orden, wovon kein Uneingeweihter etwas ahnte. Wo es vorteilhaft ist, bequemen sie sich allen Verhältnissen und Parteien an und benutzen auch wohl die Schlagwörter der Zeit: Reaktionär, Liberal, Monarchie, Republik, Sklavenbefreiung, Volksbildung, sie können in alle Rollen eingehen, sie machen, wo es sein muß, die scheinbar liberalsten Zugeständnisse und hängen fleißig das Mäntelchen nach dem Wind, — aber bei alledem verlieren sie nie ihren Zweck aus den Augen. Bald suchen sie sich in der Politik für eine Partei notwendig, bald ihr wieder furchtbar zu machen. (Denke man doch nur an den verstorbenen Windthorst und seine Centrumspartei!) — Mit der Masse des ungebildeten Volkes suchen sie sich bestens zu befreunden, denn sie wissen, welch eine Macht in unserer Zeit das Volk im Aufruhr und das Volk am Stimmkasten ist. Darum suchen sie es auch im Zustand steter Kindheit zu erhalten, denn das Forschen und Denken der Menschen ist den Vätern und ihren Plänen durchaus zuwider. Darum sind sie für eine heitere, glänzende, leichte Religion, die die Menge anzieht und von eigenem Denken abhält. Auch die Vorträge und Reden sind voll Worte ohne

*) Siehe zu dem Folgenden: Die Verschwörung der Jesuiten von Abbate Leone (Der wahre Protestant. Heft 2, Jahrgang 1890), dem es teils entnommen ist.

Beweisgründe. Droht der Glaube zu wanken, dann wird die Kirche und ihre Einrichtungen mit Wundern umgeben (Lourdes, Trier 2c.). Ferner wird im Unterricht, in der Beichte und in der Unterhaltung dem Volk der nötige Abscheu und Haß gegen die Ketzer eingepflanzt, denn die Quelle aller Not ist ja die Reformation und der Protestantismus, seit man sich gegen den Statthalter Christi aufgelehnt, ist alle Gerechtigkeit und Liebe von der Welt verschwunden. Die vermeintlichen Tugenden der Protestanten sind nur Schein. Ohne die Heilsmittel der Kirche können ja die Protestanten bei Gott doch nimmermehr Vergebung der Sünden erlangen und also auch nie selig werden. Sie haben auch kein Recht auf Duldung, wenn man sie auch jetzt aus Mangel an Macht noch dulden muß. Hingegen wo, wie in Irland und Deutschland und in diesem Lande, protestantische Regierungen die Oberhand haben, da wird frisch das gleiche Recht für die Katholiken gefordert, ja womöglich noch mehr Recht als die andern genießen. Bescheidenheit in den Forderungen ist da nur ein Fehler. Da muß der treulich besorgte Jesuit die Rechte des entrechteten Volkes vertreten. Wird aber das Volk über ein gewisses Maß hinaus unruhig, dann wird Christi und der Heiligen Dulden und Armut als tröstendes Beispiel und das geduldige Tragen der Last als verdienstlich hingestellt. Wo hätte das Volk auch bessere Tröster, Freunde und Vertreter als diese guten Väter der Gesellschaft Jesu. Was kann nicht ein gewiegter Jesuit mit einem unwissenden, rohen Volke anfangen! Und doch, wo ist denn das Volk elender als gerade in den rein katholischen Ländern.

Den Großen der Welt gegenüber stellen sich dagegen die Jesuiten dar als die Wiederhersteller der Ordnung, als die Hauptstützen der Throne, die durch die Beichte die Christen ermahnen und beeinflussen, und die Gemüter der Menge durch Pomp und Ceremonien anziehen und fesseln. Durch die Kultur des Mittelalters, durch Heiligenlegenden und Wunder soll die Masse im Zustand der geistigen Kindheit erhalten und damit von Forschung und Aufklärung, die zur Auflehnung gegen Kirche und Staat führen können, abgehalten werden. Denkt das Volk an die in schönen Farben gemalte Vergangenheit des kirchlichen Mittelalters, dann beschäftigt es sich nicht mit der Gegenwart und Zukunft. Hilft die katholische Regierung nur dem Orden und bekämpft den Protestantismus und das Denken, so wird der Orden von größtem Segen sein. So preist sich derselbe an. Aber wo sind die von den Jesuiten gestützten Throne in Frankreich, in Spanien, in Italien und gar der Kirchenstaat? Entweder hat sich dort ihre beruhigende und stützende Macht nicht bewährt, oder sie haben sie nicht recht angewandt. Haben sie anstatt da zu stützen, am meisten ihren eigenen Vorteil im Auge gehabt, und zwar so sehr, daß sie endlich selbst abziehen mußten? Wohlthäter und Freunde weist aber kein Fürst und kein Volk zum Lande hinaus. Die Jesuiten haben sich bis dahin schlecht bewährt, wer kann ihnen da noch ferner trauen!

Obgleich er den Protestantismus haßt als seinen ärgsten Feind, tritt der Jesuit doch dem Protestanten selbst ins Gesicht freundlich gegenüber. Da zeigt er sich als weitherziger Katholik und vollendeter Weltmann mit glatter Rede und gewinnenden Manieren, der bestechen und gewinnen will, denn es gilt, eine Seele oder doch eine einflußreiche Persönlichkeit, und mit ihr, wer weiß wie viele andere, zu fangen. Die den Protestanten anstößigen grobsinnlichen gottesdienstlichen Mittel werden als nur für die sinnlichen, beschränkten Volksmassen berechnet dargestellt. Da heißt es z. B. dem gebildeten Protestanten oder auch aufgeklärten Katholiken gegenüber: Ihr seht uns die mit glänzender Pracht umgebene Hostie anbeten. Daß Gott überall ist und er das Herz allein ansieht, ist nicht erst die Entdeckung eurer vorgeblichen Reformation. Aber zu allen Zeiten waren doch gewisse Zeichen notwendig, um gleichsam als Stufen zu dienen, zum Ideal der Religion hinansteigen zu können. Anstatt des einfachen hl. Abendmahls nahm daher die Kirche die Messe und pomphafte Ausstellung des hl. Sakraments an, um die Menge, die sich durchs Sichtbare fortreißen läßt, zu bewegen und zu erweichen, und dieser Bewunderung folgt dann die Anbetung. Der geistvolle Mann, der für seine Person solcher Formen nicht bedarf, wird die scharfsinnigen Hilfsmittel der Kirche bewundern müssen und Gott danken, daß er die Kirche so geeignete Mittel finden ließ, um dadurch die Frömmigkeit der schwachen und rohen Massen zu erwecken und zu fördern. Ist das nicht alles klar und einleuchtend?—Der Jesuit weiß gar wohl, daß die Bibel nicht für, sondern wider ihn ist. Daher stellt er sie auch wohl als ein veraltetes Buch hin, ähnlich wie die alte Geographie des Ptolemäus, die auch für unsere Zeit nicht mehr paßt. Dabei thut er öffentlich, als ob er das N. Testament nicht zu fürchten habe, privatim aber stellt er es als gefährlich und schädlich hin, oder er sucht auch wohl den Protestanten und gebildeten Katholiken zu zeigen, daß das N. Testament nur der Keim sei, dessen volle und majestätische Entwicklung der heutige Katholizismus sei. Ein öffentlicher Disput mit den Protestanten wird möglichst vermieden, aber destomehr im stillen gegen die Bibel und die Ketzerei gearbeitet.

Der Jesuit läßt es sich angelegen sein, protestantische Bekehrungen zu machen, besonders in angesehenen, und wo möglich fürstlichen Familien, sowie unter bekannten Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern; das macht Aufsehen und zieht, gleichviel ob der Übertritt aus religiösen Gründen oder aus ganz andern Anlässen geschah. Den einen zieht man herüber durch den Schein der Einheit der römischen Kirche, den andern durch ihre Mystik, diesen durch Kunst und Poesie, jenen durch den gottesdienstlichen Pomp, wieder einen andern durch die leichte Weise der katholischen Sündenvergebung u.s.w. Da wird dann betont: Seht, wir sind die allein wahre allgemeine Kirche, wir haben, was die verschiedensten Stände und Alter und die ver-

schiedensten Schattierungen der Intelligenz zu Gott und der Kirche hinzieht. Der roheste Mensch und der feinste Geist findet bei uns, was er bedarf. Dabei wird fleißig wiederholt: Der Protestantismus ist nichts als eine Verirrung, die den Menschen nur Elend gebracht hat, die alles zersplittert und alles auflöst. — Seht doch nur die Menge der protestantischen Sekten, in der jeder lehrt und thut, was er will, und die immer mehr auseinander fallen. Seht dagegen uns; wir sind die eine, heilige, allgemeine christliche Kirche, die, auf die Apostel gegründet, wie ein stolzer Dom unter dem einen unfehlbaren Oberhaupt bis in den Himmel ragt.

Wird dann zur Entgegnung auf die Laster und Verbrechen der Päpste und Geistlichen, besonders des Mittelalters, hingewiesen, dann werden diese faulen Flecke entweder ganz ignoriert, oder dreist geleugnet und über böswillige Verleumdung geklagt, oder, was heutzutage besonders beliebt ist, der Protestantismus und die Reformatoren werden mit den Waffen der niedrigsten Beschuldigungen und Lügen angegriffen. Man läßt dann die Ketzer schreien und schreiben, bis sie müde sind und einhalten, während man selbst das alte Mittel der Geschichtsfälschung aufs gewissenloseste in Anwendung bringt. So muß ja jetzt Luther außer all seinen andern Todsünden auch noch die des Selbstmordes begangen haben. Wenn der Zweck gut ist, und der Zweck ist hier die Vernichtung des Protestantismus, dann müssen auch alle Mittel, die diesem Zweck dienen, gut sein. Der Jesuit und sein ganzer Anhang machen sich daher in solchen Dingen auch nicht die geringsten Gewissensskrupel, denn alles, was der Orden unternimmt, ist, wie man es immer wiederholt, nur zur größeren Ehre Gottes. Wenn dieses Wort nicht ein Deckmantel sein soll, mit dem man vor den Menschen alle seine Thaten christlich bedecken will, so lautet's geradeaus wie ein frecher Hohn.

Wenn man nun an alles das denkt, was die Jesuiten wollen, was sie sind und was sie treiben, kann man sie da noch als eine fromme christliche Bruderschaft der katholischen Kirche ansehen, thätig im Dienst des Herrn, der da spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Nein, die Geschichte der Vergangenheit, sowie die Vorgänge der Gegenwart bekunden es klar und deutlich für alle, die sehen wollen: der Jesuitenorden ist nicht ein Förderer des Reiches Gottes, sondern ein weltlicher, politischer Geheimbund, der die Herrschaft über die ganze Welt anstrebt und die katholische Kirche nur als Deckmantel seines ungöttlichen Treibens und als bloßes Mittel zum Zweck benutzt.—Und wer bürgt dafür, ob dieser Geheimbund nicht, wenn's ihm zweckmäßiger erscheint, später einmal die römische Kirche als Mittel fahren läßt und andere ihm profitabler dünkende Verbindungen eingeht, denn zu dem einen großen Zweck sind ihm alle Mittel recht? Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Nachdem der Bund seinem Ehrgeize fröhnend, Jahrhunderte lang seine sündige Arbeit gethan, wird sein Werk doch wie einst Babels

Turm unvollendet bleiben, denn wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Zu dem ewigen Sohn allein spricht Gott: Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum. Daß Menschen aber eine solche Weltherrschaft erstreben, und sogar das Heiligste im Menschen, die Religion, dabei ihrem Ehrgeiz dienstbar machen wollen, das ist ein ebenso freveles, wie vergebliches Beginnen. Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommt auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald anbrennen, — aber wohl allen, die auf ihn trauen.

Ein Brief von Bischof Dräseke an Dr. Steinert.

Der Brief, den wir im folgenden wiedergeben, ist schon im Jahre 1850 geschrieben und der Th. Ztsch. durch Herrn A. F. R. Braun, den Schwiegersohn des sel. Dr. Steinert, zur Verfügung gestellt worden. Eine Veröffentlichung desselben wird gewiß den meisten, wenn nicht allen Lesern der Th. Ztsch. willkommen sein, da einerseits der Inhalt des Briefes an sich schon allgemeinere Bedeutung hat, andererseits aber auch noch manche Synodalglieder mit Dr. Steinert persönlich bekannt waren, und endlich für die, welche Dr. Steinert nicht kannten, werden sicher die persönlichen Beziehungen eines der ältesten Glieder unserer Synode nicht ohne Interesse sein.

D. R.

Potsdam, den 4. Februar 1850.

Geliebter Bruder!

Gelobt sei Jesus Christus! Endlich einmal finde ich Muße, Ihren freundlichen Brief, der mich in glücklichere Zeiten versetzte und wohlthuende Erinnerungen in mir erweckte, zu beantworten. Sie werden sich wundern, daß ich über Mangel an Zeit klage; aber es ist so. Wohl war es meine Absicht, meinen Lebensabend fern von den Zerwürfnissen in Staat und Kirche zuzubringen; deshalb legte ich den Bischofsstab aus der Hand und gab dem König selbst ungern das Versprechen, in dringenden Fällen wieder in loco zu sein. Der Fall ist da, dringender als wir es geahnt, und ich bin daher seit einiger Zeit wieder um die Person des Königs; wenn es auch nur gilt, meinem Versprechen nachzukommen. Schon früher habe ich durch den Geheimstaatsrat v. Brömer und auch durch Bernhardt erfahren, daß Sie sich in Amerika niedergelassen und habe Ihretwegen drei Briefe mit Bernhardt gewechselt, ein Beweis, wie sehr ich Sie schätze und liebe; ich kenne also Ihr edelmütiges Verfahren in Bezug auf W. und den Geheimkriegsrat v. B., weiß Ihr unerschrockenes und wahrhaft heldenmütiges Benehmen bei der Volksversammlung zu Erfurt und habe Ihre dort gehaltene Rede in öffentlichen Blättern gelesen, eine Rede so glaubensfrisch und wirklich mutig, daß ich Sie hätte umarmen mögen. Selbst der König hat davon Notiz genommen, der kleine Ausfall gegen ihn hat ihn im geringsten nicht beleidigt und er hat sich gegen mich sehr wohlwollend über Sie ausgesprochen. Ihren Schritt, nach der neuen Welt zu wandern, habe ich gemißbilligt; Männer von Talent und Geistesgaben, wie Sie, sollten ihre Kräfte dem Vaterlande nicht entziehen, zumal in einer Zeit, wo der wackern Männer nicht genug sein können. Doch söhnt mich der

Gedanke mit Ihrem Entschluß aus, daß Sie im Dienste des Herrn sind, daß Sie an seinem Reiche bauen und daß Sie unter deutschen Brüdern arbeiten, die so oft an dem Brote des Lebens darben müssen. Möge der Herr Ihre Bemühungen segnen. In den Zeiten der Unruhen, welche über unser Vaterland hereingebrochen sind, habe ich, und viele mit mir, nach dem unter den Stürmen der Zeit feststehenden Amerika und England geschaut und die politische Verfassung, die jene Länder besitzen, unserem Vaterland teilweise gewünscht. — Sie wissen, lieber Steinert, daß ich nie ein Verächter freier Institutionen war; nach meinem Dafürhalten besitzen jedoch Amerika und England noch etwas anderes, was wir uns vor allem wünschen sollen, das ist die Sonntagsruhe. Wir haben die Mächte der Finsternis, mit denen wir in unserer Zeit zu kämpfen haben, kennen gelernt; eine Gottlosigkeit, eine Gewissenlosigkeit und eine Unsittlichkeit, welche Entsetzen erregt haben, hat der Sturm, der über die Länder Deutschlands dahinbrauste, vor allen Augen klargelegt, und die weit und tief verbreitete Demokratie ist hier in einer Gestalt aufgetreten, daß sie wohl auch Dämokratie genannt werden könnte. Sie werden fragen, lieber Bruder, wie ist es möglich geworden, daß in christlichen, in evangelischen Ländern, zumal wo Kirchen und Schulen aller Orten sind, daß mitten in solchen Ländern das Unkraut des Unglaubens und der Unsittlichkeit solche tiefe Wurzeln schlagen konnte? Wir wissen, daß vieles dazu mitgewirkt hat und daß wir alle die Schuld tragen. Die Hauptquelle aber aller der dämonischen Übel, die uns mit furchtbarer Kraft über das Haupt gewachsen sind, ist die Sonntagsentheiligung mit ihrem unabsehbaren Gefolge von Sünde und Laster; ja die Übertretung des dritten Gebotes ist die fruchtbare Mutter von tausend und aber tausend Gewissenlosigkeiten geworden. Wir haben keinen Sonntag mehr, das ist die Klage, die wir laut und immer lauter erheben müssen. — Unser Volk hat keinen Sonntag! — Darum hat uns das Gericht ereilt und ehe wir uns nicht wieder einen Sonntag erkämpft und erbeten haben, eher werden sich die größten Brunnen, aus denen das größte Unheil quillt, nicht schließen. Um Ihnen meine Behauptung einleuchtend zu machen, lassen Sie mich Ihnen ganz kurz darthun, welche Gestalt das menschliche Leben ohne Sonntag gewinnt und wie dasselbe von Stufe zu Stufe in das leibliche und geistliche Elend hinabsinkt.— Der Mensch, der keinen Sonntag hat und jahraus, jahrein, Sonntag und Alltag, ohne Ausnahme in dem Joch der irdischen Arbeit sich befindet, verliert nach und nach das Gefühl, daß er ein Mensch und daß er für etwas Höheres geschaffen ist. Der Sonntag ist ein Sonnenstrahl des höheren Lebens, der in unser irdisches Leben hineinfällt und dasselbe erleuchtet und verklärt; wo er fehlt, wird das Herz wüst und öde. Die Glockentöne des heiligen Tages sind wie Stimmen des Himmels, welche in die Hütte des Armen wie in den Palast des Reichen hineinschallen und da, wo sie gehört werden, wie von selbst das sich sehnende Gemüt des Menschen mit dem Gefühl einer unendlichen Vollkommenheit im Lande des Friedens durchdringen. Wie könnte es

aber fehlen, daß da, wo diese heiligen Klänge vom Geräusch und Getöse der Welt übertönt und gleichsam verschlungen werden, die Gemüter der Eitelkeit und Nichtigkeit anheimfallen und das Leben in seiner Leib und Seele verwüstenden Weltlichkeit, bei allem äußeren Jubel und aller äußeren Lustbarkeit, nichts anders ist, als ein greulicher Mißton. — Werfen Sie mit mir einen Blick in das Familienleben, aus welchem der Sonntag verschwunden ist! Die Familie, der häusliche Herd, soll nach Gottes Willen die erste Pflanzstätte für die ersten zarten Keime des Guten und Edlen sein, für Liebe, für Gehorsam, für Vertrauen, für Treue, für Rechtlichkeit und Biederkeit; die Familie soll den Menschen vorbilden und erziehen für den Staat. — Die Familie aber, die keinen Sonntag hat, hat den Hauptaltar verloren, ihr Heiligtum eingebüßt, ist in ihrem tiefsten Grunde erschüttert; eine solche Familie hört auf eine Familie zu sein. Denn was ist das für eine Familie, wo die Eltern nicht bloß an den Alltagen, sondern auch an den Sonntagen, in der Frühstunde ihre Wohnungen verlassen und spät am Abend erst zu derselben und zu ihren Kindern zurückkehren, wo die Eltern den Kindern nicht angehören und die Kinder den Eltern nicht, wo der gegenseitige Herzensverkehr vielleicht auf Null herabgesunken ist? Ist es zu verwundern, daß in den Herzen der Kinder, die aus solcher Familie hervorgehen, sich kaum eine Spur von Anhänglichkeit an den häuslichen Herd, kaum eine Spur von Liebe zu den Eltern findet? Aus diesen Familien, die keinen Sonntag haben, gehen denn auch — wie könnte es anders sein? — die Staatsbürger hervor, die die tierische Sklaverei, in der sie sich befinden, vertauschen wollen mit fleischlicher Freiheit, die ihr ruheloses und freudenleeres Leben würzen wollen mit fleischlichem Genuß und sinnlicher Begierde, Staatsbürger, die, weil ihnen die natürliche Ruhe und Erholung geraubt ist, die Arbeit für eine Qual halten, mit der ein Teil des Menschengeschlechts nach ihrer Meinung gemartert wird; Staatsbürger, deren Herzen von einer Anhänglichkeit an König und Vaterland nichts wissen, weil sie aus einem durch die Sonntagsentheiligung verwüsteten Familienleben hervorgegangen sind, in welchem für die Ausbildung und Pflege von Liebe und Anhänglichkeit sich kein Raum fand. Das wären einige von den Früchten, welche die Sonntagsentheiligung auf dem Gebiete des Privatlebens trägt und welche Unheil und Verderben anrichtend in das Staatsleben hinübergehen.

Soll ich nun auch noch erwähnen, welchen Einfluß die Sonntagsentheiligung auf unsere gesellschaftlichen Zustände hat, so mögen Sie wissen, lieber Bruder, daß nichts so sehr geeignet ist, das gesellschaftliche Leben zu zerstören und demselben unheilvollere Wunden zu schlagen, daß nichts so sehr geeignet ist, das Gedeihen und das Wachstum von Mißtrauen, Neid und Haß der einzelnen Stände gegen einander zu befördern. Denn das Gotteshaus, in welchem sich der Reiche mit dem Armen, der Vornehme mit dem Geringen vor Gott demütigt und durch die Anbetung Gottes wieder erhöht wird, das Gotteshaus ist der geseg-

nete Ort, worin in dem Herzen der Geringen und Armen Vertrauen und Achtung gegen die Reichen und Vornehmen, in dem Herzen der Reichen, wo Liebe, wahre Liebe gegenüber dem armen, notleidenden Bruder geboren wird.

Zerstört die Gotteshäuser, oder lasset sie am Tage des Herrn leer und öde stehen, heget auch ferner einen, aus der Leichtfertigkeit und Weltlichkeit geborenen Ekel an der gottesdienstlichen Erbauung, ziehet es vor, euch hierin auch ferner zu separieren und das zum Besten des Ganzen notwendige Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der gemeinschaftlichen Liebe und Achtung zu zerstören; — thut es, und die Früchte einer solchen Verblendung und eines solchen Leichtsinnes werden nicht ausbleiben. Schon hat es die zur allgemeinen Sitte gewordene Sonntagsentheiligung dahin gebracht, daß der gottlose Staat (l'état athée) proklamiert werden konnte, proklamiert in einer Kirche, deren Mauern vergeblich davon Zeugnis ablegten, daß wir ein christliches Volk sind. Freilich dessen tiefgreifende Folgen werden von wenigen geahnt, von noch wenigeren erkannt werden. Aber eine wachsende Sonntagsentheiligung, ein zunehmender Leichtsinn in Hinsicht der Übertretung dieses göttlichen Gebotes, den Feiertag zu heiligen, würde bald Früchte zeitigen, die zuletzt auch dem Blinden in die Augen springen und den in ihrer Weltlichkeit Abgestumpften furchtbar werden würde. Darum: Wir haben keinen Sonntag mehr! Unser Volk hat den Sonntag verloren! Unsere Bundeslade ist in des Feindes Hand, das ist die Klage, die wir laut und immer lauter anstimmen müssen. Es gilt, den Sonntag wieder zu erobern; gelingt uns das, dann ist Deutschland gerettet; gelingt es nicht, so geht es verloren, früher oder später. England hat fest gestanden und ist dadurch bewahrt geblieben von den Greueln des Aufruhrs, weil es das Wort Gottes, mit und neben demselben eine strenge Sonntagsfeier besitzt. Denn, wenn das Wort Gottes die Burg ist, so ist der Tag des Herrn, so ist die strenge Sonntagsfeier die eherne Mauer, um die Burg gebaut, um die gewaltigen Fluten volkszerstörender Gottlosigkeit abzuhalten. Ja, die Entheiligung des Sonntags raubt uns — das ist nur zu wahr — Gottes himmlischen und irdischen Segen; sie verschlingt Kraft, Zeit und Geld in einem furchtbaren Maße; wie mancher Fabrikarbeiter und Tagelöhner versäuft und verspielt den ganzen Wochenlohn und dem vergeudeten Tage des Herrn folgt dann in der Regel noch der Montag, als ein Tag des Leichtsinns und der Arbeitslosigkeit. Auf den Montag folgen dann die Hungertage, häuslicher Zwist und erbittertes Gemüt; mit einem Worte, die Sonntagsentheiligung führet zu einem wahren Bankrott an Leib und Seele und allem Lebensglück. Darum müssen alle Freunde der inneren Mission sich zusammenscharen und zusammenstehen, im Kampfe wie Ein Mann, um die verlorene Perle, die Perle unter den Tagen, wiederzugewinnen. Jetzt oder nie! denn die Zeit ist kurz und die Gottlosigkeit wächst schnell, wie die Flut verheerender Frühlingsgewässer.

Wozu ich Ihnen dies geschrieben habe, werden Sie fragen? Dazu, daß Sie sich glücklich schätzen mögen, in einem Lande zu wohnen, wo der Sonntag noch etwas gilt, aber auch dazu: daß Sie sich ermuntert fühlen mögen, in Ihrem Kreise nach Kräften dahin zu wirken, daß die Heiligung des Sonntags auch bei Ihnen nicht ab-, sondern immer zunehme, denn nur aus ihr erblüht ein frisches Familienleben und ein kräftiges, edles, kernhaftes Volk, das der Freiheit wert ist und sie zu gebrauchen versteht. — Gewiß, Sie setzen kein Mißtrauen in meine Äußerungen,—Sie gewiß nicht, da ich Sie aus Ihren Briefen zwar als einen begeisterten Republikaner kennen gelernt, doch aber auch den thatkräftigen, frischen und redlichen Sinn wiedergefunden habe, der Sie mir so schätzenswert gemacht hat. Welches Mißtrauen könnte auch gegen mich obwalten? Ich habe am 8. Dezember meinen 78. Geburtstag gefeiert; Bernhardt mit seiner Frau und Hugo waren hier; der König hat mir einen großen Beweis der Aufmerksamkeit gegeben, der mir wohlthut, doch aber ohne Wert für mich ist. Es wurde auch Ihrer gedacht; Bernhardt erzählte von seinem Zusammentreffen mit Ihnen in Rom; wir ergingen uns in Vermutungen über Ihr jetziges Befinden und leerten ein Glas auf Ihr Wohl. Ja, was wollte ich sagen! Wir alten Leute werden geschwätzig und kommen von einem ins andere. — Das wollte ich sagen: Ich darf frei reden ohne verdächtig werden zu dürfen, ich stehe mit einem Fuß im Grabe, der Schein jeglichen Erdenglücks ist für mich erbleicht; mag siegen was da will, ob Monarchie oder Republik. Ein Stückchen Land für mein Grab wird mir doch wohl werden und mehr brauche ich nicht.—Das Anerbieten des Königs, mich zum Kultusminister zu erheben, habe ich zurückgewiesen, dazu sind thatkräftige Männer erforderlich, nicht abgelebte Greise. Ich bedarf Ruhe und sehne mich nach der ewigen Ruhe. Auch der König, dessen Herz und Seele sonst klar vor meinen Augen lag, ist mir jetzt in mancher Hinsicht ein Rätsel; die Stürme der Zeit haben ihm arg zugesetzt und zweimal habe ich Thränen in seinen Augen gesehen; seine Lage ist nicht beneidenswert, obgleich sein Ansehen größer denn je, aber wir stehen über einem Vulkan; das verborgene und verschlossene Feuer kann plötzlich einen furchtbaren Ausbruch gewinnen. Hier stehe die Bitte, daß Sie meine Äußerungen nicht mißbrauchen, am wenigsten aber briefliche Mitteilungen *) nach Europa darüber machen. (Omnia in malum vertantur.) Ihre interessanten Notizen über Amerika, namentlich über das kirchliche Leben, haben mich ergötzt; in Bezug auf Ihre Lage rufe ich Ihnen zu: Der Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele und der Jünger wolle nicht über seinen Meister sein. Sie könnten aber Ihre Lage verbessern und Ihre Verhältnisse verschönern, wenn Sie sich eine Lebensgefährtin erwählten, die christlichen Sinnes Freud und Leid mit

---

*) Nach 42 Jahren glaube ich keinen Verstoß in dieser Hinsicht zu thun, und mache deshalb diesen inhaltsreichen und zeitgemäßen Brief bekannt. A. B.

Ihnen teilte. Heilt doch die Zeit, noch mehr aber der Glaube, jegliche Wunde; sollten Sie eine Ausnahme von der Regel machen?

Um auf den eigentlichen Hauptinhalt Ihres Briefes zu kommen, so versprach ich Ihnen heilig, alle meine Kräfte aufzubieten, daß Ihr Seminar einen glücklichen Fortgang gewinne. Sind wir es doch unseren Landsleuten schuldig, daß wir ihnen das Wort des Lebens vermitteln: Ich habe vor einigen Tagen mit dem König darüber gesprochen und ihm diejenigen Teile Ihres Briefes vorgelesen, wo Sie die Armut des geistlichen Lebens unter den Deutschen in Nordamerika so beredt und hinreißend schildern. Der König schien für die Sache sehr eingenommen; in meinen andern Briefen will Ihnen mehr schreiben. Nun, mein lieber Steinert, gute Nacht! Schreiben Sie mir bald und ausführlich, sowie auch über Nachrichten über die Mission unter den Indianern. Grüßen Sie unbekannterweise die Brüder. Der Segen des Herrn sei mit Ihnen!

Ihr in dem Herrn mit Ihnen verbundener Bruder

Dräseke.

Bruchstücke des Evangeliums und der Apokalypse des Petrus.

Das Evangelium des Petrus, dessen neuerdings aufgefundene Bruchstücke in der folgenden Übersetzung wiedergegeben sind, war nur durch Citate und Bemerkungen über dasselbe bekannt und galt bis in die neueste Zeit als verloren. Bei Eusebius wird berichtet, daß ein solches Evangelium in der Gemeinde zu Rhossus in Cilicien in Gebrauch gewesen sei. Auch von Origenes wird es erwähnt als Quelle für die Ansicht, daß die Brüder Jesu Söhne des Joseph aus einer früheren Ehe seien. Auch Theodoret erwähnt dasselbe mit der Bemerkung, daß die Nazoräer sich seiner bedient hätten.

Über den Fund selber ist folgendes zu berichten: Vor einiger Zeit öffneten französische Archäologen ein Grab in Akhmim in Oberägypten. Dasselbe enthielt die Leiche eines Mönchs, aber außerdem noch einen Papyrus mit mathematischen Aufgaben und einem griechischen Pergamentkodex von 33 Blättern, dem Schriftcharakter nach aus der Zeit zwischen dem achten und zwölften Jahrhundert stammend. Auf der ersten Seite befand sich ein koptisches Kreuz nebst einem Alpha und Omega, von Seite zwei bis zehn ein Bruchstück des Evangeliums des Petrus von Seite 19 bis 13, also mit rückläufiger Seitenfolge, eine Apokalypse des Petrus, und von Seite 21 bis 66 ein griechisches Fragment der bisher nur in äthiopischer Übersetzung bekannten Apokalypse des Henoch; eine jüdische Schrift, die aber auch lange Zeit bei den Christen in hohem Ansehen stand.

I.

Bruchstück des Evangeliums Petri.

„Von den Juden aber wusch sich keiner die Hände, auch nicht Herodes noch einer seiner Richter. Und als sie sich waschen wollten, stand

Pilatus auf, und da befiehlt der König Herodes den Herrn zu ergreifen, indem er zu ihnen sagte: „Was ich euch befohlen habe, ihm zu thun, das thut.“ Es war aber dort Joseph, der Freund des Pilatus und des Herrn, und da er erfuhr, daß sie ihn kreuzigen würden, kam er zu Pilatus und bat ihn um den Leichnam des Herrn zum Begräbnis. Und Pilatus sandte zu Herodes und bat ihn um den Leichnam, und Herodes sprach: „Lieber Bruder Pilatus, auch wenn niemand um ihn gebeten hätte, hätten wir ihn begraben, da auch der Sabbath herannaht; denn es stehet im Gesetz geschrieben, daß die Sonne nicht untergehen soll über einem Getöteten, vor dem ersten Tage der süßen Brote ihres Festes.“ Die aber den Herrn ergriffen hatten, stießen ihn im Laufen und sprachen: „Laßt uns hinwegtilgen den Sohn Gottes, da wir Gewalt über ihn bekommen haben.“ Und sie legten ihm einen Purpurmantel um und setzten ihn auf den Stuhl des Gerichts und sprachen: „Richte gerecht, König von Israel.“ Und einer von ihnen brachte eine Dornenkrone und setzte sie auf das Haupt des Herrn. Und andere, die da standen, spien ihm ins Gesicht, und andere schlugen ihn auf die Backen, andere stießen ihn mit einem Rohre und einige geißelten ihn und sprachen: „Also haben wir den Sohn Gottes geehrt.“ Und sie brachten zwei Missethäter und kreuzigten in ihrer Mitte den Herrn; er aber schwieg, wie einer, der gar keinen Schmerz hat. Und als sie das Kreuz aufgerichtet hatten, schrieben sie darauf: „Dieser ist der König von Israel,“ und sie legten die Kleider vor ihn hin und verteilten sie und warfen das Los über sie. Einer aber von jenen Missethätern schalt sie und sprach: „Wir haben dies erlitten wegen der Übelthaten, die wir gethan hatten, dieser aber, der der Heiland der Menschen geworden ist, was hat er euch Böses gethan?“ Und sie wurden unwillig auf ihn und befahlen, daß ihm nicht die Beine gebrochen würden, damit er unter Qualen sterbe. Es war aber Mittag und eine Finsternis bedeckte ganz Judäa, und sie waren in Unruhe und Angst, daß etwa die Sonne untergegangen sei, da er noch lebte; denn es steht für sie geschrieben, die Sonne solle nicht über einem Getöteten untergehen. Und einer von ihnen sprach: „Gebt ihm Galle mit Essig zu trinken,“ und sie mischten es und tränkten ihn; und sie erfüllten alles und vollendeten auf ihr Haupt die Sünden. Es gingen aber viele umher mit Fackeln, da sie meinten, daß es Nacht sei, und fielen hin. Und der Herr schrie laut und sprach: „Meine Kraft, meine Kraft, du hast mich verlassen;“ und als er das gesagt hatte, ward er aufgenommen. Und zu derselben Stunde zerriß der Vorhang des Tempels zu Jerusalem in zwei Stücke; und da zogen sie die Nägel aus den Händen des Herrn und legten ihn auf die Erde, und die ganze Erde erbebte, und es entstand große Furcht. Da leuchtete die Sonne (wieder), und es fand sich, daß es die neunte Stunde war; da wurden die Juden froh, und sie haben dem Joseph seinen Leichnam gegeben, daß er ihn begrabe, da er ja ein Zuschauer all des Guten, was er gethan hatte, gewesen war. Der aber nahm den Herrn und wusch ihn und umwickelte ihn mit Leinwand und brachte

ihn in sein Grab, das „Josephs Garten“ hieß. Da fingen die Juden und die Ältesten und die Priester, als sie sahen, was für ein Übel sie sich selbst zugefügt hatten, an zu wehklagen und zu sprechen: „Wehe unsern Sünden, es naht sich das Gericht und das Ende Jerusalems.“ Ich aber trauerte mit meinen Genossen, und durchbohrt im Gemüte hielten wir uns verborgen; wir wurden nämlich von ihnen gesucht als Missethäter und als solche, die den Tempel anzünden wollten. Über dem allen aber fasteten wir und setzten uns hin trauernd und weinend Tag und Nacht bis zum Sabbath. Es versammelten sich aber die Schriftgelehrten und Pharisäer und Ältesten zu einander, als sie gehört hatten, daß das ganz Volk murrt und sich an die Brust schlägt und spricht: „Wenn durch seinen Tod diese größten Zeichen geschehen sind, so sehet, wie sehr er ein Gerechter ist.“ Die Ältesten gerieten in Furcht und kamen zu Pilatus und baten ihn und sprachen: „Gieb uns Soldaten, daß wir sein Grab auf drei Tage bewachen, daß nicht etwa seine Jünger kommen und ihn stehlen, und das Volk annehme, er sei von den Toten auferstanden, und sie uns Böses zufügen.“ Pilatus aber gab ihnen den Centurio Petronius mit Soldaten, das Grab zu bewachen; und mit ihnen kamen Älteste und Schriftgelehrte zum Grabe, und sie wälzten einen großen Stein mit dem Centurio und den Soldaten, alle miteinander, die dort waren, und legten ihn an die Thür des Grabes; und sie drückten sieben Siegel auf, und nachdem sie dort ein Zelt aufgeschlagen hatten, bewachten sie (sc. das Grab). In der Frühe aber, als der Sabbath anbrach, kam Volk von Jerusalem und der Umgegend, daß sie das Grab versiegelt sähen. In der Nacht aber, in welcher der Sonntag anbrach, als die Soldaten wachten je zwei nach der Wache, geschah eine große Stimme am Himmel, und sie sahen die Himmel sich öffnen und zwei Männer von dort herabkommen in hellem Glanz und sich dem Grabe nähern. Jener Stein aber, der an die Thür gelegt war, wälzte sich von selbst fort und ging ein Stück weg, und das Grab öffnete sich und die beiden Jünglinge gingen hinein. Da es nun jene Soldaten sahen, weckten sie den Centurio und die Ältesten — denn sie waren auch mit als Wächter da — und während sie erzählen, was sie gesehen hatten, sehen sie wieder drei Männer aus dem Grabe hervorkommen, und die zwei den einen stützen und ein Kreuz ihnen folgen, und das Haupt der zwei bis zum Himmel reichen, des von ihnen Geführten aber die Himmel überragen, und sie hörten eine Stimme vom Himmel, die sprach: „Hast du den Schlafenden gepredigt?“ Und als Antwort wurde vom Kreuze her gehört: „ja.“ Es erwogen nun jene mit einander wegzugehen und dem Pilatus dieses anzuzeigen. Und während sie nun überlegen, erscheinen wiederum die Himmel geöffnet und ein Mensch herabkommend und in das Grab gehend. Als das der Centurio mit seinen Leuten sah, ließen sie das Grab, das sie bewachten, und eilten nachts zu Pilatus und erzählten alles, was sie gesehen hatten in großer Angst und sagten: „Wahrhaftig war er Gottes Sohn.“ Pilatus aber antwortete und sprach: „Ich bin rein von dem Blute des Sohnes

Gottes; euch aber gefiel dies." Darauf kamen alle herzu, baten ihn und redeten ihm zu, dem Centurio und den Soldaten zu befehlen, nichts zu sagen, was sie gesehen hatten. „Denn es ist uns besser," sagten sie, „die größte Sünde vor Gott uns aufzuladen, als in die Hände des Volkes der Juden zu fallen und gesteinigt zu werden." Es befahl nun Pilatus dem Centurio und den Soldaten, nichts zu sagen. Am Morgen aber des Sonntages nahm Maria Magdalena, die Jüngerin des Herrn (aus Furcht wegen der Juden, da sie brannten von Zorn, hatte sie nicht am Grabe des Herrn gethan, was die Weiber gewohnt waren zu thun an den Gestorbenen und den von ihnen Geliebten), mit sich die Freundinnen und kam zum Grabe, wo er gelegt war, und sie fürchteten, daß die Juden sie sähen, und sprachen: „Wenn wir auch an jenem Tage, an welchem er gekreuzigt wurde, nicht weinen und wehklagen konnten, so könnten wir wohl jetzt an seinem Grabe das thun. Wer aber wird uns auch den Stein wegwälzen, der an die Thür des Grabes gelegt wurde, damit wir hineingehen und uns zu ihm setzen und das Schuldige thun? Denn groß war der Stein, und wir fürchten, daß uns jemand sähe; und wenn wir es nicht könnten, könnten wir wohl an die Thür legen, was wir bringen, (und) wir werden zu seinem Gedächtnis weinen und wehklagen, bis wir in unser Haus kommen." Und da sie weggingen, fanden sie das Grab geöffnet, und da sie hinzugingen, bückten sie sich da hinein und sahen dort einen Jüngling mitten im Grabe sitzen, schön und angethan mit einem sehr glänzenden Gewand, der zu ihnen sagte: „Was seid ihr gekommen? wen suchet ihr? Doch nicht jenen Gekreuzigten? Er ist auferstanden und weggegangen. Wenn ihr aber nicht glaubt, so bückt euch her und sehet den Ort, wo er lag, daß er nicht da ist; denn er ist auferstanden und dorthin gegangen, woher er gesandt ward." Da gerieten die Weiber in Furcht und flohen. Es war aber der letzte Tag der süßen Brote und viele gingen fort und kehrten um nach ihren Häusern, da das Fest aufgehört hatte. Wir aber, die zwölf Jünger des Herrn, weinten und trauerten, und jeder trauernd wegen des Geschehenen entfernte sich in sein Haus. Ich aber Simon Petrus und Andreas, mein Bruder, nahmen unsere Netze und gingen an das Meer, und es war mit uns Levi, der Sohn des Alphäus, den der Herr . . ."

* * *

So kurz dieses Bruchstück ist, so ist es doch schon ausreichend, um es beurteilen zu können. Der doketische Zug des Schriftstückes ist unverkennbar, aber er ist nicht das Einzige, was daran wahrzunehmen ist. Das Ganze ist ein wunderliches Gemisch von verworrenen Erinnerungen an andere Evangelienschriften, von unklaren Phantasievorstellungen, tendenziösen Umgestaltungen und einer sehr großen Nachlässigkeit der Darstellung in sprachlicher und sachlicher Hinsicht.

Tendenziös ist die Entlastung des Pilatus von jeder Schuld am Tode Jesu. Was Pilatus eigentlich bei der Sache zu thun hat, kann man nicht sehen, aber man konnte ihn doch auch nicht ganz umgehen.

Er ist weder als Richter genannt, noch als der, welcher das Urteil zur Ausführung bringt; dieses besorgt Herodes. Pilatus erbittet sogar für seinen Freund Joseph den Leichnam Jesu und zwar sobald als der Befehl zur Hinrichtung gegeben ist. Es ist aber nicht Joseph, der den Leichnam abnimmt, sondern die Juden und sie geben denselben dann dem Joseph, als ob er ihm noch nicht von Pilatus und Herodes zugesprochen wäre.

Ebenso verworren ist die Darstellung der Wegführung Jesu. Herodes befiehlt den Juden, seinen ihnen bereits gegebenen Befehl auszuführen. Eilig stoßen sie nun Jesum vor sich her; trotzdem aber hängen sie ihm noch einen Purpurmantel um, setzen ihn sogar noch auf einen Richterstuhl u. s. w. Dem Schreiber fielen diese ihm aus der Leidensgeschichte bekannten Dinge hier ein und, um sie nicht wegzulassen, schreibt er sie in einem Durcheinander nieder, das an die Gedankenlosigkeit der Leser die stärksten Ansprüche macht. Ebenso sind es nach der Darstellung des Schriftstückes die Juden, welche Jesum kreuzigen, seine Kleider unter sich teilen und — weil sie die um Mittag eintretende Finsternis für den Einbruch der Nacht ansehen — Jesum mit Galle und Essig tränken, damit er um so schneller sterbe, so daß die Sonne nicht untergehe, so lange er am Kreuze hängt.

Pilatus hat nur für die Grabeswache zu sorgen und die römischen Soldaten werden in ihrem Nachtdienst noch von den Ältesten und Schriftgelehrten unterstützt, die dann ebenso wie die Wache Zeugen des Auferstehungsvorganges werden, der in der abenteuerlichsten Weise dargestellt ist. Wunderlich ist jene Mischung von Verstocktheit und Reue, die sich sowohl nach der Grablegung, wie nach der Auferstehung bei den Priestern und Ältesten zeigt, sowie ihre Ethik, in welcher der Zweck der Selbsterhaltung alle Mittel heiligt, indem sie es für nützlicher halten, sich der größten Sünde vor Gott schuldig zu machen, als den Zorn des Volkes, von dem sie gesteinigt zu werden fürchten, auf sich zu laden.

Bemerkenswert ist ferner der Umstand, daß der Name Jesu niemals in dem Schriftstück vorkommt, dagegen die Bezeichnung Herr (κύριος) dreizehnmal. Zweimal wird diese Bezeichnung sogar von dem Leichnam Jesu gebraucht. Dieser Umstand ist um so sonderbarer, als unmittelbar vorher anstatt des Todes Jesu in echt doketischer Weise seine Aufnahme (wir würden sagen seine Himmelfahrt) berichtet wird. (Sogar der Ausdruck ἀνελήφθη ist genau derselbe wie Mark. 16, 19.) Ebenso tritt der Doketismus des Schriftstücks darin hervor, daß Christus am Kreuze schweigt, „wie einer, der nichts von Pein empfindet."

Phantastisch ist die Erklärung des Erdbebens, das offenbar dadurch verursacht wird, daß der Leichnam Jesu auf die Erde gelegt wird; ebenso macht die Erzählung den Eindruck, als halte ihr Verfasser dieselbe Thatsache für den Grund des Wiederaufleuchtens der Sonne um die neunte Stunde.

Das Verworrenste aber ist die Auferstehungsgeschichte dieses angeblichen Petrusevangeliums. Genau besehen, wäre eine Auferstehung, nachdem Jesus anstatt zu sterben „aufgenommen“ ist, weder nötig, noch möglich. Aber entweder ist der Verfasser des Schriftstücks in dieser Hinsicht ganz unklar gewesen, oder wagte er die Auferstehung nicht aus seinem „Evangelium“ auszuscheiden, da es dann schwerlich noch als „Evangelium“ gegolten hätte. An Unklarheit fehlt es diesem Teil gewiß nicht. Aus der Thür des Grabes, die doch sicher weder bis an den Himmel hinan, noch gar bis über die Himmel hinausreichend gedacht ist, treten drei Männer, die bis an den Himmel und über die Himmel hinausreichend sind. Dabei befindet sich die Darstellung noch im augenscheinlichsten Widerspruch mit dem Wort des Petrus, daß der Auferstandene nicht allem Volk, sondern nur den vorherbestimmten Zeugen offenbart worden sei (Apostg. 10, 41), sowie mit der Darstellung des Apostels Paulus, die deutlich erkennen läßt, daß die dem Paulus als Verfolger zuteil gewordene Erscheinung Christi eine Ausnahme von der Reihe der übrigen Erscheinungen des Auferstandenen bilde.

Es ist nicht nötig, auf weitere Punkte einzugehen. Das bisher Dargelegte ist wohl hinreichend, um den Wert des Schriftstückes zu beurteilen. Derselbe ist lediglich der einer litterarischen Rarität, die für die auf diesem Gebiet arbeitenden Gelehrten sehr interessant ist, dagegen für das Verständnis der kanonischen Evangelien ohne allen Wert bleibt und bei ihrer Verworrenheit höchstens einen Rückschluß auf die geistige Fähigkeit ihres Verfassers gestattet, der von seinen Lesern viel Gedankenlosigkeit erwartete und auch selbst in dieser Hinsicht nicht wenig leistete.

Kirchliche Rundschau.

Ein Teil der durch den kirchlichen Census von 1890 erhaltenen Angaben ist in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Vollständig ist dieselbe keineswegs. Schon deswegen, weil die Zusammenstellung der erhaltenen Angaben noch nicht beendigt ist. Man weiß eigentlich noch nicht einmal genau, wie viele verschiedene Religionsgemeinschaften man zählen soll. Die Liste des Dr. Carroll, der mit diesem Zweig des Census betraut ist, weist 143 auf und wird wohl ziemlich vollständig sein; immerhin aber ist es möglich, daß Angaben unter gemeinsamem Namen erscheinen, obwohl die so zusammengefaßten Kirchengemeinschaften hätten eigentlich auseinander gehalten werden können. In vielen Fällen wird sich überhaupt betreffs dieses Punktes keine unanfechtbare Entscheidung treffen lassen.

Wir geben in folgendem die Tabelle, wie sie uns vorliegt, wieder.

	Gemeinden:	Kirchen:	Wert derselben in Doll.:	Glieder:
Altkatholische Kirche	4	3	13,320	665
Armenische Kirche	6	—	—	335
Bischöfliche Methodisten*	25,861	22,844	96,723,408	2,240,354

	Gemeinden:	Kirchen:	Wert derselben in Doll.:	Glieder:
Deutsche evangelische Synode von Nordamerika (Unierte)	870	785	4,614,490	187,423
Deutsche evangelische protestantische Kirche in Nordamerika (Protestantenverein)	52	52	1,187,450	36,156
Deutsche reformierte Kirche	1,510	1,304	7,975,583	204,018
Evangelische Gemeinschaft oder Albrechtsleute	2,310	1,899	4,785,680	133,313
Griechisch-orthodoxe Kirche	1	1	5,000	100
Herrnhuter	94	114	681,250	11,781
Holländisch reformierte Kirche	572	670	10,340,159	92,970
Irvingianer	10	3	66,050	1,394
Kongregationalisten (Puritaner, Independenten)	4,868	4,736	43,335,437	512,771
Lutherische Kirche	8,485	6,609	34,500,000	1,215,000
Nördliche Presbyterianer**	6,717	6,664	74,455,200	788,224
Presbyterianische Parteien (alle)	13,490	12,462	94,876,233	1,278,815
Protestantische bischöfliche (anglikanische) Kirche	5,019	5,019	81,066,317	562,054
Reformierte bischöfliche Kirche †	83	84	1,615,101	8,455
Reformierte Katholiken	8	—	—	1,000
Römisch-katholische Kirche ‡	10,221	8,766	118,381,516	6,250,645
Russisch-orthodoxe Kirche	12	23	220,000	13,504
Schwenkfeldianer	4	6	—	1,306
Südliche Methodisten	15,017	12,687	18,775,362	1,209,976
Swedenborgianer	154	—	1,386,455	7,095
Tempelgemeinde	4	5	15,300	340
Theosophische Gesellschaft (Vereine)	40	1	—	695
Unierte griechisch-kath. Kirche	14	13	63,300	10,508
	Offiziere und Soldaten:	Compagnien:	Wert d. Lokale in Doll.:	
Heilsarmee	8,662	329	37,350	—
	Gemeinden:	Versammlungslokale:	Wert derselben in Doll.:	Glieder:
Mormonen	425	266	825,506	144,352
		Synagogen:		
Orthodoxe Juden (meist polnisch)	316	122	2,802,050	57,597
Reformjuden (meist deutsch)	217	179	6,952,225	72,899

*) Davon gehören zu den deutschen Konferenzen in den Vereinigten Staaten: 928 Gemeinden, 816 Kirchen im Werte von 3,123,090 Dollars und 59,105 Glieder.

**) Hauptzweig dieser in viele Parteien gegliederten Gemeinschaft.

†) Die 1873 des hochkirchlichen Wesens halber sich von der bischöflichen (anglikanischen) Kirche getrennt hat.

‡) Oder, wie soeben revidiert, 6,228,354 Glieder.

Was die Gesamtsummen betrifft, so ist die Zahl der Gemeinden 163,787 mit 139,832 Kirchen und 20,488,797 Gliedern. An Zahl der Glieder und Gesamtwert der Kirchen steht Rom obenan; dagegen steht es nach der Zahl der Gemeinden und Kirchen erst an vierter Stelle. In dieser Hinsicht steht die Bischöfliche Methodistenkirche oben an, nach ihr kommen die südlichen Metho-

disten, sodann die Presbyterianer und dann erst die römischen Katholiken. Angesichts dieser Zahlen und ihrer Unterschiede drängt sich ganz naturgemäß die Frage auf: Worin besteht die Stärke einer Kirchengemeinschaft, und wie weit läßt sich dieselbe nach statistischen Angaben auch wirklich beurteilen? Daß dieselbe nicht in den Zahlen besteht, welche eine Kirchengemeinschaft aufzuweisen hat, wird recht gerne von allen zugegeben, welche nicht mit großen Ziffern auftreten können. Auf der andern Seite weist aber doch jede Kirchengemeinschaft mit einer gewissen Genugthuung auf ihr günstigen Zahlen hin, gesteht also zu, daß dergleichen Angaben doch beachtenswert sind und wenigstens eine relative Mehrheit haben.

Große Summenzahlen lassen allerdings eine Sache groß erscheinen und darum läßt sich leicht damit prunken. Greift man nun der Abrundung halber um einige Tausende oder Millionen höher, so ist der augenblickliche Effekt noch größer. Da wußte wahrscheinlich Erzbischof Ireland ganz gut, als er vor einigen Jahren bei der Grundsteinlegung der römischen Universität in Washington behauptete, die römische Kirche zähle in den Vereinigten Staaten 10 Millionen Glieder. Das klingt viel voller als 6¼ Millionen. Diese Zahl ist aber die Summe der durch die Bischöfe und Priester selbst gesammelten Zahlen.

Interessanter werden aber gewisse Durchschnittszahlen, welche sich diesen Angaben entnehmen lassen. Da die Vereinigten Staaten im Jahre 1890 eine Bevölkerung von 62,622,000 Seelen hatten, so kam auf etwa 375 Seelen eine Gemeinde. Das scheint nun eine sehr günstige Zahlenangabe zu sein und doch ist viel Schein dabei; denn da die Zahl der Kirchenglieder nur etwa 20½ Millionen beträgt, so sind in Wirklichkeit viele Gemeinden zu klein, um die geistige Arbeitskraft der Pastoren sich wirklich zunutze machen zu können und ihren Pastoren eine äußere Stellung bieten zu können, in der sie sich ihrer Berufsarbeit ganz widmen könnten.

Nimmt man aus den in der Tabelle angegebenen Kirchengemeinschaften die protestantischen heraus, so beträgt die durchschnittliche Gliederzahl einer protestantischen Gemeinde ungefähr 165. Dabei ist die Verteilung auf die einzelnen Gemeinden eine sehr ungleichmäßige, und so mag es Gemeinden geben, die das Zehnfache der Durchschnittszahl an Gliedern aufzuweisen haben, während andere vielleicht nur ein Fünftel davon aufbringen können.

Noch merkwürdiger aber wird die Sache, wenn man die Durchschnittszahl des Wertes der Kirchen hinzuzieht. Es ist nämlich nicht so, daß die Zahl der Gemeindeglieder und der Wert der Kirchen einander immer parallel laufen, sondern es zeigen sich eigentümliche Schwankungen.

Was die durchschnittliche Gliederzahl der einzelnen Gemeinden betrifft, so stehen merkwürdigerweise die russischen Orthodoxen oben an mit 1,125 Gliedern auf eine Gemeinde. Nächst ihnen kommt die unierte griechisch-katholische Kirche mit 775; sodann folgt die deutsche protestantische Kirche mit 695; darauf folgt die römische Kirche mit 611 Gliedern und dann schiebt sich das Reformjudentum mit 336 Gliedern auf eine Gemeinde ein. An sechster Stelle befindet sich die Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika mit 216. Darauf folgen die Holländisch-Reformierten mit 162, die Lutheraner mit 143, die Deutsch-Reformierten mit 135, die Kongregationalisten mit 129 u. s. w. Die niedrigsten Durchschnittsziffern weisen unter den größeren Kirchengemeinschaften auf: Die Evangelische Gemeinschaft mit 57 Gliedern, sodann folgen die Deutschen Konferenzen der Bischöflichen Methodisten mit 63, darauf die

Südlichen Methodisten mit 80 und die Nördlichen Bischöflichen Methodisten mit 86. Die Presbyterianer im ganzen kommen auf 94, während die reformiert-bischöfliche Kirche das Hundert gerade noch überschreitet (101) und die Nördlichen Presbyterianer wieder um drei höher stehen (104), worauf dann die anglikanische Kirche mit 106 Gliedern per Gemeinde folgt.

Was den Gesamtwert der Kirchen betrifft, so steht natürlich Rom wieder oben an mit seinen 118 Millionen, beinahe genau der fünfte Teil des Gesamtwertes aller Kirchen. Sodann kommen die Bischöflichen Methodisten, die Presbyterianer, Anglikaner, Kongregationalisten und Lutheraner. Die Evang. Synode von Nordamerika käme erst etwa in die Mitte der Liste zu stehen, unmittelbar nach der Evangelischen Gemeinschaft.

Der Durchschnittswert einer einzelnen Kirche beträgt beinahe $5,000 (genauer $4,939). Dieser wird am weitesten überschritten bei den Reformjuden—bei welchen eine Synagoge durchschnittlich $38,840 wert ist, also soviel wie acht christliche Kirchen. Die orthodoxen Juden geben den Reformern in diesem Punkte wenig nach; jede ihrer Synagogen repräsentiert einen Wert von $23,940. Dann kommen die Freien Protestanten mit $22,835 für jede Kirche; ihnen folgen die Reformiert-Bischöflichen mit $18,970, die Anglikaner mit $16,152, die Holländisch-Reformierten mit $15,430, die römische Kirche mit $13,504. Die Nördlichen Presbyterianer halten sich mit $11,175 noch über dem Zehntausendthalerpunkt, während den Kongregationalisten mit $9,150 beinahe $1,000 fehlt, um ihn zu erreichen. Unsere Synode hält sich mit $5,878 noch ziemlich über dem Durchschnitt, ebenso die Lutheraner, die demselben von oben her mit $5,220 am nächsten stehen und die griechisch-unierte Kirche ihn mit $4,848 beinahe erreicht. Sodann folgen die Bischöflichen Methodisten mit $4,242; die Deutschen Konferenzen derselben bleiben um $414 unter dieser Zahl, während die Evangelische Gemeinschaft $2,518 aufzuweisen hat und die Südlichen Methodisten die Reihe mit $1,480 schließen.

Wenn weiter oben von der Stärke einer Kirchengemeinschaft die Rede war, so darf man nicht vergessen, daß es sich hierbei um die Einzelkirchen handelt, deren Stärke in der Welt nicht immer darauf beruht, wie weit und wie vollkommen sie das Wesen der Kirche zur Darstellung bringen. Läge in diesem Punkt die Stärke einer Kirchengemeinschaft, so wäre die größte Kirche auch die wahrste, was Rom natürlich gern acceptieren würde. Nun ist, wie die Kirchengeschichte deutlich genug lehrt, das Geltendmachen des Wesens der Kirche in einer geschichtlichen Kirchengemeinschaft insofern fördernd und ihrer Ausbreitung günstig, als das Wesen des Christentums dem gottgeschaffenen Wesen des Menschen entspricht und ihm ewige Lebensgüter vermittelt, ohne die er dem ewigen Tode verfällt. Auf der andern Seite aber widerspricht das Wesen des Christentums den thatsächlichen verkehrten Zuständen der Welt und dem sündigen Zustand des Menschen. Diese Thatsache ist ein Hindernis für die Ausbreitung einer Einzelkirche, die das Wesen des Christentums festzuhalten sucht.

Wird die bloße Ausbreitung als oberster Grundsatz festgehalten, um durch massenhaftes Auftreten eine Weltmacht zu bilden, oder wenigstens mit großen Zahlen imponieren zu können, so liegt — um möglichst wenig zu sagen — die Gefahr nahe, daß eine Art von Christentum verbreitet wird, das eben den augenblicklichen Weltzuständen gegenüber gerade das Wesen des Christentums verleugnet, und es sind darum die hohen Ziffern nicht immer ein Beweis wirklicher Stärke.

Während z. B. in Deutschland die Massengemeinden als ein Grund der Schwäche schon längst erkannt und beklagt werden, so droht, wie sich schon aus den Zahlen ergiebt, hier in Amerika etwas anderes zum Übelstand zu werden, nämlich die Menge von Gemeinden, die eigentlich nur noch der Form nach Gemeinden sind, in Wirklichkeit aber eine selbständige Gemeinde nicht bilden können, weil sie den äußern Anforderungen, welche von den kirchlichen Verhältnissen an sie gestellt werden, nicht mehr gewachsen sind. Während die Menge der Gemeinden allerdings ein Zeugnis für die Energie der Missionsthätigkeit einer Kirche ist, so ist sie nicht immer ein Beweis dafür, daß die angewandten Kräfte auch ohne Zersplitterung und mit kräftiger Zusammenfassung benützt worden sind.

Rom ist in dieser Beziehung erfahren. Es sucht nicht bloß eine große Anzahl von Gemeinden zu bilden, sondern es geht, wie die Durchschnittszahl der Gemeindemitglieder zeigt, auch darauf aus, die Gemeinden an Gliederzahl möglichst kräftig zu erhalten. Seine Stärke liegt eben auch hier nicht im Innern, sondern im Äußern, nämlich in seiner Kirchenpolitik, die aber gerade in dieser Hinsicht nicht als etwas Verkehrtes bezeichnet werden kann.

Am interessantesten ist die Reihe des Durchschnittswertes der gottesdienstlichen Gebäude. Der Reformjude steht wohl schwerlich deswegen obenan, weil er der frömmste und opferwilligste wäre, sondern weil er das meiste Geld hat und gerne damit prunkt. Ist er doch beinahe aus dem Judentum herausgekommen, ohne deswegen in das Christentum hineinzugeraten.

Ganz ohne Einfluß sind indeß die religiösen Anschauungen in dieser Hinsicht sicherlich nicht. Es zeigt sich schon daran, daß fast alle Kirchen, nach deren Anschauung die pompa religiosa beim Kultus wesentlich ist, ziemlich hoch über dem Zehntausendthalerpunkt stehen. An selbstgefälligem Prunken fehlt es übrigens nirgends, und wenn es nicht die Größe der einzelnen Kirchen ist, so thut ihre Zahl und die große Summe des Gesamtwertes auch die nötigen Dienste.

Über die Bedeutung des päpstlichen Legaten Satolli und über die Absichten seiner Sendung herrscht namentlich in der englischen kirchlichen Presse immer noch sehr viel Meinungsverschiedenheit. So bringt die Zeitschrift „Forum" drei Artikel über diese Angelegenheit; einen von einem Bischof der Methodistenkirche, den andern von einem hervorragenden Kongregationalisten und den dritten von einem Anhänger Roms.

Bischof Vincent, der Verfasser des ersten Artikels, traut den Absichten Roms nicht. Er weist darauf hin, daß die römische Kirche in allem Gehorsam verlangt, was sie selbst als Frage des Glaubens und der Sitte zu bezeichnen beliebt, und darum die Katholiken nicht nur religiös, sondern auch politisch von Rom abhängig sind. Wohl sei die nächste Mission Satollis die Vereinigung der beiden Parteien innerhalb des amerikanischen Katholizismus. Beide Parteien seien aber eins in dem Streben nach religiöser und politischer Oberherrschaft Roms in den Vereinigten Staaten. Wenn der Papst nun mit einemmale eine andere Stellung einnehme, so bedeute das weiter nichts, als einen neuen kirchenpolitischen Schachzug; seine eigentlichen Absichten und Ziele habe er damit nicht aufgegeben und werde sie nicht aufgeben. Darin hat nun Bischof Vincent unzweifelhaft recht. Trotzdem wiegt er sich aber in einem Sicherheitsgefühl, das mindestens übertrieben, wenn nicht geradezu gefährlich ist. Er meint, die Zusammensetzung der amerikanischen Bevölkerung, das allgemeine Stimmrecht, die öffentlichen Schulen, sowie die übrigen amerikani=

schen Bildungsanstalten und Bildungsmittel würden die Vereinigten Staaten gegen Rom und gegen die Anarchie schützen. Ja, wenn Rom es nicht verstände, sich alle diese Dinge dienstbar zu machen. Weiß es doch das Stimmrecht der Massen auszunutzen wie keine andere Macht. Und thut es nicht, als ob alle Kultur und alle Bildung von Rom ausginge? Außerdem scheint Bischof Vincent die Thatsache ganz übersehen zu haben, daß Rom seit bald tausend Jahren die unermüdlichste und gefährlichste Umsturzmacht der Welt ist, und daß diese Macht es verstanden hat, allen Völkern, unter denen sie zur Herrschaft gelangte, das Gift eines unheilbaren politischen Siechtums einzuflößen. Erreicht Rom seine Absichten hierzulande auch nur halbwegs, dann wird es für die Sozialisten und Anarchisten so wenig mehr etwas zu thun geben, als nach dem dreißigjährigen Krieg eine weitere Verwüstung Deutschlands durch Bauernaufstände zu befürchten war.

Ein glänzendes Denkmal seiner Kurzsichtigkeit hat sich der Verfasser des zweiten Artikels gesetzt. Er glaubt sich berufen, Gott dafür zu danken, daß das Volk „diesem epochemachenden Fortschritt in der Ausdehnung der päpstlichen Gewalt so ruhig zugesehen habe," und vermißt sich sogar im Namen vieler der „hervorragendsten Protestanten," den Anhängern Roms zur Vollendung ihrer kirchlichen Organisation Glück zu wünschen. Die römische Kirche ist ihm nur eine der größten und einflußreichsten der Schwesterkirchen unter den vielen christlichen Kirchengemeinschaften.

Es thäte beinahe not, den Verfasser des betreffenden Artikels, einen — allerdings nicht durch Scharfsinn — „hervorragenden" Kongregationalisten, zu fragen, was das für Protestanten sein müssen, die einer Macht zur Vollendung ihrer Organisation gratulieren, deren Zweck eben Vernichtung des Protestantismus ist.

Im dritten Artikel läßt sich nun eine römische Stimme hören, Dr. J. Loughlin, Kanzler der Erzdiöcese von Philadelphia. Er hüllt sich in den weißesten und zartesten Schafpelz, den er auftreiben kann. „Die Fanatiker," sagt Dr. Loughlin, „haben wir [armen, verlästerten Römischen] allezeit bei uns. Kaum vergeht ein Tag, daß nicht irgendwo im Lande ein Apostel der Zwietracht, eine unzeitige Geburt, es für seine Pflicht hält, seine Stimme zu erheben, und sein irregeleitetes Volk vor dem Vordringen Roms zu warnen. Aber unbeirrt durch ihr Gezeter und ihr Drohen gehen wir unseres Weges weiter." Mit römischer Bescheidenheit wird dann weiterhin gesagt: „Hätte die katholische Kirche dem amerikanischen Volk keinen andern Dienst erwiesen als den, durch ihre erhabene Gegenwart hier dessen geistlichen Horizont zu erweitern, und es dadurch, daß sie dasselbe mit dem religiösen Leben der Christenheit in Berührung brachte (sic!), vor der ihm drohenden Engherzigkeit einer fast chinesischen Abgeschlossenheit zu bewahren, — dies allein würde sie berechtigen, als größte Wohlthäterin der Nation angesehen zu werden."

Dazu bemerkt der Apologete: „Da haben wir's. Rom, das Ideal religiöser Weitherzigkeit! Rom, die Schutzwehr gegen engherzige Beschränktheit! Reineke Fuchs als frommer Klosterbruder! Nur schade, daß dem guten Doktor gar nicht in den Sinn kam, diese edle Mission Roms an die Völker zu illustrieren aus der Geschichte Italiens, Spaniens, Mexikos oder der Niederlande!"

Glücklicher- oder auch unglücklicherweise kann der im Schafskleide sachte und fein auftretende römische Würdenträger es nicht unterlassen, beim Ausschauen auf die Zukunft den Kopf etwas unvorsichtig weit herauszustecken. Der Braten, den er bereits riecht, macht ihm den Mund so wässerig, daß er ihn

aufthun muß, und man ihm etwas auf die Zähne schauen kann, wenn er sagt: „In fünfzig Jahren, während der Katholizismus in diesen Staaten blühen und kräftig gedeihen wird, werden die besonderen Bekenntnisse der verschiedenen nichtkatholischen Benennungen so vollständig ausgestorben sein, wie der vorsündflutliche Pterodaktylus."

Man kann allerdings nur das dazu sagen, daß wenn die protestantischen Bekenntnisse in fünfzig Jahren so ausgestorben sein sollen, wie der Pterodaktylus, dann auch ihre Bekenner tot sein müssen. Daß diese in fünfzig Jahren noch nicht auf natürlichem Wege aussterben, kann jeder wissen, der nur einigermaßen mit der Geschichte und dem Wesen des menschlichen Geisteslebens bekannt ist. Rom würde natürlich dieses — nach seiner Meinung Gott wohlgefällige — Ziel mit allen Mitteln zu erreichen suchen und in der einen oder andern Form den protestantischen Bekenntnissen, die eben dadurch Bekenntnisse sind, daß sie noch Bekenner haben, gerne die letzte Ölung geben. Das ist die römische Schwesterkirche!

Der Versuch einer Föderalunion der deutsch-reformierten und der holländisch-reformierten Kirche in Amerika ist mißglückt, so nahe er auch gelungen zu sein schien. Mit einer geringen Majorität sind die Vorschläge zurückgewiesen worden. Die einen wollten überhaupt keine Vereinigung und den andern ging die vorgeschlagene Verbindung nicht weit genug. Die ref. Kztg. sagt darüber:

Wir hätten eine Vereinigung der beiden Kirchen gern gesehen, wenngleich wir uns nicht für die Föderalunion begeistern konnten; wir meinen: diese beiden Kirchen, die den Heidelberger zu ihrem Bekenntnis haben, der mit den berühmten Institutionen Calvins in vollem Einklang sich befindet, sollten in diesem Lande organisch mit einander verbunden sein. Die Dortrechter Artikel sind das Bollwerk geworden, welches die organische Verbindung, wie überhaupt jegliche Vereinigung verhindert hat.

Beide Kirchenkörper standen sich in Wirklichkeit zu einer Zeit sehr nahe, dafür spricht ja auch, daß eine ziemliche Anzahl Prediger, die in unseren Anstalten in Wisconsin ihre Ausbildung empfangen, in den Grenzen der reformierten Kirche von Nord-Amerika Arbeitsfelder gefunden haben, und ihre Zahl ist so groß, daß mit Hilfe derselben eine eigene deutsche Klassis gebildet werden konnte. Durch die jüngste Abstimmung der Klassen der Kirche von Nord-Amerika sind die Grenzen schärfer gezogen worden; die neue deutsche Klassis der holländischen Kirche wird jetzt ihre eigene Lehranstalt errichten und in derselben ihre Prediger erziehen.

Der „Christian Intelligencer," welcher von Anbeginn eine Union zwischen den beiden Schwesterkirchen warm befürwortete, läßt sich über die Abstimmung der Klassen in seiner Ausgabe vom 3. Mai in folgender Weise vernehmen:

„Es ist unnötig, daß der „Christian Intelligencer" seinen Täuschungen und Schmerzen Ausdruck gibt über das Ergebnis. Indem es nicht wünschenswert ist, den Plan auszuführen angesichts einer hindernden Minorität, in Anbetracht, daß das Experiment als ein Fehlschlag sich erweisen würde, hat es überrascht und geschmerzt, daß dieser erste Versuch einer Kirchen-Union auf dem Föderal-Prinzip, welcher durch alle geschichtlichen und natürlichen Rechte hätte willkommen geheißen werden sollen, in der Kirche beseitigt worden ist. Wir haben die Empfindung, daß unsere beiden reformierten Kirchen eine Gelegenheit versäumt haben, in einer Bewegung an der Spitze zu stehen, welche sich egensreich hätte erweisen müssen. Daß unsere Kirche dem im Wege steht,

erfüllt uns mit Scham und Kummer. Etliche, und diese mögen eine entscheidende Zahl gewesen sein, gaben ihre Stimmen gegen die beabsichtigte Union in der trüglichen Idee, daß sie einer weiteren Föderation im Wege stände. Ist dies der Fall, so befürchten wir, daß sie schwer getäuscht werden; denn wie können diejenigen, welche ihre Beweise in den Vordergrund stellen, daß die deutsche Kirche in der Lehre ungesund sei, irgend eine Union vereinbaren mit der weit mehr angesteckten Presbyterianerkirche; oder wie können diejenigen, welche den gegenwärtigen Föderationsplan der Kosten nicht wert halten, eine ausgedehntere Föderation annehmen, welche in ihrer Natur der Sache viel lockerer und allgemeiner wäre. Nichtsdestoweniger überlassen wir der Zukunft die Lösung dieser Frage. Inzwischen sind wir dankbar, daß wir teilhaben durften an der Beförderung eines Unionsplans, welcher schließlich triumphieren wird, wenngleich er jetzt unterlegen ist."

Die reformierte Kirche hat ihren Bekenntnisparagraphen eine neue Formulierung gegeben. Dieselben haben nun folgenden Wortlaut:

„A. 134. — Die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments, welche die kanonischen Schriften genannt werden, anerkannt als echt und vom heiligen Geist eingegeben, werden als das wahre, eigentliche Wort Gottes, als die höchste Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und der christlichen Lehre angenommen.

A. 135. — Der Heidelberger Katechismus ist das einzige Buch, welches als maßgebender Ausdruck der in der heiligen Schrift gelehrten Wahrheiten und als Maßstab der Lehre in der reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten anerkannt und angenommen wird."

In dem ersten der beiden Artikel kommt die Lehrgrundlage jeder evangelischen Kirchenbildung zu ihrem klaren und deutlichen Ausdruck. Es sind die kanonischen Schriften Alten und Neuen Testaments. Indes spiegelt sich auch die Geschichte der neueren theologischen Streitigkeiten insofern in der Formlierung des betreffenden Paragraphen wieder, als auch der Echtheit jener Schriften gedacht wird. Es ist wohl anzunehmen, daß diejenigen, welche diesen Ausdruck angenommen haben, auch eine übereinstimmende Auffassung von demselben haben, sonst konnte er sehr leicht zum Zankpafel zwischen Kritikern und Antikritikern werden.

Bei einer Versammlung presbyterianischer Geistlicher in Philadelphia kam man von der Besprechung der Kirchenpolitik der römischen Kurie auf das Gebiet der protestantischen Kirchenpolitiker hinüber. Es wurden da u. a. folgende Äußerungen laut:

„Wie der gewöhnliche Politiker sich durch seine Selbstsucht vom wirklichen Staatsmanne unterscheidet, ebenso unterscheidet sich der „Kirchenpolitiker" vom Diener Christi. Ersterer ist, wie sein Namensvetter im Staate, ein Drahtzieher und sucht persönlich oder durch seine „Freunde" Wahlen in Presbyterien, Gemeindeversammlungen, benachbarten Kirchen und selbst in der General-Assembly zu beeinflussen; der Kirchenpolitikerversucht ferner den „Boß" zu spielen und über jeden, der's ihm erlaubt, zu dominieren. „Wir haben's erlebt," hieß es, „daß die Verteilung der Ämter und die Besetzung der Komiteen bei unserer höchsten Behörde durch eine Anzahl „Drahtzieher" zustande kam,"" u. s. w.

Dazu macht die ref. Kirchenzeitung folgende Bemerkungen:

„Diese Presbyterianer haben recht. Der Politiker ist ein böses Gewächs in Amerika. Es ist ihm schwer beizukommen, weil er frech, schlau, gewissenlos

und äußerlich freundlich ist. Hinter allen Zwistigkeiten in einer früher segensreich wirkenden Denomination Amerikas, die aber jetzt in allen Landesteilen vor den Gerichten herumgeschleift wird, steht der „Kirchenpolitiker.“ Eine Anzahl Mitglieder einer lutherischen Synode hielten vor vier Jahren mehrere sog. „Kaukus-Versammlungen,“ in denen sie sich verbanden, gewisse Maßregeln durchzusetzen. Ein englischer Presbyterianer bat vor zwei Jahren im Beisein des Schreibers mehrere Pastoren um ihre Stimmen bei der Wahl von Assembly-Delegaten. Vor acht Jahren machte es große Sensation, als nach der Wahl von Bischöfen einer Denomination das Zählerkomitee berichten mußte, es seien Beweise, daß etliche „Brüder“ doppelt gestimmt hätten, um gewisse Kandidaten durchzubringen. Vor sieben Jahren, als Schreiber noch an der presbyt. Friedenskirche zu Brooklyn stand, wurden für einen Philadephiaer die Drähte von etlichen „Kirchenpolitikern“ in ganz schamloser Weise gezogen und schon dachten sie des gewünschten Resultats sicher zu sein. Aber es erhoben sich in der General-Assembly — ich glaube, es war in Cincinnati — etliche Männer und protestierten gegen das Unwürdige solcher Handlungen, und der “slate” wurde zerbrochen, der Mann wurde nicht gewählt. Seitdem ist es in etlichen presbyt. Synoden zur Regel geworden, keine Kandidaten für wichtige Ämter mehr zu nominieren, sondern jeder stimmt für den Mann seiner eigenen Wahl. Erhält beim ersten Wahlgang keiner die erforderliche Stimmenzahl, so werden die drei oder zwei Namen, welche die höchste Stimmenzahl hatten, als Nominierte angesehen, und bei dem zweiten Wahlgang werden nur die Stimmen für diese gezählt. Nach dieser Methode dauert die Wahl etwa zehn Minuten länger, erlaubt aber einen freieren Meinungsausdruck, gibt deshalb mehr Befriedigung und legt dem “Politiker” teilweise das Handwerk. Als deshalb vor einem Jahre Geschäftsregeln für das vereinigte Presbyterium von Philadelphia vorgelegt wurden, nach welchen die Nomination des Moderators (Präsidenten) einem Komitee übergeben werden sollte, da wurde dieser Paragraph mit überwältigender Majorität gestrichen. Wie sich der Staat durch das kürzlich aufgekommene “official ballot” vor dem Wardpolitiker zu schützen sucht, so suchen sich manche englische Kirchenkörper durch die oben beschriebene Methode vor dem Kirchenpolitiker zu schützen. Gottlob, daß der „Politiker“ in den deutschen Kirchen noch etwas Seltenes ist! Aber nur „immerwährende Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit.“

Ein Ketzerprozeß wegen allzu großer Orthodoxie hat vor einiger Zeit innerhalb der lutherischen Generalsynode stattgefunden. Professor Gotwald vom Wittenberg-Seminar war nämlich angeklagt worden, daß er sich im Widerspruch mit demjenigen Luthertum befinde, welches den Gründern des Wittenberg-Seminar vorgeschwebt habe, daß er alle Artikel der Augustana für fundamental halte und überhaupt mit seiner Lehre auf dem Boden des Generalkonzils stehe. Da sich seiner Zeit das Generalkonzil von der Generalsynode getrennt hatte und zwar gerade wegen Bekenntnis und Lehrfragen, so wollen natürlich viele Glieder der Generalsynode nichts von der Lehre des Generalkonzils wissen und man wird am Ende auch zugeben müssen, daß die Berechtigung der Lehre des Generalkonzils innerhalb der Generalsynode angefochten werden kann. Da aber die Generalsynode lutherisch sein will und sich auf die Augsburgische Konfession als ihr Bekenntnis beruft, was das Generalkonzil auch thut, so kann man doch auf der andern Seite nicht behaupten, daß eine Lehre, die auf dem Boden des Generalkonzils stehe, darum schon nicht geduldet werden dürfe, denn sie kann ja immerhin lutherisch sein und auf dem

Boden der Augustana stehen, was doch in einer Kirche, die lutherisch sein will, nicht verwehrt sein kann.

Der Prozeß nahm denn auch einen entsprechenden Ausgang. Die Ankläger gingen auf die Forderung des Direktoriums des Wittenberg-Seminars, daß die vorgelegten Anklagepunkte genauer spezialisiert werden sollten, nicht ein. Damit hatten sie die Anklage so gut wie aufgegeben, wie denn, allem Anschein nach, das vorgelegte Material zur Durchführung eines solchen Ketzerprozesses bei weitem nicht ausreichend war. So wurde der Angeklagte denn einstimmig freigesprochen.

Die bischöfliche Methodistenkirche hat wohl mehr als irgend eine andere den Anspruch erhoben, echt amerikanisch zu sein, und es auch vielfach als eine ihrer Aufgaben angesehen, amerikanisierend auf die Christen und Kirchen, die von Europa nach Amerika verpflanzt wurden, zu wirken. Nur in einem Punkt wollte man weder amerikanisch sein, noch amerikanisiert werden, nämlich in dem Artikel von der Bischöfe Gewalt. Trotzdem aber ist es vielfach geschehen, und eine Kundgebung von O. Fitzgerald, Bischof der südlichen Methodistenkirche, welche auf diese Verhältnisse hinweist, hat viel Aufsehen erregt. Der Apologete sagt darüber: „Der Autor behauptet, daß unsere Kirche mit raschen Schritten dem Kongregationalismus zutreibe. Die in unserer kirchlichen Konstitution garantierte bischöfliche Autorität in der Predigerbesetzung sei, so weit es die großen und reichen Gemeinden anbeträfe, nur noch ein leerer Buchstabe. Diese Klasse von Bestellungen würden durch gegenseitiges Übereinkommen von Gemeinden und Prediger schon vor der Konferenz geordnet, und dem Bischof bliebe bloß übrig, sie zu sanktionieren. Dieser Gebrauch nähme in alarmierender Weise überhand. Der Bischof sagt unter anderem wörtlich:

„Es muß jedermann klar sein, daß es so nicht auf die Dauer gehen kann. Die bischöfliche Methodistenkirche kann sich nicht gleichzeitig zwei direkt entgegengesetzten Polen zuwenden. Sie kann große und reiche Gemeinden nicht nach einem System regieren und kleine und ärmere nach einem andern. Allbereits ist das dumpfe Rollen eines heraufziehenden schweren Gewitters vernehmbar. Frägt jemand für Beweise? Stehen sie nicht in den Chroniken der Kabinette geschrieben? Die Ratlosigkeit der Bischöfe, die Verhandlungen zwischen Prediger und Gemeinden vor der Konferenz, das Herzklopfen der aufgeregten Brüder, die unheilvollen Enttäuschungen, welche aus dem unmethodistischen Treiben entspringen — welcher Beobachter unserer kirchlichen Angelegenheiten hätte nicht alles das schon wahrgenommen? — Die Kirche muß zwischen der gegenwärtigen Strömung in das kongregationalistische Lager, oder der schleunigen Rückkehr zu dem Geist und Gebräuchen der Väter wählen. Wird die Frage nicht bald in der einzig richtigen Weise entschieden, so wird in kurzer Zeit die erfolgreichste kirchliche Einrichtung, welche die Kirchengeschichte kennt, in sich selbst zerfallen. Ist es aber nicht schon zu spät, die Flut einzudämmen? Laßt vier Millionen Bischöfl. Methodisten die Antwort geben."

Die Befürchtungen des Bischofs sind leider nur zu sehr begründet. Es ist wahr, so kann es auf die Dauer nicht fortgehen. Die bischöfliche Autorität und die Abmachungen zwischen Prediger und Gemeinden bilden einen unversöhnlichen Gegensatz, der einen unheilvollen Sturm heraufbeschwören muß. Die demokratischen Prinzipien amerikanischer Selbstregierung sind so tief eingewurzelt, daß es freilich sehr fraglich ist, ob es nicht überhaupt zu spät ist, das eingerissene Übel auszurotten. Erfreulich für uns, als deutsche Metho-

disten, ist an der ganzen Sache der Umstand, daß wir in dieser Beziehung den Boden der Kirchenordnung nicht verlassen haben und der Sturm unser deutsches Zion deshalb auch nie treffen kann."

Es ist doch ebenso merkwürdig, wie auf der andern Seite auch bedenksam, daß man innerhalb der Kirche, welche man schon öfter die amerikanische Landeskirche genannt hat, glaubt Front machen zu müssen gegen den Grundzug des amerikanischen Wesens: die Selbstregierung. Politisch wird die Selbstregierung als eines der höchsten, wenn nicht gar das höchste Gut des amerikanischen Volkes gepriesen; auf kirchlichem Gebiet dagegen werden die Ansätze dazu als ein eingerissenes Übel bezeichnet. Es ist ja wahr, so wie die Dinge liegen, erfreuen sich nur die mächtigeren unter den Gemeinden und Predigern der Selbstregierung, weil sie gesetzlich nicht gestattet ist. Ob sie aber nicht das Grundrecht jeder wahren christlichen Kirche und Gemeinde ist und sein muß, das wäre freilich eine andere Frage.

Es soll ja keineswegs geleugnet werden, daß bei der Predigerwahl von seiten der Gemeinden oft Übelstände hervortreten. Diese mögen bei der Besetzung durch die Bischöfe wohl meistens zurückgedrängt werden. Begründet sind diese Übelstände darin, daß das Christentum vieler eben noch ein mangelhaftes ist. Eine Entziehung der Rechte der Gemeinde bis auf eine Zeit, da die Ausübung derselben keine Fehler mehr mit sich bringt, wäre ungefähr dasselbe, als wenn die Vereinigten Staaten erst dann hätten ihre Unabhängigkeit geltend machen wollen, wenn die Ausübung ihrer Rechte gegen alle Übelstände gesichert gewesen wäre. Eigentümlich ist jedenfalls der Umstand, daß gerade in diesem Stück die deutschen Denominationen amerikanischer sind als die englischen. Nicht bischöfliche, sondern synodale Verfassung wird bei ihnen festgehalten. Wenn dagegen die deutschen Methodisten noch in keiner Gefahr des Abfalls von der bischöflichen Macht sind, so stimmt das allerdings mit dem Umstand, daß viele derselben wohl noch vom Staatskirchentum her daran — oder an ähnliches — gewöhnt sind.

Die Partei der positiven Union in der preußischen Landeskirche — gegenwärtig die stärkste — hat sich in ihrer Versammlung am 5. und 6. April zu Berlin reorganisiert, und es scheint, als ob der durch Stöckers Austritt wegen seiner Nichtwahl in den General-Synodalvorstand verursachte Bruch nun gänzlich geheilt ist. Nach den angenommenen Statuten findet eine Gliederung in Provinzialgruppen statt. Sowohl für die Partei im ganzen, als auch für die Provinzialverbände wurden Statuten entworfen. Außerdem wurde noch ein Statut angenommen, welches das Verhalten der Mitglieder der Partei auf den Synoden regelt.

Der Centralvorstand besteht aus Delegierten der Provinzialvereine. Jeder dieser Vereine ist zu wenigstens einem Abgeordneten berechtigt und, wenn er mehr als 50 Glieder umfaßt, zu zweien, u. s. w. Jeder Rest wird dabei voll gezählt. Die regelmäßigen Versammlungen finden alle zwei Jahre statt. Hauptanträge müssen, um zur Verhandlung kommen zu können, entweder vom Vorstand oder von den Provinzialverbänden gestellt sein, oder wenn sie aus der Mitte der Versammlung kommen, durch dreißig Unterschriften unterstützt sein. Das macht allerdings eine Menge unfruchtbarer Anträge unmöglich, verurteilt aber den, der nicht von vornherein über eine genügende Anzahl Anhänger verfügt oder ohne Fähigkeit oder Willigkeit zur Agitation ist, zur Stellung einer Null. Für die Provinzialvereine gilt dagegen die Regel, daß Anträge, welche auf die Tagesordnung der Versamm-

lung gesetzt werden sollen, rechtzeitig bei einem Vorstandsmitgliede angemeldet werden müssen, worauf dann der Vorstand über ihre Zulässigkeit entscheidet. Damit ist den Vorständen der Provinzialvereine die Macht gegeben, unliebsame Anträge aus der Versammlung von vornherein fernzuhalten.

Eine stramme Disziplin wird durch das Statut aufgerichtet, welches das Verhalten der Fraktionsglieder auf den Synoden regelt. Die Fraktion wählt nämlich einen Vorstand, der für Veranstaltung von regelmäßigen Fraktionssitzungen zu sorgen und darauf zu sehen hat, „daß in diesen alle wichtigenFragen, insonderheit die Wahlen, so vorbereitet werden, daß dieFraktion eimütig in der Synode auftritt.“ Dieses einmütige Auftreten ist noch durch die ferneren Bestimmungen geregelt, daß in Fragen, welche den äußern Geschäftsgang betreffen, insbesondere bei Wahlen, die Fraktionsbeschlüsse, oder falls solche wegen Kürze der Zeit nicht möglich waren, die Beschlüsse des Vorstandes für die Fraktionsgenossen maßgebend sein sollen. In prinzipiell entscheidenden Fragen kann die Fraktion ihre Beschlüsse als verbindlich für alle Mitglieder erklären. In diesem Fall soll jedoch dem einzelnen Stimmenenthaltung gestattet sein; aber nur, wenn er vorher dem Vorsitzenden Mitteilung davon macht. Dagegen muß jedes Glied der Partei auf einer Synode auf sein selbständiges Antragsrecht zu Gunsten der Partei verzichten, denn es heißt ausdrücklich: „Selbständige Anträge dürfen in der Synode nur gestellt werden, wenn sie vorher der Fraktion in ordnungsmäßiger Sitzung vorgelegt worden sind.“ Außerdem wird noch bestimmt, daß kein Mitglied der Fraktion auf eigene Hand mit andern Fraktionen in geschäftliche Verbindung treten oder Abkommen treffen darf.

Mit diesen Statuten ist nun allerdings eine so stramme Parteidisziplin geschaffen, als man sie nur wünschen kann. Namentlich bei den Wahlen stehen die Stimmen der einzelnen dem Parteivorstand fast unbedingt zur Verfügung. Wenn die Führer der Partei mit diesen Mitteln ihre Ziele nicht erreichen können, dann haben sie sich das nur selbst zuzuschreiben, nicht der Partei, die sich ihnen in dieser Weise zur Verfügung stellt.

Dagegen nahm die Versammlung, welche die Statuten genehmigte, den früher schon erwähnten Antrag Stöckers (Th. Ztsch. 1892, Seite 189), daß die Mitglieder des Kirchenregimentes von der Vereinsmitgliedschaft ausgeschlossen sein sollten, nicht an. Es war das umsomehr angebracht, als sich das Kirchenregiment den Bestrebungen der positiven Union keineswegs grundsätzlich entgegenstellt. Der Oberkirchenrat soll sogar soweit auf die Bestrebungen für größere Selbständigkeit der Landeskirche eingegangen sein, daß er eine Reihe von Anträgen formuliert hat, die dem Staatsministerium vorgelegt werden sollen. Über den Inhalt derselben verlautet in den Blättern noch nichts, mit Ausnahme des einen Punktes, daß die Kirchensteuern von 4% auf 6% der Staatssteuern erhöht werden sollen.

Der Austritt des Grafen Paul von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden und die Motivierung dieses Schrittes in der Presse ist den Jesuiten wie den Centrumspolitikern höchst ungelegen gekommen. Die Veröffentlichungen des Exjesuiten enthalten zwar nichts, was nicht jeder, der den Orden kennt, schon längst wüßte, aber daß diese Dinge von einem bisher hervorragenden Mitgliede des Ordens veröffentlicht werden, ist eben doch von bedeutendem Gewicht. Daß die Schrift gerade jetzt erscheint, hat die Aussichten, welche die Jesuiten betreffs der Wiederzulassung ihres Ordens in Deutschland hatten, nicht wenig verschlechtert. Ebenso fällt dadurch ein wenig günstiges Licht auf

die Politik der vom Jesuitismus durchsetzten Centrumspartei, die übrigens in den Augen eines vernünftigen Menschen keiner weitern Beleuchtung bedürfte.

Die A. E. L. Kztg. sagt über diese Angelegenheit u. a. folgendes: „Der Inhalt der schon im Februar zum Teil wörtlich in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“ erschienenen Schrift nun bringt nicht eigentlich Neues; sie bestätigt und vervollständigt durch interessante Einzelzüge nur, was man wußte; aber sie ist von Wert dadurch, daß sie auch weitere Kreise in sehr anschaulicher Weise über das Wesen des Jesuitismus aufklärt und vertrauensselige Gemüter über die Gefährlichkeit des Ordens und die unveränderte Fortdauer seiner Grundsätze und Erziehungsmethode in authentischer Weise belehrt. Denn es ist bedeutsamer, einen Augen- und Ohrenzeugen zu hören, einen, der sich dreizehn Jahre lang vergeblich abarbeitet, dem Jesuitismus gerecht zu werden, als einen protestantischen Beurteiler, dem man Parteilichkeit zutrauen könnte. Das Zeugnis dieses Exjesuiten ist aber doppelt wertvoll, weil es keineswegs als Äußerung des persönlichen Hasses gegen ein ehemals mit Begeisterung verfolgtes Ziel erscheint, sondern im Gegenteil reichliche Anerkennung spendet, daß man vom evangelischen Standpunkt aus verschiedene Fragezeichen machen muß. „Die Ziele des Jesuitenordens,“ sagt der Graf, „sind die umfassendsten und, weil auf den Richtlinien der Ziele des Christentums liegend, die edelsten, erhabensten, würdig der Begeisterung und des Lobes.“ Nur zu seinen Mitteln steht der Graf im Gegensatz, aber auch hier bewundert er „die Genialität ihrer Anordnung, ihr enggefügtes Ineinandergreifen, ihre psychologische Kraft.“ Sogar der jesuitischen Moral spricht der Graf „tadellose Lauterkeit“ zu, wodurch die Angehörigen des Ordens zu „Männern des reinsten Lebenswandels“ herangebildet würden; eine Reihe von Auffassungen in den Werken jesuitischer Moraltheologen seien Irrtümer spitzfindiger Köpfe, keine Verirrungen des Herzens. Auch gegen den Vorwurf antipatriotischer Gesinnung sucht Hoensbroech den Jesuitismus zu rechtfertigen: dieser sei ein Bundesgenosse des Patriotismus, aber kein Hüter und Pfleger desselben; und auch dieses sei auf die Erziehung der Ordensglieder einzuschränken, aber nicht auf die erzieherische Thätigkeit auszudehnen, welche die Jesuiten selbst an Schulen ausüben. Wie nun jemand, der selbst keinen Patriotismus hat, dazu erziehen soll, ist ein Rätsel, das der Graf schwerlich lösen kann. Was also nach seiner Ansicht irgend zu retten ist, das sucht er zu retten; er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er Anklagen erheben wolle.

Die Verurteilung ist desto wirkungsvoller. Der Graf würde freilich auch hier nicht zu einem selbständigen Standpunkt gelangt, überhaupt nicht mit dem Orden in Zwiespalt geraten sein, wenn sein Eintritt nicht in einem späteren Lebensalter erfolgt wäre als gewöhnlich. Er trat im 26. Jahr ein, nachdem er mehrere Jahre im juristischen Staatsdienst thätig gewesen, viel gereist war und viel von der Welt gesehen hatte. Dreizehn Jahre rang er vergeblich, seinem Ideal christlicher Frömmigkeit gerecht zu werden — als Novize schon trat er aus und wieder ein — und führte mit aller Anstrengung den Kampf gegen seine „immer stärker sich regende eigene Überzeugung,“ bis endlich ein anderes Ereignis Klärung und Entscheidung in dem inneren Prozeß brachte, „von dessen Besprechung ich Abstand nehme, da es mit dem Zweck und dem Gegenstand dieser Zeilen nicht unmittelbar zusammenhängt.“

Den Inhalt des Schriftstückes wiederzugeben, verbietet der Raum; die Hauptstellen sind ja auch in die gesamte Tagespresse übergegangen, und es wäre wünschenswert, daß sie von keinem Evangelischen ungelesen blieben. Es erhellt aufs neue, wie fremd, widerwärtig, ja unheimlich der Jesuitismus

uns ist. Die vollständige Nivellierung und Entleerung des individuellen Lebens, nicht durch Gewaltmaßregeln, sondern die viel geräuschlosere Art, womit der Wassertropfen den Stein glättet, höhlt, schleift ohne stoßweise zu verletzen, wird ausführlich in drei Gebieten, im Alltagsleben, in wissenschaftlicher und in religiös-asketischer Beziehung, geschildert; eine wahrhaft grauenvolle Vergewaltigung der Menschennatur vom Alleräußerlichsten bis ins Allerinnerlichste! Wie der Jesuitismus das göttliche Geschenk der Individualität zerstört, statt es zu läutern und zu veredeln, so behandelt er auch die anderen gottgewollten, natürlichen Ordnungen, Familie und soziales Leben, feindlich. Nur der Jesuit gilt als der wahre Mensch und Christ, nicht der Katholik, geschweige denn ein Protestant. Der Jesuitismus muß in jeder Volks- und Religionsgemeinschaft wirken wie ein fremder Stoff im Körper, der nicht nur nicht assimiliert werden kann, sondern auch die gesunden Säfte langsam und sicher zersetzt."

In der ultramontanen Presse wird nun der Eindruck des Austritts wie der Schrift des Grafen Hoensbroech dadurch zu schwächen gesucht, daß man den Verfasser als „nervös" hinstellt. Das sieht man indeß sofort, daß die angebliche Nervenüberreizung des Verfassers eine Erfindung war, von der man sich wundern muß, daß leitende kath. Blätter sie nachsprechen konnten; sie haben denn auch der energischen Erklärung des Grafen gegenüber sehr kleinlaut den Rückzug angetreten. Das Unbehagen und der Ärger über den „beklagenswerten Mann" ist natürlich unvermindert, zumal da die Veröffentlichung in einem so unbequemen Zeitpunkt kam, und die hierbei obwaltende Absicht ist allerdings zu unverkennbar, als daß man sie unparteiischerweise leugnen könnte. Auf wen dieser „Coup" zurückzuführen ist, thut nichts zur Sache.

Ferner wird von seiten der Jesuiten angegeben, daß der Austritt des Grafen Hoensbroech beispiellos sei. Das mag nun, mit einer reservatio mentalis verstanden, richtig sein. Es ist nämlich möglich, daß früher noch niemals ein Graf Hoensbroech aus dem Jesuitenorden ausgetreten ist. Im Übrigen aber, ist es wohl angebracht, wenigstens einige der bekanntesten Austritte von Jesuiten mitzuteilen.

Einer der absonderlichsten Fälle ist wohl der, daß ein Jesuit aus dem Orden austrat und schließlich — Jude wurde. Im 17. Jahrhundert wirkte zu Salamanca in Spanien der Jesuit Mena, welcher durch sein frommes Wesen und seine große Predigtgabe alles in Staunen setzte. Da er es indes mit dem Gelübde der Keuschheit nicht sehr genau nahm, warf ihn die heilige Inquisition zu Valladolid ins Gefängnis. Die Jesuiten aber, welche stets zusammenhalten, wußten ihn durch List zu befreien. So kam Mena 1634 nach Genua und wurde dort Jude. Seine unehelichen Söhne dagegen studierten in der Jesuitenschule zu Salamanca und wurden dort sehr gut behandelt. Menas späteres Schicksal verliert sich in Dunkelheit.

Zahlreicher sind die Fälle, daß Jesuiten Protestanten wurden, und diese Fälle würden sich noch öfter ereignet haben, wenn nicht die Jesuiten aufs ängstlichste bemüht wären, ihre Schüler und Mitglieder vor jeder Berührung mit den Ketzern zurückzuhalten. Trotzdem sind verschiedene Ordensbrüder den Jesuiten verloren gegangen und haben dann vernichtende Streitschriften gegen die sogenannte „Gesellschaft Jesu" verfaßt. So der Professor im Jesuitenkollegium zu Wien, Christian Francken, welcher infolge eines Religionsgesprächs mit einem protestantischen Theologen 1577 seinem Orden und der römischen Kirche Valet sagte. Die Jesuiten suchten diesen gefährlichen Gegner dadurch zu vernichten, daß sie unter seinem Namen einen Brief —

natürlich einen gefälschten — herausgaben, in welchem Francken sich selbst der größten Schandthaten bezichtet und seinen Austritt aus dem Orden beklagt.

Schon vorher (1567) waren zwei jesuitische Professoren zu Dillingen, Namens Thorn und Zuger, Protestanten geworden, denen im Jahr 1587 Elias Hasenmüller folgte. Als im Jahre 1632 das Buch des lutherischen Theologen Hunnius über den „Abfall der römischen Kirche" erschien, wurden sieben Jesuiten auf einmal protestantisch. Der jesuitische Theologe Jakob Reyhing, Professor in Ingolstadt, trat 1621 zum Protestantismus über und wurde später Professor der evangelischen Theologie in Tübingen. Noch im Jahre 1615 hatte er eine Streitschrift gegen die Protestanten verfaßt. Besonderes Aufsehen erregte der Übertritt des Jesuiten Andreas Wigand aus Fulda, welcher zuletzt Professor in Erfurt gewesen war. Seine Predigt, in welcher er die Gründe seines Austritts aus dem Orden und seines Übertritts zum Protestantismus erklärt, erschien im Druck zugleich als Antwort auf die Schmähungen der Jesuiten gegen ihn.

Wenn nun wohl auch nicht zu erwarten steht, daß Hoensbroech die Wege eines Francken, Reyhing und Wigand geht, indem er Protestant wird, so steht doch sein Austritt aus dem Orden keineswegs vereinzelt da, wie unter anderen das Beispiel des Julius Clemens Scotti zeigt (1602—1669), der, früher Jesuit, ein eifriger Gegner dieses Ordens wurde.

Auch in neuerer Zeit sind Jesuiten aus dem Orden ausgetreten. Als das Kloster Maria-Laach auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Mission des Jesuitenordens stand, wurde als Geolog und Geognost besonders der Pater Theodor Wolf gerühmt. Er galt als eine Zierde der Wissenschaft und verkehrte ungeachtet des Ordenskleides mit den Koryphäen seines Faches, v. Dechen, Nöggerath und Zirkel, in kollegialster Weise. Pater Wolf trat aber plötzlich im Jahre 1874 aus dem Orden, ging nach Amerika und lebt jetzt in Dresden. Den Austritt vollzog ferner vor mehreren Jahren der Pater Rieth, Mitglied einer reichen bonner Familie, der jetzt in Bonn privatisiert.

Der röm.-kath. Geistlichkeit in Rußland ist es untersagt, in direkte und unmittelbare Beziehungen mit der päpstlichen Kanzlei in Rom zu treten. Um nun der Geistlichkeit die Unterbreitung der Wünsche und Bedürfnisse der röm.-kath. Bevölkerung Rußlands im Vatikan zu erleichtern, hat die russische Regierung verfügt, beim päpstlichen Stuhle einen Agent ecclésiastique zu ernennen, welcher der päpstlichen Kanzlei die Wünsche der Geistlichkeit unterbreiten soll. Derselbe untersteht dem Departement der geistlichen Angelegenheiten der fremden Konfessionen im russischen Ministerium des Innern.

Litterarisches.

Über das in dem Verlag unserer Synode erschienene Missions-Album sagt die ref. Kirchenzeitung: „Im Verlagshause der Evangelischen Synode von Nord-Amerika ist ein Missions-Album hergestellt worden, welches eine Anzahl Abbildungen enthält von dem Heiden-Missionsfelde dieser Synode in Ostindien. Es sind im ganzen 20 feine Bilder, welche das Album enthält und bei Durchsicht derselben empfängt man einen Einblick in die Missionsstation. Da sieht man zuerst das Missionshaus in Bisrampur, dann die Kirche, die Knabenschule, das Hospital, Wohnhäuser christlicher Bauern, den Missions-Reise-Ochsenwagen und verschiedene andere Abbildungen. Freunde der Heidenmission werden das Album mit großem Interesse betrachten, welches so lebendige Darstellungen von einer gesegneten Heidenmission enthält. Der Preis ist nur 25 Cents."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. Juli 1893. Nro. 7.

Bruchstücke des Evangeliums und der Apokalypse des Petrus.

II.

Die Apokalypse des Petrus ist in dem muratorischen Kanon zwar nicht ausdrücklich genannt, aber höchstwahrscheinlich an einer etwas dunkeln Stelle gemeint. Eusebius nennt sie ausdrücklich und bemerkt, daß sie zu den Antilegomenen gehört, die Clemens von Alexandrien in seinen Hypotyposen miterklärt habe. Außerdem wird sie noch in einem Verzeichnis des Nicephorus, der Patriarch von Konstantinopel war (geb. 758, gest. 828), erwähnt, das er in seiner „Chronologie" aufführt.

Bruchstück der Petrusapokalypse.

„Viele von ihnen werden falsche Propheten sein und werden mancherlei Lehren und Verderbenssätze lehren. Jene aber werden Söhne des Verderbens werden, und dann wird Gott kommen zu meinen Gläubigen, die da hungern und dürsten und bedrängt werden und zu denen, die in diesem Leben ihre Seele läutern und er wird die Söhne des Frevels richten.

Und der Herr fuhr fort und sprach: „Laßt uns auf den Berg gehen zu beten." Da wir aber, die zwölf Jünger, mit ihm gingen, baten wir, daß er uns einen unserer gerechten Brüder zeige, die aus der Welt abgeschieden sind, damit wir sähen, wie ihre Gestalt beschaffen sei, und damit wir, selbst voll Vertrauens, auch die Menschen im Vertrauen stärkten, die uns hören. Und während wir beteten, erschienen plötzlich zwei Männer und standen vor dem Herrn, zu denen wir unseren Blick nicht erheben konnten, denn es ging von ihrem Antlitz ein Strahl, wie von der Sonne, aus, und licht war ihr Gewand, wie niemals eines Menschen Auge geschaut hat, denn kein Mund kann beschreiben, noch ein Menschenherz sich vorstellen die Herrlichkeit, mit der sie angethan waren, und die Schönheit ihres Anblickes; da wir sie sahen, entsetzten wir uns. Denn ihre Leiber waren weißer wie jeglicher Schnee und röter wie jegliche Rose, aber es mischten sich ihr Rot mit dem Weiß und überhaupt, ich vermag ihre Schönheit nicht zu schildern; denn ihr Haar war lockig und von blühender Frische und fügte sich herrlich zu ihrem Antlitz und den Schultern, wie ein Kranz aus Narde geflochten und vielerlei Blumen oder wie ein Regenbogen in der Luft, so war ihre Anmut. Da wir nun ihre Schönheit sahen, wurden wir voll Schrecken, da sie plötzlich erschienen waren.

Und ich trat zum Herrn und sprach: „Wer sind diese?“ Er spricht zu mir: „Das sind euere Brüder, die Gerechten, deren Gestalt ihr sehen wolltet.“ Und ich sprach zu ihm: „Und wo sind alle die Gerechten, und welcher Art ist die Welt, in welcher sie in dem Besitze dieser Herrlichkeit weilen?“ Und der Herr zeigte mir einen gewaltigen Raum außerhalb dieser Welt, überflutet von Licht, und die Luft dort von Sonnenstrahlen durchleuchtet, und die Erde selbst blühend in unverwelklicher Blumenpracht und voll von Wohlgerüchen und unvergänglichen Bäumen mit herrlichen Blüten und gesegneter Frucht. So groß aber war die Blumenfülle, daß der Duft von dort bis zu uns getragen wurde. Die Bewohner aber jenes Ortes waren angethan mit dem Gewande lichter Engel, und ähnlich war ihr Gewand ihrem Gefilde; Engel aber umschwebten sie. Gleich war die Herrlichkeit aller, die dort wohnten, und mit einer Stimme jauchzten sie dem Herrn Gott entgegen an jenem Orte. Es spricht zu uns der Herr: „Dies ist der Ort eurer Vorgänger der gerechten Menschen.“

Ich sah aber auch einen anderen Ort gegenüber jenem, wüste, und es war der Ort der Strafe, und die, die dort gestraft wurden, und die strafenden Engel hatten düstere Gewänder, wie die Atmosphäre des Orts.

Und einige waren dort an der Zunge aufgehängt: das waren aber die Lästerer des Weges der Gerechtigkeit, und unter ihnen brannte ein loderndes Feuer zu ihrer Strafe.

Und es war da ein großer Pfuhl feurigen Schlammes, in dem waren Menschen,| die die Gerechtigkeit verkehrt hatten, und Plageengel peinigten sie.

Es waren aber auch andere Weiber, an ihren Flechten über jenem aufloderndem Schlamme aufgehängt, das waren die, so sich zum Ehebruch geputzt hatten; die sich aber mit dem Ehebruch dieser Weiber befleckt hatten, waren an den Füßen aufgehängt und hatten die Köpfe in jenem Schlamme. Und ich sprach: „Ich hätte nicht geglaubt, daß sie an diesen Ort eingehen.“

Und ich sah die Mörder und ihre Mitwisser an einem engen Orte, angefüllt mit bösem Gewürm, gepeinigt von jenem Getier und sich in der Pein windend; Würmer aber wie finstere Wolken krochen auf ihnen. Aber die Seelen der Gemordeten standen dabei und sahen die Strafen ihrer Mörder und sprachen: „O Gott, gerecht ist dein Gericht.“

In der Nähe dieses Ortes sah ich einen andern Ort der Strafe, in dem das Blut und der Gestank der Gestraften herabfloß und zu einem Pfuhl wurde, und da saßen Weiber im Blute bis zum Halse, und ihnen gegenüber saßen viele Kinder, die als unzeitige Früchte von ihnen zur Welt gebracht wurden, und weinten, und feurige Strahlen gingen von ihnen aus und schlugen in die Augen der Weiber, das aber waren, die empfangen und die Frucht abgetrieben hatten.*)

*) Dies ist die Stelle, die von Clemens Alexandrinus angeführt wird. Sie beweist erster Linie, daß das aufgefundene Schriftstück mit der „Offenbarung Petri“ identisch ist.

Und andere Männer und Weiber waren bis zum halben Leibe in Feuerglut an einen finsteren Ort geworfen und von bösen Geistern gegeißelt, ihre Eingeweide aber wurden aufgefressen von Würmern, die nicht ruhen, das waren die, die die Gerechten verfolgt und ausgeliefert hatten.

Und nahe bei denen waren wieder nur Weiber und Männer, die zerbissen ihre Lippen und mußten glühende Eisen auf die Augen nehmen, das waren die, die den Weg der Gerechtigkeit verlästert und verleumdet hatten.

Und gegenüber waren abermals andere Männer und Weiber, die ihre Lippen zerbissen und flammendes Feuer im Munde hatten, das waren die falschen Zeugen.

Und an einem anderen Orte waren Kiesel, schärfer als Schwerter und jeder Spieß, glühend dabei, und Weiber und Männer in schmutzigen Lumpen wälzten sich darauf in ihrer Pein, das waren die Reichen und die, welche auf ihren Reichtum gepocht und sich der Witwen und Waisen nicht erbarmt hatten, sondern das Gebot Gottes mißachtet hatten.

In einem weiteren großen Pfuhle aber voll Eiter und Blut und aufsprudelndem Kotes standen Männer und Weiber bis zum Knie, das waren die, die auf Zins geliehen und Zinseszins gefordert hatten.

Andere Männer und Weiber wurden von einem hohen Abhang herabgestürzt und unten angelangt, wurden sie von den Bedrängern wiederum hinaufgejagt, um von da wieder herabgestürzt zu werden, und hatten keine Ruhe von dieser Pein, das waren die, die ihre Leiber befleckt hatten.

Und nahe bei jenem Abhang war ein Ort voll des größten Feuers, da standen solche Männer, die sich mit eigenen Händen Bilder geschnitzt hatten an Gottes Statt, und neben ihnen waren andere Männer und Weiber, die sich gegenseitig mit Ruten schlugen und nimmer ablassen durften von dieser Strafe. Und wiederum andere nahe bei ihnen, Weiber und Männer, brennend und sich windend und schmorend, das waren die, welche den Weg Gottes verlassen hatten."

Diese Phantastereien, denn anderes ist es nichts, haben nur insofern ein Interesse, als sie wohl eine der ältesten Proben jener Litteratur sind, die das Jenseits in sehr massiven Formen und in möglichst schreienden Farben zu schildern sucht und für welche stets die Hölle und ihre Qualen interessanter sind als der Himmel. Es ist einerseits der Reiz des Phantastischen und die Lust am Grausigen, welches solchen Schilderungen in Wort und Bild zu Grunde liegen; andererseits sind derartige Versuche, durch den Formenglanz des Himmels zu reizen und durch den materiellen Schmutz und den sinnlichen Schmerz der Hölle zu schrecken, Zeichen sinkenden Zeitalters, welchem das Evangelium anstatt eine von Gott kommende Lebenskraft zu sein, nur noch eine von der Kirche ausgehende Lehrform geworden ist.

Welche Bedeutung hat die sog. Endeavor-Bewegung für unsere Kirche oder für die kirchliche Erziehung unserer Jugend?

Referat von P. M. Habecker.

Der Gründer der Endeavor-Vereine ist ein gewisser Dr. Clark, s. Z. Prediger einer Kongregationalisten-Gemeinde in Portland, Maine. Im Winter 1880–81 fand in seiner Gemeinde eine Erweckung statt, von welcher namentlich die Jugend ergriffen wurde. Die jugendliche Begeisterung nahm zu und so erhob sich denn für Dr. Clark die Frage: Was ist zu thun, damit das neue Leben dieser Erweckten sich entwickeln und äußern kann?! „Weder die Sonntagsschule noch die Gebetsstunden der Erwachsenen, noch die der Jugend genügten, den christlichen Charakter dieser Erweckten auszubilden. Die Trieb- und Quellkraft der neuen Geistesausgießung erforderte ein neues Gefäß. Dasselbe wurde durch die Gründung eines Jugendvereins für christliche Bestrebungen gefunden. Der Gründer dieser sog. Endeavor-Vereine nennt die durch dieselben gewirkte Anregung eine providentielle, d. h. eine durch göttliche Vorsehung zustande gekommene Bewegung. Von diesem Standpunkt ausgehend, lehnt er darum auch mit logischer Konsequenz die Ehre, daß die Vereine sein Werk seien, mit den Worten ab: This is no man's society. This is God's movement, a God-given, God-protected, God-advanced movement.

Als Beweis dafür, daß die Endeavor-Vereine unter göttlicher Providenz entstanden seien, gibt er an, daß ihr Ursprung dem der Sonntagsschul-, Missions- und Temperenz-Bewegung entsprechend sei. Als weiterer Beweis wird ihre Geschichte angeführt. Ohne Protegé einer bestimmten Denomination zu sein, ist die Endeavor-Bewegung an Schnelligkeit dem elektrischen Funken gleich, von Kirche zu Kirche, von Volk zu Volk, von Erdteil zu Erdteil geflogen; an Kraft dem Dynamit verwandt, imstande gewesen, die Fesseln der kalten, im Gewohnheits-Christentum gefangenen Herzen der Jugend zu sprengen und sie für das Reich Gottes zu begeistern. In der That ist das Wachstum der Endeavor-Vereine rückhaltslos anzuerkennen, denn wenn in einem Dezennium aus einem Verein deren 22,000 geboren werden, die über eine Million Glieder zählen, so sind das allerdings Zahlen, die sich sehen lassen können, und sofern vom äußeren Wachstum einer Sache auf die innere Lebenskraft derselben ein Rückschluß gestattet ist, — davon Zeugnis ablegen, daß die Endeavor-Vereine zur Zeit wenigstens noch nicht an der Rückenmarksdarre zu leiden haben. Als dritten Beweis für den göttlichen Ursprung der Endeavor-Bewegung führt Clark die Verwendbarkeit der Vereine ins Feld. Er sagt: Eine bloß menschliche Einrichtung möchte wohl für das eine Klima passen, aber nicht für das andere; sie möchte wohl bei der einen Denomination blühen, aber bei der andern verwelken. Ein bloßer Verein ist notwendigerweise lokal und nicht fügsam. — Mit dieser Bemerkung hat der Herr Doktor jedenfalls nicht ins Schwarze geschossen, denn das Gegenteil ist ja eine alltägliche Thatsache.

Um die Anwendbarkeit des Vereins ins rechte Licht zu stellen, singt Dr. Clark der Schmiegsamkeit desselben, mit begeisterter Zunge, ein hohes Lied. Dasselbe ist charakteristisch genug und darf wohl im Wortlaut angeführt werden.

„Der Verein stimmt genau mit dem Charakter jeder Kirchengemeinschaft. Der Methodist findet darin Feuer, Inbrunst, Zeugnis; der Presbyterianer standhaftes Halten seines Gelöbnisses; der Baptist und Kongregationalist seine lokale Selbstregierung; der Episkopale findet Nahrung und Erziehung für kindliche Seelen; der Disciple of Christ die Gemeinschaft der Heiligen; der Friend ein beständiges Regen des heil. Geistes in den jungen Herzen.—Aber nicht nur das charakteristische Gepräge jeder kirchlichen Benennung bringt er zum Ausdruck, er ist auch klimatisch unempfindlich oder akklimatisiert sich doch wenigstens mit überraschender Geschwindigkeit. Der Verein steht ferner auf dem Plan, wo es gilt, gegen das Böse in jedweder Gestalt zu kämpfen. So ist der Verein z. B. in Louisiana gegen das Lotteriewesen, in Utah ist er gegen die Mormonen, bezüglich der Columbia-Weltausstellung ist er gegen die Entheiligung des Sabbathtages, durch das ganze Land hindurch ist er gegen den Rum."

Nachdem wir somit über Entstehung, Geschichte und Anwendbarkeit des Endeavor-Vereins — zumeist mit den Worten seines Gründers — orientiert worden sind, wollen wir nun den Verein selbst kurz skizzieren.

Die Aufgabe des Endeavor-Vereins ist: christliches Leben zu fördern und zur Arbeit im Weinberge des Herrn anzuleiten.

Der Verein besteht aus aktiven, freundschaftlichen und Ehren-Mitgliedern.

Die aktiven Glieder geloben durch Namensunterschrift:

1. allzeit zu thun, was ihrem Herrn und Heiland wohlgefällt und ihr lebenlang einen wahrhaft christlichen Lebenswandel zu führen;

2. jeden Tag zu beten, Gottes Wort zu lesen, ihre Gemeinde zu unterstützen und deren Gottesdienste zu besuchen;

3. die Pflichten gegen den Verein gewissenhaft zu erfüllen;

4. in den Gebetsversammlungen des Vereins immer anwesend zu sein, nicht nur durch Gesang, sondern auch in anderer Weise (d. i. durch öffentliches Gebet rc.) thätigen Anteil zu nehmen;

5. nur durch solche Gründe vom Besuch der Gottesdienste und Gebetsversammlungen sich abhalten zu lassen, die sie vor ihrem Herrn und Meister verantworten können;

6. im Falle der Abwesenheit bei einer Konsekrationsversammlung, wenn möglich — einen Bibelspruch einzusenden. —

Der Schwerpunkt des Vereins liegt demnach auf dem schriftlich unterzeichneten — und monatlich zu erneuernden Gelübde und der Pflege des öffentlichen Gebets.

Fassen wir obige Ausführungen kurz zusammen, so ergeben sich folgende Sätze:

1. Die Endeavor-Bewegung ist eine religiöse, — und auf Grund der Behauptung ihrer Befürworter—durch Anregung des Geistes Gottes entstandene Bewegung.

2. Auf dem Boden einer englischen Kirchengemeinschaft geboren, fanden die von ihr Erweckten, weder in den Gebetsversammlungen der Erwachsenen, noch in den Gebetsstunden der Jugend, noch in der Sonntagsschule rc. genügende Gelegenheit, ihren christlichen Charakter auszubilden.

3. Man schritt infolge dessen zur Gründung eines Jugendvereins für christliche Bestrebungen, der durch Rührigkeit seines Gründers und seiner Glieder gar bald Nachahmer fand und auf Grund seiner Statistik ein, was Zahl seiner Glieder und Ausdehnung seines Wirkungskreises anbelangt, großartiges Wachstum aufzuweisen hat.

4. Der Verein ist interkonfessionell und umfaßt in seinen Gliedern viele Schattierungen der christlichen Kirche, vornehmlich die englischer Zunge.

5. Der Verein erhebt den Anspruch, in jeder kirchlichen Gemeinschaft verwendbar zu sein. Dieser Anspruch ist berechtigt.

6. Der Verein behauptet, genau mit dem Charakter jeder Kirche übereinzustimmen, d. h. das Charakteristische, das Schiboleth jeder Kirchengemeinschaft zum Ausdruck zu bringen. Diese Behauptung ist problematisch.

7. Der Verein als solcher nimmt Stellung zu den brennenden Tagesfragen und nimmt in der Beurteilung derselben einen für uns deutsche evangelische Christen oft ungesunden Standpunkt ein.

8. Das Gelübde des Vereins ist biblisch.

9. Das Bekenntnis zu Jesu Christo, dem Heiland und Meister, dürfte sonderlich in unseren Tagen wohl schärfer gefaßt werden.

10. Auf Taufe, Konfirmation und Abendmahl nimmt der Verein keine Rücksicht.

11. Das öffentliche Lehren und Beten von Jünglingen und Jungfrauen, die zumeist der Lehre selbst noch dringend bedürftig sind, hat neben der Licht- auch seine große Schattenseite — Unreife, Heuchelei, Hochmut rc. —; können diese Gefahren vermieden werden und sind die Früchte der Endeavor-Vereine der Reklame, die dafür gemacht wird, nur einigermaßen entsprechend, dann wollen wir unseren englischen Brüdern für ihre Endeavor-Vereine aus Herzensgrunde Gottes Segen wünschen; sie haben sie für ihre Jugend bitter nötig.

Um nun dem eigentlichen Thema: „Welche Bedeutung hat die Endeavor-Bewegung für unsere evang. Kirche“ näher zu kommen, gilt es, ihre Entstehung im Kreise unserer Synode kurz zu berichten.

In den letzten Jahren haben etliche Vereine für christliche Bestrebungen in unserer Synode bestanden. Dieselben haben ihr Leben in der Stille und Verborgenheit, zumeist unter dem Namen „Jugendverein“ geführt. Ende des letzten Jahres nahmen einige Pastoren es in die

Hand, für die Gründung von Endeavor-Vereinen in den Grenzpfählen unserer Synode Propaganda zu machen. Durch regen Eifer, gewandte Feder, begeisterte Zunge ist es ihnen gelungen, eine Anzahl von Pastoren zur Gründung von Endeavor-Vereinen zu bewegen. Ausgehend von dem Wort des Apostels: Prüfet alles und das Beste behaltet, — haben sie als das Beste die in englischen Kreisen blühenden Endeavor-Vereine erkannt und sind nun fleißig an der Arbeit, durch dieses gefundene Beste unserem oft faulen, toten, zumeist nur als Gewohnheits-Christentum erfundenen kirchlichen Leben aufzuhelfen. — Wir haben alle Ursache, den Ernst und die Liebe, womit diese Brüder sich der christlichen Erziehung unserer Jugend annehmen, anzuerkennen. Es ist ferner unsere Pflicht, das, was sie uns sagen, was sie erstreben, nicht etwa kurzer Hand ad acta zu legen, sondern es sachlich, ruhig, mit Ernst und Liebe zu prüfen. Und so wollen denn auch wir unter der Devise des gen. paulinischen Wortes die Bedeutung der Endeavor-Vereine für die kirchliche Erziehung unserer Jugend zu ermessen versuchen. —

Von der Flüchtigkeit des irdischen Lebens ist wohl niemand mehr durchdrungen, als jeder lebendige Christ. Das Anschauen des gewaltigen Stromes, der all die Lebensschifflein der Menschen unaufhaltsam dem Meer der Ewigkeit entgegenführt, wird ihm zum Antrieb, zu wirken so lange es Tag ist. Durch Gottes Wort hat er gelernt in seinem Nebenmenschen seinen Bruder zu erkennen. Dieser Bruder ist, wie er selbst, erlösungsbedürftig und erlösungsfähig. Gott richtet seinen Willen durch Menschen aus; darum steht im Reiche Gottes niemand allein. Das Schaffen der ewigen Seligkeit kann nicht — wie das Leben der Auster in der Schale — verborgen bleiben, es tritt in die Erscheinung, es wirkt nach außen. Wie nun der einzelne, so er durchleuchtet ist von dem Licht aus der Höhe, selbst zu einem Licht wird, das da scheint an seinem Ort, so auch die Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche. Sie muß und will Trägerin, Erhalterin der göttlichen Wahrheit sein. Als Erhalterin der göttlichen Wahrheit hat sie in ihren hinwegeilenden Gliedern dafür Sorge zu tragen, daß die nachwachsende Generation in dieser Wahrheit erzogen wird. Daß daher in der religiösen Erziehung der Jugend die Zukunft der Kirche beruht, ist uralte Wahrheit. Diese wird uns von Gott selbst in der Erziehung des alttestamentlichen Bundesvolkes vorgebildet. Die Führungen dieses Volkes sind lauter göttliche Erziehungsgeschichte. Gott erzieht Israel zu einem Volke der Hoffnung. Soll die Hoffnung in Erfüllung gehen, so gilt es die Geschlechter der Zukunft daraufhin zu erziehen. Zu solcher Erziehung dient in Israel das Gesetz, welches als Willensoffenbarung des heiligen Gottes für alle Lebensverhältnisse Regel und Richtschnur bildet. Durch dieses Gesetz erhält das Familienleben sein Fundament. Das durch die Patriarchen schon geschichtlich vorgebildete Priestertum des Hausvaters findet hier seine göttliche Bestätigung. Das Abschiedswort des Josua: Jos. 24, 15 „ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen" — wird typisch für jeden israelitischen Hausvater. Die großen Thaten

Gottes sowohl, als auch die Gebote, werden den Kindern als tägliche Speise dargereicht (Deut 4, 9 u. 6, 7). Als weiteres Erziehungsmittel für die israelitische Jugend treten die schönen Gottesdienste in den Vordergrund. Durch die ganze Jugenderziehung des Volkes Israel klingt, als leitender Grundton, das Wort der Schrift: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Und der Höhe- und Zielpunkt dieser durch die Furcht des Herrn sich entwickelnden Weisheit ist Christus.

Der Herd der religiösen Erziehung ist und bleibt — auch in der christlichen Zeit — die Familie. Sie wird durch Christum als heilige, gottgewollte Erziehungsanstalt bestätigt. — Hier, sagen wir darum, liegen die Wurzeln aller christlichen Erziehung, hier muß die Kraft des Wortes Gottes zuerst einsetzen, wenn die Zukunft, das Reich Gottes, dem nachfolgenden Geschlechte nicht verloren gehen soll. — Zwei schöne Worte hat Lukas aufbewahrt, die vom Geiste Gottes über die Jugend unseres Heilandes geschrieben sind; sie lauten: Das Kind wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit; und Gottes Gnade war bei ihm. Luk. 2, 40. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. Luk. 2, 52. — Zwei köstliche Worte hat der Herr aber auch über die Jugendgeschichte aller Kinder geschrieben; sie lauten: Mark. 10, 14. 15. Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Und Matth. 18, 5. 6: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist. — Durch das erste Wort hat der Herr allen Kindern das Recht und die Fähigkeit zugesprochen, zu ihm erzogen zu werden und in seine Gemeinschaft zu kommen. Durch das zweite Wort hat er die erziehende Liebe, die an verwaiste und verwahrloste Kinder gewendet wird, gesegnet — und aller Gewissenlosigkeit in der Auferziehung der Jugend das Todesurteil gesprochen.

Haben wir somit die Stellung des Herrn, die er zur Erziehung der Kinder einnimmt, kurz bemerkt, so gilt es nun, in dieser Hinsicht die Praxis der Kirche aus den Blättern der Geschichte zusammenzustellen.

Die Apostel wenden sich mit der Predigt des Evangeliums zunächst an die Erwachsenen. Sofern jedoch die Erwachsenen, wir wollen sagen, die Väter und Mütter, für das Evangelium gewonnen worden sind, setzen sie unbedingt voraus, daß die Liebe der Eltern zu den Kindern sie antreibt, Evangelisten an und in ihrem Hause zu werden. Dafür liefern die Stellen Kol. 3, 16. 17. 20. 21 und Ephes. 6, 1—4 den Beweis. Aber nicht nur auf das Haus beschränkt sich die christliche Erziehung. Mit der Ausbreitung des Christentums wuchs naturgemäß die Zahl der in den christlichen Familien vorhandenen Kinder. Für diese mußten Mittel und Wege zur Einführung ins Christentum gefunden werden. Die von den Eltern geübte Erziehung — die wohl selbst noch oft Kinder am Verständnis des Evangeliums waren — reichte nicht aus, und so entstanden schon im 2. Jahrhundert der christlichen Kirche die sog. Kate-

chetenschulen, die unter Leitung bestimmter Lehrer standen. Zur Zeit des Bischofs Basilius von Cäsarea (330—379) begegnen wir bereits geordneten Klosterschulen (Pachomius † 358), in denen Knaben in der heiligen Schrift unterrichtet werden. Chrysostomus treibt gar fleißig in seinen Predigten die christliche Erziehung der Jugend. Er sagt: „Zu einem Christen sollst du dein Kind machen und darum muß es früh die heilige Schrift lernen." Ähnlich Augustin, der sonderlich durch seine Schrift: „Über die Unterweisung der Anfänger im Christentum" einen großen Schatz erziehlicher Weisheit vor unserem geistigen Auge entrollt. Der Begründer geordneter Klosterschulen fürs Abendland ist Benedikt von Nursia; ihm verdankt das Abendland die Anregung des christlichen Unterrichts, der durch den von ihm gegründeten Benediktiner-Orden, dann auch vom 6. Jahrhundert an öffentlich erteilt wurde. Im Mittelalter sind es sonderlich die Domschulen des Frankenreiches (Magdeburg, Hildesheim, Paderborn), die unter Pflege Karl des Großen sich zu hoher Blüte entfalteten. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß unter der gewaltigen Thätigkeit, die Karl der Große in der Gründung und Hebung der Schule entwickelte, das Wort Gottes als Grund und Ziel alles Unterrichtes betrachtet wurde. Der Volksunterricht in der Religion mußte in der Muttersprache erteilt werden. Die Eltern wurden angehalten, ihre Kinder in die Schule zu senden; die Gebote, das Vaterunser, der Glaube und später auch die Sakramente, sollten von allen gelernt werden. Damit war das Prinzip der christlichen Erziehung für die Volksschule gefunden. Leider hielten die Bestrebungen Karls des Großen nicht stand. Nach den Kreuzzügen zog die Verweltlichung der Priesterschaft den Verfall der Kloster- und Dom-Schulen schnell nach sich. Und auch die, an deren Stelle tretenden, von den aufblühenden Städten gegründeten Schulen, vermochten das Verderben nicht aufzuhalten. Die christliche Erziehung der Jugend lag, wie die christliche Kirche selbst, in todesähnlichem Schlaf. Eine Wiedergeburt der christlichen Schule war daher nur durch die Wiedergeburt der Kirche zu erwarten; — und diese geschah durch die Reformation. — Wohl war das Reformationswerk Luthers zunächst kirchlicher Natur und richtete sich als solches — wie einst die Predigt der Apostel — zuvörderst an die Erwachsenen; aber Luther wäre wohl kaum das geworden, was er geworden, die Reformation wäre schwerlich aus den Geburtswehen gekommen, wenn er nicht von vornherein, durchleuchtet vom Geiste Gottes und durchglüht von der Liebe aus Gott, seine ganze Kraft für die christliche Erziehung der Großen und Kleinen eingesetzt hätte. Nicht die äußere Zugehörigkeit zur Kirche macht selig, sondern wie der einzelne sich zu Christo stellt, das gibt den Ausschlag über das Sein oder Nichtsein im Reiche Gottes. Das ist der Kardinalsatz, den Luther hineinruft in die Ohren und Herzen seiner Zeitgenossen. Und überall, wo dieses Wort die Herzen traf, da wurde aus der Erkenntnis der Verantwortlichkeit des einzelnen, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, das Verständnis dafür geboren, daß die christliche Erziehung der Jugend die Lebensader des

Reiches Gottes ausmacht. Daß diese Lebensader nicht durch Unglauben und Unverstand unterbunden werde, war Luthers vornehmste Sorge und auch eins seiner größten Verdienste. Durch all seine Schriften zieht sich die Sorge für die christliche Erziehung der Jugend wie ein roter Faden hindurch. Lies seine: Auslegung des Vaterunsers für die einfältigen Laien (1518); lies: Kurze Form, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser zu betrachten (1520); lies seine Anweisung: wie die jungen Mädchen unter zwölf Jahren in rechter, christlicher Zucht, Ehre und Tugend zu unterweisen sind (1523); lies sein Büchlein für die Laien und Kinder (1525); seinen Sermon vom ehelichen Leben (1519); das Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1524), den kleinen und großen Katechismus (1529), den Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten soll (1530); — lies; — und auf jeder Seite dieser Schriften wirst du als Grundgedanken das Lutherwort finden: „Soll man der Christenheit wieder helfen, so muß man fürwahr an den Kindern anheben, wie vor Zeiten geschah (Sermon vom ehelichen Leben). „Wo dem Teufel soll ein Schade geschehen, der da recht beiße, der muß durch das junge Volk geschehen, das in Gottes Erkenntnis aufwächst: denn es ist eine ernste und große Sache, da Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und raten. Damit ist denn auch uns allen geholfen und geraten (An die Bürgermeister ꝛc.). Man sollte die Kinder recht unterweisen in der Furcht Gottes. Denn soll die Christenheit in Kraft kommen, so muß man wahrlich an den Kindern anheben, so wird's ein fein Ding. Ich möchte es wohl leiden, daß man in der Wiege anhüb. Da könnte etwas Gutes bekleiben, aufgehen und Frucht schaffen. Darum siehe zu, daß du deine Kinder vor allen Dingen lässest unterrichten in geistlichen Dingen, daß du sie erst Gott ergebest und darnach weltlichen Geschäften. Amen."

Daß Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, auch in dem Stück der christlichen Erziehung der Jugend Luthers getreuer Kampfgenosse war, versteht sich wohl von selbst. Wer's jedoch nicht glaubt, geh' selber hin und seh', d. h. studiere seinen Unterricht der Visitatoren. Derselbe Geist spricht aus den ausgezeichneten Kirchenordnungen Bugenhagens. Ähnlich den Vätern der Reformation im Norden Deutschlands, haben die Väter derselben in den südlichen Gauen für die christliche Erziehung der Jugend Herz, Mund und Hand bewegt. Davon liefert Zwinglis Lehrbüchlein: „Wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll," den Beweis. Und der gewaltige, an die altrömischen Censoren so lebhaft erinnernde Calvin bleibt ihn uns erst recht nicht schuldig; ist ihm doch die Kirche κατ' ἐξοχήν Erziehungsanstalt des ganzen Volkes.

Das, was den Vätern der Reformation „als Ideal der evangelischen Jugenderziehung" die Herzen bewegte, haben ihre Schüler zu verwirklichen gestrebt.— Ich will mich begnügen, von diesen echten und rechten Söhnen der Väter des Glaubens nur etliche anzuführen. Im Norden war's die mächtige Persönlichkeit des Rektors Valentin Friedland von

Trotzendorf. Sein Lehrmotto war: „Die Religion muß die Seele der Schule, die Seele alles Unterrichtes sein." Für Süddeutschland und die Schweiz trat in der Person des Johannes Sturm (1507—89) ein nicht minder gewaltiger Mann auf, der als Ziel all seiner Erziehung nur die wahre Frömmigkeit kennt und nennt.

Für jene ganze, große, weltbewegende Zeit ist Luthers Wort: Die Schule muß die nächste bei der Kirche sein, zum Stichwort geworden. Die christliche Jugenderziehung gilt auch den späteren Nachkommen als köstliche Perle. Amos Comenius (1592—1671) sagt in seiner "Didactica Magna": „Wenn wir wohleingerichtete und blühende Kirchen, Staaten und Haushaltungen wünschen, so müssen wir vor allem die Schulen wohl einrichten und erblühen lassen, daß sie wahre Saatschulen der Kirche, des Staates und der Haushaltung seien. So werden wir endlich unser Ziel erreichen, anders nimmermehr."

Die schrecklichen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges haben das, was durch treuen Fleiß für die christliche Erziehung der Jugend erreicht worden war, hinweggefegt und wie das ganze deutsche Vaterland, so auch die Schule zur Wüste gewandelt.

Herzog Ernst d. Fromme (Gotha), Spener (1635—1705), Francke (1663—1727), Flattich (1713—1797), in Frankreich katholischerseits Erzbischof Fenelon (1651—1715) waren eifrig bemüht, die christliche Jugenderziehung durch Auf- und Ausbau der Schule zu pflegen. Der große Kurfürst, Friedrich I. halfen an ihrem Teil diesen Bau fördern. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) wird im eminenten Sinne des Wortes für Preußen der Vater des christlichen Volksschulwesens. Der sonst so sparsame Fürst scheute keine Kosten, wo es galt der christlichen Jugenderziehung aufzuhelfen, denn, sagt er: Wenn ich baue und verbess're das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts. Sein Bemühen war gesegnet, in Preußen hat er über tausend christliche Schulen gegründet. — Wenn auch sein Sohn und Nachfolger Friedrich der Große (1740—1780) in religiöser Hinsicht nicht in den Bahnen seines Vaters wandelte, so hat er doch die christliche Erziehung und Unterweisung der Jugend getreulich im Sinne seines Vaters weitergeführt, Trotzdem blieb es nicht aus, daß sich die Aufklärung allmählich auch in die Schule drängte — und durch Negierung der evangelischen Wahrheit nicht nur den Religionsunterricht im besonderen, sondern auch die christliche Erziehung der Jugend im allgemeinen schädigte. So fristeten die Schulen unter der Herrschaft des Rationalismus bei magerer Kost ihr Leben, bis durch die Freiheitskriege das Glaubensleben neu geweckt und darum auch die Unterweisung der Jugend im Christentum als dringendes Bedürfnis allgemein neu anerkannt wurde. So ist es, wenn auch unter allerlei Kämpfen und Nöten — die ihre Schatten bis in die neueste Zeit werfen — wieder langsam bergauf gegangen. —

Fürwahr! Das Haus, die Schule, die müssen die nächsten bei der Kirche sein! Das ist die köstliche Wahrheit, die Israel typisch uns vor das Auge stellt, die Christus, unser Meister, be-

stätigt, die alle Männer, die Christum Jesum ihren Herrn nennen, mit goldenen Lettern in die Blätter der Geschichte geschrieben haben. Das ist die Wahrheit, die seit den Tagen der Reformation unsern deutschen Glaubensvätern gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist. Das ist die Wahrheit, die auch in den Grenzen unserer Synode von den Gründern und Vätern derselben bis auf diesen Tag auf das Synodalbanner geschrieben worden ist. Aber nicht nur auf dem Papier hat diese Wahrheit gestanden, eingedenk des Wörtleins, daß der Buchstabe, so er nur auf dem Papier stehen bleibt, tötet, haben sie Mühe und Schweiß nicht gescheut, denselben in die That und Wahrheit umzusetzen.

Warum haben unsere Väter also gehandelt? Weil es ihnen als unumstößliche Wahrheit galt: Die Schule muß die nächste bei der Kirche sein. Das ist uns zum Vorbilde geschehen. Und darum gilt nun auch das Wörtlein: „Was du von deinen Vätern hast ererbt, erwirb es, um es zu besitzen!“ —

Warum, so möchte aber nun billig gefragt werden, entrollt der Referent dieses Bild von der christlichen Jugenderziehung durch den Lauf der Jahrhunderte vor unserem geistigen Auge?

Welcher Konnex besteht zwischen den verlesenen Ausführungen und dem gegebenen Thema?

Hier liegt der Punkt, wo sich die Wege der Befürworter der Endeavor-Vereine von denen des Referenten scheiden. Hier ist aber auch der Punkt, von dem aus die Bedeutung der Endeavor-Vereine für unsere kirchlichen Verhältnisse beurteilt werden muß.

In dem Büchlein: „Unsere Jugend“ kann man es sogleich auf der ersten Seite hübsch deutlich zwischen den Zeilen lesen, daß die deutsche evang. Gemeindeschule unter einem englisch-redenden Volke überhaupt keine Existenzberechtigung habe. „Hütet euch,“ heißt es da, „daß eure Gemeindeschulen nicht zu dem Sande werden, in den ihr euren Kopf hineinsteckt, um den eigentlichen Verfolger nicht zu sehen.“ — „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, und nicht — wer deutsch spricht und getauft wird, der wird selig werden. Nicht auf die Zungen, sondern auf die Herzen kommt es an“ — so argumentiert der Verfasser weiter.

Ich muß offen gestehen, wenn ich's nicht schwarz auf weiß mit eigenen Augen gelesen hätte, ich hät's nimmer geglaubt, daß unsere Gemeindeschulen von einem Pastor der Deutschen Evangelischen Synode v. N.-A. nur als Konserven-Anstalt der deutschen Sprache angesehen werden könne. Nein, sagen wir da, die deutsche evang. Gemeindeschule ist uns nicht eine Anstalt, in welcher der Leichnam der deutschen Sprache nach allen Regeln der Kunst einbalsamiert werden soll, — sonsondern sie ist uns auf Grund der obigen geschichtlichen Ausführungen das gottgewollte Institut, in welchem die Jugend (nicht im Gefühlsrausch mit methodistischem Beigeschmack, nicht in übertünchter äußerlicher Frömmigkeit, sondern an der Hand treuer Hüter und Lehrer—die vor dem Kinde als Zeugen stehen — in die Höhen und Tiefen des Wortes

Gottes eingeführt werden soll. Der Geist dieses Wortes soll alle einzelnen Disciplinen dieser Schule beherrschen und durchdringen, damit durch die Erteilung eines solchen Unterrichtes eine Grundlage gelegt wird — die, so der Herr Gnade gibt und der einzelne Mensch treu darauf weiter baut, bleiben wird in Ewigkeit. Den Kopf, den Fuß, die Hand, das Herz, den ganzen Menschen für Christum und das Himmelreich, das ist das Ziel der deutschen evang. Gemeindeschule unserer Synode. — Die Sprache ist und bleibt uns dabei Mittel zum Zweck, so lange das möglich ist — (i. e. so lang' die deutsche Zunge klingt und Gott in Himmel Lieder singt, und das wird, so hoffe ich wenigstens, geschehen, hier geschehen, so lange das Sternenbanner über unserem gesegneten Lande weht, das die wahre Freiheit eines Christenmenschen als besonders glänzende Sterne auf blauem Hoffnungsgrunde führt). —

Wer uns darum zumutet, die evangelische Gemeinde-Schule für die Endeavorvereine zu verkaufen, der stellt an uns das Ansinnen, unsere Erstgeburt für ein Linsengericht zu verschachern. —

Werdet doch einmal recht nüchtern, sagen wir darum, ja, werdet doch einmal recht nüchtern in der Beurteilung unserer englischen Schwesterkirchen.

Dort, das hebt P. B. mit Recht hervor, gibt es keine Sprachenfrage, aber, Gott sei's geklagt, auch keine Schulfrage. Und wenn trotz der mangelnden Sprachenfrage die englischen Kirchen ihre besondere Aufmerksamkeit der religiösen Erziehung ihrer Jugend schenken, so haben sie das bitter nötig, — weil sie kein Fragezeichen hinter die religionslosen Schulen unseres Landes zu setzen gelernt haben und die einzelnen Kirchen (die S.-Schulen abgerechnet) zumeist nichts, rein nichts für die christliche Jugenderziehung gethan haben. Was Wunder, wenn da von sieben Millionen jungen Leuten, sage und schreibe fünf Millionen vollständig unwissend auf dem Gebiete des Christentums sind? Was Wunder, wenn aus 100 nur fünf Kirchenglieder werden und von diesen fünf nur drei sich des Zeugnisses von Christo nicht schämen?

Es ist eine zum Himmel schreiende Thatsache, daß in unserem Lande, wo es Kirchen gibt, wie Sand am Ufer des Meeres, Millionen von Kindern als Heiden, ja schlimmer als Heiden aufwachsen. — Daher die Frechheit, die sich auf den Straßen und Gassen breit macht, daher die frühreife Jugend, die schon mit zwölf Jahren der Zucht des elterlichen Hauses entwachsen ist. Daher die täglichen Ehebündnisse, die, ohne den Elternsegen und ohne den Segen des Wortes Gottes geschlossen, nach kurzem Beisammensein auch wieder gelöst werden.

Fürwahr, an ihren Früchten kann man sie (die religionslose Schule) erkennen und Trotzendorf hat recht: die Religion muß die Seele der Schule sein; und wo sie es nicht ist, da mag eine gute formale Bildung das Ergebnis sein, — auf eine christliche Ausbildung kann jedoch kein Anspruch erhoben werden.

Wenn daher Verfasser genanten Büchleins glaubt, daß unsere in unseren Gemeindeschulen aufgewachsene Jugend im Punkt der Religiosität sich schwerlich mit der Jugend englischer Zunge messen kann, so glaube ich, daß er damit im Irrtum ist. — Wer das Amerikanertum nicht nur in den oberen Zehntausend studiert — wo es gewissermaßen zum guten Ton gehört, kirchlich zu sein —, sondern sich die Mühe nimmt in den mittleren und unteren Schichten Nachfrage zu halten, wer Christus Jesus ist, der wird zu gar betrübenden Resulaten gelangen. —

Neben der evang. Gemeindeschule und mit ihr aufs innigste verbunden haben wir den Konfirmanden-Unterricht, der in den meisten Gemeinden leider nur ein Jahr von 1. Oktober bis Ostern — aber doch von vielen Pastoren in etwa 300 Unterrichtsstunden erteilt wird.— Hat das Kind zuvor das Glück und den Segen gehabt, zwei bis sechs Jahre lang in einer evangelischen Gemeindeschule christlich erzogen zu werden, so kann unbedingt erwartet und verlangt werden, daß es eine vollständige Kenntnis der biblischen Geschichte besitzt, den evang. Katechismus gelernt und auch manch schönes Kirchenlied sowie etliche Psalmen sich fest eingeprägt hat. — Mit solch einem Schatz den Konfirmandenunterricht beginnen zu können, muß eine herrliche Sache sein. Und der den regulären religiösen Unterricht abschließende Konfirmandenunterricht muß in Geist und Herzen des Kindes einen religiösen Wahrheitsgehalt gezeitigt haben, der uns mit gutem Recht erwarten läßt, daß der Jüngling, die Jungfrau wohl imstande sind, den guten Kampf des Glaubens kämpfen, das ewige, selige Leben ergreifen zu können.— Des sind wir Zeugen.

Es hat mich durchaus nicht mehr gewundert, daß — nachdem die evangelische Gemeindeschule zum Besten des Endeavor-Vereins als der Sand charaktersiert wurde, in den wir den Kopf stecken und somit die Vorzüglichkeit der Endeavor-Vereine nicht erkennen können, — dem Konfirmandenunterricht das Urteil nicht lieblicher gefallen ist. Daß die Konfirmation eine rein kirchliche Einrichtung ist, das, denke ich, haben wir schon vor der Geburt der Endeavor-Vereine gewußt, daß sie sich jedoch nicht in der Weise aus der Bibel begründen läßt, wie die Gebets- und Konsekrationsversammlungen der Endeavorvereine — das freilich war dem Referenten wenigstens neu und er hat es erst durch die Ausführungen der betreffenden Schrift erfahren.

Wie der Konfirmandenunterricht keinen oder doch nur einen dürftigen religiösen Wahrheitsgehalt liefert und die Konfirmation vielerorts zu einem Institut herabgesunken ist, das seine Dienste versagt, so daß viele unserer Konfirmanden von ihrem Verhältnis zu Gott nur eine sehr dunkle Vorstellung haben, also ist es auch mit dem Gelöbnis bei der Konfirmation bestellt. „Die gleichgültige und lahme Anwendung, der Unverstand der Kirche und ihrer Pastoren, der Mangel eines gründlichen Unterrichtes, das Fehlen der Forderung, daß das Leben nach dem Gelübde eingerichtet werden muß, — all diese Versäumnisse der nachlässigen und schlechten Gärtner haben die Endeavorvereine zu einer Notwendigkeit gemacht und zu ihrer Gründung geführt.“

So häufen sich die Anklagen Seite auf Seite: die Schule, der Konfirmandenunterricht, die Konfirmation, das Konfirmationsgelübde, das Gelübde der Gemeindeglieder, die Gemeinden mit ihrem Köhlerglauben, die Liebesgaben der Gemeinden, ihre Missionsfeste, die Vorsteher als Eckensteher, die Pastoren — alles, alles faules, totes, im Banne des Gewohnheitschristentums gefangenes Wesen, das kein Leben mehr genannt zu werden verdient — und das Universalmittel für diesen Tod in den verschiedenen Töpfen — das schriftliche Gelübde, die Gebets- und Konsekrationsversammlungen der Endeavorvereine. —

In der Beurteilung der sämtlichen bestehenden Einrichtungen und Lebensäußerungen unserer evangelischen Kirche offenbaren die Bannerträger der Endeavorbewegung einen grausigen Pessimismus, in der Beurteilung sämtlicher Einrichtungen der Endeavorvereine — bis auf die Abzeichen herab — dagegen einen von Licht und Glanz umflossenen Optimismus.

Wenn darum der Empfehlungsbrief der Endeavorvereine uns zumutet, unter Verachtung oder doch wenigstens unter Hintansetzung der christlichen Jugenderziehung für das Alter von 6—15 Jahren dieselben ins Leben zu rufen, so wird jeder nüchterne, ernste Mann, der das Reich Gottes und Christum lieb hat, sagen: Der Sieg über die evang. Gemeindeschule und über getreue Erteilung des Konfirmandenunterrichts führt nur über unsere Gräber. — Und nach dem vom Buche selbst empfohlenen Rezept sagen wir: Diese zwei grauen Sperlinge (Schule und Konfirmandenunterricht) in der Hand sind uns viel lieber, als die bunten Vöglein der Endeavorvereine auf dem Dach.

Hierbei möchte ich zugleich zur Übung und zum Ausbau der christlichen Jugenderziehung folgende Sätze zur geneigten Begutachtung unterbreiten:

1. Jede Gemeinde soll noch viel mehr, als das jetzt geschieht, dazu angehalten werden, eine deutsch-englische, evangelische Gemeindeschule zu gründen.

2. Jeder Pastor soll verpflichtet werden, so in seiner Gemeinde keine Gemeindeschule existiert, das ganze Jahr hindurch regelmäßig deutschen Religionsunterricht zu erteilen.

3. Kann er die Kinder an den öffentlichen Schultagen der Woche nicht bekommen, so soll er Samstags genannten Religionsunterricht erteilen.

4. Kinder der Gemeinde, welche konfirmiert werden sollen, haben diese Unterrichtsstunden durch drei Jahre regelmäßig zu besuchen.

5. Der Unterricht soll für die Kinder der Gemeindeglieder unentgeltlich erteilt werden.

6. Im Seminar soll die Übung der Katechesation gründlichst gepflegt werden.

7. Bei dem Abgangsexamen soll jeder Seminarist durch eine Lehrprobe darthun, daß er wohl imstande ist, den Religionsunterricht mit Geschick erteilen zu können. — — —

Aber, so werden die für die Endeavorvereine in Liebe entbrannten Brüder sagen, du siehst ja mit deiner Apologie für Schule und Konfirmationsunterricht lauter Gespenster; es fällt uns ja gar nicht ein, euch die Schule und den Konfirmandenunterricht streitig machen zu wollen, wir haben's ja bloß mit der heranwachsenden Jugend über fünfzehn zu thun. Gespenster hin, Gespenster her, auch dann trau ich der Geschichte nicht gar zu sehr! —

Es sind in den letzten Jahren ja wohl öfters über unsere heranwachsende Jugend Jeremiaden gesungen worden, doch muß ich offen gestehen, daß ich mich noch nie veranlaßt gefunden habe, aus Herzensgrund in dieselben einzustimmen.

Im 18. Jahrgang der Theol. Zeitschr., pag. 330 heißt es z. B.:

„Vor einiger Zeit frug mich ein Baptisten-Prediger, der früher Methodist war: Wissen Sie, woher die Methodisten die meisten Glieder ihrer Kirche hernehmen? Antwort: Sie suchen nicht sowohl die Glieder der Gemeinde, als vielmehr die vernachlässigte konfirmierte Jugend. Eure konfirmierte Jugend ist das Material, womit diese Leute ihre Gemeinden bauen.“ — Ich habe sowohl in Minnesota und sonderlich hier in Missouri an Plätzen Gemeinden bedient, wo der Methodismus in hoher Blüte stand und unseren evangelischen Gemeinden an Zahl seiner Glieder, an äußeren Hilfsmitteln etc. weit überlegen war; trotzdem ist mir nicht ein einziger Fall vorgekommen, daß junge Leute unserer Gemeinden zum Methodismus übergetreten sind. Nicht einmal durch Heirat ist das geschehen. — Wenn nun solches von Gemeinden gesagt werden kann, die im Centrum des Methodismus ihr Leben haben, so sollte man doch meinen, daß von einer Überläuferei unserer Jugend auf der Peripherie noch viel weniger zu berichten sein dürfte.

Es wird weiterhin behauptet: „Im Punkte der Religiosität und Kirchlichkeit wird unsere (evangelische) Jugend der englischen Jugend schwerlich überlegen sein. Wer etwa daran zweifeln sollte, möge einmal in einer Anzahl deutscher Kirchen die Runde machen, seine Zweifel werden dann bald schwinden!8—Ich habe das hier empfohlene Bekehrungsmittel seit acht Jahren angewendet, aber bekehrt bin ich nicht; im Gegenteil, meine Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung sind vermehrt worden; sintemal ich allerorten, wo ich Gelegenheit hatte, mir die Besucher der Gottesdienste auf ihr Alter hin anzuschauen, gefunden habe, daß die frische Jugend ein reichliches Kontingent der Hörer und Liebhaber des Wortes Gottes ausmachte.

Auch die mir zu Gesicht gekommenen Statistiken der konfirmierten Jugend beweisen nicht das Gegenteil.

Wenn z. B. die konfirmierte Jugend aus verschiedenen Gemeinden des nördlichen Illinois zu meiner Zeit nach Minnesota kam, um sich dort anzusiedeln und selbständig zu werden, so ist durch den Verlust jener Gemeinden doch noch lange nicht bewiesen, daß damit der ganze Kirchenkörper einen Verlust erlitten hat. Diesen neuen Ansiedlern sind die benachbarten Pastoren nachgegangen und gerade sie haben den

Grundstock zu unseren aufblühenden Missionsgemeinden abgegeben. Sie haben gerade dadurch, daß sie in unserer Synode erzogen worden waren, viel, sehr viel dazu beigetragen, daß auch die Nachbarn, denen unsere Synode unbekannt war, für dieselbe gewonnen worden sind. — Doch — warum ins Weite schweifen, sieh, das Gute liegt so nah — in unserem "old Missouri" haben wir ja dieselbe Sache vor Augen. Die Gemeinde zu Napoleon, Mo., ist zumeist aus der Jugend der Gemeinde von Femme Osage etc. entstanden. Den Gemeinden zu Wellington und Lexington, Mo., haben Gemeinden von St. Charles und Warren Co. manches junge Glied abgegeben. Herr P. Jennrich wird uns bestätigen, die Gemeinden in und sonderlich die um Mexiko haben eine schöne Zahl von jungen Gliedern aufzuweisen, die sich aus alten Synodalgemeinden rekrutiert haben. Dasselbe wird man von der Gemeinde in Freistatt sagen können; sie hat den jungen Segen der Gemeinde in Hoyelton, Mo., zu danken.

Doch was bedürfen wir weiter Zeugnis?

Ich behaupte: In den ländlichen Verhältnissen der Staaten Wisconsin, Minnesota und Missouri ist's nicht wahr, daß unsere konfirmierte Jugend unserer evangelischen Kirche entfremdet worden ist; im Gegenteil, sie hat bisher gesundes Material zu vielen neuen Gemeinden geliefert.

Wie die Verhältnisse nun in den großen Städten liegen, darüber fühle ich mich nicht als kompetent, ein Urteil abzugeben. — Soweit ich mir jedoch eine Meinung durch Nachfrage bilden konnte, scheint auch da folgendes als Wahrheit festzustehen:

Wo in einer großen Stadtgemeinde mit allem Ernst, mit aller Liebe und Treue in der evangelischen Gemeindeschule, im Konfirmandenunterricht an unserer Jugend gearbeitet wird, — da regt sich auch grünendes, blühendes, fruchtansetzendes Glaubensleben unter Jünglingen und Jungfrauen. — Wo jedoch durch das Beispiel des Pastors und seines ganzen Hauses mit der Verachtung der Sprache die Verachtung der Sitte der Väter Hand in Hand geht, — die Schule als nonsense, der Konfirmandenunterricht by the way betrieben wird, — ja, da werden dann auch die Leute gezeitigt, die sich nicht mehr in unseren Mauern heimisch fühlen und für die meinetwegen dann auch durch die Gründung der Endeavorvereine das beste Patent fürs Himmelreich gefunden sein mag.

Die Gefahren, denen die frühreife und oft schon vor der Zeit selbständige Jugend ausgesetzt ist, haben — wenigstens in vielen Städten — die Notwendigkeit ergeben, der Jugend in den sogenannten Jugend- Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen kirchlicherseits Handreichung zu thun. — Hier soll unserer l. Jugend, soweit ich die Idee dieser Vereine verstanden habe:

1. Vertiefung in das Wort der Wahrheit, Stärkung ihres evangelischen Bewußtseins, Anleitung zum thätigen, lebendigen Christentum und

2. eine gesunde, vom christlichen Geist durchwehte Geselligkeit und Unterhaltung — geboten werden.

Inwiefern nun diese, genannten Vereinen zu Grunde liegende Tendenz in den einzelnen Vereinen unserer Kirche verwirklicht worden ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Soweit ich jedoch selbst Gelgenheit gehabt habe, in Jugendvereinen mit der Jugend zu verkehren und das Leben dieser Vereine kennen zu lernen, habe ich gute Eindrücke empfangen. —

Unsere Jugendvereine werden nun in corpore von den Befürwortern der Endeavorvereine als ein verfehltes Heilmittel an den Pranger gestellt. Folgende Anklagen werden gegen sie erhoben:

1. Man legt in ihnen zu wenig Gewicht auf das religiöse Element, auf die religiöse Ausbildung.

2. Aber auch da, wo das geschieht, wird der Zweck entweder gar nicht oder nur unvollkommen erreicht.— Die Ursache davon liegt darin, daß das religiöse Element nicht durch die Glieder, sondern nur durch den Pastor zum Ausdruck kommt. — Wozu darum ein Jugendverein, wenn durch denselben selbständiges, religiöses Denken und Handeln nicht unterstützt und nicht erzogen werden soll?

Auf diese Anklagen habe ich folgendes zu antworten:

ad 1. Wenn in einem Jugendverein das religiöse Element zu sehr vom geselligen verdrängt worden ist, so könnte ja der betreffende Verein in diesem Stück vom Endeavorverein das Gute annehmen und von ihm lernen. Auch würde gewiß kein Jugendverein — sofern ihm die kräftigere Betonung des religiösen Elementes durch den Pastor in aller Liebe, Weisheit und Güte ans Herz gelegt und durch ihn gepflegt würde — etwas dagegen einzuwenden haben, im Gegenteil! —

Aber, aber — auch wenn wir das Gute, das uns die Endeavor-Vereine etwa bieten, anerkennen und damit in einem Jugendvereine der Deutschen Evang. Synode v. N. A. unserer Schwachheit aufzuhelfen bereit sind, so ist das leider — leider — keine That, die bei den Befürwortern der Endeavor-Vereine Anerkennung findet. Im Gegenteil: Seite 140 „Unsere Jugend" heißt es: „Jugendvereine, die sich halbwegs an die Grundsätze und Methoden der Endeavor-Vereine anlehnen, dagegen ihren Namen, wer weiß aus welchen Gründen, vermeiden, sind ebenso nötig, als das — fünfte Rad am Wagen. (Vergl. Seite 32 Young People's Union [Bapt.]:—Wasser abgraben.)—Das ist allerdings starker Tabak und erinnert wohl lebhaft an die römische Unduldsamkeit, und nicht an das in der Einleitung des Buches so schön gebrauchte "helpfulness" und an die beiden Bibelworte: „Prüfet und das Beste behaltet" und „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat."

Wenn übrigens das unterhaltende Moment in unseren Jugendvereinen (Gesang, Musik, Unterhaltungsabende) Seite 20 als ganz verfehltes Heilmittel dargestellt und Seite 58 ein Baseballspiel geradezu

verpönt wird, — so berührt es den Leser doch gar sonderlich, Seite 114 das für unsere Jugendvereine als verfehlt bezeichnete Mittel für die Endeavor-Vereine empfohlen zu sehen. — Da sagt Dr. Clark: „Die Vereine werden ohne Zweifel wohl thun, wenn sie auf das Bedürfnis nach geziemender Unterhaltung gebührende Rücksicht nehmen!"

Verfasser verfehlt denn auch nicht, eine Anzahl Spiele vorzuschlagen, z. B. Vorstellung, Empfang, ein Abend im Speisezimmer, Konversationsabend, Popkornabend, das vis-a-vis, Verwandlungen, die Post, Wessen Auge, ein Telegramm absenden 2c. pp.

So, wenn das, was für die Endeavor-Vereine recht, nun auch für unsere Jugendvereine billig sein sollte, so wollen wir ob dieser unbrüderlichen Inkonsequenz doch nicht zürnen, sondern uns vielmehr darüber freuen, daß Musik und vom christlichen Geist getragene Geselligkeit, nach Theorie und Praxis der Endeavor-Vereine zum wenigsten doch als „Adiaphora" angesehen werden dürfen.

Ad 2) Auch da, wo in Jugendvereinen das religiöse Element gepflegt und die religiöse Ausbildung der Jugend angestrebt wird — wird der Zweck gar nicht oder doch nur unvollkommen erreicht. Und die Ursache? Weil der Pastor das religiöse Element zum Ausdruck bringt und somit selbständiges Denken und Handeln nicht stattfinden kann.

Wenn alles Bestehende in unserer Kirche grau in grau gemalt wird, so möchte ich zur Klarlegung des betr. Punktes einmal in derselben Farbe ein Beispiel wählen:

Im Endeavor-Verein steht ein Jüngling vor einer Anzahl von Jünglingen und Jungfrauen, derselbe ist nicht getauft, nicht christlich unterrichtet, nicht konfirmiert, er ist aber Glied des Endeavor-Vereins geworden und soll nun heute Gottes Wort auslegen und öffentlich beten.

In einem evangelischen Jugendverein steht vor einer Anzahl von Jünglingen ein evangelischer Pastor. Die Mehrzahl dieser Jünglinge sind von ihm durch Jahre unterrichtet, er kennt ihre Anlagen, er kennt ihre Bedürfnisse, er hat sie lieb. Das Wort Gottes ist in seinem Herzen, in seinem Munde, in seiner Hand. Er legt ihnen dieses Wort der Wahrheit aus, er katechesiert, er hört die Meinungen der einzelnen, hier bestätigt er Gesagtes, dort berichtigt er's, da widerlegt er's; endlich betet er mit diesen Jünglingen, in Gemeinschaft bekennen sie etwa den Glauben, in Gemeinschaft beten sie das „Vaterunser", der Segen des Herrn macht den Schluß; — wo, frage ich, wird der größte Segen zu finden sein?

Ich denke, wir sind noch nicht so weit mit unsrer aufgeklärten Zeit fortgeschritten, daß wir meinen, die unmündige, der Lehre und Unterweisung noch so sehr bedürftige Jugend sei zum Lehren und auch zum öffentlichen Beten besser befähigt, als das reife, von Gott zu diesem Amte berufene Mannesalter.

Auch hat's bei einem rechten Lehrer und Pastor keine Gefahr, daß

der Jugend das selbständige Denken und Handeln verkürzt und verkümmert werden soll.

Ist die innere und äußere Selbständigkeit — unter der Zucht des h. Geistes — doch von Alters her das Ziel aller evangelischen Erziehung gewesen. —

Zum Schluß der obigen Ausführungen sei mir's noch erlaubt, ein Wort über die Pflege des öffentlichen Gebetes in den Endeavor-Vereinen zu sagen:

Die Forderung des Gebets, welcher ev. Christ stellt sie nicht!;

Die Pflege des Gebets, welcher ev. Christ übt sie nicht?!

Wir aber sind fest überzeugt: Ein rechter, echter Glaubensmann, nur der, wer beten kann.

Die Mutter faltet den Kleinen die Hände zum Gebet; das christliche Haus pflegt es, die Schule nährt es, der Konfirmanden-Unterricht festigt es, die Kämpfe und Nöten des Lebens führen in die Tiefen — die Gnadenerweisungen und Segnungen Gottes in die Höhen des Gebetes; und doch:

Welche Gefahren birgt auch hier die Macht der Gewohnheit und last but not least das öffentliche Gebet?

Verehrte Brüder im Amt! Ihr, die ihr an Erfahrung reicher und an Alter und Weisheit höher hinangekommen seid, ihr werdet's uns, den jüngeren, bestätigen:

Das gläubige Gebet, so es ernstlich, ist eine Macht — aber auch kein Beter größeren Gefahren ausgesetzt als der öffentliche Beter. —

Die Anweisung der Bergpredigt, die drei Wörtlein aus dem Leben des Herrn: „er selbst allein," sie sind es wert, in Glauben angeschaut, im Gebetsleben geübt zu werden.

Die Fingerzeige des Wortes Gottes sind aber auch wert, für die christliche Erziehang der Jugend wohl beachtet zu werden.

Das stille Gebet des Herzens — feines Gold;

Das öffentliche Gebet, die öffentliche Gebetsübung (zumeist die ohne Amt und Beruf) sehr oft Flitter-Schaumgold, ach — und noch viel Schlimmeres als das.

Soll ich schließlich noch auf die im Thema gestellte Frage eine kurze und bündige Antwort geben, so ist es die:

Es kann nimmer Aufgabe der evangelischen Kirche sein, neue Mittel zur Rettung der Seelen und auch der Jugend für das nach Neuem lüsterne Geschlecht unserer Tage aufzusuchen und mit etwa gefundenen und angepriesenen Universalmitteln zu laborieren und Versuche anzustellen, — sondern den Wert der überkommenen immer tiefer zu erfassen und würdigen zu lernen, das ist ihre Aufgabe.

Thesen.

1. Wir betonen mit allem Nachdrucke die alte Wahrheit, daß von der christlichen Auferziehung und Unterweisung der Jugend der Fortgang des Reiches Gottes bedingt wird.

2. Deshalb dürfen wir auch in der Endeavor-Bewegung einen neuen, wohlgemeinten Versuch, christliches Leben unter der Jugend zu fördern, erblicken.

3. Wenn man jedoch bestrebt ist, diese Bewegung als einziges Rettungsmittel für unsere Jugend und für alle Schwächen und Gebrechen der Kirche hinzustellen, so können wir uns einer nüchternen Kritik derselben nicht entschlagen.

4. Zusammengesetzt aus allen möglichen kirchlichen Gemeinschaften, sehen wir in dieser, durch die Endeavor-Vereine angestrebten Union für unsere Jugend kein besonderes Heil.

5. Wir können uns — bei aller Anerkennung der guten Absicht — nicht für einen Verein begeistern, der uns lieb gewordene, durch Jahrhunderte in unserer Mitte im Segen stehende kirchliche Institutionen (evangelische Schule, Konfirmandenunterricht, Konfirmation) mit Geringschätzung behandelt, ja sogar die vom Herrn befohlenen Gnadenmittel (Taufe, Abendmahl) nicht in Anschlag bringt.

6. Die vom Endeavor-Verein seitens der Jugend geforderte öffentliche Gebetsübung nud Schrifterklärung streitet — nach unserm christlichen Verständnis — mit der evangelischen Einfalt und Nüchternheit.

7. Infolgedessen können wir uns nicht davon überzeugen, daß dieser Verein in seiner Art und Weise für unsere deutschen evangelischen Kirchenverhältnisse passend ist oder gar zur Fortsetzung unserer Existenz notwendig wäre.

8. Obwohl wir uns unsere Schwachheit und mannigfachen Versäumnisse nicht verhehlen wollen, so glauben wir doch, mit den uns gegebenen und als segensreich befundenen Mitteln das Reich Gottes in rechter Weise bauen zu können.

Darum sagen wir zu unserer Ermunterung und Stärkung:

9. Auf die christliche Hauserziehung muß noch mehr als bisher gesehen, mit allen Kräften, mit allem Ernst und aller Liebe hingearbeitet werden.

10. In der Errichtung, der Pflege und dem Ausbau guter evangelischer Gemeindeschulen sehen wir ein weiteres altbewährtes Mittel, Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen.

11. Gediegener mehrjähriger Konfirmanden-Unterricht legt den besten Glaubens- und Lebensgrund für unsere Jugend.

12. In den schon bestehenden und wo irgend möglich noch zu gründenden Jugend-, Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen unserer Synode ist Raum genug, die christliche Seite derselben auszubilden.

13. Nichts Neues und Unbewährtes aufzusuchen und zu probieren, sondern das Alte, Bewährte, echt Evangelische mit Fleiß zu pflegen und mit Treue fruchtbar zu machen, das ist die Aufgabe unserer teuren evangelischen Kirche.

Kirchliche Rundschau.

Die 105. Generalversammlung der Presbyterianer fand am 18. Mai zu Washington, D. C., statt. Der „Presbyterianer“ und ihm folgend der „Deutsche Evangelist“ gaben etwa folgende Zusammenstellung der Angelegenheiten und Beschlüsse jener Versammlung:

„Nach der Predigt des letztjährigen Vorsitzers, Dr. Young, wurde die Versammlung völlig organisiert und Dr. Craig von Chicago einstimmig zum Vorsitzer gewählt.

Das erste Geschäft der Versammlung war ein Protest gegen die Offenhaltung der Weltausstellung an Sonntagen, was mit Fug und Recht als Fingerzeig betrachtet werden kann, daß unsere Kirche für strenge Heiligung des Sabbathtages eintritt.

Das Komitee für christliche Einigkeit legte einen Plan vor für Einigung aller protestantischen Kirchen dieses Landes, welche eine presbyteriale Kirchenregierung haben.

Der Bericht über die theologischen Seminarien zeigt, daß unsere Kirche 14 solche Anstalten besitzt. Das Gesamteigentum dieser Anstalten beläuft sich auf acht bis neun Millionen Dollars.

Unsere Kirche hat bekanntlich acht Behörden für wohlthätige Zwecke. Wir geben hier eine kurze Übersicht über den Zustand derselben, wie sie berichtet wurden: Die Behörde zur Unterstützung dienstunfähiger Prediger, deren Witwen und Waisen hat im verflossenen Kirchenjahr (vom 1. April 1892 bis zum 1. April 1893) $152,492 verausgabt. — Für die freigelassenen Neger wurden $198,002 verausgabt, von welcher Summe die Neger selbst $51,000 aufbrachten. — Für die einheimische Mission gingen $967,454.88 ein. Ausgaben $1,032,237.38. Defizit $62,607.74. Zahl der Missionare 1723. — Die Behörde zur Unterstützung höherer Lehranstalten erhielt $75,134 und unterstützte 56 Anstalten. — Die Behörde für die Heidenmission nahm $1,014,504.37 ein, und hatte am ersten April einen Kassenbestand von $1,858.72. Die Zahl der Missionare in den verschiedenen Feldern beläuft sich auf 623 aus unserm Lande und 1,647 Eingeborne, von welchen 187 ordinierte Prediger sind. Im verflossenen Jahre wurden 56 neue Missionare ausgesandt. — Die Kirchbaubehörde hat in den 50 Jahren ihres Bestehens 5,264 Gemeinden beim Kirchbau unterstützt und über drei Millionen Dollars für diesen Zweck verausgabt. Im letzten Jahre nahm sie im ganzen $118,029.17 ein. — Die Behörde zur Veröffentlichung religiöser Schriften und für das Sonntagsschulwesen berichtet eine Einnahme von $164,890.52. Sie hatte während des Jahres über 300,000 Familien mit Teilen oder mit dem ganzen Worte Gottes versorgt.

Noch eine ganze Menge anderer Berichte wurden eingereicht und Geschäfte erledigt; die Hauptaufmerksamkeit wurde aber der Sache des Dr. Briggs vom Union Seminar zu New York gewidmet. Die Verhandlungen über diesen Fall mußten oft unterbrochen werden und waren sehr ermüdend; das Interesse für denselben schien aber weder unter den Delegaten noch dem Publikum nachzulassen, bis der Fall endlich nach mehreren Tagen durch Abstimmung entschieden wurde.

Endlich erfolgte die Schlußabstimmung um etwa 10 Uhr 15 Minuten abends. Es wurden 499 Stimmen abgegeben. Von diesen fielen 383 gegen Dr. Briggs und 116 für ihn. Somit wurde er durch eine große Mehrheit schuldig gesprochen. Es wurde dann ein Komitee von 15 Mitgliedern ernannt,

welches der Versammlung Vorschläge betreffs der Strafe, welche über Briggs verhängt werden sollte, unterbreitete. Dieses Komitee empfahl der Versammlung, Dr. Briggs zu suspendieren. Dies geschah. Und weil das Union Seminar der letztjährigen Generalversammlung zum Trotz den Dr. Briggs als Professor beibehielt, so wurde beschlossen, alle Verbindung mit demselben abzubrechen, ebenso mit dem Lane Seminar, welches Prof. Smith nicht entlassen wollte, obschon derselbe vom Cincinnati Presbyterium suspendiert worden war."

Der Prozeß von Dr. Briggs, über den der vorliegende Bericht nur in seinen thatsächlichen Resultaten Auskunft gibt, ist Gegenstand einer sehr regen Diskussion in der kirchlichen und der sonstigen Tageslitteratur gewesen (Vgl. Th. Ztschr. 1891, Seite 252, 283, 348, 376 und 1892 Seite 250). Die Verurteilung des Dr. Briggs findet nun auch gegenwärtig wieder eine sehr verschiedene Beurteilung. Zunächst ist es die Form des Prozesses, die besprochen wird. Derselbe wurde ganz analog einem Kriminalprozeß auf weltlichem Gebiete geführt, aber als das Verdikt der ersten Instanz ein freisprechendes war, wurde von den Vertretern der Anklage an die Generalversammlung appelliert. Diese Form des Vorgehens wird auch von solchen kirchlichen Blättern, die im übrigen nicht für Ansichten von Dr. Briggs eintreten, als ungerechtfertigt bezeichnet. So sagt der C. Chr. Adv.: „Während der „Advocate" keine Gemeinschaft mit Dr. Briggs hat, so können wir dennoch keine gesetzlichen Gründe für das Vorgehen der Generalversammlung erkennen. Das Anklagekomitee in der untern Instanz repräsentierte die Kirche, und nachdem das Presbyterium den Angeklagten als unschuldig erfunden hatte, konnte die Kirche nicht gegen ihre eigene Entscheidung appellieren. Da Dr. Briggs einmal prozessiert und freigesprochen war, so konnte er nicht zum zweiten Male für dasselbe Vergehen in Anklagezustand versetzt werden." Noch stärker spricht sich in dieser Hinsicht der „Independent" aus. Er meint: So widerwärtig es auch der allgemeinen Ansicht von Gerechtigkeit sei, daß Dr. Briggs nun verurteilt wurde auf Anklagen hin, von welchen ihn die untere Instanz freigesprochen habe, so müsse man zugeben, daß das ganz richtiges presbyterianisches Gesetz sei. Schärfer kann man sich schwerlich aussprechen. Wenn jemand nach einem Gesetz verurteilt werden kann, das der allgemeinen Anschauung von Gerechtigkeit widerspricht, so entschuldigt die Legalität des Verfahrens wohl die Richter, dagegen fällt eine um so größere Verantwortung auf die Gemeinschaft, in der solche Gesetze bestehen und die Gesetzgeber, welche sie aufstellen, weil dadurch die Ungerechtigkeit zur stehenden Einrichtung wird.

Andere kirchliche Blätter besprechen — wiederum ohne auf die in Rede stehenden Fragen selbst einzugehen — die Rätlichkeit des Vorgehens der Generalversammlung. So wird z. B. von methodistischer Seite geäußert, daß, nachdem der Streit einmal angefangen war, die Verurteilung von Briggs und Smith unvermeidlich wurde, daß es aber sicher besser gewesen wäre, noch eine zeitlang zuzusehen, um die Resultate dieser ganzen Entwicklung abzuwarten.

Ähnlich äußert sich ein anderes methodistisches Blatt. Es sagt: „Die Verfolgung von Dr. Briggs wurde in ebenso fähiger wie entschlossener Weise geleitet. Der Eifer seiner Feinde wäre einer bessern Sache würdig gewesen. Ob sie wirklich die Überzeugung der großen presbyterianischen Denomination vertraten, wird die Zeit lehren. Fernerstehende bekommen den Eindruck, als ob der Konflikt zwischen dem reaktionären und progressiven Element unvermeidlich wäre."

Was diesen Konflikt betrifft, so wird er von den entschlossensten der Gegner von Briggs geradezu gewünscht und gefordert. Der „Christian Instruktor" sagt: „Wie nun mit den zahlreichen Nachfolgern von Briggs, deren viele nicht bloß glauben, wie er, sondern thätig sind, seine Ansichten zu lehren und auszubreiten? Wenn es Pflicht gegen Gott, seine Wahrheit und seine Kirche war, ihn (Briggs) zum Schweigen zu bringen, so verlangt dieselbe Loyalität, daß sie ebenfalls still gemacht werden sollten. Auf Grund davon ist von den Freunden der Presbyterianerkirche die Hoffnung ausgesprochen worden, daß er und seine Freunde sich in aller Stille von der Kirche trennen würden. Es kann keine Gewißheit von Frieden oder Ruhe geben, bis das zertrennende Element ausgeschieden ist, entweder durch Unterwerfung unter die Autorität der Kirche, oder durch Lostrennung von derselben."

Gerade diese Hoffnung aber scheint sich nicht erfüllen zu wollen. Die Anhänger von Dr. Briggs haben sich entschlossen, nicht aus der Presbyterianerkirche auszutreten. Wenn die Zusammensetzung der Presbyterianerkirche, der ihrer Generalversammlung entspricht, so müßte man, um alle Opponenten los zu werden, beinahe ein Drittel der Kirche auf demselben Wege — wenn vielleicht auch etwas rascher — hinausprozessieren. Damit würde man erstens nicht so bald fertig werden und zweitens käme das Resultat beinahe einer Zerstörung der betr. Denomination gleich. Das wissen die Leute, die für Dr. Briggs sind, sehr wohl. Der „Central Christian Advocate," der unter den methodistischen Blättern, die vielfach auf Seite von Briggs stehen, am entschiedensten auftritt, sagt u. a.: „Wir glauben, daß Dr. Briggs mit seinen Theorien in mancher Beziehung von der rechten Spur ab ist, in anderer Hinsicht steht er da, wo die großen Gelehrten unserer eigenen Kirche stehen . . . . Wir freuen uns, daß eine starke Minorität in der Presbyterianerkirche verbleibt, welche der großen Bedeutung dieses Verhaltens sich bewußt sind; wir rechnen darauf, daß die Glieder dieser Minorität nicht austreten, sondern in dieser großen Organisation verbleiben, um für christliche Freiheit und für das Recht christlicher Gelehrsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Männlichkeit zu streiten."

Ebenso tritt das Organ der freien Baptisten (Morning Star) für Dr. Briggs mit folgenden Sätzen ein: „Prof. Briggs legt die Westminsterkonfession nicht so aus, daß sie in allen Teilen gerade den Sinn hat, den ihr ihre Verfasser gaben. Aber die presbyterianische „Assembly" legt sie auch nicht so aus. Prof. Briggs ist nicht deswegen verurteilt, weil er die Westminsterkonfession nicht in ihrem ursprünglichen Sinne annähme, sondern deswegen, weil er die gegenwärtige Auslegung derselben durch die gegenwärtige Generalversammlung nicht annimmt." Das Verfahren der Versammlung wird von demselben Blatt als das Füllen von neuem Wein in alte Schläuche und das Flicken eines alten Kleides mit einem neuen Lappen bezeichnet.

Unter den presbyterianischen Blättern treten nur zwei voll für Dr. Briggs ein; am schärfsten der „Evangelist" von New York. Er hält die gegenwärtige Majorität nur für eine temporäre und erklärt, daß die Generalversammlung kein neues Dogma definieren könne, weder durch Aussprüche noch durch die schließliche Entscheidung in einem Ketzerprozeß. Die Minorität wird aufgefordert, ja nicht auszutreten, sondern sich um Prof. H. P. Smith zu scharen, um auf der Konvention von Saratoga die Freiheit zu erkämpfen.

Die Erwartung, daß die Sache mit der Verurteilung von Briggs und Smith abgethan sein werde, scheint sich demnach nicht erfüllen zu wollen;

wie denn überhaupt ein solches Verfahren zur Beseitigung von Ketzereien viel von seiner früheren Wirksamkeit eingebüßt hat, ja sehr oft das Resultat hat, daß der Angriffene und vielleicht auch Verurteilte an Einfluß und Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Ansichten gewinnt.

Die diesjährige Versammlung der reformierten Generalsynode, welche in Reading, Pa., am 1. Juni begann, war mit der Feier ihres hundertjährigen Jubiläums verbunden. Vor hundert Jahren war dieselbe von einer kleinen Anzahl Prediger und Ältesten in Lancaster, Pa., gegründet worden. Eine der bedeutendsten Arbeiten in diesem Jahre war die Beratung und Annahme einer neuen Konstitution, die 193 Artikel umfaßte. Endgültig ist diese Annahme noch nicht, da die Konstitution erst noch den 55 Klassen [Distrikten] vorgelegt werden muß.

Über die Jubelfeier der Synode berichtet die Ref. Kztg. folgendes:

„Den Anfang machte der ehrwürdige, im Dienste der Kirche grau gewordene Dr. Schaff von New York. „Die Schweiz, als Mutter der reformierten Kirche," war sein Thema. Er sprach vielleicht eine Viertelstunde lang mit klarer und deutlicher Stimme. Ihm folgte Dr. Rütenik über „die reformierte Kirche des Rheinlandes in ihrem Verhältnis zur reformierten Kirche dieses Landes." Dr. Drury, der fähige Redakteur des „Christian Intelligencer," von der holländisch-reformierten Kirche, sprach über die reformierte Kirche Hollands als die Pflegmutter der reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten. Dr. J. H. Dubs sprach über unsere Pionier-Väter und beschrieb das Wirken der ersten Ansiedler dieses Landes. Über die Anfänge der reformierten Kirche im Westen sollte Dr. Williard reden, wegen Krankheit konnte er nicht gegenwärtig sein, so redete an seiner Stelle Dr. B. Gerhard, auch letzterer kennt den Westen aus eigener Anschauung, vor 50 Jahren begann er seine Arbeit in Ohio. Advokat Bär hielt die letzte Rede über die reformierte Kirche als die Mutter der bürgerlichen und religiösen Freiheit.

Um halb acht brach die Versammlung auf und begab sich in die der Kirche gegenüber liegende Musik-Akademie. Hier wurde eine Volksversammlung gehalten; an die 2500 bis 3000 Personen waren gegenwärtig. Dr. Peters führte den Vorsitz. Die Versammlung sang das "Gloria in Excelsis," Dr. Callender sprach das Gebet und Reden wurden gehalten von Pastor Memminger und den Drs. Elmendorf und J. Spangler Kieffer. Zwischen den Reden wurden mehrere Lieder gesungen. Der Schluß von Dr. Kieffers Rede übte eine gewaltige Wirkung aus. Mit derselben endete einer der denkwürdigsten Festtage in der ref. Kirche."

Nicht ohne Interesse sind die statistischen Angaben, von denen wir hier folgendes mitteilen. Statistik für das Jahr 1892: Synoden 8, Klassen 55, Prediger 885, Gemeinden 1583, Glieder 212,830, unkonfirmierte 121,057, Taufen Erwachsener 1564, Kinder 14,526, konfirmiert 10,758, durch Scheine aufgenommen 7431, Abendmahlsgäste 169,314, entlassen 3292, ausgestrichen 3975, ausgeschlossen 26, gestorben 4130, Sonntagschulen 1563, Schüler 149,022, Predigtamtsstudenten 285, Beiträge für Wohlthätigkeit $236,321, für Gemeindezwecke $1,060,229.

Die Statistik der letzten drei Jahre ist wie folgt: Taufen — Kinder 42,658, Erwachsene 4753, konfirmiert 32,392, aufgenommen durch Scheine 21,045, entlassen 9872, ausgestrichen 10,753, ausgeschlossen 122, gestorben 10,753, wohlthätige Beiträge $649,892, für Gemeindezwecke $3,022,174.

Diese Zahlen zeigen im Vergleich mit dem amtlichen Bericht der letzten Synode eine Zunahme von 50 Predigern, 29 Gemeinden, 12,332 Gliedern,

14,196 Kommunikanten, 50 Sonntagsschulen, 10,407 Schülern, $170,267 an wohlthätigen Beiträgen, und $441,229 an Beiträgen für Gemeindezwecke.

Die Lutherische Generalsynode ist am 24. Mai in Canton, Ohio, zusammengetreten. Als ein bemerkenswerter Umstand wird berichtet, daß die bei dem Eröffnungsgottesdienst amtierenden englischen Geistlichen sämtlich im Chorrock auftraten. Die Zahl der Delegaten der Generalsynode beträgt über 200. Hauptgegenstände der Beratung waren äußere und innere Mission und der Bericht des Komitees über Gesangbuch und Liturgie.

Die Arbeitsgebiete der äußern Mission sind in Indien und in Afrika. Die Mission in Indien hat gegenwärtig 13 Missionare und 492 eingeborene Helfer, 328 Gemeinden mit 14,311 Gliedern. Diese selbst haben $3246.72 beigetragen. Unter ihnen bestehen 193 Sonntagsschulen mit 7701 Schülern. Das Erziehungs- und Hospitalwerk der indischen Mission hat ganz bedeutenden Fortschritt gemacht. Tausende von jetzt gut unterrichteten Heiden erwarten die heilige Taufe.

Die Mission in Afrika hat gegenwärtig 3 Missionare und 2 eingeborene Pastoren und 180 Glieder. Zwei Sonntagsschulen haben 310 Schüler. Das Erziehungswerk schreitet günstig fort. Über 3000 Neger befinden sich im Umkreise der Mission und werden von ihr beeinflußt durch Predigt des Evangeliums unter ihnen und durch Unterricht der Kinder. Um aus der Mission selbst etwas für die Kosten derselben zu gewinnen, wurde eine Kaffeeplantage eingerichtet, auf welcher jetzt 50,000 Kaffeebäume wachsen, die in den letzten 2 Jahren 30,000 Pfund Kaffee trugen, welche für $4,329.47 verkauft wurden. Das Missions-Eigentum in Afrika (Liberia, Freistaat an der Westküste) hat jetzt einen ungefähren Wert von $60,445. Alle Gebäude befinden sich dort in einem guten Zustande und ist soeben ein Schlafhaus für die Mädchen der Mission eingerichtet worden.

Die Gesamt-Einnahmen der äußern Mission betrugen in den letzten 2 Jahren $113,851.77, d. h. $16,300 mehr als in den vorhergehenden 2 Jahren. Die Sonntagsschulen trugen dazu bei $12,229.61, d. h. $6,154.30 mehr als in den vorhergehenden 2 Jahren. Von 14 Personen wurden Legate empfangen und 131 neue Freunde gewonnen, welche Studenten, Helfer u. s. w. unterstützten. Die Studenten des Missions-Seminars gaben zur Unterhaltung $387.35 und die young people's societies mit Unterstützung durch einige wenige andere Personen $2,156.41.

Über die Inner- oder „Home-Mission" wird u. a. folgendes berichtet: Die Einnahmen betrugen $77,800.34, in Händen des Schatzmeisters sind zusammen mit dem Bestand von vor zwei Jahren $84,279.55 gewesen. Eingenommen sind $1,944.07 mehr worden als im vorhergehenden Biennium. Es gibt jetzt 155 Missions-Gemeinden in der General-Synode, 20 mehr als vor 2 Jahren, an ihnen arbeiten 180 Missionare, 29 mehr als 1891. Die 155 Missions-Gemeinden haben 13,216 Glieder. Der Bericht gibt zur Vergleichung noch die entsprechenden Zahlen vor 18 Jahren. Innerhalb dieses Zeitraums haben sich dieselben ungefähr verdoppelt; 1885 betrug die Einnahme $35,746, heute $70,434. 1885 betrug die Zahl der Missionare 87, heute 155. 1885 betrug die Zahl der Prediger an Missionsstellen 97, heute 180. 1885 war die Gliederzahl in Missions-Gemeinden 6,458, heute 13,216.

Die Beratung des Berichtes des Komitees über Gesangbuch und Liturgie nahm viel Zeit in Anspruch, scheint aber ohne entsprechendes Resultat verlaufen zu sein, wenigstens wird nichts von einem solchen berichtet.

Die politischen Ereignisse haben in Deutschland auch ihre Wirkung auf das kirchliche Leben ausgeübt. Der Apostolikumsstreit ist nicht etwa bloß unter dem augenblicklichen Druck der politischen Erregung zurückgetreten; er wird auch absichtlich von dem Gebiet des kirchlichen Lebens auf das der theologischen Lehrthätigkeit verwiesen. Damit ist ihm — für den Augenblick wenigstens — jede praktische Bedeutung genommen. Gegenüber dem warnenden Beispiel des aus dem Leim gegangenen Centrums weist die D. E. Kirchenzeitung auf die Notwendigkeit des einigen Zusammenwirkens hin, indem sie u. a. sagt: „Wir hoffen, daß die evangelische Kirche den verhängnisvollen Weg, der auch ihr sich öffnet, nicht gehen wird. Sie hat in den letzten Jahren auf manchen Gebieten eine gewisse Einigkeit des Zusammenwirkens gefunden, die ihr fast noch mehr fehlte, als dem deutschen Vaterland. Evangelischer Bund, evangelisch-sozialer Kongreß, Pfarrvereine, das sind die Arbeitsstätten, auf denen die verschiedenen Richtungen sich zusammenfanden, um den Lehrstreit zurücktreten zu lassen und die Lebenseinheit zu betonen. Ein unbesonnener Angriff auf das Bekenntnis hat den kaum geschlossenen Waffenstillstand gestört und den Frieden dauernd gefährdet. Von rechts und links erheben sich bereits laute Stimmen, man könne und solle nicht bei einander bleiben. Alle diese Unkenrufe werden verstummen müssen, wenn die Glieder des Kongresses die große gemeinsame Sache fest im Auge behalten. Gerade weil der um das Apostolikum entbrannte Streit so ernst und tief ist, daß er die Grundlage der Kirche anrührt, wird er zur Probe, ob Männer, welche ihr Volk und Vaterland lieb haben, trotz des kirchlichen Kampfes, auf dem sozialen Boden zusammengehen können und zusammenbleiben wollen. Von unserer Seite ertönt auf die Frage, ob dies möglich sein wird, ein entschiedens: Ja. Die deutschen Protestanten müssen diese Möglichkeit festhalten. Und sie werden es vermögen, wenn sie sich klar machen, daß vieles sie verbindet, obwohl Großes sie trennt. Wir wollen unserem Volke den Beweis liefern, daß die rabies theologorum, von welcher Melanchthon erlöst zu sein wünschte, nicht mehr der Geist des Protestantismus ist. Wir werden das Panier des Bekenntnisses hochhalten und den Kampf um dasselbe mit aller Energie führen; aber wir werden nicht vergessen, daß unsere theologischen Gegner unsere kirchlichen Brüder sind, mit denen wir Frieden haben, so viel an uns ist, und mit denen wir die Arbeit an unserem geliebten Volke teilen, so viel wir können."

In Frankreich geht man gegen die römische Kirche schärfer vor als man es irgend einmal in Deutschland gewollt hätte. Durch das Gesetz vom 26. Juli sind die ökonomischen Angelegenheiten der Kirchengemeinden in Frankreich der Finanzverwaltung unterstellt worden. Am 27. März hat der damalige Kultus- (jetzt Premier-) Minister Dupuy die Ausführung dieses Gesetzes geregelt, wonach die Kirchenrechnungen den Finanzinspektoren unterstellt werden. Alle Wertpapiere und Gelder der Pfarrkirchen müssen den öffentlichen Einnehmern abgeliefert, die Opferstöcke dürfen nur unter ihrer persönlichen Mitwirkung geleert werden. Selbst die für wohlthätige Zwecke gesammelten Gelder unterliegen diesem Schicksal; die flüssigen Geldmittel der Kirchen werden bei offener Rechnung dem Staatsschatz zugeführt. Kurz, alles für kirchliche und wohlthätige Zwecke gesammelte Geld fließt in die Staatskasse, aus der es nur unter Zustimmung der Behörden erhoben und seinem Zweck zugeführt werden kann. Mit einem Schlage sind dadurch alle kirchlichen und wohlthätigen Anstalten, die Pfarrkirchen selbst, dem Staat und seinen Beamten in die Hand gegeben und deshalb in ihrem Dasein bedroht. Ein Priester der Diöcese Be-

sançon schreibt daher in der „Gazette de France“: „Was ist aus uns geworden? Wir sind wirklich zur Sklaverei reif; die Katholiken Frankreichs haben kein Blut mehr in den Adern. Wird man sich demütig diesem Gesetze beugen, von dem der Bischof von Angers sagte, es sei noch schlimmer als das Schulgesetz?„ Der „Soleil“ fügt hinzu: „Je freundlicher die Kirche für die Republik ist, desto härter wird sie von dieser behandelt. Auf jede Kundgebung der Bischöfe und der Katholiken zu Gunsten der Republik antwortet die Regierung mit einer neuen feindseligen Maßnahme.“ In der That ist trotz der franzosenfreundlichen Haltung des Vatikans noch keine Spur milderer Gesinnung gegen die kath. Kirche in Frankreich zu gewahren.

Von lutherischen Pastoren in Livland sind in „konfessionellen Angelegenheiten“ folgende neuerdings verurteilt worden: Pastor emer. Woldemar Mickwitz, vormals zu Marien-Magdalenen in Livland, und Pastor Franz Hollmann, jetziger Pastor zu Marien-Magdalenen, ein jeder zu viermonatlicher Amtssuspension. Beide Pastoren waren nicht vor Gericht erschienen und hatten auch keinen Verteidiger. Ferner Pastor Kerg zu Kergel auf Oesel zu einer Amtssuspension von sechs Monaten. — In Odessa sind drei Ehepaare, welche, obgleich orthodoxer Konfession, ihre Kinder dennoch in der röm.-kath. Kirche hatten taufen und erziehen lassen, zu drei Monaten Gefängnis und drei andere Ehepaare, welche darum gewußt und keine Anzeige davon gemacht, zu einem Monat Arrest verurteilt worden.

Übrigens hat man sich mit den seither bestehenden Gesetzen nicht mehr begnügt, sondern das russische Strafgesetzbuch ist in Bezug auf die Vergehen, welche Geistliche nicht-orthodoxer Konfession durch an Gliedern der orthodoxen Staatskirche vollzogene Amtshandlungen begehen, einer Revision unterzogen worden. Damit sind dieselben der Entscheidung der Konsistorien endgültig entzogen. Nunmehr wird wissentliche Zulassung Orthodoxer zu Beichte und heil. Abendmahl oder zur letzen Ölung für das erste Mal mit Amtsenthebung von einem halben bis zu einem ganzen Jahre, für den wiederholten Fall mit dem Verlust der Würde bestraft. Bei Zulassung durch Irrtum oder Unkenntnis wird eine strenge Rüge erteilt. Wer Orthodoxe tauft, konfirmiert oder traut, wird aus dem Amte entfernt und mit Verlust der geistlichen Würde bestraft. Damit will man sich aber noch nicht begnügen, sondern die Strafsachen gegen lutherische Pastoren den ordentlichen Gerichten nehmen und sie vor eigens dazu geschaffene Gerichtshöfe bringen. Mehr wird für's erste nicht wohl möglich sein. Es genügt auch, um Sicherheit zu geben, daß es binnen verhältnismäßig kurzer Zeit keine lutherischen Geistlichen und dann naturgemäß auch keine lutherischen Gemeinden in den russischen Ostseeprovinzen mehr geben wird.

Die angekündigten kirchenpolitischen Vorlagen sind dem ungarischen Abgeordnetenhause am 26. April vorgelegt worden. Der Minister des Inneren, v. Hieronymi, hat das Gesetz über die Civilmatrikeln, der Kultusminister, Graf Csaky, das Gesetz über die Reception der Juden eingebracht. Was das Gesetz über die Reception der Juden anlangt, so enthält dasselbe bloß drei Paragraphen. Im ersten wird jüdische Religion für gesetzlich recipiert erklärt, der zweite bestimmt, daß der Übertritt von der jüdischen zur christlichen Religion und umgekehrt nach dem Gesetz von 1868 ungehindert stattfinden kann. Der dritte enthält nur die Vollzugsklausel. Durch dieses Gesetz wird nunmehr die Gleichberechtigung der Konfessionen auch auf die jüdische Religionsgenossenschaft ausgedehnt, während die Juden im Jahre 1857 nur als

Individuen emanzipiert worden sind, und es wird die Bestimmung aufgehoben, daß Christen, die im Ausland zum Judentum übergetreten waren, in Ungarn auch weiterhin als Christen und deren Kinder als illegitim betrachtet wurden. Was das Gesetz über die staatlichen Matrikeln anlangt, so verfügt dasselbe im wesentlichen folgendes: Das ganze Land wird in 4457 Matrikelbezirke eingeteilt. Die Matrikelführer werden vom Obergespan, resp. vom Bürgermeister ernannt. Dieselben sind in erster Reihe staatliche oder kommunale Beamte, welche die Matrikelführung als Nebenamt betreiben und dafür etwa 150 Fl. jährlich vom Staate als Besoldung bekommen. Im ganzen würden diese Beamten dem Staat etwa 850,000 jährlich kosten. Jeder staatliche oder städtische Beamte muß eine Berufung zu einem solchen Posten annehmen. Als Qualifikation ist festgestellt, daß der Matrikelführer sechs Mittelschulklassen durchgemacht haben oder das Lehrerdiplom besitzen muß. Ein Seelsorger darf jedoch grundsätzlich nicht als Matrikelführer ernannt werden. Die Anmeldepflicht der Geburten liegt in erster Linie dem Vater ob, dann der Hebamme, dem Arzte und den sonstigen etwa anwesenden Personen, sowie schließlich der Mutter. Die Religion der aus Mischehen stammenden Kinder wird nach dem 1868er Gesetz eingetragen. Es werden besondere Geburts-, Ehe- und Sterberegister aufgeführt. Die Eintragung in die Eheregister geschieht bis zur Einführung der obligatorischen Civilehe mit Beibringung eines geistlichen Matrikelauszuges über die vollzogene Trauung. Weigert sich der Geistliche, einen solchen Auszug zu verabfolgen, so wird derselbe von den Civilbehörden eventuell mit Gewalt aus den Kirchenbüchern genommen. Die geistlichen Matrikel enthalten auch weiterhin für die Vergangenheit Beweiskraft; die Geistlichen sind gehalten, den Parteien Auszüge aus denselben zu geben. Der sich weigernde Geistliche kann zu Gefängnisstrafe bis zu einem Monat und zu Geldstrafe bis 600 Kronen verurteilt werden. Die Einführung der Civilstandsregister erfolgt im ganzen Lande succesive, muß jedoch bis Ende 1894 erfolgt sein. Die Annahme der Vorlagen im Repräsentantenhause dürfte gesichert sein. Den eigentlichen Kampf dagegen wird das Kabinett im Oberhause auszutragen haben, wo die Kirchenfürsten und ihr Anhang alle Mittel aufbieten werden, das kirchenpolitische Programm zu Fall zu bringen, sodaß es zur Stunde noch kaum entschieden werden kann, wer im Magnatenhause den Sieg davontragen wird.

Außerdem hat der Kultusminister am 17. Mai einen Gesetzentwurf über die freie Religionsübung eingebracht. Die Hauptbestimmungen des Entwurfs erinnern recht an die preußischen Maigesetze. Jede Religionsübung darf frei bekannt und geübt werden innerhalb der durch die Sittengesetze gezogenen Schranken. Zu einer religiösen Handlung darf niemand gezwungen werden. Die Beschränkungen in der Fähigkeit zu öffentlichen Ämtern durch die Religion werden abgeschafft. Kirchliche Strafen dürfen wegen Befolung bürgerlicher Gesetze nicht verhängt werden. Jede Konfession kann unter Einreichung ihrer Vorschriften die gesetzliche Anerkennung beantragen, so daß dieselbe mit anderen Religionen gleichberechtigt wird. Weiter sagt der Entwurf: Die Kirche darf keine körperliche, keine Geld- und Gefängnisstrafe verhängen, sie darf Grundbesitz nur zu Schulzwecken erwerben. Die Geistlichen müssen Ungarn sein und eine in Ungarn erlangte Befähigung haben. Der Minister kann die Entfernung der Geistlichen bei ausgesprochener Staatsfeindlichkeit verlangen. Sollte die Gemeinde nicht gehorchen, so wird sie aufgelöst. Mehrere Gemeinden müssen eine gemeinsame Verfassung haben. Das Oberhaupt darf kein Ausländer und keine ausländische Behörde sein, auch die

Kirche von keiner ausländischen Person oder ausländischen Behörde abhängen. Die Regierung beaufsichtigt die Innehaltung der Statuten. Wer konfessionslos wird, muß zuvor seinen Verpflichtungen bei seiner bisherigen Konfession nachgekommen sein. Konfessionslose dürfen sich zu gemeinsamer Religionsübung vereinigen.

Die Verfolgung der Stundisten dauert mit derselben Heftigkeit fort. Einer ihrer Prediger, Filip Orlink, seine Frau und fünf Kinder von 4—16 Jahren, haben vor kurzem das Etappengefängnis in Charkow verlassen und sind auf dem Wege nach ihrem Exil im Kaukasus. Makein Fedkewitch, seine Frau und vier Kinder, wovon das jüngste drei Monate alt ist, begleiten sie. Die beiden Familien sind mit dem Verluste aller bürgerlichen Rechte nach Transkaukasien verbannt worden. Sie wurden schuldig befunden, versucht zu haben, orthodoxe Bauern zum Stundismus zu bekehren.

Über die Art, wie man orthodoxerseits die Stundisten zu bekehren sucht, berichten englische Blätter folgendes: Im Skvira-Distrikt, Gouvernement Kiew, hat ein Distriktsvorsteher befohlen, jedes Mittel zur Bekehrung anzuwenden. Infolge dessen müssen die stundistischen Familienväter den Tag über Gemeindearbeit, während der Nacht Wächterdienste thun; aufgestellte Posten sehen darauf, daß die Unglücklichen nicht ihre Wohnung aufsuchen. Einzelnen, die zu protestieren wagten, drehte man die Ohren um. In einem Dorfe drangen ein Dorfältester, ein Polizeikommissar und eine Schar Bauern zur Nachtzeit in die Hütten der Stundisten, jagten die Kinder aus dem Bette und schändeten die Frauen. Und ein Land mit solchen Zuständen traut sich die Mission zu, den „faulen Westen" zu reformieren, ein Land, wo zwar weite Kreise der unteren Schichten der Kirche noch immer aufrichtig ergeben sind (in welcher Weise freilich sich ihr „Christentum" äußern kann, zeigt der erwähnte Vorfall), die höheren Schichten aber, mit Ausnahme der unmittelbaren Hofkreise, der Freigeisterei und Frivolität mehr oder weniger offen huldigen, und zwar in einer Weise, daß selbst Paris in Schatten gestellt wird! Der Pope wird von den oberen Zehntausend nicht weniger verachtet als von den unteren Klassen, und zwar, bezeichnend genug, schon wegen seiner Armut, die sich oft nur durch die ungemein häufigen, gut bezahlten „Teufelsaustreibungen" über Wasser hält. Welchen Einfluß soll eine so allgemein verachtete, intellektuell und moralisch tiefstehende Geistlichkeit auf das Volk ausüben! Dazu eine maßlose Überschätzung der wenigen bedeutenden litterarischen Größen, die ohne Umstände mit den deutschen Klassikern gleichgestellt werden, und denen, obschon sie mit dem Christentum halb oder ganz zerfallen sind, keine geringe Rolle für die Beglückung des Westens zugedacht ist.

Über den verhängnisvollen Einfluß des Judentums auf das geistige und religiöse Leben namentlich der deutschen Christenheit spricht sich Dr. E. Zittel, dem unseres Wissens noch niemand Antisemitismus vorgeworfen hat, in folgender Weise aus: „Alle Klagen über den schädlichen Einfluß der Juden auf das deutsche Volk finden ihren berechtigtsten Höhepunkt in der Behauptung, daß dieselben in einem ungebührlichen und verderblichen Maße unsere ganze Zeitungspresse, ja zum größeren Teil auch unsere Unterhaltungslitteratur beherrschen. Daran kann leider niemand zweifeln, und das ist in der That ein großes Übel. — Freilich auch das ist auf eine sehr natürliche Weise so geworden, und man kann es den Juden nicht übel nehmen, sondern man muß die Christen tadeln, daß sie es so weit kommen ließen. Man braucht nur das Alte Testament zu kennen, um einzusehen, daß das jüdische Volk wirklich ein

hochbegabter, überaus fähiger und emsiger Menschenstamm, und dem Germanen in vielen Stücken überlegen, in andern aber auch ohne Verständnis für die schönsten Gaben und Eigenschaften des Germanen ist. Dabei ist der Jude, soweit er noch um seine Existenz oder eine erstrebte Stellung in der Welt zu kämpfen hat, von einer Ausdauer im Lernen und im Verfolgen seiner Pläne, wie sie bei dem Germanen nur selten gefunden wird. Im „Kampf um das Dasein" haben die Juden auch den Wert des Wissens, der Gewandtheit und Bildung höher schätzen gelernt, als die Söhne des deutschen Beamten- und Bürgerstandes, denen der Weg ihrer Zukunft oft sehr geebnet war, und so ist die Zahl der Juden, die etwas Tüchtiges gelernt haben, eine verhältnismäßig ungewöhnliche. In den Volksschulen der Städte z. B. gibt es beinahe keine, da sie, wenn irgend möglich, eine höhere Schule besuchen. Dazu überragen sie an Stärke des Gedächtnisses, scharfem Verstande, Witz und Lebensklugheit viele der Unsern und lächeln über die stillen Gaben der deutschen Träumer, Schwärmer, Gemütsmenschen und — Philosophen. — Lange war den Juden aber die große Mehrzahl der gelehrten Lebensberufe verschlossen: ihr Talent wies sie deshalb auf die Wege des Anwalts, des Schriftstellers, insbesondere des Zeitungsschreibers und etwa noch des Arztes. Da nun aber, bis in die letzten Jahrzehnte, jede Zeitung es möglichst vermied, eine konfessionelle oder religiöse Farbe zu tragen, sondern für Katholiken und Protestanten geschrieben werden sollte: so erschien auch den Verlegern der gebildete Jude als der richtige „Unparteiische," in dessen Hand die Leitung eines solchen Blattes am besten ruhe. Diese waren dazu auch am billigsten zu haben und „schwärmen" als „Reformjuden" natürlich ebenso wenig für die christliche, als für die jüdische Religion, der sie „längst entwachsen sind." So kann man in der That nur zu oft den bekannten Witz über die Meyerbeersche Oper „Die Hugenotten" auf viele Zeitungen anwenden: „Die Katholiken und Protestanten bringen sich gegenseitig um — und der Jude macht die Musik dazu." — Der Jude ist nun aber von Haus aus auch noch international. Er ist ja kein Deutscher, kein Franzose von Natur, sondern ist es nur so lange und so weit er in dem betreffenden Lande wohnt. Zudem hat er meist Verwandte in andern Ländern und lebt nach dem alten Wort: "ubi bene, ibi patria" — wo's mir gut geht, ist mein Vaterland! So hat er an vielen Dingen, die gerade unserem vaterländischen Gemüte nahe gehen, gar kein Interesse: Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an Land und Fürstenhaus, Sprache und Heimat erscheinen ihm als Dinge, die ihn wenig angehen und eigentlich recht „unpraktische Gefühlsduseleien" seien. Ich sage dieses nicht von allen — aber es gilt von sehr vielen, und das einleuchtendste Beispiel ist der sonst so hochbegabte Dichter Heinrich Heine. Es entspricht somit dem Geist und der Stellung dieser Juden, alle Dinge mit „kritischen" Augen anzusehen. Mit einer gewissen Geringschätzung schauen sie auf vieles herab, was unserm Gemüt heilig ist; vieles „läßt sie kühl," was uns sehr am Herzen liegt; und wenn gar christliche und kirchliche Fragen in Betracht kommen, so werden diese so „unparteiisch" behandelt, daß man entweder darüber lächelt oder auch Witze macht und gnädig bald dem einen, bald dem andern, bald beiden „von ihrem Standpunkte aus" recht gibt, — aber zugleich verstehen läßt, man müsse eben tolerant sein und einsehen, daß — jedem Narren seine Kappe gefalle. — Die Anwaltsthätigkeit, wie die des Zeitungsschreibers, treibt aber auch dazu, alle Dinge von dem „Standpunkt der Partei" aus zu beleuchten, der man dient. So ist auch unsere Unterhaltungslitteratur geworden. Kein Schriftsteller will nur für Katho-

liken oder Protestanten schreiben — eine kleine Zahl ausgenommen, die aber wenig Raum in der großen Modelittertur einnehmen — und so ist auch denn da der Jude naturgemäß wieder oben an, und da er eine besondere Fähigkeit des Witzes besitzt, d. h. des Lächerlichmachens und Spottens, und deshalb noch immer gern „auf der Bank der Spötter" sitzt (Ps. 1, 1), während ihm der gemütliche Humor beinahe immer fehlt, so ist er immer interessant und unterhaltend. Denn er hält sich nicht mit ernstlichen Auseinandersetzungen auf, da er nur unterhalten und nicht belehren will. Das aber haben dann viele christliche Litteraten schließlich auch gelernt und sind so gewissermaßen allerdings „verjudet." — Was nun die Zeitungen betrifft, so ist es Thatsache, daß die am geschicktesten geleiteten, interessantesten und inhaltreichsten (?) unserer großen Zeitungen in den Händen von Juden sind, und daß die kleineren Blätter meist von diesen leben. Darum werden religiöse Dinge oft höchst unwürdig behandelt, kirchliche Fragen lediglich nach der politischen Parteistellung des Blattes beurteilt, im allgemeinen aber die Religion als etwas abgethan, „was nicht daher gehört." So schwindet der geistige Einfluß der Religion durch die Verjudung der Presse und Litteratur, welche doch für jedermann zur täglichen Kost geworden ist, allerdings mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben; und erst die neueste Zeit hat wieder in einer größeren Zahl von kirchlich entschiedenen Blättern ein Gegengewicht geschaffen. Auch Blätter wie die „Kirche" dringen endlich in weitere Kreise. . . . Nun kann man freilich auch in der Litteratur und Presse die Juden nicht „ausrotten." Aber man kann auch fleißig und treu sein und sich Mühe geben und sollte nicht den öden Schwätzern und Wirtshauslitteraten das große Wort lassen. Aber auch das „Publikum" sollte mit der Wahl seiner Blätter etwas sorglicher sein! Und da könntest du, lieber Leser, ohne Zweifel wohl auch etwas dazu thun!"

Eine neue Sekte ist in Rußland aufgetaucht, nach ihrem Stifter Malewany die „Malewanschtschina" genannt. Ihre Mitglieder sind bemüht, jede Neigung zu unterdrücken, um auf diese Art alles, was eine ruhige Stimmung beeinträchtigen kann, fern zu halten. Mit diesem Bestreben ist natürlich Energielosigkeit, Gleichmut und Stumpfsinn verknüpft. Auch den Weltuntergang halten sie für nahe, wenn auch keinen derartigen, der die Welt zerstört; wohl aber soll er den Menschen aus dem „Ägypten der Arbeit" führen. Die Leute verkaufen Hab und Gut und leben in Beschaulichkeit dahin. Nach den von dem Irrenarzt Prof. Sikorski angestellten Untersuchungen sind seelische Zerrüttungen, Hallucinationen und Krämpfe, besonders während der religiösen Ekstase, unter ihnen sehr häufig.

Ein antikes ägyptisches Kreuz wurde in dem Grabe eines Priesters in den Ruinen eines Dorfes bei Luxor in Ägypten gefunden, und befindet sich jetzt im Besitze eines anglikanischen Geistlichen, Henry Wilson. Das Dorf war eines derjenigen, welche während der großen Christenverfolgung im J. 305 unter der Regierung des Kaisers Diokletian zerstört wurden. Das Kreuz stammt wahrscheinlich aus dem dritten Jahrhundert und besteht aus Bronze; obwohl in eleganter Form, ist es doch ziemlich roh ausgeführt. Seine Oberfläche ist ganz glatt und schmucklos und von grüner Patina überzogen. Am Griffe befindet sich ein Knauf, der in roher Weise durch sehr ungleich ausgeführte Zickzacklinien verziert ist. Der Griff selbst ist hohl, und war offenbar dazu bestimmt, auf einer hölzernen Stange befestigt zu werden. Das Kreuz ist zwei Decimeter (etwa 8 Zoll) hoch und 1,6 Decimeter (etwa 6⅛ Zoll) breit.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. August 1893. Nro. 8.

Die Christian Endeavor-Sache auf dem Missouri-Distrikt.

Ein persönliches Wort an alle Brüder des Distrikts und der ganzen Synode.

Von P. L. Haas.

„Doch wir wollen von dir hören, was du hältst, denn von dieser Sekte ist uns kund, daß ihr wird an allen Enden widersprochen." Ap.-Gesch. 28, 22.

Das waren die Worte, womit die Juden in Rom den Apostel Paulus aufnahmen, um zu hören, was er ihnen über die Sekte der Nazarener zu sagen hatte. Sie wollten wenigstens hören. Das Hören hatte dann freilich nicht bei allen den Erfolg, daß sie ihm zufielen, sondern etliche glaubten nicht. Nun, meine Bitte an die lieben Brüder ist: Höret, d. h. leset wenigstens und prüfet ohne Zorn oder Eifer in vorgefaßter Abneigung, was ich hier in Betreff obigen Themas sagen möchte.

Zwei Referate wurden über die Christian Endeavor-Sache verlesen. Das erste davon hat mich tief betrübt, weil nach meiner tiefsten Überzeugung der l. Br. Referent sehr unrichtig geurteilt hat, und bei den allermeisten Gliedern des Distrikts, die nicht selbst durch genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der Endeavor-Bewegung bekannt geworden sind, hat sich ohne Zweifel das falsche Urteil über die Sache so tief festgesetzt, daß das zweite Referat kaum im stande war, ein günstigeres Urteil zu erzeugen.

Wenn ich gleichwohl nicht viel das Wort ergriff, um persönlich die andere Seite zu verteidigen, so hatte das verschiedene Gründen, die ich nicht weiter ausführen will. Um so mehr aber drängt es mich, jetzt in die Stille des Studierzimmers jedem Bruder einige Worte zum Erwägen zuzurufen.

Das erste Referat, dessen Inhalt mir freilich nur in seinen ganz allgemeinen Umrissen noch vorschwebt vom Verlesen her, hängte sich in der Schärfe seiner Kritik hauptsächlich an das Buch: „Unsere Jugend."

Der erste Stein des Anstoßes war dem Referenten der Satz Seite 2: „Hüten wir uns, daß unsere Gemeindeschulen nicht zu dem Sande werden, in den wir den Kopf hineinstecken, um den eigentlichen Verfolger nicht zu sehen." Dieser Satz sollte dem Referenten beweisen, daß P.

Berner etwa an die Stelle der Gemeindeschule und des Konfirmandenunterrichts die Endeavorvereine setzen wolle. Wenigstens hat Referent sich sehr viele Mühe und Zeit genommen, um von Kaiser Karl dem Großen her die ganze Kirchengeschichte hindurch zu verfolgen und uns zu beweisen, wie notwendig und unentbehrlich christliche Gemeindeschule und Konfirmandenunterricht sei.

Allein das war vergeblich angewandte Mühe, weil Referent eine Sache beweisen wollte, die gar nicht bestritten oder in Frage gestellt war. Er hätte nur die folgende Seite in P. Berners Buch noch beiziehen und vorurteilsfrei lesen sollen: „Der Verfasser wünscht richtig verstanden zu werden; er ist kein Gegner der Gemeindeschule; er glaubt nur, daß eine deutsche Kirchengemeinschaft darauf weder ihre Zukunft bauen soll noch kann." D. h. wir sollen beim jetzigen Stand auch der besten Gemeindeschule und auch des besten Konfirmandenunterrichts nicht denken, daß die Kirche nun alles gethan habe, um wirklich ein persönliches Christentum in die Herzen aller Konfirmanden zu pflanzen, und zwar so, daß es nun ganz selbstverständlich ohne alle persönliche Pflege weiter wächst. — Haben wir denn nicht Erfahrung davon, welche Frucht auch gute deutsche Schulen im alten Vaterland, wo Bibel, Katechismus und Gesangbuch noch Hauptlehrbücher waren, in den Herzen der Kinder hervorbrachten? Welche Art von Christentum war denn und ist noch heute in der Staatskirche vorherrschend? Ist denn die persönliche Bekehrung zu Christo, das tägliche Gebet, das tägliche Bibellesen, das Bewußtsein der Verpflichtung zu persönlichem Gehorsam gegen den Herrn Jesum Christum — ist das etwa das ganz selbstverständliche und gewöhnliche Ergebnis bei — ich will nicht sagen fünfzig Prozent aller Konfirmanden aller Kirchen protestantischer Benennung, nein — ich will fragen, sind es wohl zehn Prozent, bei denen das erreicht wird?

Wird nicht die Konfirmation als eine kirchliche Form angesehen und abgemacht ohne Gewissensernst von seiten der Eltern oder Kinder? Freiwillig — so sagt man — sei das Konfirmationsgelübde, und wir schärfen das wohl auch unseren Konfirmanden ein; aber ist nicht die überlieferte kirchliche Sitte ein Zwang, der viel stärker auf die Kinder wirkt als wir gerne zugestehen? Welches Selbstbewußtsein, welchen Mut und Entschlossenheit würde es erfordern, wenn ein Kind sich sagen würde: Ich bin nicht gesonnen, diese Pflichten zu erfüllen, also will ich das Gelübde auch nicht geben! Also trotze ich der Sitte, trotze dem Willen meiner Eltern und bleibe weg von der Konfirmation! — Wie ganz anders dagegen steht es mit der *Freiwilligkeit* bei dem Unterzeichnen des Endeavor-Gelübdes! Da handelt es sich nicht um die Erfüllung einer hergebrachten Form und Sitte, es ist nicht etwa eine Ehrensache, sondern hier handelt es sich um eine *sittliche Entscheidung*, um *einen wirklichen Entschluß*: Ich will Jesu Jünger sein, ich will ihm nachfolgen, ich will sein Wort täglich lesen, ich will diesem Wort gemäß mein Leben einrichten.

Und während der Konfirmand nach seiner Konfirmation mehr oder weniger der kirchlichen Pflege entzogen ist, und wenn er auch selbst mit ganzem Ernst thun will, was er gelobte, so ist er vielleicht in einem Familien- und Geschäftskreis, wo das kaum gepflanzte Reis göttlichen Lebens, mild gesagt, gar keine Nahrung und Anregung zum Wachstum empfängt, so tritt dagegen mit dem Endeavor-Gelübde der Endeavorer in einen gleichgesinnten Kreis verbundener Herzen, wo er wöchentlich neue Anregung, Ermunterung, neuen Sporn und Stachel bekommt, sein freiwilliges Gelübde heilig zu halten und stets zu erneuern.

Die beste Widerlegung der Kritik, welche das erste Referat über die christlichen Bestrebungsvereine ergehen ließ, findet sich in einer Rede von Dr. J. Tob. Beck, 5. Sammlung, Seite 253 ff. Das ist eine Rede, gehalten am 24. Mai 1857, also lange, ehe es solche Vereine gab.

Was hat denn hauptsächlich den Referenten so in Harnisch gebracht gegen Berners Buch? Es ist die stellenweise etwas scharfe, vielleicht zu allgemein gehaltene Kritik, welche dort geübt wird über das formelle Schein- und Namenchristentum, womit leider eine große Masse unserer Christenheit sich begnügt! Woher kam der Zorn der Juden wider Jesum? Er kam von der scharfen Kritik, womit er über ihren äußerlich formell abgemachten Gottesdienst aburteilte. Jesus drang auf die Erneuerung des Herzens und war gegen die ererbten Formen der Frömmigkeit gleichgültig. Daß außer den ererbten Formen der Kirche noch mehr nötig sein soll zur Weckung und Pflege selbständigen, geistlichen Lebens, das scheint dem Referenten fast wie ein Verbrechen gegen die ehrwürdigen Institutionen der Kirche! Man lese doch, was Beck vom äußerlichen Dienst der Juden sagt und frage sich, ob das nicht auch *bei sehr vielen Christen zutrifft*:

„Jesus sah und drang auf den Geist und auf das Innere, während die Juden das Göttliche und Christliche hineinbauen wollten in ihren äußeren Zaun von Kirchengesetzen und Kirchenformen und danach richteten. Der *Gottesdienst* war bei ihnen wie ein *Hofdienst*, wo die Diener ihren Herrn in gemessenen Zeiten ihre Aufwartung machen und ihm Ehre anthun mit vorgeschriebenen Ceremonien und dafür des allerhöchsten Wohlgefallens sich getrösten. *Gottes Wort* war ihnen wie ein *Gesetzbuch*, wo man den *Buchstaben* wohl studiert und *auswendig lernt*, anwendet und beobachtet und damit ein geruhliches Leben sich macht in aller Ehrbarkeit. Der Herr dagegen will gerade aus diesem *geruhlichen Dienstleben* die Menschenseelen aufwecken, weil wir damit nicht dahin kommen, wo er ist, *zur göttlichen Sohnesherrlichkeit*, zu der wir geschaffen sind."

Und später: „Das Aufwärtsstreben zu den Höhen Gottes, denen alle andre Höhen als niedrig sollen weichen, das Hinausgehen über das hergebrachte Dienstwesen, das Absehen von seinen frommen Äußerlichkeiten und von seinem Menschenansehen — dies erscheint den darin befangenen Menschen so beleidigend und gefährlich, daß es ihnen mehr

als alles andere ein Ärgernis wird, und dies verblendet sie gegen den wahren Christus, gegen das ur-evangelische Christentum, das Geist und Leben der Ewigkeit schaffen will und nichts anderes. Prüfet doch danach eure eigene Denk- und Handlungsweise, ob ihr das Vollkommene, welches Christus will, auch wirklich kennet und wie ihr euch dazu stellet; ob ihr nicht richtet nach Menschen-Ansehen, daß ihr menschliche Lehrer, menschliche Gesetze und Formen über die heilige Schrift stellet, das zu gewissen Zeiten Gutgewesene über das ewig Gute, und als Ärgernis verdammet, was Geist ist aus Christi Geiste."

Der Referent hat sich in seiner herben Kritik rein an die äußere Schale der christlichen Bestrebungsvereine gehängt, den edlen Kern wahrhaft christlichen Mutes und christlicher Entschiedenheit und Entschlossenheit zur täglichen Nachfolge Christi, welcher mit der freien Übernahme des Endeavor-Gelübdes notwendig verbunden ist, hat er, wie es scheint, gar nicht beachtet. Wohl hat er allerdings das Gelübde wörtlich mitgeteilt, aber er hat nicht erkannt, daß gerade hier etwas so Großes und Neues vorliegt, daß um deswillen es sich wohl der Mühe lohnte, statt abzuweisen und zu verwerfen, vielmehr der Sache ganze und volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, um wenigstens gerade den Kern der Sache auch für unsere evangelische Jugend zu gewinnen.

Eine Phrase, womit man unbequeme Dinge beiseite zu schieben pflegt, wurde leider zum Schibolet gestempelt, auch im Distriktsprotokoll: „Das Gute ist nicht neu und das Neue ist nicht gut!"

Man lese doch, was 1 Joh. 2, 7. 8. geschrieben steht: Brüder, ich schreibe euch nicht ein neu Gebot, das ihr habt von Anfang gehabt: Das alte Gebot ist das Wort, das ihr von Anfang gehöret habt. Wiederum ein neu Gebot schreibe ich euch, das da wahrhaftig ist bei ihm und bei euch, denn die Finsternis ist vergangen und das wahre Licht scheinet jetzt."

„Das Gute ist nicht neu" — nein, die Nachfolge Jesu, der Gewissensernst im Umgang mit Jesu Wort und Geist, das tägliche Gebetsleben, ist, gottlob, nichts Neues! Im allgemeinen nichts Neues! Aber wo, wo ihr Brüder, findet ihr es denn in eurer Gemeindejugend? Schaut euch doch einmal um und fragt, wie viele eurer Konfirmanden dieses alte Gute auch wirklich haben und üben? Ist's denn nicht wirklich etwas Neues, wenn die Jugend sich mit neuem Ernst aufrafft um jenes alte Gute wieder zu gewinnen?

„Das Neue ist nicht gut" — nun, neu ist die Form der schriftlichen Verpflichtung, neu die stetige Erinnerung an das Gelübde,*) neu die stets wiederkehrende Übergabe an den Herrn in sogenannten Konsekrationsversammlungen. Wer die Flatterhaftigkeit des Weltsinnes,

*) Das ist doch nicht ganz neu. Es ist dem Schreiber dieses schon vor mehreren Jahrzehnten eine für Konfirmanden bestimmte Schrift unter die Augen gekommen, die für die schriftliche Unterzeichnung des Konfirmationsgelübdes eingerichtet war und sicher auch dementsprechend gebraucht wurde. Was die öftere Erneuerung des Gelübdes betrifft, so ist das ebenfalls nichts Neues, es findet sich das schon längst im Jesuitenorden. D. R.

besonders der Jugend, wer die Unselbständigkeit und Unbeständigkeit der Jugend, wer die schädlichen Einflüsse der Welt für das innere Leben kennt, kann der mit gutem Gewissen sagen: Das Neue ist nicht gut? Ist es nicht gut, daß die Jugend nach dem Wort des Herrn handelt: Hebr. 10, 24. 25? Ist es nicht gut, wenn junge Leute sich stets von neuem gegenseitig anspornen und ermuntern, ihrem Gelübde treu zu bleiben? Umgekehrt: Das Gute ist allerdings etwas Neues in unserer schlaffen, toten Zeit, und das Neue ist erst recht etwas Gutes, das dazu dient, das wirklich Gute zu befestigen und zu stärken.

Aber ist denn gar nichts zu tadeln? Sind denn gar keine Gefahren bei dieser Sache? Ist denn alles gutzuheißen, was in diesen Vereinen geschieht?

Gefahren sind gewiß vorhanden, und zwar ganz dieselben Gefahren, die jedem Anfänger im Christum drohen; welcher wirkliche Christ und Nachfolger Jesu kennt sie nicht? Hat nicht Bunyans Pilgerreise schon diese Gefahren genügend beschrieben? — Aber was wollt ihr lieber: Wollt ihr lieber eure konfirmierte Jugend in den Städten abends den Gefahren der Welt, der Saloons, der Klubs, den Gefahren des Bummelns auf den Straßen aussetzen, oder den „Gefahren" des Endeavor-Vereins? Wollt ihr lieber eure Jugend gleichgiltig bleiben lassen gegen den Herrn Jesum, gegen das Wort Gottes und Gebet, damit sie nicht den Gefahren des Endeavor-Vereins zum Opfer fallen? Oder wollt ihr es riskieren und eure Jugend Jesu zuführen zu treuem Gehorsam, Gebetsumgang und Schriftstudium und dann es dem Herrn Jesu zutrauen, daß er seine Schafe bewahren und an den Klippen vorüberführen kann, die auch in diesen Vereinen ihrem geistlichen Leben drohen?

Einen wichtigen Punkt in der Organisation möchte ich ganz besonders hervorheben, der gerade anfänglich am meisten befremdlich erscheint: Es ist das Streben, jedem Glied eine Beschäftigung, irgend eine Thätigkeit für den Verein oder die Kirche zuzuweisen. Besonders ist es den Herren von hohem Amtsbewußtsein anstößig, wenn sie nicht bloß die Geber der geistlichen Gabe, die Lehrer und Ausleger des Wortes Gottes in den Jugendversammlungen sein sollen, sondern die Jugend soll selbstthätig forschen und reden, sich aussprechen über das Gefundene. Das scheint wohl manchem als eine gefährliche Neuerung. Abgesehen von der leitenden Mitwirkung des weiblichen Geschlechts, wovon ich später reden will, ist gerade diese Neuerung ein sehr wesentliches und wichtiges Element zur Hebung und Förderung des geistlichen Wachstums. Man lese doch bei Drummond, Naturgesetz in der Geisteswelt, das Kapitel über Parasitismus.

„Das Vermögen für sich selbst aus dem Schatz der Wahrheit zu schöpfen und sich ohne Mittelmann anzueignen, ist das Recht, ja die Pflicht jedes Christen, und wer dasselbe treulich ausübt, sichert sich die Wahrheit in unmittelbarer Gestalt; eignes Ausüben gibt ihm die Möglichkeit, jede Lehre selbst zu prüfen, macht ihm die Religion zu etwas

Persönlichem, vertieft und verinnerlicht die Überzeugungen, welche des Habens wert sind, nämlich die aufrichtigen, die selbst gewonnenen, und gibt seinem Herzen ein festes, religiöses Fundament. Wenn einer aber alle christliche Wahrheit nur durch Einsaugen aus der Kirche erlangt, so bleiben nicht nur seine Fähigkeiten unentwickelt, sondern seine ganze Anschauung der Wahrheit wird einseitig. Wer das persönliche Suchen der Wahrheit preisgibt, gleichviel aus welchem Grunde, gibt die Wahrheit selbst preis. Ja, das Wort Wahrheit verliert alle Bedeutung, wenn sie lediglich der Verwaltung eines besonderen Standes anheimfällt, und der Glaube, der nur auf Wahrheit sich gründen kann, räumt der Leichtgläubigkeit das Feld, welche sich auf bloße Meinungen verläßt. . . . . . . Der bloße Hörer lernt nichts, er hört nur zu, und während Wahrheit und Erkenntnis mit ihm fortzuschreiten scheinen, bleiben Leben und Charakter zurück. Solche Wahrheit und solche Erkenntnis ist nicht viel wert, sie hat keine Anstrengung gekostet und führt deshalb zu nichts. Der Organismus wird schlaffer und schlaffer, er gerät in einen Zustand geistiger Hilflosigkeit und Trägheit und das parasitische Gemeindeglied kommt zuletzt dahin, daß es nicht nur in dem Gedankenkreis seines Predigers lebt, sondern sich einfach damit zufrieden gibt, daß sein Prediger für ihn denkt." Wer unbefangen diese Worte prüft, der wird gestehen müssen, daß eben das der wunde Fleck in unseren Kirchen ist, es fehlt die Anregung zum Selberforschen, Selbersuchen der Wahrheit. Wir mögen wohl dazu ermahnen in den Predigten, aber was hilft's? Die Bestrebungsvereine aber suchen prinzipiell diese geistige Trägheit und Lethargie zu überwinden, nicht bloß durch das Gelübde, sondern besonders auch durch die Thätigkeit in den Vereinsversammlungen.

Man klagt Stein und Bein zusammen über den Mangel an Lehrer- und Predigerzöglingen aus unseren Gemeinden. Woher der Mangel? Es liegt klar auf der Hand: Der weltliche, irdische Sinn hat so sehr das christliche Leben überflutet, die Habgier und der Mangel an Opferwilligkeit für den Herrn und seine Sache hat so sehr das Amt des Predigers und treuen christlichen Lehrers zu einem verleugnungsvollen und dornenvollen gemacht, — daß man sich nicht wundern braucht, wenn nur wenige Jünglinge sich gelüsten lassen nach dem dornenvollen Pfad eines Pastors oder Lehrers. Laßt aber die christlichen Bestrebungsvereine ein paar Jahre ihre Arbeit thun, in den Herzen der Jugend, laßt die Liebe zu dem Herrn, zu seinem Wort die Herzen durchdringen, laßt den Bekenner- und Zeugenmut erwachsen in dieser Jugend — dann wollen wir sehen, ob sich nicht mehr Jünglinge aus freiem Trieb melden für die geistlichen Lehrämter.

Es mag ja die Gefahr äußerlicher Vielgeschäftigkeit vorhanden sein in den Vereinen, aber solange Gottes Wort, Gebet und Gehorsam gegen das Wort die wesentlichen Grundelemente des Vereins bilden, sollten ernst gesinnte christliche Männer nicht so hart und lieb-

los verwerfend aburteilen über eine Sache, die ganz gewiß großen Segen stiften muß, wo man sie mit heiligem Ernst und Gebet betreibt. Gibt es Mängel, gibt es einseitige Schroffheiten auf Seiten der Verteidiger dieser Sache, so übersehe man doch nicht die Berechtigung der Kritik, welche das genannte Buch von P. Berner an der toten Form des Christentums geübt hat, und man übersehe nicht das wirklich Gute, das diese Vereine unserer Jugend darbieten.

Unsere Christen zu freier Selbstthätigkeit, zur Selbständigkeit, zur wirklichen geistigen Freiheit zu erziehen, sie anzuleiten, unabhängig von der Kirche und Pastor, das Priesteramt zu pflegen und zu warten, wozu alle berufen sind (1 Pet. 2, 9), ihnen ein Bewußtsein der Privilegien der Gotteskinder einzuprägen, einen ernsten Trieb in sie zu pflanzen, diese hohen Privilegien mit allem Ernst zu erstreben, — das ist das wesentlich Prinzipielle in den Endeavor-Vereinen, so wie ich sie auffasse. Wer damit nicht sympathisieren oder harmonieren kann, muß wenig wissen von dem Ideal des Neuen Bundes. Jer. 31, 31—34, siehe besonders V. 34 und vergleiche 1 Joh. 2, 27.

Woher sollen unsere Christen die Salbung bekommen, die sie alles lehren kann, wenn sie nicht vor allem lernen in Christo und in seinem Wort zu bleiben? (Joh. 15, 7.) Die Salbung kommt nicht nur so angeflogen, erst muß der treue Umgang mit Jesu und seinem Wort gelernt und geübt sein, ehe der Geist in solchem Maße kann gegeben werden, daß jene eben genannten Schriftstellen anfangen sich zu erfüllen.

Ein anderer Stein des Anstoßes ist der brüderliche Verkehr, in welchen die Vereinsmitglieder mit allen möglichen anderen Denominationen kommen; man fürchtet daraus Nachteile für die eigene Kirche. Auch dieses Urteil ist windschief und unrichtig, wenn es als Argument wider die Endeavor-Vereine gelten soll.

Klagen denn wahre Christen nicht mit Recht über die trostlose Zersplitterung der Kirche Christi in unserer Zeit? Ist nicht gerade diese Zersplitterung die Ursache der Schwäche der protestantischen Kirche sowohl gegen den Erbfeind in Rom, als auch gegen die Welt? Ist nicht Jesus Christus das Centrum aller wirklich christlichen Benennungen? Müssen nicht die Christen, so weit sie auch in der Peripherie auseinander gerückt sind, müssen sie nicht einander näher und näher kommen, jemehr sie sich dem Centrum, dem Herrn Christo, nähern? Ist nicht unsere Kirche auf das Prinzip der Union begründet? Und da beklagt ihr euch, wenn unsere jungen Christen mit anderen Christen anderer Benennung Gemeinschaft pflegen? Wollt ihr wirklich mit Christo sammeln, für ihn und seine Sache wirken, oder wollt ihr bloß für die eigene Kirche arbeiten, als ob sie die „allein wahre“ wäre?

Ist überhaupt zu fürchten, daß wir Leute dadurch an englische Kirchen verlieren? Gewiß nur da, wo man ohne Verständnis für das Gute, Berechtigte und Wahre in den Endeavor-Vereinen nur dar-

über loszieht, ja da treibt man solche Jünglinge, die mehr Anregung suchen, als sie in der Regel in ihrer deutschen Kirche finden, in die Arme anderer Kirchen. Wo man aber mit Liebe und Verständnis dem berechtigten Verlangen entgegenkommt, da ist nicht zu fürchten, daß die Kinder sich gegen ihre geistliche Nährmutter wenden!

Ich komme noch auf ein Hauptärgernis, das an den Endeavor-Vereinen getadelt wird: Es ist die ungehinderte freie Mitwirkung des weiblichen Geschlechts in den gemischten Versammlungen. Diese Einrichtung ist aus den englisch-kirchlichen Kreisen mit herübergekommen in die deutschen Vereine, und hier ist in der That ein Punkt, der nicht zu loben ist, sondern ernstlichen Tadel verdient. Das Wort des Apostels Paulus 1 Kor. 14, 34 f. sollte wenigstens nicht leichtfertig beiseite geschoben werden; ebenso 1 Tim. 2, 11. 12.

Zwar eines will ich denn doch nicht unterdrücken: Eine Frage der Seligkeit, ein Gebot, an dem die Seligkeit hängt, ist auch dieses Wort nicht! Es ist lediglich eine äußerliche Ordnungsfrage. (Vergl. 1 Kor. 14, 33.) Und diese Ordnungsfrage richtet sich dabei sehr viel nach der Stellung, welche das Weib in unseren Tagen überhaupt in der Gesellschaft einnimmt. „Ländlich — sittlich“ — das gilt in der That auch hier bis zu einem gewissen Grade.

Was hat doch Paulus 1 Kor. 11, 4—16 geschrieben? Bitte, es sorgfältig nachzulesen! Haltet ihr es wirklich für Gewissenspflicht, daß noch heute das Weib unbedingt das Haupt bedecken müsse zum Beten? Haltet ihr es für Sünde, wenn ein Mann etwa sein Käppchen zum Gebet aufbehält? „Ländlich — sittlich“ hier —, warum nicht auch dort? Hier eine Ordnungsfrage, nicht unbedingt und für alle Zeiten verpflichtend, sollte nicht etwas davon auch dort gelten? Die apostolische Begründung seiner Forderung ist in beiden Fällen gleich. — Auch Geß in seinem Buch über die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel erkennt an (S. 104 und 105), daß in 1 Kor. 11 der Apostel Paulus Forderungen bezüglich der Bedeckung des Hauptes gestellt habe, die kein Echo finden in dem Gewissen auch des ernstesten Christen. Er sagt: Sind des Apostels Beweise überhaupt kräftig, so müssen sie auch für uns noch gelten, weil er sie aus bleibenden Wahrheiten entnimmt, aber wo sind die Gewissen, die sich dadurch verpflichtet fühlen? (S. 106). — Es ist eine Ordnunungsfrage in beiden Fällen; in einem Fall halten wir uns nicht daran gebunden, im andern aber halten wir Deutsche noch fest an der apostolischen Ordnung, während das Gewissen der englischen Brüder auch da sich nicht gebunden erachtet an die damalige Sitte.

Wie soll man da entscheiden? Ich gestehe, daß ich dafür halte, es wäre in dem Stück der öffentlichen Mitwirksamkeit der Frauen besser, man bliebe bei der apostolischen Ordnung und ginge nicht ohne Not davon ab. Die ekelhaften Umtriebe der Emancipationsweiber, die ihren weiblichen Beruf verfehlt haben und mit Gewalt das Weib

wider die Natur in männliche Wirkungskreise drängen wollen, sollten jedem redlichen, ernstgesinnten Christen das Festhalten der von Gott gesetzten natürlichen Ordnung und Schranken zur Gewissenspflicht machen.

Nicht meine ich, daß die absolute Trennnug der Geschlechter in den Vereinen gefordert werden müsse; kann sie festgehalten werden, so mag es gut sein. Aber ich halte dafür, daß die die Anregung von christlich gesinnten Jungfrauen auf die Jünglinge durchaus nicht zu unterschätzen ist. Schamhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit wird bei christlichen und gewissenhaften Jungfrauen von selbst einen Kordon der Unnahbarkeit zu ziehen wissen, wenn nur der Leiter des Vereins es nicht unterläßt, das Gewissen zu schärfen und die Gefahren zu zeigen, die von dieser Seite her drohen. — Auch Frage oder Bekenntnis brauchte den Jungfrauen in gemischten Jugendvereinen nicht unbedingt verwehrt werden, nur das leitende, dominierende Regiment sollte in gemischter Versammlung nicht in Frauenhände gelegt werden. — Das wäre eine Frage, über welche deutsche Vereine ja immerhin noch die Debatte offen halten sollten. Die bisherigen deutschen Vereine sollten bedenken, daß das deutsche Urteil und die deutsche Sitte in diesem Punkt sehr wesentlich differiert von der englischen Auffassung, daß wir Deutsche das gewichtige Urteil des Apostels Paulus in dieser Ordnungsfrage auf unserer Seite haben und daß leicht Anstoß und Ärgernis gegeben wird bei ernstgesinnten deutschen Brüdern, welche diese Frage als Gewissenspflicht erkennen und daran festhalten.

Andererseits aber sollten wir Deutsche, die hierin den engeren Standpunkt einehmen im Vergleich zu den englischen Brüdern, aus dieser Frage entnehmen, wie die englischen Brüder gegen uns Deutsche fühlen in der Sonntagsfrage, wo wir den weiteren und sie den engeren Standpunkt einnehmen.

Man halte mir das Wort zu gute und wolle nicht ungeprüft über diese Sachen hinweggehen, es ist eine ernste Gewissenssache, und ist durchaus nicht gleichgültig, ob wir richtig oder falsch urteilen in dieser wichtigen Zeitfrage. Der Herr gebe selbst einen neuen Lebensgeist in unsere erstorbene Christenheit, daß mit oder ohne Endeavor-Vereine sein Reich gebaut und sein Name verherrlicht werde! Das walte Gott!

„Wir werden bei dem Herrn sein allezeit."

1 Thess. 4, 17.

Von P. M. Otto.

Herrliche Aussicht! Großes Vorrecht aller derer, welche dem Herrn angehören, ihm nachfolgen und dienen in dieser Vorbereitungszeit. Eine Auszeichnung, die wir seiner Gnade und Liebe allein zu verdanken haben; eine Aussicht, welche uns alle Tage mit neuer Freude erfüllen kann und soll.

Die tägliche Erfahrung aller Christen bestätigt das Wort des Apostels Paulus, das er an die Korinther I., 15, 19 geschrieben hat: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen." Die Welt mit ihren Freuden und Genüssen wäre glücklich zu preisen im Vergleich mit den Christen, bei ihrer Verleugnung und Entbehrung. Der Spott der Weltkinder über die Jünger des Herrn wäre gerechtfertigt, wenn sie nichts anderes zu gewarten hätten, als was diese Welt ihnen geben kann. Aber so verhält es sich nicht. Der Glaube der Christen ruht auf der Verheißung ihres Herrn und Meisters; sie haben eine wohlbegründete Hoffnung auf ein seliges Leben in der Ewigkeit, welches ihnen nach diesem irdischen Leben zu teil werden soll. Von dieser Hoffnung sagt der Apostel Paulus: „Sie läßt nicht zu Schanden werden." Der Herr findet für gut, die Seinen in dieser Welt zu erziehen für jene Welt, für die Seligkeit im Himmel, und dazu benützt er verschiedene Mittel und Wege. Er verlangt von den Seinen, daß sie ihm nachfolgen und das Kreuz auf sich nehmen. Da gilt es Selbst- und Weltverleugnung, allerlei Widerwärtigkeit zu erleben und in Geduld zu ertragen. „Selig ist der Mann, sagt Jakobus, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen. 1, 12. Dabei sind hauptsächlich zwei Worte, welche besondere Beachtung erfordern: „erdulden und bewährt werden."— Das Wort „erdulden" gibt zu verstehen, daß die Anfechtung anhalte, und also in Geduld ertragen werden solle. Das Wort „Bewährung" zeigt uns das Resultat, den guten Erfolg, welchen die Anfechtung gehabt, zu stande gebracht habe. „Wir müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen." „Wer aber im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe beharret bis ans Ende, der wird selig."

Wenn nun der Herr den Seinen verheißen hat, daß „wo er ist, sein Diener auch sein soll;" — so fragen wir zunächst: Wo ist der Herr? Die Antwort auf diese Frage ist einfach und leicht. Unser Glaubensbekenntnis sagt: „Er ist aufgefahren gen Himmel; sitzet zu der Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters." — Diese Worte sind klar und deutlich, und was noch mehr ist, sie sind der Schrift entnommen. Die Apostel und Evangelisten als Augenzeugen seiner Himmelfahrt, berichten die Sache mit denselben Worten. Und wenn schon das Alte Testament bezeugt: „Unser Gott ist im Himmel" ꝛc., so wird solches Zeugnis von dem Herrn Jesu an vielen Orten bekräftigt. Ist aber Gott im Himmel, sitzt er auf dem Thron der Herrlichkeit, so ist auch seine Rechte im Himmel, an dem Ort der Offenbarung seiner Herrlichkeit. Dort ist auch unser Heiland, auf dem Thron der Herrlichkeit, und nimmt teil an der Regierung der Welt. Dorthin weist uns also die Verheißung des Herrn, und zeigt uns unsere ewige und beseligende Heimat, den Ort, wo wir bei ihm sein werden.

Es ist auch nicht bloß ein Wort des Apostels, auf welchem unser Glaube und unsere Hoffnung ruht, sondern der Herr selbst hat uns eine solche Verheißung gegeben, wenn er Joh. 12, 26 sagt: „Wo ich bin, da

soll mein Diener auch sein." Dieses „Sein bei dem Herrn" ist ja das Ziel, nach dem wir lebenslang trachten, der Gegenstand all unseres Glaubens und Hoffens. Und es ist wahrlich groß und wichtig genug, daß wir während dieser irdischen Vorbereitungszeit alle unsere Zeit und Kraft dazu anwenden, seiner teilhaftig zu werden.

Darüber nun, „daß wir bei dem Herrn sein werden allezeit," sind alle Kinder Gottes einig, weil wir dafür die klaren Verheißungen der Schrift haben. Anders aber verhält es sich mit der Antwort auf die Frage: wie werden wir bei dem Herrn sein? — Und bei Beantwortung dieser Frage gehen die Ansichten der Kinder Gottes sehr weit auseinander, und zu einer richtigen, auf dem Grunde der Schrift ruhenden Antwort möchten die folgenden Bemerkungen das Ihre beitragen.

Das Leben derer, die bei dem Herrn sein dürfen, wird ein seliges sein, und mit diesem einen Wort ist ja alles gesagt und gemeint, was ein Mensch sich wünschen, was er erwarten kann. „Wir werden ihm gleich sein, wie er ist," sagt Joh. I., 3, 2, und dieses Gleichsein wird eben der Zustand der Seligkeit sein. Diese Seligkeit wird allen denen zu teil werden, „die in dem Herrn gestorben sind" und noch sterben, nach Off. Joh. 14, 13, und darin werden sie alle unter einander sich gleich sein, ohne Unterschied.

Aber die heilige Schrift redet nicht bloß von einem Zustande der Seligkeit, sondern auch von einem Zustande der Herrlichkeit im Himmel, und in diesem wird allerdings ein Unterschied unter den Seligen sein. Andeutungen zu dieser Annahme gibt uns die heilige Schrift an verschiedenen Orten. Wenn die beiden Jünger des Herrn, Jakobus und Johannes, begehren, zu sitzen zur Rechten und Linken des Herrn, so wollen sie ja dadurch vor den andern ausgezeichnet sein, einen Vorzug genießen.— „Um den Thron der Herrlichkeit Gottes stehen die 24 Ältesten, und um diese die 144,000, die erkauft sind aus den Menschen, zu Erstlingen Gott und dem Lamm." Off. Joh. 14, 3 f. „Die Apostel des Herrn werden sitzen auf zwölf Stühlen, und richten die zwölf Geschlechter Israels." Matth. 19, 28. Diese haben den Vorzug, den Vortritt zu dem Herrn, zu sein und zu bleiben in seiner Nähe, vor den andern allen.

Dieser Zustand der Seligkeit und Herrlichkeit ist nun aber von der Art, daß wir uns von demselben ganz und gar keine Vorstellung machen können. Wir sagen: er ist himmlisch, ewig. Er besteht darin, daß wir den Herrn sehen, Gemeinschaft mit ihm haben werden. Gemeinschaft aber erfordert Umgang, Verkehr mit einander, also der Seligen mit dem Herrn Jesu und unter einander. Da wir aber mit der Schrift bekennen müssen, „daß wir noch nicht wissen, was wir sein werden" (1 Joh. 3, 2), so sollten wir uns auch bescheiden, nicht mehr wissen zu wollen, als uns die Schrift andeutet. Aber wie es schon im Alten Testamente von den Menschen heißt: „sie suchen viele Künste," so geht es auch in unserem Fall. Sie wollen erforschen und ergründen, was uns

doch verborgen ist. Man hat versucht, das Leben im Himmel im allgemeinen, ja gar im besonderen, zu beschreiben, wobei aber, milde ausgedrückt, große Menschlichkeiten, irdische Vorstellungen an den Tag gekommen sind; — der Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Irdischem und Himmlischem ist gänzlich verkannt und aufgehoben.

Suchen wir uns zuerst den Umgang mit dem Herrn in etwas vorzustellen. — Er ist der Herr Himmels und der Erde und sitzt auf dem Thron der Herrlichkeit. Wenn es von Gott heißt: „Er wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann“ (1 Tim. 6, 16), so wird das auch von dem Herrn Jesu gelten. Off. Joh. 4, 8 f. lesen wir: „Die vier Tiere sprachen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige; — die 24 Ältesten fielen nieder vor dem, der auf dem Stuhl saß, und beteten an den, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, und warfen ihre Kronen vor den Stuhl, und sprachen: Herr, du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft, denn du hast alle Dinge geschaffen.“ — In diesen Worten wird uns beschrieben, wie die Geschöpfe gegen ihren Schöpfer sich verhalten, wie sie mit ihm umgehen und ihm dienen. Und was von diesen wenigen gesagt ist, das gilt gewiß von allen denen, welche der Seligkeit teilhaftig werden.— Diesen ernsten Zeugnissen des Wortes Gottes gegenüber muß man fragen: Wie war es möglich, daß derartige Äußerungen vorkommen konnten, die sich mit jenen nicht vereinigen lassen? — Da heißt es in einer Predigt: „Wenn uns Gott vor aller Welt in seine Arme schließen und das Erbe seines Sohnes uns überweisen wird“ ꝛc.; oder in einer andern: „Ich freue mich schon im voraus darauf, so einmal mit meinem lieben Herrn Jesu auf der neuen Erde pilgern zu können“ ꝛc. — Solche Gedanken sind gewiß nicht dem Worte Gottes gemäß, und stammen nicht aus dem göttlichen Geiste; sie sind echt menschlich, irdischen Ursprungs. Für ein ernstes Christenherz sind Äußerungen dieser Art anstößig; es muß sie, als des Gegenstandes unwürdig, verwerfen. Einem solchen geht die biblische Wahrheit über alle menschlichen Erfindungen. — Nein, nein, im Himmel wird solche kameradschaftliche Freundschaft, solch erdenmäßiger Verkehr zwischen Gott und Menschen nicht vorkommen. Ein wahres Kind Gottes, ein treuer Jünger des Heilandes, dem Johannes ähnlich, wird zwar in dem Gedanken: „ich bin bei Gott in Gnaden“ — schon hier selig sein; aber je stärker dieses Bewußtsein, diese Gewißheit ist, desto größer wird auch die Ehrfurcht vor dem heiligen und gerechten Gott sein, und der allzu großen Vertraulichkeit mit dem Herrn wehren. Wer sich dessen getrösten kann: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren,“ „ohne all mein Verdienst und Würdigkeit,“ der wird gerne in den Schranken bleiben, welche Johannes uns andeutet mit dem Worte: „Wir werden ihn sehen, wie er ist.“ An dieser Zusage werden alle Seligen ihren Anteil haben, und daran werden sie sich genügen lassen, ohne nach jenen, ganz irdischen Umgangsformen zu verlangen. In diesem Anschauen des Herrn und seiner Herrlichkeit und Größe wird ihre vollkommene Seligkeit bestehen.

Wenn wir den Wandel unseres Heilandes während seines Erdenlebens betrachten, so sehen wir zwar einerseits, daß er sehr heralassend und liebreich mit den Menschen, auch den Geringen unter denselben, umgegangen sei, daß er die Sünder und die Kinder zu sich gerufen und sie getröstet und gesegnet habe; andererseits aber finden wir kein Beispiel davon, daß die Jünger oder andere Menschen in allzugroßer Vertraulichkeit mit dem Herrn umgegangen wären. Und wenn auch von einem der Jünger gesagt wird, daß er an der Brust Jesu gelegen sei, so mag das seinen Grund eher in der Aufmunterung des Herrn dazu, als im Drang der Liebe des Jüngers zu seinem Herrn, gehabt haben. Auch jene Jüngerin hat es nur gewagt, dem Herrn die Füße zu küssen. Nur einer hat sich erdreistet, den Herrn zu küssen, aber das war nicht ein Liebeskuß, sondern ein Kuß zum Verrat. Seine würdige Erscheinung, der feierliche Ernst in all seinem Thun hat die Menschen seiner Umgebung vor allzu vertraulicher Annäherung bewahrt. — Wenn das nun schon so war im Stande der Erniedrigung des Herrn; sollte es dann, im Himmel, da er sich auf den Thron der Herrlichkeit gesetzt hat, so ganz anders sein? Sollten nun, unter ganz anderen Verhältnissen, in einer anderen Welt, auf einmal alle Schranken, die uns hier umgaben, beseitigt, ein ganz anderes Verhalten gegen den Herrn eingetreten sein? Im Blick auf die veränderten Zustände muß diese Frage verneint werden. Die ehrfurchtsvolle Liebe zu dem Herrn ist nicht kleiner, sondern größer; sie ist nicht irdischer, sondern geistlicher, verklärter, vollkommener geworden, und infolge dessen werden auch ihre Äußerungen den himmlischen Verhältnissen angemessen sein.

Aber auch abgesehen von all diesem; — wie ließe sich ein solcher Umgang mit dem Herrn, „das in seine Arme schließen, mit ihm auf der Erde pilgern,“ — in der Wirklichkeit denken? Wer würden die „wenigen“ sein (denn viele könnten es nicht sein), die solcher Auszeichnung von dem Herrn gewürdigt werden könnten? Und wie kann man dem Herrn des Himmels und der Erde so etwas auch nur zumuten wollen!

Wenn es erlaubt ist, Vermutungen über das Leben im Himmel zu haben und auszusprechen, so möchte ich bemerken, daß auch dort noch ein Vor und Nach, eine Bewegung stattfinden werde. Die abgeschiedenen Menschengeister kommen nicht alle zu gleicher Zeit in den Himmel, sondern nach einander, und doch auch wieder viele mit einander, alle diejenigen, welche an einem Tage sterben. Da würde ja das „Umarmen“ gar nicht aufhören. — Hier dürfte vielleicht jene triviale Phrase am Platze sein: „Da hätte der Herr Jesus viel zu thun!“

Wenn nun, nach dem bisherigen, jene Hoffnung auf den so gar menschlichen und irdisch gedachten Umgang mit dem Herrn keinen Grund in der Schrift hat, so wollen wir sehen, was es mit einer anderen Seite des seligen Lebens in der Ewigkeit, mit dem Wiedersehen und Wiederhaben der Angehörigen und Freunde, für eine Bewandtnis habe. — Die Meinung, daß die Geister der selig gestorbenen Menschen sich im Himmel wiedersehen und erkennen werden, scheint fast

allgemein verbreitet zu sein, denn sie wird in Büchern, Predigten und im gewöhnlichen Umgang öfters ausgesprochen. — Wir fragen nun zunächst: Hat diese Ansicht einen Grund und Halt in der Schrift?— Meines Wissens ist die Stelle Luk. 16, 23 die einzige, mit welcher die Frage bejahend beantwortet werden könnte. „Als der reiche Mann in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sahe Abraham von ferne und Lazarum in seinen Schoß" ꝛc. Der reiche Mann sieht den Lazarus von ferne. Das ist allerdings ein Wiedersehen in der andern Welt; weil aber dieses die einzige Stelle ist, welche von dieser Sache handelt, aber nicht direkt, so ist sie nicht gerade ein starker Beweis für die fragliche Behauptung. Nach der Tendenz der Erzählung war es dem Herrn nicht darum zu thun, das Wiedersehen der Verstorbenen in der Ewigkeit zu lehren oder zu beweisen, sondern nur den Unterschied des Loses der Seligen und Unseligen in jener Welt an diesen beiden Beispielen zu zeigen. Wenn noch andere Aussagen der Schrift oder auch nur Andeutungen über unsere Frage vorhanden wären, dann könnte die angeführte Stelle als Beweis mit angeführt werden; weil aber dieses nicht der Fall ist, so dürfte der Gebrauch derselben fraglich sein.

Auf Grund unserer Stelle werden nun ganz unbedenklich die weitgehendsten Schlüsse gemacht und als ganz sicher hingestellt. „Aus der wahren Geschichte vom reichen Mann, Luk. 16, 31, geht hervor, daß die Abgeschiedenen nicht bloß persönliches Selbstbewußtsein nebst Erinnerung an alle Verhältnisse und Ereignisse ihres irdischen Lebens mitnehmen und nicht bloß ihre Verwandten, Freunde und Zeitgenossen wieder erkennen und von diesen wieder erkannt werden, sondern auch die—Jahrtausende vor- oder nachher (Abraham) auf Erden gelebten (?) und verstorbenen Menschen erkennen." — „W i r w e r d e n d i e H e i l i g e n a l l e r Z e i t e n e r k e n n e n. Hier waren wir schon im Glauben mit ihnen verbunden zu einer Gemeinde der Heiligen. Dort werden wir sie leiblich (?) sehen und mit ihnen sprechen und verkehren. Das ist das selige W i e d e r s e h e n, welches das Wort Gottes uns aufs gewisseste verbürgt." (Schade, daß kein Beweis beigefügt ist.)

Wenn solche Bemerkungen, wie die eben angeführten, in einem Buche stehen, das hauptsächlich zur Erbauung und Belehrung gewöhnlicher Christen geschrieben ist, so kann man sie gelten lassen. Wenn sich solche aber auch in wissenschaftlichen Werken finden, so ist das doch etwas anderes. In einem solchen heißt es: „Hier darf nicht nur gesagt werden, welch eine Freude es sein werde, alle die Männer Gottes, deren wir in Liebe und Ehrfurcht gedenken, und von welchen wir durch Jahrhunderte und Jahrtausende geschieden sind, von Angesicht zu sehen, sondern es ist auch am Orte, die Hoffnung frohen Wiedersehens derer, die uns persönlich angehören, auszusprechen." — „Gesagt werden darf es" allerdings wohl, aber an einem solchen Orte sollte eine derartige Aussage nicht ohne Beweis, sondern nur als Vermutung gegeben werden. Diese fast allgemeine Verbreitung der Hoffnung auf ein Wieder-

sehen in der Ewigkeit mag ihren Grund hauptsächlich in ihrem Inhalt haben. Es ist gar lieblich und wohlthuend, den Gedanken festzuhalten: Ich werde die abgeschiedenen Lieben wiedersehn! Ja, für gar viele Christen liegt darin der größte Trost für den erlittenen Verlust. Verfasser dieses hat einmal eine Leichenrede gehört, in welcher der Hauptpunkt des Trostes für die Trauernden darin lag, daß wir die Verstorbenen wiedersehen werden. — Sollte nicht die Stelle 2 Kor. 5, 16. 17. hierher gezogen werden dürfen? Wir legen zwar keinen großen Wert darauf, dieselbe als Beweis für unsere Meinung hinzustellen; doch wird man nicht leugnen können, daß sie als Beweis angeführt werden *kann*, und in diesem Falle *ist* sie ein Beweis.

Wenn aber die Hoffnung des Wiedersehens in der Ewigkeit auch einen besseren Grund in der Schrift hätte, als es der Fall ist, so sollte sie doch nicht so sehr betont werden. Wenn der Herr Jesus schon während seines Erdenwandels gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert“ (Matth [illegible], 37), so wird dieses Wort seine Gültigkeit gewiß auch noch in jener Welt haben. Schon hier sollen wir absagen allem, was nicht Jesus ist. „*Sie sahen niemand, als Jesum allein.*“ Sollen wahre Christen schon in dieser Welt *völligen, ganzen Ernst machen mit der Liebe zu dem Herrn und der Hingabe an ihn*, so wird diese Gesinnung, diese Liebe in jener Welt nicht geringer, sondern völliger, *ja vollkommen werden*. Und von dieser Betrachtung aus wird das helle Licht des „Wiedersehens“ ziemlich erbleichen oder gar erlöschen. Und wenn das wirklich der Fall wäre, was hätten wir dann verloren? Unsere Seligkeit hängt nicht von dem „Wiedersehen“ unserer Lieben ab, so wenig das Nichtwiedersehen (der unselig Verstorbenen) unsere Seligkeit trüben kann. Paulus sagt: „Ich habe Lust abzuscheiden und *bei Christo zu sein!*“ Das ist Christen würdig, das ist die rechte Sehnsucht nach der Ewigkeit. Diese ist biblisch begründet und hat den rechten Gegenstand zum Ziel. Johannes, der Jünger der Liebe, schreibt I. 3, 2: „Wir werden ihm gleich sein, *denn wir werden ihn sehen, wie er ist.*“ — Das ist das rechte Wiedersehen, nach dem wir mit allem Ernst trachten sollen.

Die Freunde und Befürworter der Ansicht von dem „Wiedersehen“ werden aber dabei nicht stehen bleiben, sondern sie werden zum „Wiederhaben,“ zum „Beieinandersein und -bleiben“ fortschreiten. Das letztere ist ja die Konsequenz des ersten, denn das eine ohne das andere würde nicht befriedigen. Auch hierüber finden sich Äußerungen von verschiedenen Menschen, nicht bloß bei gefühlvoll schwärmerisch angelegten, sondern auch bei ernsten, nüchternen, aufs Reale gerichteten Menschen. Hören wir etliche solche Äußerungen: „Wie sehr freue ich mich, wenn ich daran denke, daß wir dann die ganze Ewigkeit hindurch, ganz ohne Kummer, in lauter himmlischer Lust und Vergnügen werden bei einander sein. Mich dünkt auch immer, ich könnte im Himmel ohne dich nicht selig sein. Ja, ich würde dich kennen und unter allen Men-

schen suchen und dann werde ich selig sein. — Wir wollen uns bei einander begraben lassen, so brauchen wir nicht lange zu suchen.“ — Dies ist die Äußerung einer Frau gegen ihren Mann, und schon daraus, daß sie eine Hoffnung auf ein ewiges, seliges Leben hatte, sieht man, daß sie eine wahre Christin gewesen sei. Aber die ewige Seligkeit kann sie sich nur im Besitz ihres Mannes, oder doch nicht ohne denselben, denken. In der Nähe des Heilandes zu sein, sein Anschauen genießen zu dürfen, ist ihr nicht die Hauptsache. Und so wird es wohl bei den meisten derer sein, welche jene Hoffnung hegen.

Ferner lesen wir: „Wir sollen nicht bloß unsere selig gestorbenen Eltern, Brüder, Kinder, Freunde sehen, sondern auch Adam und Eva, Abel, David —, sollen mit ihnen in vollkommener Liebe verbunden, eine heilige Familie bilden, sie in den ewigen Hütten besuchen und ihren Besuch empfangen; mit ihnen zu Tische sitzen, vom Gewächs des Weinstocks mit ihnen trinken ꝛc., — ja, wir werden uns nicht bloß wieder sehen und erkennen, sondern wieder haben, uns in seliger Freude die Hand drücken, und wo wir hier so mangelhaft liebten, in ewiger, heiliger Liebe uns umarmen.“ — „Wir müssen den Schluß ziehen, daß alle Gemeinschaften und Lebensordnungen dieses Lebens, welche vom Herrn selbst gestiftet sind, dort fortdauern werden. Wir meinen die Ehe, das Familienleben, den Arbeitsberuf, die Kirche, d. h. Gemeinde Gottes.“ — Diese Äußerungen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; man erkennt daran klar die Meinung des Autors. Aber ein solches Leben, ein solcher Umgang der Seligen mit einander hat doch gar zu viel Ähnlichkeit mit dem irdischen Zustand und Leben der Menschen, und man sieht gar nicht ein, worin die Seligkeit bestehen sollte? Die menschlichen Verhältnisse sind noch dieselben, wie früher auf Erden, nur „daß sie zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit ausgestaltet und verklärt werden.“ Das ändert aber an der Sache nichts. Zwar wird dabei die Schranke gezogen: „Heiraten und Kinderzeugen wird dort nicht mehr stattfinden, die Menschheit ist dann vollzählig und fertig.“ Aber was soll dann die Ehe, das Familienleben, der Arbeitsberuf, die Kirche? Welchen besonderen Zweck sollen sie haben?

„Vielleicht hast auch du, lieber Leser, — heißt es an einem andern Orte — der Vollendeten manche schon droben, Väter und Vorväter, die hier auf Erden einst Christi Joch trugen und jetzt dem Lamme das Halleluja singen; vielleicht eine Mutter, die mit sterbenden Lippen noch für ihr Kind betete, vielleicht einen Gatten, der deiner am Throne harrt. Welch ein Jubel, wenn du sie alle einst sehen darfst im strahlenden Gewande der Vollendung, und wenn du, auch selbst verklärt, und ohne Sündenflecken, gleichwie sie, in ihre Arme eilen darfst, um nimmer wieder von ihnen zu scheiden. — Ja, welch eine Seligkeit ohne Maß und Ende, wenn du einst anlandest in jenem Vaterlande.“ — Auch hier erscheint die Seligkeit in der Gestalt des Wiedersehens und Wiederhabens der früher verstorbenen Angehörigen; auch hier nur die Fortsetzung der

früheren, irdischen Verhältnisse, wenn auch in verklärter Gestalt. Auch hier fehlt der Mittelpunkt der Seligkeit, die Sonne, welche allen Leben und Herrlichkeit mitteilt, — der Herr Jesus, ohne welchen keine Seligkeit sein kann.

Allen diesen Äußerungen haftet noch gar zu sehr die Liebe zu den irdischen Dingen und Personen an, und der Wunsch, auch im Himmel, in den gewohnten, angenehmen Verhältnissen weiter und ewig zu leben. Soviel dies aber noch der Fall ist, soviel ist der himmlische Sinn noch mit irdischer Unlauterkeit und Unbekanntschaft mit himmlischen Dingen behaftet. — „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden," — sagt der Apostel Johannes I. 3, 2, und das sollte uns genügen.

Die biblischen Begründungen, die man in dieser Sache versucht hat, sind recht schwach, und das ist natürlich, weil sich eben keine direkten Aussagen der Schrift über diese Zustände finden. Wir haben vielmehr einige Stellen des Neuen Testaments, die das gerade Gegenteil andeuten, oder darauf schließen lassen. Wenn unser Heiland zu den Sadducäern sagt: „Ihr irret, und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes. In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel;" so will er damit doch gewiß sagen, daß die irdischen Verhältnisse, die Ehe, Familie, das Beisammensein und -bleiben, in jener Welt nicht mehr bestehen werden, denn unter den Engeln sind sie auch nicht vorhanden. Wollte er das nicht sagen, dann hätte er das fragliche Weib einem von den sieben Männern zusprechen müssen; dann hätte er aber den Fragern nicht antworten können: „Ihr irret." — Aus diesen Aussprüchen des Herrn geht klar und deutlich hervor, daß die irdischen Verhältnisse im Himmel keine Fortsetzung haben werden!

Aus den angeführten Beispielen kann man auch sehen, wie sich die Urheber derselben die Beschäftigung, Unterhaltung der Seligen unter einander vorstellen. Wenn da von „Händedrücken, umarmen, lustwandeln auf den seligen Gefilden (?) der Ewigkeit, oder mit dem Heiland auf der neuen Erde, Besuche machen auf den Planeten," u. dgl. die Rede ist, so klingt das zwar recht schön, aber auch recht irdisch, und erinnert gar sehr an die Stilling-Lavaterische Zeit und Art, und man ist versucht zu denken: „Das Herz sei mit dem Verstande durchgegangen." Und wenn es so wäre, wodurch würde sich dann das Leben im Himmel von dem irdischen Leben und Treiben unterscheiden? Worin würde die Seligkeit bestehen? Darin, daß der Schauplatz gewechselt wäre! Jene erwünschten Genüsse und Beschäftigungen dürften doch eher dazu dienen, die seligen Geister zu unterhalten, zu zerstreuen. Ist das denkbar? Nimmermehr! Wie es für einen Christen auf Erden eine wichtige Aufgabe ist, die Gedanken seines Herzens zusammenzuhalten, mit ganzer Kraft nach dem Reiche Gottes zu trachten, und sich vor Zerstreuung zu hüten, so wird es im Himmel die Beschäftigung und Aufgabe der Seligen sein, sich nur an Gott zu halten, ihn zu loben und ihm zu dienen. Pläsir und Zerstreuung wird dort nicht sein. — Das wäre keine

Seligkeit, wenn solche Genüsse und Vergnügungen noch begehrt und befriedigt würden.

Versuche doch einmal jemand, sich einen solchen Zustand, solches Durcheinander vorzustellen, wie es dadurch entstehen müßte, wenn diejenigen Geister, welche schon im Himmel sind, immer auf die Neuankommenden warten, achtgeben, und bei der Ankunft eines Bekannten oder Freundes demselben schnell entgegen eilen, „ihm die Hand drücken, ihn umarmen" wollten? Wäre das eine würdige Thätigkeit in der Nähe des heiligen Gottes? Das wäre eine Störung der Seligkeit und verträgt sich nicht mit dem himmlischen Leben. Jesus allein. Off. Joh. 7, 14 lesen wir: „Diese sind gekommen aus allen Heiden und Geschlechtern und Völkern und Sprachen (V. 9), aus großer Trübsal, — darum sind sie vor dem Stuhl Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel" ꝛc. Das klingt ganz anders; da ist von keinem Freundesbegegnen, Familienvereinigungen u. dgl. die Rede, sondern von allerlei Volk, „das seine Kleider gewaschen hat im Blute des Lammes." Danach sollten auch wir unsere Anschauungen und Wünsche uns berichtigen und bilden lassen.

Der Ansicht von dem Wiederhaben und Umgehen mit den Seligen steht aber noch eine große und wichtige Schwierigkeit im Wege, welche ihren Grund im Zustande der Seligen selbst hat. Zwar die Seligkeit wird für alle, welche derselben teilhaftig werden, ganz gleich sein; aber in der, mit der Seligkeit verbundenen Herrlichkeit wird ein Unterschied sein. Von den Aposteln sagt der Herr, „ihr werdet sitzen auf zwölf Stühlen, und richten die zwölf Geschlechter Israels." Daniel 12, 3 heißt es: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich." — Ist es bei den hier Genannten nur ihre äußere Lebensstellung, ihr Erfolg in der Berufsthätigkeit, was ihnen zu solcher Auszeichnung verhilft? Das gewiß nicht, sondern vielmehr diejenige innerliche geistige und geistliche Qualität, welche sie zu ihrem Berufe so tüchtig machte; die sich ebenso in der Welt- und Selbstverleugnung, wie in der treuen Nachfolge des Herrn offenbarte und sie zu jener Herrlichkeit befähigte. Und wenn der Herr selbst von größeren und kleineren im Reiche Gottes redet, so bestätigt er ja, daß solche Unterschiede bestehen werden.

Aus dem Zustande der Seligen selbst soll es sich beweisen lassen, daß jene Ansicht vom „Wiedersehen" ꝛc. unhaltbar sei? Der Beweis, welcher hierfür geführt werden kann, ist freilich kein „unumstößlicher" (solche gibt es überhaupt nicht), sondern nur ein hypothetischer, der auf Annahme und Schluß beruht. Weil aber auch das Gegenteil nicht direkt mit der Schrift bewiesen werden kann, so ist ein Beweis so stark — oder schwach — als der andere. Dem, der nichts annehmen will, kann nichts bewiesen werden!

Vielleicht läßt sich die Sache an Beispielen noch deutlicher und anschaulicher machen. Wir wählen dazu zwei Männer aus der Kirchen-

geschichte, von denen jeder in seiner Weise bekannt und berühmt geworden ist; der eine aus der ersten Zeit der Kirchengeschichte, der andere aus unsern Tagen;— Polycarpus von Smyrna, und L. Hofacker aus Stuttgart, († in Rielingshausen). Beide waren Kinder Gottes und Knechte Jesu Christi, und hierin waren sie sich gleich. Gar verschieden aber war ihre Lebensdauer, indem der eine sein Leben auf 86, der andere aber nur auf 30 Jahre gebracht hat. Und betrachten wir ihren Christenlauf, die Entwicklung ihres inneren Menschen, den Fortschritt in der Heiligung, so finden wir auch da einen gar großen Unterschied. Von dem Polycarpus wird man wohl sagen dürfen, daß er das vollkommene Mannesalter in Christo erreicht habe (Ephes. 4, 13), während Hofacker dieses Ziel nicht erreicht hat. — Aus dem Umstande, daß Polycarpus von dem Herrn gewürdigt wurde, den Märtyrertod zu leiden, wird man wohl berechtigt sein, den Schluß zu machen, daß er in der Heiligung und Hingabe an den Herrn eine hohe Stufe werde erreicht haben. In jener Zeit, rings vom Heidentum umgeben, von den Versuchungen desselben stets angefochten, mußte das Christenleben ein beständiger, ernster Kampf sein, um im Glauben bestehen zu können und in der Liebe nicht zu erkalten. Dieser Kampf war um so schwerer, je kleiner noch die Christenhäuflein waren, welche im Glauben Treue bewiesen, und je stärker die Versuchungen und Verfolgungen waren. Unter solchen Erfahrungen und Umgebungen hatte Polycarpus sein Leben auf 86 Jahre gebracht, und dem Herrn treu gedient. Die Verfolger ergriffen ihn und führten ihn auf den Richtplatz. Dort forderte ihn der römische Prokonsul auf, „Christum zu lästern, so werde er ihn frei lassen." Da sprach Polycarpus das berühmte Wort: „Sechsundachtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nichts Übles gethan, und wie kann ich meinen König, meinen Erlöser lästern?" — Der Prokonsul drohte dann mit den wilden Tieren, und als das nicht half, mit dem Feuer. Darauf erwiderte Polycarpus: „Du drohst mit Feuer, das eine Stunde brennt, und in kurzem verlöscht, denn du kennst nicht das Feuer des künftigen Gerichts und der ewigen Pein, das den Gottlosen aufbehalten ist. Aber was zögerst du? bringe, was du willst." Auf dem Scheiterhaufen betete er noch einmal, und brachte Gott Dank, „daß er dieses Tages und dieser Stunde ihn gewürdigt habe, teilzunehmen an der Zahl seiner Zeugen, an dem Kelch seines Christus, zur Auferstehung des ewigen Lebens der Seele und des Leibes, unter welche er heute möge aufgenommen werden, von ihm, in einem wohlgefälligen Opfer."

Mit diesem Zeugnis hat er sein langes Leben würdig beschlossen. Man wird unwillkürlich an das Wort des Apostels Paulus erinnert: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit;" und an das Wort des Jakobus: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet" rc. Wer so von dem Herrn gewürdigt wurde durch die Trübsal zu gehen und ihm das Kreuz nachzutragen, bis in den Tod, der wird gewiß auch im Himmel einer hohen Stufe der Herrlichkeit gewürdigt werden.

Neben diesen großen Glaubenshelden stellen wir nun einen andern, der in einer andern Zeit und unter andern Umständen gelebt hat, Ludwig Hofacker. Bei dieser Nebeneinanderstellung haben wir es nur mit dem Menschen, dem Christen Hofacker zu thun, nicht mit dem Prediger. Und diese Zusammenstellung wird uns besonders die Ungleichheit der beiden erkennen lassen. (Ich weiß zwar wohl, wie gewagt es ist, ein solches Urteil über L. Hofacker abgeben zu wollen, aber indem dasselbe nur mit seinen eigenen Worten und im Einklang mit denselben geschieht, so wird es ja wohl erlaubt sein.)

Im Anfang seiner Studienlaufbahn war H. ein rechter Student, im Sinne der Welt und des Fleisches, aber in seinem 20. Lebensjahr ergriff ihn die Gnade Gottes und zeigte ihm, daß er sich bekehren müsse, wenn er ein rechter Theologe, ein rechter Diener Christi werden wolle. Und er bekehrte sich aufrichtig und gründlich. Und auch im weiteren Verlaufe zeigte es sich, daß er auch mit der Heiligung desselben Ernst machte, obwohl es dabei durch viele Schwankungen hindurchging, oder um mit dem württembergischen Konfirmandenbüchlein zu reden, — „der Glaube ist bald groß und stark, voller Zuversicht und Freudigkeit; bald klein und schwach, da viel Zweifel, Furcht und Kleinmütigkeit mit unterlauft.“ — Hören wir nun seine eigenen Aeußerungen darüber:

„Was meinen Herzenszustand betrifft, so muß ich bekennen, daß ich mich mehr aufs Glauben lege, als zuvor. Es beschäftigt mich immer der Spruch: „Mit einem Opfer hat er auf ewig vollendet alle, die geheiligt werden.“ Wir müssen mehr von unsern wechselnden Gefühlen abkommen, insofern wir darauf unsere Hoffnung gründen, denn der Grund unserer Hoffnung liegt nicht in uns, sondern in Christo, da ist er fest und reicht hinein in das Inwendige des Vorhangs.“ (Hof. Leben, 150, 51.)

„Mein Glaube ist noch sehr klein, schwach und wankend, er würde, denke ich, durch eine kleine Anfechtung zerbrochen werden. Es ist wörtlich bei mir, wie das Lied sagt: ‚Herr, ich glaube, hilf mir Schwachen, laß mich ja verzagen nicht; du, du kannst mich stärker machen, wenn mich Sünd' und Tod anficht.‘ — Wenn die Hölle ihren Rachen gegen mich aufsperrt, so würde ich noch zu schwach sein.“ (223.)

„Ich komme nicht zu einem freudigen, völlig durchgebrochenen Glauben. Es geht gegenwärtig schwach bei mir her; es ist noch viel Ungebrochenes in mir, das sich nicht unter die Gnade beugen will, noch manches, worüber mir erst noch Buße geschenkt werden muß. Ich könnte hiervon wohl Ursachen angeben, aber ich mag sie einem Briefe, der über Grenzen und Länder hinausgeht, nicht anvertrauen. Der Heiland wird sein Werk thun; ich hoffe auf ihn.“ (271.)

„Er beschuldigte sich vor seinen Vertrauten einer großen Armseligkeit und Treulosigkeit seines inwendigen Menschen, die ihm für dieses Leben beinahe unheilbar dünke. Er wünschte sich neben seiner evang. Erkenntnis und seiner spätern Erfahrungen der freien herrlichen Gnade Christi den unendlich höhern, gewaltigen Ernst und Eifer der ersten

Christen, ja, auch das Feuer seiner ersten Christentumsperiode, und fand es höchst beklagenswert, daß besonders die Christen der neueren Zeit so selten die richtige Mitte finden; denn entweder verzehren sie ihre beste Kraft im gesetzlichen Eigenwirken, — oder sie lassen allmählich in ihrem Eifer nach, und bleiben nicht in der ersten Liebe.“ (289, 90.)

„Es sind scharfe memento mori an meiner armen Hütte — und ich habe eigentlich noch wenig Freudigkeit zum Heimgehen in die Ewigkeit. Der Herr gedenke meiner Sünden nicht, und lasse mich Barmherzigkeit finden vor seinem Angesicht! Ich kann nichts vor ihn bringen, als Sünden, Untreuen über Untreuen, Schuld auf Schuld. Ach Herr, lasse dein Erbarmen überschwenglich an mir altem Sünder werden.“ (297.)

Als ihn ein Freund aus Anlaß einer Scherzrede auf die Pflicht der Wachsamkeit aufmerksam machte, sagte er:

„Ich möchte allerdings etwas nobler in den Himmel kommen, aber vor allem muß ich wissen, ob ich elender Mensch auch nur angenommen werde. So lange es sich bei mir erst noch um die Hölle oder um den Himmel handelt, kann ich mich auf keine Heiligung einlassen. Will mir aber hernach, wenn ich darüber glücklich im Reinen bin, der Heiland auch noch etwas von seiner Heiligung schenken, so will ich's mit Dank annehmen.“

„In den letzten 24 Stunden, als die Bewegung der Brust stets höher und höher stieg, bat er seine Umgebungen mehrmals, den Herrn dringend um seine Auflösung anzuflehen.“ (324.)

„Kurz vor seinem Tode sagte er mit einer gewissen Hast zu seinem Bruder: Bitte nun den Heiland, daß er mich b a l d auflöse, denn jetzt kann ich es nicht mehr aushalten. — Auf die sanfte Zurechtweisung des Bruders sagte er: Ach daß ich nur so etwas Ungeduldiges denken, geschweige reden konnte!“ (325.)

Diese Äußerungen Hofackers über sich und seinen Herzens- und Lebenszustand sind für jedermann deutlich genug und bedürfen keiner Erklärung. Es erhellt aus denselben, daß er zwar ein Kind Gottes gewesen sei, das sich im Glauben an das Verdienst seines Heilandes gehalten habe; aber man vermißt in denselben die rechte Glaubensfreudigkeit, die mit dem Ap. Paulus rühmen könnte: „Ich weiß, an wen ich glaube, und daß er mir die Krone der Gerechtigkeit geben wird. — Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes.“ — Man wird nicht umhin können, jene Äußerungen als Bekenntnisse über sein Zurückgebliebensein in der Heiligung, als einen Zustand der Schwachheit und Unvollkommenheit im Christentum, in seinem Verhältnis zu dem Herrn, anzusehen, und es würde nichts helfen, sich dagegen zu wehren oder es zu verschweigen. Sie stammen aus der Zeit seiner Krankheit und Trübsal, und sie dürfen also wohl, als aus Erfahrung und Überzeugung hervorgegangen, angesehen und angenommen werden.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Glaubensbrüdern stellt sich hiernach als ein großer, stark in die Augen fallender, dar. Und doch bleibt uns kurzsichtigen Menschen, die nur das sehen, was vor Augen

ist, noch so vieles, ja gerade die Hauptsache, der verborgene Mensch des Herzens, unbekannt. Gott aber sieht und erkennt auch das Herz, die geheimen Bewegungen desselben und auch alles Thun und Lassen des äußeren Lebens. Und es wird niemand zweifeln wollen, daß Polycarpus in seinem langen, gottgeweihten Leben mehr Früchte des Glaubens gebracht habe; in der Heiligung des Herzens und Lebens weiter fortgeschritten und vollkommener geworden sei, als Hofacker. Das zeigt die Freudigkeit zu seinem Märtyrertode. Und dieser Unterschied im inneren Geistesleben wird gewiß in der Ewigkeit zur Erscheinung kommen, und danach wird auch der größere oder geringere Grad der Herrlichkeit erteilt werden. — Vielleicht darf hingewiesen werden, auf jene Knechte, denen der Herr die Centner anvertraut hatte. Wie dieselben nicht alle gleich viel empfangen hatten, so war auch ihr Gewinn ungleich und demgemäß auch die Vergeltung. Einem jeden nach seiner Treue!

Kirchliche Rundschau.

Der Disput über die Sendung Satollis nach den Vereinigten Staaten ist immer noch nicht zu Ende und der Brief des heiligen Vaters über die Schulfrage, den er unter dem Datum vom 1. Juni an den Kardinal Gibbons gerichtet hat, ist nicht geeignet, denselben zu beendigen. Zudem hat das Schreiben diesen Zweck nur soweit, als es die katholischen Bischöfe selbst betrifft. Beiden Teilen wird nämlich recht gegeben; auch das Verfahren des päpstlichen Ablegaten ist auf Grund der Beschlüsse des Baltimorer Konzils erfolgt, die streng zu befolgen sind. Wie das möglich ist, sagt der Brief vorsichtigerweise nicht, und so ist es kein Wunder, wenn über denselben gesagt wurde, daß er zwar unfehlbar sein möge, aber gewiß nicht unzweideutig sein könne.

Dieses letztere ist auch schwerlich beabsichtigt. Leo XIII. will sich weder in der einen noch in der andern Richtung binden. Die Durchführung der Beschlüsse des Baltimorer Plenarkonzils ist erstlich einmal mit großen Geldopfern verbunden und bringt nicht denjenigen politischen Einfluß, der wahrscheinlich aus einer geschickten Beherrschung der öffentlichen Schulen hervorgehen würde. Darum darf Ireland seine Pläne unter dem Schutze Satollis erproben. Hat er den nötigen Erfolg, dann ist es dem Papste lieb; hat er ihn nicht, nun dann kann man immer wieder zu dem alten System zurückkehren. Die Hauptsache in beiden Fällen aber ist die politische Macht, die man zu gewinnen hofft, indem man die römische Kirche als Beschützerin oder wenigstens Freundin der Demokratie ausgiebt. So macht man's in Frankreich, so in den Vereinigten Staaten, so überall, wo man auf diesem Wege mehr zu gewinnen hofft, als wenn man sich als Beschützer der Throne hinstellt. Nur daß immer dasselbe Motiv zu Grunde liegt: Die Beförderung der römischen Weltherrschaft, welcher Republik und Monarchie dienstbar gemacht werden soll.

Die Versammlung der Endeavorvereine in Montreal war in Gefahr mit einem Straßenkrawall beschlossen zu werden. Einige Delegaten wurden mit Steinwürfen verfolgt, weil einer derselben in einem der belebtesten Teile der Stadt mit lauter Stimme geäußert hatte, daß die Mutter Christi ein verlassenes Weib

gewesen sei („that the mother of Christ was an abandoned woman"). Diese Sache wurde (nach dem uns vorliegenden Bericht) sogar in einer der Sitzungen besprochen und „die Konvention entzog der Delegation, welche Anlaß zu diesem Tumult gegeben hatte, sofort ihre Sympathie."

Mehr Aufregung unter der römisch-katholischen Bevölkerung riefen die Bemerkungen hervor, welche ein christlicher Hindu, der als Delegat anwesend war, über den katholischen Kultus machte. Derselbe hatte auf eine bedenkliche Ähnlichkeit hingewiesen, die zwischen dem römischen und den heidnischen Kulten in Indien bestehe. Das erregte natürlich den höchsten Zorn der römisch-katholischen Bevölkerung, und es war nur dem entschlossenen Auftreten der Polizei und etwa einem Tausend protestantischer Milizmänner in Civilkleidung zu verdanken, daß nach Schluß der Versammlung die Teilnehmer daran ungefährdet Montreal wieder verlassen konnten.

Die Politik des deutschen Reiches zeigt wohl stärker als die jedes andern Staates das Verwachsensein mit kirchenpolitischen Fragen. Noch bis vor wenigen Wochen war man vielfach überzeugt, daß das deutsche Reich auf alle Fälle von der Macht des Centrums und damit indirekt von der Macht Roms abhänge, wenn es irgend etwas von Bedeutung im Reichstag zu stande bringen wolle. „Vom Centrum," sagte ein größeres kirchliches Blatt, „hängt es unter allen Umständen ab, was aus der Heeresverstärkung werden soll, ob es zur Durchführung des Planes einer abermaligen Auflösung des Reichstages bedürfen wird oder nicht." Glücklicherweise hat sich diese so bestimmt ausgesprochene Behauptung als ein Irrtum erwiesen und es sind die Aussichten Roms auf politische Übermacht in Deutschland wieder um einige Stufen zurückgegangen. Vermutlich wird Rom alles daran setzen, die verlorene Macht wieder zurückzugewinnen. Allerdings scheint vorläufig das Hauptaugenmerk der päpstlichen Politik auf die Vereinigten Staaten gerichtet zu sein. Kann Rom hier die Oberherrschaft gewinnen, so scheint das für die Zukunft von noch viel größerer Wichtigkeit zu sein als in Europa, indem alle Staaten des nord- und südamerikanischen Kontinents der Mehrzahl ihrer Bewohner und ihrem Namen nach katholisch sind mit einziger Ausnahme der Vereinigten Staaten, die wesentlich eine auf akatholischer Grundlage stehende politische Bildung der neueren Zeit sind.

Der Evangelisch-soziale Kongreß, dessen diesjährige Versammlung in Berlin stattgefunden hat, bietet sich insofern als bemerkenswert dar, als in demselben eine große Anzahl evangelischer Christen, Pastoren und Theologen ein gemeinsames Arbeitsgebiet gefunden haben, auf welchem sie trotz der Verschiedenheit ihrer sonstigen Anschauungen und Richtungen zusammenwirken können. Es ist leicht begreiflich, daß ein derartiges Zusammengehen von Leuten, die sich sonst fernstehen, von den einen ebenso scharf verurteilt, als es von den andern freudig begrüßt wird. Die Erwartungen, die man davon hegt, mögen vielleicht über das Ziel des Erreichbaren hinausgehen, aber es ist schon etwas — und nicht wenig — wert, wenn die Leute verschiedener Richtung sich darauf besinnen lernen, daß sie an der menschlichen Gesellschaft, in der sie zu wirken berufen sind, ein gemeinsames Arbeitsfeld haben und daß die Idee des Reiches Gottes, sofern sie nicht bloß für jene Welt Bedeutung hat, sondern die diesseitige auch mehr oder weniger umzugestalten bestimmt ist, gemeinsame Ziele, wenigstens in dieser Hinsicht, möglich macht. Das ist auch in verschiedenen Aussprüchen auf jener Versammlung zu Tage getreten.

Zunächst hat freilich dieser Kongreß nur den Zweck, die sozialen Fragen vom evangelischen Standpunkte aus zu besprechen und zu beleuchten. Daß das kein — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — praktisches Ziel ist, mag man immerhin zugestehen, aber damit wird man dem Kongreß wohl noch nicht das Existenzrecht absprechen können.

Der katholische soziale Kongreß hat z. B. sehr praktische Ziele; für ihn ist die Unterwerfung unter die Ordnungen und Herrschaft der römischen Kirche gleichbedeutend mit der Lösung der sozialen Fragen. Denn die von der Kirche entweder geschaffene oder wenigstens sanktionierte gesellschaftliche Ordnung ist für den Katholiken der Zustand möglichster Vollkommenheit. Daß sich der evangelisch-soziale Kongreß von derartigen praktischen Zielen und Thaten fern hält, wird man ihm schwerlich verargen können. Außerdem sind die Bemühungen, zur klaren Einsicht darüber zu gelangen, was zu erstreben und was zu beseitigen sei, viel mehr wert als ein unklares Herumflicken, das bloß einen andern Schein aber keine wirkliche Veränderung der Dinge zum bessern hervorruft.

Der erste Punkt, welcher zur Sprache kam, war das Verhältnis von Christentum und Wirtschaftsordnung, oder, wie man es auch bezeichnen könnte, von Besitz- und Erwerbsverhältnissen. Was hauptsächlich bei der Behandlung dieses Gegenstandes hervortrat, war der ganz gewiß richtige Satz, daß das Christentum nicht bloß überweltliche sondern auch ein innerweltliches Ziel habe. Dieses Ziel aber sei die möglichste Beseitigung von Armut und sozialer Verachtung. In dieser Arbeit müsse ein Fortschritt möglich sein, sonst habe dieselbe keinen sittlichen Gehalt und es sei dann auch keine Begeisterung dafür möglich. Dabei müsse man aber immer auf dem Boden der Wirklichkeit stehen bleiben und im Auge behalten, daß immer nur relative Erfolge möglich sein werden und den Grundsatz von dem persönlichen Wert und der persönlichen Achtung jedes einzelnen festhalten. Die gegenwärtige Bewegung auf dem Gebiet der Besitzes sei ein Prozeß der Zersetzung. Die heutige Ordnung erkläre zwar das Eigentum als unantastbar, aber in Wirklichkeit diene sie dazu, das Eigentum zu zerstören, indem es in wenige Hände aufgesaugt werde.

Das zweite Thema, das behandelt wurde, war: die Annäherung der Stände. Die Besprechung desselben geriet — wie das übrigens kaum zu vermeiden war — mannigfach ins kleinliche hinein. Ob man jemand „Herr" oder „Fräulein" anreden dürfe, oder ihm diesen „Titel" versagen müsse oder nicht, das erscheint uns hier wenigstens ohne sonderliche Bedeutung zu sein.

Viel wichtiger dagegen ist die Bemerkung, daß die Standesunterschiede im hergebrachten Sinne gleichsam nur als Rohmaterial verwertet werden könnten und verschmolzen werden müßten für neue Bildungen.

Der letzte Punkt der behandelt wurde, war die Frage der Sonntagsruhe. Es wurde namentlich darauf hingewiesen, daß das bereits in dieser Beziehung Erreichte noch keineswegs eine wirkliche Sonntagsruhe gewähre, sondern nur Anfänge derselben; namentlich sei eine Regelung des Schankgewerbes und des Verkehrswesens in dieser Hinsicht dringend nötig.

Augenblicklich ist eine eucharistische Pilgerfahrt nach Jerusalem im Werke, die vom Vatikan wie von Frankreich aus mit gleichem Eifer betrieben wird; jener hofft seine Unionspläne mit der griechischen Kirche dadurch zu fördern, Frankreich aber sein altes Ansehen, das es in Kleinasien als Schutzmacht der röm.-kath. Kirche genießt, fester zu begründen. Bei so schönem Zusammen-

treffen der Umstände ist es nicht auffallend, daß sich die beiden Verbündeten trefflich in die Hände arbeiten. Frankreich hat die Leitung übernommen und nichts unterlassen, um das Schauspiel so großartig als möglich zu gestalten. Unter den 1200 meist französischen Pilgern sind mehr als hundert Erzbischöfe, Bischöfe und Delegierte von Kongregationen. Zum mehreren Glanze Frankreichs ist auch das große Mittelmeer-Geschwader, dessen Admiral in Konstantinopel Gegenstand hoher Auszeichnungen war, nach Jaffa dirigiert worden, und der Admiral, Offiziere und Mannschaften werden unter den Pilgern sein. Der Vatikan seinerseits thut alles, um durch ein besonders imposantes Ceremoniell den staunenden Blicken der Orientalen ein Fest zu geben. Dem päpstlichen Legaten werden geradezu königliche Ehren erwiesen werden. Den Feierlichkeiten werden sich Beratungen der in Jerusalem versammelten röm.-kath. Würdenträger über folgende Punkte anschließen: eucharistische Liturgie im Orient; eucharistische Theologie; eucharistische Archäologie; eucharistischer Kultus; das Verhältnis zwischen Orient und Occident. Eucharistia symbolum et vinculum caritatis et unitatis.

Der Kongreß ist inzwischen mit dem nötigen Pomp in Scene gesetzt worden zur großen Befriedigung des Papstes. Ein päpstliches Blatt veröffentlichte folgendes Telegramm: „Jerusalem, 21. Mai (Pfingsttag). Der Kongreß wurde mit einer bewundernswerten Rede des päpstlichen Kardinal-Legaten geschlossen. Die Mönche der Assunzione (Mariä Himmelfahrt) sangen Loblieder auf die Prälaten. Dann folgte eine glänzende Prozession nach der Kirche S. Stefano. Um Mitternacht Gesang des Mattutino della Pentecoste unter dem Zelt auf Zion. Unzählbare Messen wurden celebriert; es herrscht allgemeiner Jubel."

Im J. 1880 unterbreitete Segur dem jetzigen Papst den Plan rücksichtlich der jährlich zu haltenden Eucharistischen Kongresse, mit denen man beabsichtigt, den Kultus des Sakraments zu fördern und glänzender zu gestalten. Leo XIII., der schon verschiedene Kulte gefördert hat, neuerdings den der heil. Familie, billigte den Plan, und somit wurde der erste Kongreß in Lille 1881 gehalten. Über den 1892 in Neapel gehaltenen siebenten Kongreß haben wir im verflossenen Jahre berichtet. Ort und Glanz gaben dem achten Kongreß in Jerusalem eine besondere Bedeutung, und letztere ward dadurch erhöht, daß gleichzeitig eine Bußpilgerfahrt von 740 Personen in Jerusalem eintraf.

An dem Kongreß selbst nahmen 1500 Personen teil, Angehörige von elf Nationen. Prälaten aus dem Orient, Griechenland, der Türkei, Belgien, der Schweiz, Italien, Spanien, Amerika hatten sich eingefunden. Aus Deutschland und England keiner. Als Ouverture des Schauspiels kann der Einzug des Kardinal-Erzbischofs Langénieux gelten. Nach einem Privatbrief aus Jerusalem war jener Einzug einem Triumphzug Roms zu vergleichen. Man sah den Kardinal, den Delegierten des Papstes, hoch zu Roß, bekleidet mit dem Purpurmantel, umgeben von zahllosen Geistlichen, unter ihnen fünfzig orientalische Bischöfe, dazu viele Konsuln und Offiziere, wobei türkische Soldaten Spalier bildeten. „Wir dachten," sagt der Brief am Schluß, „an Matth. 21 und gingen traurig heim." Eine päpstliche Zeitung schreibt: "Miracolo di trionfo in Gerusalemme."

Am Sonntag vor Pfingsten ward der Kongreß in der Grabeskirche mit dem Gesang "Veni Creator spiritus" eröffnet, am folgenden Tage war in der Erlöserkirche die erste Versammlung. Die im Laufe der Woche gehaltenen

Reden bezogen sich durchweg auf rituelle Dinge. Ein syrischer Bischof sprach sich dahin aus: „Die voll verstandene Eucharistia bringt uns zu den Füßen des Papstes in Rom." Am klarsten zeigte sich die Absicht, Roms Macht in Hinsicht der Schismatiker zur Geltung zu bringen. Am Festessen nahmen neunhundert Personen teil, und als ein Telegramm des Papstes eintraf, brachen alle in Jubel aus.

Auf die Eucharistie bezieht sich auch das Breve vom 1. Mai 1893, in welchem der Papst die in Turin bestehende „Genossenschaft der allgemeinen täglichen Sakramentsanbetung" bestätigt und den Mitgliedern derselben unter gewissen Bedingungen vollkommenen Ablaß verleiht.

Während man so im Vatikan bemüht ist, den Kultus des Sakraments zu fördern, vergißt man auch den Kultus der Himmelskönigin nicht. Zwei Ereignisse stehen in dieser Hinsicht bevor. Zuerst am 4. September d. J. eine große Pilgerfahrt nach Lourdes, als Danksagung für das unter dem Schutz der Himmelskönigin wohlgelungene päpstliche Jubiläum. Kardinal Parocchi in Rom ist der Leiter des Unternehmens und stellt zugleich eine „geistliche" Wallfahrt derer in Aussicht, welche nicht im stande sind, persönlich teilzunehmen. Dann steht für 1895 das Centenarfest des heil. Hauses von Loreto in Aussicht. Man rüstet sich schon jetzt, und Verdi hat verheißen, bis dahin eine neue Melodie zur Lauretanischen Litanei zu komponieren. Der Madonnenkultus wuchert unterdes und treibt immer neue Schößlinge. Kürzlich verbreitete sich das Gerücht, in Altavilla, Provinz Salerno, habe man infolge wunderbarer Träume eine Madonnastatue aus der Erde gegraben, und diese Madonna habe sofort Wunder gethan. Prozessionen von Tausenden erschienen täglich an jener Wunderstätte, Haufen von Kostbarkeiten und Kleinodien schenkte man dem Wunderbilde. Weder Papst noch Bischof befahl eine Untersuchung; eine solche ward von der Civilbehörde angestellt, wobei es sich zeigte, daß man zu Altavilla keine Madonna, sondern einen alten durch Rostansätze seltsam gestalteten Nagel gefunden habe. In jener Zeit, als nach monatelanger Dürre das größte Elend drohte, hat man in Italien, am meisten im Süden, zahllose Bitt- und Bußprozessionen zu Ehren der Himmelskönigin gesehen, um Regen zu erbitten. Man pflegte (unglaublich aber buchstäblich wahr!) die betreffende Statue an einen der brennenden Sonne ausgesetzten Ort zu stellen und dort stehen zu lassen, bis die Madonna Regen gab. Sie sollte selbst fühlen, wie weh die sengenden Sonnenstrahlen thun. Kein Papst, kein Bischof ist solchem Wahn des armen Volkes entgegengetreten, und die Madonna hat sich erweichen lassen, Regen zu spenden.

Auch an Papstkultus fehlt es nicht, wenn er sich auch in etwas eigentümlichen und kindischen Formen ausdrückt. Die Umgebung des Papstes ist bemüht, ihn stets im Gefühl seiner Größe und Herrlichkeit zu bestärken. Hier sei in dieser Hinsicht als bezeichnend folgendes erwähnt. Man hat die Decke im Schlafzimmer des Papstes kürzlich durch den Künstler Seitz mit einem neuen Bilde zieren lassen. Die Decke stellt den gestirnten Himmel dar, und als Anspielung auf den Namen Leo sieht man in der Mitte das Sternbild des Löwen. Das ist etwas, aber nicht genug. Wenn der Papst auf einen neben seinem Bett befindlichen Knopf drückt, so leuchten die Sterne, aus denen das Sternbild besteht, mit elektrischem Licht. Der Papst kann also, so oft er will, den Glanz seines Namens bewundern. Gewisse römische Kaiser hatten an ähnlichen Dingen ihre Freude. Vom Empfangsaal des Domitian sagt sein Schmeichler Martial, man wähne, in demselben aufwärts schauend, den Himmel zu erblicken. Ein bekannter Historiograph hat recht, wenn er sagt: „Alles, was in Rom neu ist, das ist alt."

Die Juden werden gegenwärtig auch von Bekenntnisfragen in Anspruch genommen. Es ist freilich mehr der Not gehorchend, als dem eigenen Trieb, daß sie sich damit beschäftigen. Angesichts des religiösen und litterarischen Antisemitentums, das seine Anklagen gegen das Judentum mehr auf den Inhalt des Talmud als auf die thatsächlichen Verhältnisse stützt, haben mehr als zweihundert Rabbiner eine Erklärung erlassen „gegenüber falschen Vorstellungen, die über Schrifttum und Sittenlehre des Judentums verbreitet werden."

Es lagen nun für die Erklärung zwei Entwürfe vor. Der eine derselben suchte den Talmud nur als ein für das jetzige Judentum nicht mehr verbindliches historisches Überbleibsel darzustellen. Er sei den Juden wertvoll als „ein Buch, das über die Auffassungen und Lehrmeinungen, über die ältere Geschichte des Judentums, über Glauben und Unglauben, über Sitten und Unsitten" der Juden die mannigfachsten Aufschlüsse gebe; aber er sei kein Gesetzbuch, nur eine Quellenschrift, die „im wesentlichen nur Diskussionen" wiedergebe.

Dieser Entwurf, der allerdings den auf den Talmud sich stützenden Antisemiten wenigstens eine Waffe aus der Hand genommen hätte, ist aber merkwürdigerweise nicht angenommen worden. Die Verbindlichkeit des Talmud für den Juden wollte man doch nicht preisgeben. So wurde denn eine andere Erklärung angenommen, in der gesagt wird, daß die heil. Schrift die Grundlage für die Lehre des Judentums bilde. Die andere Religionsquelle sei der Talmud, der allem Raum gibt, was den menschlichen Geist und das menschliche Gemüt beschäftigt, d. h. außer Religion und Ethik auch Fragen der Weltweisheit, Naturkunde, Medizin, Geschichte, Erzählungen u. s. w. Er enthalte die von mehr als 2000 Gesetzeslehrern in den Lehrhäusern gepflogenen Verhandlungen, so daß er die verschiedenen, oft einander widerstreitenden Meinungen nebeneinanderstellt, jede Ansicht, die zu Worte kam, jede Auffassung, die geäußert wurde, in der ganzen Lebendigkeit der Diskussion wiedergibt, und zwar ohne dabei immer zu einer endgültigen Entscheidung zu gelangen. Die Sittenlehre des Talmud beruhe auf der Bibel, fordere allgemeinste Menschenliebe gegen Juden und Nichtjuden, und Gehorsam gegen die Gesetze des Staates. [Man kann ja ähnliches, d. h. mit einer reservatio mentalis, auch von der Jesuitenmoral sagen.] Es wird ferner gegen die Verbindlichkeit der aus dem Talmud und der nachtalmudischen Litteratur entstandenen Auszüge Verwahrung eingelegt, und „vereinzelte gegen ‚Akum' [Anbeter der Sterne und Sternbilder] gerichtete Aussprüche im Schulchan Aruch" und andern Schriften als „Ausfluß einer durch die Zeitverhältnisse hervorgerufenen Stimmung und als Akte der Notwehr" bezeichnet. „Sie waren nur gegen diejenigen Heiden gerichtet, welche Ehre, Leben und Eigentum nicht schonten."

Diese Erklärung ist weder orthodox noch reformjüdisch. Die Orthodoxen opponieren ihr nicht ausdrücklich, nehmen sie aber auch nicht an. Ihr Organ, der „Israelit," übergeht sie mit Stillschweigen. Die berliner Börsenorgane, die das Reformjudentum vertreten, wollen Beseitigung der Verbindlichkeit des Talmud. So lange der Talmud als solcher [d. h. als Religionsquelle des Judentums] bestehe und gelehrt werde, sei eine „tendenziöse" Ausnützung seines Inhaltes zu erwarten. Der einzig richtige Weg sei, zu erklären, daß die heutige jüdische Generation mit den Lehren des Talmud nichts mehr gemein habe, dieser vielmehr als historische Reliquie zu betrachten sei. „Kaum einer der heute lebenden Juden, mit alleiniger Ausnahme der Rabbiner und sonstigen Schriftgelehrten, hat eine Ahnung davon, was im Talmud steht." Etwas

Wahres ist an dieser letzten Behauptung. Es ist indeß weniger von Wert festzustellen, wie weit diese Behauptung übertrieben ist, als darauf hinzuweisen, daß auch das Judentum unter den heutigen Zeitverhältnissen zwischen ähnliche Klippen getrieben wird, wie verschiedene Kirchengemeinschaften der heutigen Christenheit. Man kann dem Talmud gegenüber beim besten Willen nicht mehr völlig orthodox sein, schon deswegen nicht, weil er zum Teil aus Verhältnissen und Umständen hervorgegangen ist, die gar nicht mehr existieren. Noch weniger aber kann man ihn völlig beiseite schieben. Von den alttestamentlichen Institutionen läßt sich das, was alt und überjährt und darum längst zu seinem Ende gekommen ist (vergl. Hebr. 8, 13), nicht mehr aufrichten; der bleibende Gehalt derselben aber ist vom Christentum aufgenommen worden. Will man nicht dem Atheismus und der Irreligiosität verfallen, so muß man, wenn auch nicht förmlich, so doch thatsächlich, zu irgend einer Art von Christentum greifen, um sein Judentum nicht ganz zu verlieren. Das will man aber doch nicht, und so wird auch das Reformjudentum nicht gänzlich frei vom Talmud, den es doch um anderer Rücksichten willen gerne los wäre.

Was die deutschen Juden oder, genauer gesagt, die Juden in Deutschland überhaupt betrifft, so sind sie in drei Parteien gespalten: die orthodoxe Partei, die Reformpartei und die Partei der mittleren, sagen wir Philippsohnschen, Richtung. Letztere hat gegenwärtig im gesamten Reiche, auch in den östlichen Provinzen, den Sieg davongetragen: ihre Gemeinden stehen in so kompakter Masse da, daß die beiden äußersten Parteien gegen sie als Sekten erscheinen. Die orthodoxe Partei hält streng an den Observanzen fest, die sie von der polnischen Schule übernommen, und wählt aus dem vielen, welches der Talmud offen läßt, immer das Strengere, ja das Strengste heraus: die Lebensweise ihrer Anhänger ist derart, daß sie eine nähere Berührung mit den Nichtjuden in jeder Beziehung ausschließt. Dagegen streift die Reformgemeinde fast alle Formalien ab, verwirft den Talmud, hält weder Sabbath, noch „Gezeiten" mit der gehörigen Strenge, ignoriert die Speisegesetze, erklärt selbst die Beschneidung für fakultativ und droht, täglich mehr in abstrakten Deismus überzugehen. In Elbing überraschte ein Rabbiner christliche Zuhörer mit der Behauptung, daß die Juden den Adonai hinter den Sternen allein (ohne Offenbarung) gefunden hätten; in Konitz segnete ein (von auswärts verschriebener) Rabbiner der vorgeschrittenen Partei die Ehe eines Protestanten mit einer Jüdin ein, obgleich er die Gewißheit hatte, daß der christliche Teil bei seinem Bekenntnis beharre. Zwischen diesen beiden äußersten Parteien nimmt nun die „Philippsohnsche" Partei eine mittlere Stellung ein. Auf die Haarspaltereien des Talmud verzichtend, hält sie sich an diejenigen Punkte, welche ihr wesentlich erscheinen; das sind die Beschneidung, die Speisegesetze und die „Gezeiten." Dagegen neigt sie sich zu einer laxen Handhabung der Sabbathfeier, baut keine Laubhütten mehr, gibt überhaupt alle diejenigen Äußerlichkeiten preis, welche die Aufmerksamkeit der Nichtjuden zu erregen vorzugsweise geeignet sind: befolgt überhaupt den Grundsatz, sich äußerlich den sie umgebenden Christen gleichzustellen, während sie sich innerlich von ihnen abschließt. Ein solches System durchzuführen, welches den Schein vom Wesen trennt, ist nur einem starkgeistigen, durch tausendjährigen Druck gestählten Volke möglich, einem Volke, dessen Glieder einst in Portugal und Spanien jahrhundertelang die Rolle von römisch-katholischen Christen spielten, ohne es wirklich zu sein. Der Deutsche, welcher, wie Hegel sagt, "entier" (ganz) ist, und dem Formen ohne Inhalt förmlich widerstehen, kann sich von einem

solchen Geistessport kaum einen Begriff machen. Daher auch bei oberflächlichen Beobachtern die Meinung herrscht, daß die Juden allmählich im deutschen Volke aufgehen, woran jetzt weniger als je zu denken ist. Solange Beschneidung, Speisegesetze und Gezeiten bleiben, steht zwischen Juden und Christen eine chinesische Mauer, welche noch zu durchbrechen ist. Die Juden der Mittelpartei beginnen, auf den gehofften Messias zu verzichten; einige gehen so weit, zu lehren, daß eigentlich das Judenvolk als solches, also auch in seiner jetzigen Gestalt, der Messias sei.

Am 16. Mai war die Albert=Halle in London der Schauplatz einer großen Demonstration. Das Meeting war vom Erzbischof von Canterbury einberufen worden, um gegen Gladstones suspensorische Bill zu protestieren, die in Schottland und Wales die Entstaatlichung der englischen Kirche anbahnen soll. Der Versammlung ging ein besonderer Gottesdienst in der St. Pauls=Kathedrale voran. Die Zahl der Protestierenden in der Albert=Halle war eine sehr stattliche. Auf der Tribüne befanden sich die vornehmsten Würdenträger der englischen Kirche, außerdem die Herzöge von Argyll und Westminster, Lord Selborne, Lord Croß und andere Mitglieder der Aristokratie und des Parlaments. Der Erzbischof von Canterbury führte das Präsidium. Außer ihm sprachen gegen die Entstaatlichung und Säkularisierung der Kirche noch Lord Selborne, der Erzbischof von York, der Herzog von Argyll, der Herzog von Westminster, der Bischof von London und mehrere andere Notabilitäten. Es wurde eine Resolution angenommen, wonach alle Mitglieder der englischen Kirche aufgefordert werden, den Gesetzentwurf als ungerecht und der Kirche nachteilig zu bekämpfen. Während der laufenden Session dürfte übrigens die suspensorische Bill für Schottland wohl nicht mehr zur Verhandlung kommen. Die schottischen Anhänger Gladstones sind nämlich gegen eine stückweise Gesetzgebung und werden daher lieber die von Dr. Cameron eingebrachte Vorlage unterstützen, welche die Entstaatlichung der Kirche in Schottland offen beantragt und die dadurch frei werdenden Gelder zu öffentlichen Zwecken zu verwenden empfiehlt. Was die Bill für Wales betrifft, so haben die walliser Radikalen, die anfangs als unbequeme Dränger sich erwiesen, nun darauf verzichtet, sie noch in dieser Session in das Statutenbuch gelangen zu sehen; für die nächste Session aber wollen sie ihr den ersten Platz auf der Liste der Regierungsanträge sichern.

In England will die römische Kirche einen neuen Ansprung und Aufschwung nehmen; das verkündigen alle ihre dortigen Blätter, die es stets lieben, sich besonders laut und volltönend zu äußern. In der Behausung des verstorbenen Manning ein neuer Kardinal; im Mansion=Haus ein gut römischer Lord=Mayor, — das ist ein glückliches, wirkungsvolles Zusammentreffen! Anderes geht damit Hand in Hand Die „Catholic Times," die verbreitetste, weil irisch=demokratisch gerichtete, Wochenschrift der römischen Kirche in England, bisher nur in Liverpool erschienen, läßt seit 17. März eine besondere londoner Ausgabe erscheinen. Sie will „mithelfen, daß die 200,000 Katholiken, welche unter den nahezu 6 Millionen Protestanten von London leben, eine ähnlich geschlossene, einflußreiche Stellung erlangen, wie sie die Katholiken in Manchester, Birmingham, Liverpool bereits innehaben." Und „dasselbe Ziel stellt sich Kardinal Vaughan in seiner Diözesan=Arbeit." In einer der nächsten Nummern redet die „Catholic Times" in wehmütigen Worten von dem Unterschied, der in der Karwoche zu Tage tritt zwischen London und „einer katholischen Stadt gleich Madrid, wo drei Tage lang aller Handel ruht und fromme Scha=

ren zu Fuß von Kirche zu Kirche wallen." Madrid das Ideal, in dessen Richtung London gefördert werden soll! Das klingt doch wie Selbstironie!

Bei seiner Rückkehr von Rom fand Vaughan feierlichen Empfang seitens seiner Diözesanen. Die „Schlesische Volksztg." berichtet eingehend darüber, schweigt jedoch von dem charakteristischen Selbstgefühl, mit welchem Vaughan in seiner Rede schwelgt in der Würde des Kardinals, „das den Trägern dieses Titels den Rang unmittelbar nach den Gliedern regierender Häuser anweist." In dieser glanzvollen Stellung sieht Vaughan „die dankbare Huldigung, welche die Christenheit für die guten Dienste der Religion darbringt," einen Ausdruck für die Thatsache, „daß die christliche Gesellschaft ihren Ruhm findet im Andenken an ihren Ursprung, daß sie noch stolz ist, sich christlich zu nennen." Natürlich lehnt Vaughan jedes persönliche Verdienst ab; der einzelne Kardinal sei nur eine „Schachfigur in Gottes Hand." Die christliche Wohlthätigkeit, die soziale Frage, das „amare et servire" („lieben und dienen"), ganz besonders aber das Erziehungswesen von unten bis oben, sind die Gebiete, auf die er seine Arbeit richten will. Bildung der oberen Klassen, aber in hermetischem Abschluß von den nationalen Bildungsstätten, das war die Frage, an welcher sich Manning abmühte, und Vaughan stellt sie ebenfalls in den Vordergrund. Der gegenwärtige Stand der Dinge sei ganz schlimm, und was das allerschlimmste, man sei sich dessen nicht einmal bewußt. „Es sei denn, daß der Katholik einen förmlichen Kursus in Logik und christlicher Philosophie, in Theorie und Moral durchläuft, so ist er im Kampf der Geister, welcher die Gegenwart durchtobt, ein Mann ohne Waffen und Richtung." „Die katholische Laienschaft sollte das Salz der Gesellschaft sein, das Licht, das in dunklen Orten scheint."

Wie dieses Wunder bewirken? Durch energische Pflege der Studien, welche der erleuchtete Geist Leos XIII. anweist! Also laut Thomas von Aquino! „Das Studium katholischer Philosophie muß zum unerläßlichen Bestandteil wahrhaft katholischer Bildung gemacht werden!" In derselben Linie liegt die neuliche Gründung einer „Historical Research Society," einer Gesellschaft für historische Forschungen, die im erzbischöflichen Palais ihre monatlichen Versammlungen mit Vorträgen hält; für das größere Publikum werden öffentliche Hallen gemietet; Lesezirkel werden gegründet. Eine „Sommerschule" wird geplant, d. h. „an einem passenden Landort werden Vorbereitungen getroffen, um einer großen Zahl von Sommerfrischlern, welche das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden wollen, billige Quartiere zu schaffen und eine Reihe von Vorträgen, Unterhaltungen, Pilgerfahrten, botanische, geologische und andere Streifzüge, Konzerte, Pikniks u. s. w. zu veranstalten." Vaughan selbst hat während seiner Anwesenheit in Rom das erzbischöfliche Palais restaurieren und verschönern lassen; „Maler und Tapezierer waren in rastloser Thätigkeit; es dürften nur noch wenige Spuren übrig sein von der kahlen, klösterlichen Einfachheit, die der Behausung Mannings eigen war (von der man übrigens viel Aufhebens macht, um die „Heiligkeit" Mannings zu illustrieren). Vaughan plant nun für die nächsten Jahre auch eine Ausstellung kirchlicher Kunst in London; er habe in Italien wie in Wien Zusicherungen dafür empfangen.—Man sieht, die römische Kirche in England spannt neue Segel aus unter der neuen Führung. Vortrefflich stimmt dazu das glanzvolle Fest, das Lordmayor Ruill dem Kardinal und seinen Bischöfen gegeben zum Staunen der übrigen Engländer. (Kirchl. Korresp.)

Die „vierte Dimension" war vor etwa anderthalb Jahrzehnten, zur Zeit der Zöllnerschen Experimente und Spekulationen auf spiritistischem Gebiete, ein viel genanntes und eifrig erörtertes Problem. Seit Zöllners Tode hat,

in Deutschland wenigstens, das öffentliche Interesse sich von dem Gegenstande dergestalt abgewendet, daß man kaum irgendwo noch einer zufälligen Erwähnung der Hypothese vom Vorhandensein einer verborgenen vierdimensionalen Welt neben unsrer dreidimensionalen begegnet. In England scheint es sich damit anders zu verhalten. Teils die Beschäftigung mancher Gelehrten mit höherer Mathematik, teils mystisch-spekulatives und apologetisches Interesse führt dort dem Problem dann und wann Liebhaber zu, wie aus gelegentlichen Publikationen darüber sich ersehen läßt. Eine Schrift dieser Art gab vor kurzem ein Mr. Arthur Willink heraus, unter dem Titel: „Die Welt des Unsichtbaren. Eine Betrachtung über die Beziehung des höheren Raumes zu den ewigen Wesenheiten" (The World of the Unseen. An essay on the relation of the higher space to eternal things. London, Macmillian). Der Verfasser scheint anders als unsere Riemann, Schuster, Zöllner 2c. — nicht von den Konklusionen transscendentaler Mathematik, sondern von einem einigermaßen unklaren und phantastischen Mysticismus aus zu seiner Mutmaßung der Existenz eines geheimnisvollen „höheren Raums" gelangt zu sein. Er äußert sich darüber u. a. in Sätzen wie die folgenden:

„Dieser höhere Raum von vier Dimensionen ist unendlich viel ausgedehnter als der niedere dreidimensionale Raum. Die Unendlichkeit unseres (niederen) Raumes wird verschlungen von der höheren Unendlichkeit des höheren Raumes. Demgemäß ist der letztere thatsächlich unabhängig vom ersteren; es kann so aufgefaßt werden, als liege er außerhalb und jenseits desselben, während er doch mit jedem Punkte unseres Raums vollständig und durchweg in Berührung steht." Dies wird dann auf die Lehre vom Wesen der endlichen oder geschaffenen Geister angewendet: „Wir haben einen realen geistigen Leib, wie wir einen realen natürlichen (physical) Leib haben. Während der letztere als der niedere in unsren niederen Raum eingeschlossen ist, gilt dies von jenem, dem höheren und geistigen Leibe, nicht gleichermaßen. Derselbe befindet sich außerhalb unsres Raumes, und das Verhältnis des niederen zum höheren Leibe gleicht dem des Verhältnisses des Teils einer körperlichen Figur zu dieser selbst," u. s. f. — Angewendet auf die gottmenschliche Person des Erlösers und dessen Auferstehung vom Tode ergiebt die Willinksche Theorie Sätze wie: „Da Christus als Mensch gestorben war, hatte sich ihm als Menschen ein unsichtbarer Weg in die obere Welt aufgethan, nämlich die vierte Dimension, die in den oberen Raum führt. Als Mensch war er nun in den Stand gesetzt, sich dieses Wegs zu bedienen."

Ob der Verfasser etwa Spiritist ist, läßt sich aus seinen Betrachtungen nicht bestimmt erkennen, wie denn überhaupt, bei der mystischen Unklarheit und Verschwommenheit seiner Ausführungen, es unerfindlich bleibt, auf welchem Standpunkte er in religiöser Hinsicht steht. B. d. Gl.

Kardinal Dr. Kruscha in Wien hat angeordnet, daß in den wiener Volks- und Bürgerschulen vor Beginn und nach Schluß des Unterrichts das Vaterunser samt dem „Englischen Gruß" zu beten und am Anfang und am Schluß des Gebetes das Kreuzeszeichen zu machen sei und die dem Kreuzeszeichen entsprechenden Worte laut gesagt werden sollen. Er hat an den Bezirksschulrat das Ersuchen gestellt, diese Anordnung an den wiener Schulen zu veranlassen. Die seitens des Bezirks- und Landesschulrats eingeholte Entscheidung des Kultusministeriums fiel zu Gunsten des Kardinals aus. Da die Schulen nun einmal interkonfessionell sind, so bedeutet das Verfahren des Kardinals einen Angriff auf die andern Konfessionen, welcher entschiedene Zurückweisung verdient. Das Presbyterium der wiener Gemeinde A. K. hat daher beschlossen, gegen die Einlegung des Englischen Grußes in das allgemeine Schulgebet

einen Protest an den Reichsrat zu richten, auch den O.-K.-Rat und die Generalsynode zu ersuchen, für die Rechte der evangelischen Kirche einzutreten. Es ist sehr zu wünschen, daß die Kirchenbehörde dieser Aufforderung Gehör schenkt, damit in Zukunft unmöglich ist, was in der Plenarversammlung des Bezirksschulrates vom 17. Mai sich zutrug, nämlich, daß der Vertreter der Evangelischen, Pfr. Marolli, sich nicht gegen jene Anordnung erklärte, weil er die evangelischen Kinder für so glaubensstark hielt, daß sie durch das katholische Gebet nicht beirrt werden können. Übrigens bezeichnete er diese Erklärung als Privatansicht. Ähnlich äußerte sich der Vertreter der jüdischen Kultusgemeinde. Um Privatmeinungen zu äußern, nimmt doch der Vertreter der Evangelischen schwerlich an solchen Sitzungen teil. Bliebe die Anordnung des Kardinals bestehen, so würde sie bald auch in den anderen österreichischen Städten getroffen werden, und weitere katholische Angriffe würden folgen.

Am 4. Juni waren es 20 Jahre, seit Bischof Dr. Reinkens zum Bischof der Altkatholiken des deutschen Reiches gewählt wurde. Die Feier dieses Tages in Bonn wurde mit der 13. Synode der deutschen Altkatholiken verbunden, die am 7. Juni in der Kapelle des Johanneums abgehalten wurde. Ihr ging ein einleitender Gottesdienst mit Predigt des Bischofs in der Gymnasialkirche voran. Der Synode lagen nur zwei Anträge vor, von denen der eine abgelehnt, der andere, betreffend die Beteiligung der altkatholischen Geistlichen an „Feuerbestattungen," zurückgezogen und dagegen eine Verordnung des Bischofs genehmigt wurde, welche diese Angelegenheit regelt. Am Schluß der Synode, an der 67 Delegierte teilnahmen, wurde dem Bischof zur Feier des erwähnten Gedenktages eine Summe von 24,954 Mk. für den Fond des bonner altkatholischen Seminars übergeben.

In Kalkutta ist vor kurzem eine Zeitung gegründet worden, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Sammelpunkt für alle buddhistischen Bestrebungen in der ganzen Welt zu bilden. Sie ist das Organ der Buddhagaya Mahabodhi Society, einer im Mai 1891 zu Colombo auf Ceylon gegründeten Gesellschaft, deren Präsident der Hohepriester H. Summangala und deren Direktor der Kolonel H. S. Olcott, der Verfasser des auch in deutscher Sprache erschienenen buddhistischen Katechismus, ist. Die neue Zeitung wird unter dem Titel: "Journal of the Mahabodhi Society" als Monatsschrift in englischer Sprache herausgegeben. Die Gesellschaft trägt den Namen des heiligsten Ortes, den es für den Buddhisten gibt, jenes berühmten Buddha-Gaya, wo Siddartha, der Königssohn aus dem Stamme der Sakya, unter dem Bodhibaume nach furchtbaren Kämpfen mit den Mächten der Finernis die höchste Weisheit erlangt haben soll und zum allwissenden Buddha wurde. Daher trägt auch jede Nummer der Zeitung die Abbildung des Mahabodhi-Tempels zu Buddha-Gaya als Vignette auf dem Umschlage. Die Gesellschaft erstrebt zunächst die Errichtung einer hohen Schule in Buddha-Gaya, sowie eines Klosters für Bhikshus (Bettelmönche), welche die buddhistischen Länder vertreten. Des weiteren hat sich die Gesellschaft das Ziel gesetzt, die philosophischen und ethischen Lehren Buddhas zu verbreiten, Übersetzungen der Sanskrit- und Pali-Schriften in die englische Sprache, sowie in die indischen Volkssprachen besorgen zu lassen und für die Verbreitung des Buddhismus zu wirken. Bezeichnend ist, daß Max Müller, Oldenberg, Häckel, Schopenhauer 2c. in den Aufsätzen sehr häufig citiert werden. Das kann auch kaum wundernehmen; sind doch die Urteile der Genannten über den Buddhismus so günstig, daß sie kaum noch von denen der Buddhisten übertroffen werden können.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. September 1893. Nro. 9.

Die Revision der lutherischen Bibelübersetzung.

Vortrag auf der Frühjahrsversammlung der evanglischen Konferenz von Pfr. Köllner in Stebbach.

(Aus dem Korrespondenzblatt für die evang. Konferenz in Baden.)

Es besteht wohl unter uns kein Zweifel, daß der Schwerpunkt der heutigen Frühjahrsversammlung in den Verhandlungen über den Bekenntnisstand unserer evangelischen Landeskirche ruht. Eine gründliche Erörterung dieser brennend gewordenen Frage wird von allen gehofft und gewünscht. So geziemt es sich, daß für die Behandlung dieses Themas genügende Zeit bleibt. Wenn ich nun dem Auftrage unseres Vorstandes gemäß Ihnen über die Revision der Lutherbibel Bericht erstatte, so gestatten Sie mir, daß ich Ihnen in aller Kürze einen orientierenden Überblick über das Revisionswerk gebe und, ohne auf exegetische oder dogmatische Kontroversen einzugehen, nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Revisionsarbeit das Ergebnis derselben, wie es in der revidierten Bibel vor uns liegt, Ihnen vorführe!

Vorausschicken möchte ich noch, daß uns über die Grundsätze, nach welchen die letzte Revision vollzogen ist, bis jetzt genauere Mitteilungen fehlen. Die Andeutungen im Vorwort der revidierten Bibel sind nur allgemeiner Art. Das auf Seite 1 dieses Vorworts angekündigte Schriftchen Dr. Fricks über „das Werk der Bibelrevision" ist nicht erschienen, da der Verfasser, noch ehe er die Feder zu diesen Mitteilungen ergreifen konnte, von plötzlichem Tode ereilt wurde; und nach einer persönlichen Mitteilung der v. Cansteinschen Bibelanstalt vom 17. März l. Jahres hat sich kein anderes Mitglied der Revisionskommission bereit finden lassen, sich der Aufgabe einer öffentlichen Berichterstattung an Stelle des Verstorbenen zu unterziehen. So sind wir, wo das Verhältnis der revidierten Bibel zur Probe-Bibel in Betracht kommt, für die Beurteilung im einzelnen auf eigene Beobachtung angewiesen.

Zum vollen Verständnis und zur gerechten Beurteilung des Revisionswerkes ist es unerläßlich, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der Bibelrevision zu werfen.

Das Verdienst, zuerst auf die Notwendigkeit einer solchen Revision öffentlich und mit Erfolg hingewiesen zu haben, gebührt dem hamburger Hauptpastor D. Mönckeberg, welcher 1855 sich mit der Aufforderung an die deutschen Bibelgesellschaften wandte, sich zum Zweck der Herstellung

einer revidierten Bibel zu vereinigen. Wie sehr das Bedürfnis allgemein empfunden wurde, geht daraus hervor, daß Mönckebergs Aufruf allseitig freudige Zustimmung fand und auf dem stuttgarter Kirchentag 1857 die Vertreter der Bibelgesellschaften zusammentraten und einmütig beschlossen, auf Herstellung einer von den vielen im Laufe der Zeit eingeschlichenen Fehlern gereinigten Bibelausgabe gemeinsam hinzuarbeiten. Mit der Durchführung dieses Werkes wurde die älteste und hochverdiente v. Cansteinsche Bibelanstalt in Halle betraut. Beabsichtigt war zunächst nicht etwa die Verbesserung der Lutherschen Bibelübersetzung, sondern die Herstellung eines fehlerfreien Bibeltextes, welcher der letzten von Luthers Hand selbst besorgten Bibelausgabe von 1545 möglichst entsprechen sollte. Zählte man doch unter den im Umlauf befindlichen Bibelausgaben nicht weniger als elf, welche untereinander durch zahlreiche Varianten abwichen und sämtlich nicht bloß kleinere Ungenauigkeiten, sondern auch gröbere, sinnentstellende Fehler aufwiesen. Als Grundlage für die nun vorzunehmende Revision wählte man den am meisten verbreiteten und am wenigsten verderbten Cansteinschen Bibeltext und erstrebte zunächst nichts anderes, als diesen vermittelst durchgängiger Vergleichung mit der luth. Übersetzung von 1545 und unter Weglassung uns fremd gewordener Sprachformen zu verbessern. Allein man überzeugte sich bald, daß man auf diesem Wege nicht zu dem gewünschten Ziele kommen könne, und sah sich zu dem weiteren Entschlusse gedrängt, auch frühere Bibelausgaben Luthers, welche im Vergleich mit der letzten von 1545 an nicht wenigen Stellen das Bessere bieten, mit heranzuziehen und ferner an den Stellen, welche Luther zweifellos unrichtig übersetzt hatte, die richtige Übersetzung einzufügen. Erhoben hiergegen die streng konfessionell gerichteten Lutheraner, besonders die Universität Rostock, entschiedenen Widerspruch, so erklärte sich die deutsche evangelische Kirchenkonferenz (sog. Eisenacher) als die Vertreterin der deutschen Kirchenregierungen mit den genannten Grundsätzen einverstanden, wünschte, daß das Werk von den deutschen Bibelgesellschaften fortgeführt werde, und beschränkte sich ihrerseits darauf, die für die Arbeit maßgebenden Richtlinien aufzustellen, sowie ihre Unterstützung in jedem Falle anzubieten. Nachdem man so des Einverständnisses der deutschen Landeskirchen gewiß war und für die Ausführung des umfangreichen und schwierigen Werkes die namhaftesten Theologen und Germanisten gewonnen waren, konnte in die Arbeit eingetreten werden, welcher sich die Kommission in der Folge mit der denkbar größten Hingebung unterzog. Zunächst wurde das Neue Testament in einer Subkommission durchgearbeitet und die Abänderungsvorschläge in Plenarsitzungen in doppelter Lesung beraten. 1867 erschien der Probedruck des Neuen Testaments, und 1868 wurde unter Berücksichtigung inzwischen laut gewordener Wünsche und unter Zustimmung der eisenacher Konferenz die revidierte Gestalt des Neuen Testaments in dritter Lesung festgestellt. Seit 1870 ist diese revidierte Ausgabe des Neuen Testaments in 59 Auflagen von der Cansteinschen

Bibelanstalt gedruckt. Auch seitens der britischen Bibelgesellschaft ist dieser Text für ihre Drucke des deutschen Neuen Testamentes angenommen worden. In gleich sorgfältiger, das scheinbar Geringfügigste beachtender Weise wurde nun auch das Alte Testament einer Revision unterworfen, und 1883 konnte die ganze Bibel unter dem Namen „Probebibel“ der öffentlichen Beurteilung übergeben werden. Während einer zweijährigen Frist wurde der Kritik Zeit gelassen, sich zu äußern; und alsbald liefen von den verschiedensten Seiten zahlreiche Gutachten ein. Die Kritik lautete, wenn auch die Sorgfalt und die zarte Pietät rühmlichste Anerkennung fanden, bezüglich der Sache selber ablehnend. Die deutschen Landeskirchen stimmten in dem Urteil überein, daß die Probebibel trotz der mannigfachen Berichtigungen, die sie bot, doch nicht als Abschluß der Revisionsarbeit angesehen werden dürfe. Wie schon Hengstenberg dies bezüglich des Neuen Testamentes im einzelnen nachgewiesen hatte, wurde auch an der Hand des Alten Testamentes gezeigt, daß die vorgenommenen Abänderungen des bisherigen Bibeltextes nicht ausreichend seien. Im besonderen wurde mit Recht der Vorwurf gegen die Probebibel erhoben, daß ihre Sprache an Archaismen in hohem Grade leide und Ausdrücke oder Satzbildungen enthalte, welche für die heutige Sprache und darum für das Volksverständnis völlig fremd seien.

Nachdem somit der allgemeine Wunsch zum Ausdruck gekommen war, die Revisionsarbeit möge fortgeführt und die Probebibel einer nochmaligen Durchsicht unterworfen werden, ging die Kommission aufs neue ans Werk. Mehrere Mitarbeiter waren inzwischen abgerufen worden — wir nennen Namen wie Schlottmann, Riehm, Bertheau, Delitzsch, Jak. Grimm — daher mußte sich die Kommission durch Berufung anderer Kräfte ergänzen. Gerne boten diese ihre Dienste an, um das begonnene wichtige Werk seinem Ziele entgegenzuführen. Noch war reiche Arbeit übrig. Nach einer Zusammenstellung wurden im Neuen Testament 400 Stellen als der Verbesserung bedürftig bezeichnet, während die Zahl der alttestamentlichen Stellen an 3000 sich beläuft.

Durch fortgesetzte treue und fleißige Arbeit war es möglich, im Jahre 1890 einer großen Schlußkonferenz, bei welcher sämtliche hervorragende Bibelgesellschaften, die eisenacher Konferenz und der berliner evang. Oberkirchenrat vertreten waren, den Entwurf zur letzten Prüfung und zur Genehmigung vorzulegen.

Nachdem über die noch vorhandenen Streitpunkte Einigung erzielt war, konnte mit der Drucklegung begonnen werden, welche einer besonderen Redaktionskommission übertragen wurde. Zwei volle Jahre nahm diese mühvolle Arbeit in Anspruch, bis im Jahre 1892 der erste Druck und zwar der gemeinsamen Verabredung zufolge in der Cansteinschen Bibelanstalt fertig gestellt werden konnte. Derselbe trägt den anspruchslosen Titel: „Im Auftrage der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehene Ausgabe,“ ein Titel, hinter welchem der

Unkundige weder das Maß der Schwierigkeiten, das zu bewältigen war, noch den Fleiß und die Sachkenntnis, mit welchen sie bewältigt wurden, vermuten wird.

Betrachten wir nun im allgemeinen das Verhältnis der revidierten Bibel zum ursprünglichen Cansteinschen Text, so bezeichnet sich die erstere selber als ein Werk der Mitte zwischen den Gegensätzen (Vorwort X). So müssen wir erwarten, daß es zwar nicht an Anerkennung, aber auch nicht an Ausstellungen und Bemängelungen fehlen wird. Auf der einen Seite ist die Klage noch nicht völlig verstummt, daß man die alte ehrwürdige Lutherbibel nicht unberührt gelassen; auf der andern Seite gibt man der Enttäuschung darüber Ausdruck, daß die Revision der Bibelübersetzung nicht zu einer radikalen Umgestaltung derselben geführt hat. Allein die Gegner jeder Veränderung und Verbesserung des bisherigen Bibeltextes mögen doch nicht vergessen, daß derselbe im Laufe der Jahrhunderte schon erhebliche Veränderungen erfahren hat; und bei wohlwollender Prüfung werden sie zugestehen müssen, daß nirgends willkürlich verbessert worden ist, sondern ein Eingriff nur da geschehen ist, wo er um der Gemeinde willen erforderlich war, und überall mit dem deutlichen Bestreben verbunden, das ehrw. Gepräge der Luthersprache zu erhalten. Diejenigen, welche gerne eine völlig neue Übersetzung der Bibel gewünscht haben, müssen der Kommission die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie wichtige Verbesserungen vorgenommen, störende Anstöße beseitigt, zahlreiche Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten richtig gestellt hat. Wir unsererseits sind der Überzeugung, daß der von der Kommission beschrittene Weg der richtige und, soll es zu einer Verständigung zwischen den deutschen Landeskirchen kommen, der allein mögliche ist. Das schließt nicht aus, daß wir an einzelnen Punkten eine von den Beschlüssen der Kommission abweichende Ansicht haben. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß, wenn eine Verständigung erzielt werden soll, jeder dem Allgemeinen ein Opfer bringen muß oder, wie Riehm es in seinem Osterprogramm 1882 trefflich ausdrückt: „die revidierte Bibel muß auch das Werk der demütigen, selbstverleugnenden Liebe sein, welche auf die Bedenken, die Wünsche und Überzeugungen anderer die gebührende Rücksicht nimmt und den Schwachen keinen unnötigen Anstoß bereitet.“ Wir werden wohl daran thun, wenn wir uns die Freude an dem wirklich vortrefflichen Werke nicht verkümmern lassen durch Bedenken, die wir im einzelnen zu erheben genötigt sind.

Treten wir nun der Revision selbst näher und sehen wir zu, welcher Art sie ist, und innerhalb welcher Grenzen sie sich bewegt! Wir beginnen mit der sprachlichen Seite der Revision.

Sollte die Luthersche Bibel einer bessernden Durchsicht unterzogen werden, so mußte die Sprache einen wesentlichen Gegenstand der Revision bilden. Eine Reihe von Fehlern, Fahrlässigkeiten und Willkürlichkeiten, welche mit der Zeit sich in die Bibel eingeschlichen hatten, rührte ja daher, daß teils Satzzeichen übersehen oder ohne Verständnis

für die Bedeutung abgeändert worden waren, teils Ausdrücke und Satzbildungen, welche inzwischen der Volkssprache fremd geworden waren, von unberufenen Herausgebern und Korrektoren getilgt und in bester Meinung durch andere ersetzt wurden. Ein Beispiel dafür ist Jesaja 5, 23, wo Luther mit gutem Recht übersetzte: Wehe denen, die den Gottlosen Recht sprechen (gerecht oder freisprechen)! Unter der Hand eines Herausgebers, der statt des ungewöhnlichen Ausdrucks einen geläufigeren einzusetzen wünschte, erhielt die Stelle den Widersinn, den sie noch heute bei Canstein hat: wehe denen, die dem Gottlosen Recht sprechen (vergl. auch 5 Mos. 25, 1; Jes. 50, 8). Wenn ferner Luther Ps. 49, 8 schreibt: „kann doch ein Bruder niemand erlösen noch Gotte jemand versöhnen," Canstein dagegen druckt: „noch Gott jemand versöhnen," so scheint die Abweichung recht unbedeutend, ist aber in der That von großer Wichtigkeit, da durch diese Änderung der unbiblische Gedanke in den Text hineingetragen wird, als sollte nicht der Mensch, sondern Gott versöhnt, ausgelöst werden. Die Weglassung, bezw. Einschiebung der Interpunktion wurde verhängnisvoll z. B. in 4 Mos. 36, 1, wo Luther übersetzt: „von den Fürsten, den obersten Vätern," Canstein durch Weglassung des Kommas die Stelle verdirbt in: „von den Fürsten der obersten Väter." Zu einem falschen Verständnis muß die Einfügung des Kommas hinter „schaue" führen in Jes. 33, 20. Hierher gehört auch die Verwechslung von Reich Arabien mit Reicharabien (Arabia felix. 1 Kön. 10, 1).

In dem an sich anerkennenswerten Bestreben, die Sprache der Bibel der Zeit anzupassen, waren eine Zahl kraftvoller altertümlicher Konstruktionen, schöner, volllautender Sprachformen zum Teil ohne zureichenden Grund und ohne Konsequenz im Verfahren aus der biblischen Sprache ausgeschieden. Dieselben wieder einzuführen, in ihre Rechte einzusetzen und möglichst die Sprache Luthers in ihrer Kraft und Schönheit wiederherzustellen, war das Bemühen der Sprachkommission. Sie that das nicht nur aus Pietät gegen den genialen Schöpfer unserer neuhochdeutschen Sprache, sondern auch in der bewußten und richtigen Schätzung des Einflusses, welchen die Bibelsprache auf die Bewahrung und Gestaltung unserer Volkssprache besitzt. Ein warnendes Beispiel führt der holländische Germanist de Vries an. Als im Jahre 1688 die holländische Bibelkommission bei der Revision der Bibel dem Zuge der Zeit folgend aus allen Stellen der Bibel das nicht für edel geltende Wörtchen „Du" strich und dafür das steifere „Ihr" setzte, war das Schicksal des „Du" besiegelt. Seither ist der holländischen Sprache dieses Wort gänzlich verloren gegangen.

Auf der andern Seite hatte sich die Revision doch ebenso vor allen Einseitigkeiten zu hüten und durfte nicht in archaistischem Interesse unter Anwendung starrer Prinzipien nnd unter Mißachtung der ganzen, seit Luther erfolgten Weiterentwickelung unserer Sprache einfach die Bibelsprache getreu nach Luther wiederherstellen. Davon kann der Sprachforscher Gewinn haben, nicht aber das Volk, weil diese Sprache

niemand mehr spricht. Da die Bibel Schullesebuch und Volkslesebuch ist, so hatte sie auf die Schule und auf die Volkssprache alle mögliche Rücksicht zu nehmen, und es war ihr Bemühen, „die hochwürdige alte Luthersprache mit der Sprache der Gegenwart nach Möglichkeit in Einklang zu setzen." Das hat die Kommission zu erreichen gesucht einerseits durch schonende Erhaltung, bezw. Wiederherstellung solcher alter Sprachformen, welche dem Volke allgemein verständlich sind, andererseits durch die Beseitigung solcher Ausdrücke und Satzbildungen, welche dem Volke nicht mehr geläufig sind und daher das Verständnis der heiligen Schrift nur erschweren können. An zahlreichen Stellen konnte die Revision dem Verständnis auch dadurch zu Hilfe kommen, daß sie durch Umstellung von Wörtern, Entfernung einer unrichtigen und Einschiebung der richtigen Partikel das Satzgefüge durchsichtig, die Satzverbindung deutlicher machte. Letzteres ist z. B. für den Römerbrief und überhaupt die epistolischen Teile des Neuen Testamentes, deren Verständnis von der richtigen Erkenntnis des Zusammenhangs bedingt ist, von wesentlicher Bedeutung.

Im Vergleich mit der Probebibel hat die revidierte Bibel manche altertümliche Form und Wendung fallen lassen und damit den Bedenken, welche gerade in dieser Hinsicht gegen die Probebibel geltend gemacht worden sind, Rechnung getragen. Indessen wollte man, wie das Vorwort zur revidierten Bibel bemerkt, den „ehrwürdigen Rest der Lutherbibel" mit Absicht nicht tilgen. Zu diesem ehrwürdigen Rest sind zu rechnen Formen wie: des=dafür, zween, zwo, zeuch, fleuch, kreuch, gebeut, fleußt, stund und hub, fahen und empfahen. Beibehalten ist die Verbindung kennen mit Genitiv: Matth. 26, 72, rufen mit Dativ: Joh. 11, 28, helfen mit Akkusativ (Was hilft mich's, 1 Kor. 15, 32, vergl. auch Mark. 8, 36!). — Zu Zacharias sagt der Engel Gabriel: „siehe, du wirst verstummen (Luk. 1, 20) (=stumm werden), während Matth. 22, 12 verstummen (=stumm bleiben) zu lesen ist. Hergestellt ist die Alliteration Eph. 4, 14 wegen (= bewegen, unrichtig in „wägen" abgeändert) und wiegen. Diesem Ausdruck zu lieb lesen wir auch das Wort wegen=bewegen, Hiob 9, 6 und Hes. 38, 20. Da das Wörtchen „schwerlich" nahezu die Bedeutung einer Negation gewonnen hat, so ist Matth. 19, 23 der Satz: „Ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen" mindestens sehr mißverständlich, er lautet jetzt: ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen. Gewiß wird niemand daran Anstoß nehmen, daß die Adverbialbildungen: festiglich, ewiglich, gnädiglich u. a. beibehalten sind, dagegen mutet es den Leser und insbesondere unsere Schulkinder fremd an, wenn sie künftig statt geworden und gekommen überall lesen: worden und kommen. Wir hätten diese aus unserer heutigen Schriftsprache ausgeschlossenen Formen lieber nicht aufgenommen gesehen. Das Wort Sintflut, welches noch die Probebibel Sündflut schreibt, ist nach längeren Erwägungen jetzt endgültig in der ersteren Schreibweise angenommen worden.

War die Revision demnach bemüht, nach Möglichkeit die alte Luthersprache der Bibel zu erhalten, so konnte sie nicht umhin, eine Reihe veralteter Wörter, für welche ein Verständnis bei dem Volke nicht vorausgesetzt werden darf, oder deren Bedeutung in der heutigen Sprache eine ganz andere geworden ist, zu streichen und durch andere zu ersetzen. Verschwunden sind somit aus der Bibel die Worte „endelich,“ thürstiglich,“ fast-sehr und das gar nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinne verstandene lieber-doch; Geren ist in Zipfel (Hag. 2, 13), Krebs in Panzer (Eph. 6, 14) verwandelt worden. Römer 3, 2 lesen wir auf die Frage: was haben die Juden voraus? nicht mehr: „zwar fast viel,“ sondern: „fürwahr, sehr viel.“ Luk. 14, 8 lautet nicht mehr: auf daß nicht ein „Ehrlicherer“ denn du komme, sondern ein „Vornehmerer.“ Statt sich enthalten ist Apg. 1, 13 gesagt: sich aufhalten u. s. w.

Die revidierte Bibel hat noch einige weitere Veränderungen vorgenommen. Für Genieß (Apg. 16, 16) lesen wir Gewinnst, für Mond Monat, für eintreiben Apg. 9, 22: in die Enge treiben. Luk. 22, 6 sagt noch die Probebibel: er versprach sich, jetzt: er versprach es. Matth. 26 58, Luk. 10, 32, Apg. 22, 13 sind statt der jetzt nicht mehr als sprachlich richtig geltenden Verbindungen: bei die Knechte, bei die Stätte, bei mich, die entsprechenden richtigen Ausdrücke gesetzt. Matth. 17, 22, wonach in der Probebibel zu lesen ist: es ist zukünftig, daß des Menschen Sohn überantwortet wird, lesen wir: es wird geschehen, daß u. s. w. Matth. 13, 19 z. E. lautet in der neuen Fassung statt: „der ist es, der an dem Weg gesäet ist,“ das ist der, bei welchem an dem Wege gesäet ist.

Wir hätten gewünscht, daß auch noch einige andere altertümliche, heute ungebräuchliche Worte gestrichen und durch andere wiedergegeben worden wären. Wir rechnen dazu die Worte: altvettelich, fernig, firn, etwo-irgendwo, risch, Teiding, löcken, auf schierste, auch das „kündlich“ groß 1 Tim. 3, 16. Zwar enthält ein der revidierten Bibel angedrucktes, sorgfältig ausgearbeitetes Verzeichnis eine gute volkstümliche Erklärung aller Fremdwörter, allein der gewöhnliche Volksmann ist im Gebrauch jenes alphabetisch geordneten Registers nicht gewandt genug, um sich desselben häufiger zu bedienen, er wird deshalb über die dunkeln Worte ohne Verständnis hinweglesen. Die Sprache ist wie alles Lebendige in einem beständigen Prozeß, alte Sprachteile werden abgestoßen, neue gebildet und aufgenommen. Abgestorbene Wörter und Formen sollte man fallen lassen. Das Register bleibt immer noch zur Erklärung von Namen und zu archäologischen Erörterungen.

Hinsichtlich der sogenannten anstößigen Stellen konnte die Revision, ohne die einfache, klare und wahrhaftige Sprache der heil. Schrift abzuschwächen, nichts wesentliches ändern. Doch ist auch hierin berechtigten Wünschen Rechnung getragen und das von den Württembergern als besonders anstößig bezeichnete Wort „Sekel“ aus 74 Stellen der heil. Schrift ausgeschieden worden. Da wo das Wort ein Gewicht be-

deutet, ist es durch „Lot,“ wo es Bezeichnung einer Münze ist, durch „Silberling“ ersetzt worden.

Die zweite Aufgabe der Revision bezog sich auf die ungleich wichtigere sachliche Berichtigung solcher Bibelstellen, welche entweder geradezu Irrtümer enthielten oder so, wie sie lauteten, dem Volke unverständlich sein mußten, oder endlich aus anderen Gründen eine Verbesserung erheischten. Die Notwendigkeit dieser Revision wird kein Kundiger zu leugnen wagen. Auch wird ein prinzipielles Bedenken, ob ein solcher Eingriff im Sinne und Geist unseres großen Reformators sei, mit Ernst nicht erhoben werden können. Wir erinnern daran, wie Luther unausgesetzt um die Verbesserung seines eigenen Werkes bis an sein Lebensende bemüht war, gewiß ein Zeugnis dafür, daß Luther selber der Meinung war, seine Bibelübersetzung könne dem Ziel, welches ihm vor Augen schwebte, immer noch näher gebracht werden. Niemand hat wie er auf die Notwendigkeit hingewiesen, von der deutschen Übersetzung auf die Grundsprachen zurückzugehen, und, indem er die Kenntnis der alten Sprachen als die Grundlage rechter Schriftforschung bezeichnete, zu eifrigem Studium der Sprachen ermahnt. Und wenn er es schmerzlich empfunden hat, daß die ihm bei der Übersetzung der heil. Schrift zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichend seien, so dürfen wir gewiß sein, daß er der erste sein würde, welcher den sicheren Ertrag sprach-wissenschaftlicher Forschung unserer Zeit der heil. Schrift und ihrem Verständnis nutzbar zu machen bestrebt wäre. Es ist aber allgemein bekannt, wie große Fortschritte besonders die Kenntnis der hebräischen Sprache und die biblische Altertumskunde seit Luthers Zeiten gemacht haben. Andererseits ist für manche Stelle der heil. Schrift, deren richtiges Verständnis Luther und seinen Freunden noch fehlte, das bessere Verständnis inzwischen gefunden worden. Das zugeben kann doch unmöglich heißen, das Verdienst Luthers nur um ein Haar verringern. Luthers wunderbare Begabung für die Sprachen, sein prophetischer Blick für Schriftauslegung hat ihn zwar oftmals wie mit einem instinktiven Ahnen das Richtige auch da finden lassen, wo die wortgetreue Übersetzung nach dem Stande der damaligen Sprachkenntnis kaum möglich war, aber es ist doch nicht zu bestreiten, daß an einer Reihe von Stellen der hineingelegte Sinn nicht der ursprüngliche oder geradezu ein irrtümlicher ist. Die Grundsätze, nach welchen die Revision bei der sachlichen Berichtigung verfuhr, waren mit Recht sehr maßvolle. Alle unnötigen Änderungen sollten unterbleiben, im besonderen sollte an denjenigen Stellen nichts geändert werden, welche von Luther, wenn auch nicht wort-, so doch sinngetreu wiedergegeben seien.

(Schluß folgt.)

Die biblische Engellehre und ihre Bedeutung für den christlichen Glauben.

Von P. H. Quack.

Litteratur: Ode, de angelis.—O. Everling, die paulinische Angelologie und Dämonologie.— Fr. H. R. Frank, System der christlichen Wahrheit. — Godet, Bibelstudien. — Riehm, Handwörterbuch des bibl. Altertums.

Wenn wir eine Untersuchung anstellen über das, was die Schrift von den Engeln sagt, so ist es von vornherein klar, daß wir es nicht in einem ähnlichen Interesse thun, in welchem die Astronomen die Sterne über ihre Bewohnbarkeit oder Bewohntheit durch menschenähnliche Geschöpfe untersuchen. Wenn man für den Mond die Unmöglichkeit bewiesen zu haben meint, wenn sich weiterhin das Vorhandensein des Menschen auf diese eine kleine Erde beschränken sollte, so würde dies gewiß für den Nachdenkenden nicht ohne Bedeutung sein, aber unser Glaubensleben hängt in seinem Bestand und Wachstum nicht von den Ergebnissen der Naturforschung ab. Alles dagegen, was wir aus der heiligen Schrift über das Reich und die Thätigkeit der Engel festsetzen können, hat einen dogmatischen Wert; aus keinem andern Grunde wird eine solche Nachforschung gehalten, als um zu sehen, was wir für unsern Glauben dadurch gewinnen an Befestigung, Vertiefung und Nutzbarmachung für das tägliche Leben.

Nun ist es zwar offenbar, daß die Engellehre, wenn sie auch in der Poesie und darstellenden Kunst, sowie in den Anschauungen und Gebeten der Kinderwelt einen breiten Raum einnimmt, doch im allgemeinen für das Glaubensleben der christlichen Gemeinde eine geringere Bedeutung hat, wie sie denn selbstverständlich nicht zu den articulis stantis et cadentis ecclesiae gehört. Es muß sogar zugegeben werden, daß vielleicht die große Mehrzahl der Christen ihr inneres Leben führt, ohne von den Engeln anders zu erfahren und mehr inne zu werden, als daß sie in der heiligen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Auf der andern Seite ist es nicht zu leugnen, daß die Engel auf dem Gebiet der Heilsgeschichte, ihrer Anbahnung wie Ausführung, bedeutsam hervortreten, ja, daß sie an dem Geschick der Menschheit in hohem Grade interessiert zu sein scheinen und in ihrem Dienst verwendet werden, und weiterhin, daß nach den Aussagen der Schrift ein solcher Engeldienst fortbesteht. Es kann demnach nur schriftgemäß und für das persönliche Glaubensleben von Interesse und Förderung sein, darüber klar zu werden, was für eine Stelle die Engel in der Veranstaltung des Heilswerkes und in seiner fortwährenden Aneignung, sowie Beeinflussung derer, welche die Früchte desselben ererben sollen, einnehmen. Wir schöpfen wesentlich aus dem Neuen Testament, insonderheit der Lehre Jesu und Pauli. Was die Lehre des Paulus anbetrifft, so werden wir daselbst Vorstellungen finden, die für den Christen dieser

Tage nicht nur dunkel, sondern geradezu unvollziehbar zu sein scheinen, und durch deren Vergleichung mit der zeitgenössischen Litteratur sich uns die Überzeugung aufdrängt, der große Apostel rede hier zu uns in den Vorstellungen seiner Zeit. Wir werden das zu der menschlichen Seite rechnen dürfen, welche wir in der Schrift auch finden, zu den ὀστρακινα σκεύη in welchen der Schatz der Offenbarungsthatsachen dargeboten wird. Wenn wir vielleicht die Gefäße zerbrechen sehen, so wird uns der Inhalt nicht verloren gehen, sondern wir werden umsomehr bewundern, daß der Apostel die abenteuerlichen Vostellungen seiner Zeit in so hohem Maße überwunden und auf das rechte Maß zurückgebracht hat, so daß sie den Glauben nicht mehr auf Irrwege führen. In dubiis libertas, sagt ein alter Spruch. Daß die angelologischen Vorstellungen, insonderheit des Paulus, zu den dubiis gehören, ist offenkundig; möge der Beurteilung derselben also diejenige Freiheit gegeben werden, welche er selbst gewährt, wenn er sich über Dinge äußert nicht aus Gottes Gebot, sondern aus eigner (1 Kor. 7, 25) oder aus der Zeit (1 Kor. 11, 13) Meinung.

A. Die Lehre Jesu von den Engeln (mit vervollständigender Berücksichtigung des Alten Testamentes).

Über die Erschaffung der Engel wird im A. T. nichts besonderes gelehrt, doch weist 1 Mose 2: Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer darauf hin, daß mit dem Himmel auch sein Heer geschaffen worden, d. h. Sterne und Engel. Daß unter „Heer des Himmels“ auch die Engel verstanden werden, dazu vgl. 1 Kön. 22, 19: Ich sahe den Herrn sitzend auf seinem Stuhl und alles himmlische Heer neben ihm stehen zur Rechten und zur Linken. Off Joh. 21, 24: Ihm folgte noch das Heer des Himmels auf weißen Pferden.

Überhaupt liegt eine enge Beziehung zwischen Engeln und Sternen vor, als seien letztere Wohnplätze der ersteren oder an sich belebte Wesen, vgl. Hiob 38, 7: Die Morgensterne lobten mich. Richter 5, 20: Die Sterne in ihren Läuften stritten wider Sissera. Ps. 148, 2: Lobet ihr Himmel den Herrn, lobet ihn alles sein Heer. Lobet ihn Sonne und Mond, lobet ihn alle leuchtenden Sterne. Jedenfalls wird die Kreatürlichkeit der Engel ausdrücklich gelehrt und damit der Grund geschaffen für das: Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen.

Einen Grundunterschied zwischen Engel und Mensch setzt die Art ihrer Erschaffung. Sie sind alle auf einmal ins Dasein gerufen, während von der Menschheit nur ein einziges Paar geschaffen wird. Wenn also hier die Abstammung von diesem einen Paar gelehrt wird und ihre Nachkommen durch die Bande des Blutes zusammenhängen, so fehlt bei den Engeln der Begriff und das Dasein des Geschlechts. Es gibt nicht Eltern und Kinder, Ahnen und Nachkommen, sondern sie sind alle und in gleicher Weise (Hiob 1, 6; 38, 7. Ps. 29, 1. בני אלוהים (Söhne Gottes). Darauf deutet auch das Wort des Herrn. Matth. 22, 30: In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen,

denn sie können hinfort nicht sterben, sondern sind wie die Engel Gottes. Luk. 20, 36: und Gottes Kinder, weil sie Kinder sind der Auferstehung.

Godet sagt darüber in seinen Bibelstudien: In der Reihe der Lebewesen Gottes stehen die Engel am höchsten. Die Pflanzen sind nur Exemplare der Art; es gibt im Grunde z. B. nur eine Rose, die unter gleichen Bedingungen immer wieder hervorgebracht wird. Die Tiere sind gefangen in der Art durch ihren Instinkt, welcher das Vermögen der Gattung ist. Der Mensch erhebt sich oder soll sich erheben zur freien Herrschaft über die natürlichen Triebe seiner Gattung. Bei den Engeln steigt Gott noch eine Stufe höher, so daß es folgende vier Stufen gibt: 1. Gattung ohne Individuen, 2. Individuen in der Gewalt der Gattung, 3. die Gattung unter der Herrschaft des Individuums, und 4. das gattungslose Individuum.

Fehlt also in der Engelwelt der Begriff des Geschlechts, der Abstammung und damit der Art resp. Gattung, so doch nicht der der Geschichte. Die Engel sind Geister, d. h. frei über sich selbst bestimmende Wesen. Sie stehen also auch wie die Menschen Gott gegenüber unter dem Gesetz der Prüfung, der Probe darüber, ob sie ihre Selbständigkeit als von Gott gesetzt und in Gott gebunden anerkennen, oder ob sie sich absolute Selbständigkeit anmaßen werden. Diese Probe hat stattgefunden. Der Herr spricht Joh. 8, 44 von dem Teufel, der nicht bestanden ist in der Wahrheit. Die Wahrheit ist Gott und die Gemeinschaft mit ihm eine solche, in der er gibt und das Geschöpf empfängt. Der Teufel hat diese Welt verlassen und ist in die Welt der Lüge getreten, wo er nicht empfangen, sondern nur aus eigenem Vermögen und aus eigener Kraft handeln und genießen will. Es ist eine Welt der Lüge, daher ohne Realität, und der höchsten Realität verlustig gegangen, sucht er eine scheinbare Realität in der Herrschaft über die Welt. Der Herr redet vom Teufel und seinen Engeln. Matth. 25, 41. Es ist also an ein Reich von solchen Geistern zu denken, die gleich ihrem Anführer nicht blieben im Gehorsam der Wahrheit, seine Sünde und sein Geschick teilten.

Dem gegenüber stehen die guten Engel, die aber die Schrift nicht gute Engel nennt, sondern ἅγιοι Luk. 9, 26, oder Engel Gottes Luk. 15, 10, oder Engel im Himmel Matth. 18, 10. Sie sind im Gehorsam geblieben, in der Wahrheit und darum geheiligt, sie haben ihre Unterthänigkeit bewahrt, ihr Knechtsverhältnis gegen Gott, und heißen also Engel Gottes. Sie wohnen im Himmel und sehen allezeit des Vaters Angesicht, sind in die engste Gemeinschaft erhoben mit ihm und können nicht sterben Luk. 20, 36, weil nicht sündigen, nicht in die Macht der Lüge fallen, weil fest stehend in der Wahrheit.

Der Ausdruck: der Teufel und seine Engel, sowie überhaupt die Stellung und Thätigkeit des Teufels läßt in ihm die Spitze eines Reiches der Bosheit erkennen. Der Teufel ist es, von dem Jesus versucht wurde; er wird insonderheit der Menschenmörder von Anfang genannt. Er heißt auch Beelzebub, der Oberste der Teufel,

obwohl in diesem Ausdruck eine Ansicht der Juden wiedergegeben wird. Von weiteren Abstufungen im Reiche des Bösen finden wir in den Reden Jesu nichts, bei Paulus dagegen, wie wir nachher sehen werden, eine reiche Mannigfaltigkeit von Mächten des Guten und Bösen. Luk. 1, 19 erscheint dem Zacharias, V. 26 der Maria der Engel Gabriel, dessen Name auf eine höhere Stellung im Reich der Engel hinweisen könnte. Er nennt sich den, der vor Gott steht, in welchem Ausdruck eine besondere Nähe der Gottesgemeinschaft, ein besonderer Einblick in seine Ratschläge und Vertrautheit mit den schwierigsten oder höchsten Aufgaben der Reichsregierung Gottes gefunden werden kann. Wir nehmen hier hinzu, was im Alten Testament über Engelfürsten gesagt wird. Gabriel kommt dort nur Daniel 9, 16 vor, wo er dem Propheten das Gesicht des Widders und Ziegenbocks deutet, im Neuen Testament aber nur zur Verkündigung der Geburt des Johannes und Jesus. Wir können in ihm vielleicht den Vollstrecker der Heilsabsichten Gottes sehen, welcher als ein Starker Gottes den Willen des Herrn zur Erlösung mit Kraft durchführt. Michael. Der Name: Wer ist wie Gott, dürfte mit Godet gedeutet werden: Dieser Engel, obwohl er in besonders nahem Verhältnis zu Gott steht, fühlt doch den unvergleichlichen Unterschied zwischen sich und Gott. Er ist daher der Vorkämpfer des Monotheismus und ein Beschützer des Volkes des Monotheismus, der Juden. Vgl. Daniel 12: Der große Fürst Michael, der für dein Volk steht; Off. Joh. 12, 7 u. 8: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und siegten; hiermit macht er den Widerstreit des Feindes des Monotheismus zu nichte. Aus den Bezeichnungen „der große Fürst" und „mit seinen Engeln" ist auf seinen hohen Rang im Engelreiche zu schließen.*)

Gehen wir nunmehr auf die Thätigkeit der Engel über, so finden wir in ihnen Ausführer der Reichsabsichten Gottes. Als solche sind sie ἄγγελοι, Verkündiger, Boten von Gottes Absichten in Gericht und Gnade an die erwählten Männer des Herrn, Führer und Beschützer des Bundesvolkes. So treten sie zumal auf in der Fülle der Zeit, als das Heil in Christo erschien, Gottes Liebesratschluß in Person sich darstellte, der König des Gnadenreiches auf die Erde kam. Die Geburt des Herrn wie seines Vorläufers wird durch Engelmund verkündigt. Ein Engel ist der erste Festprediger in der heiligen Weihnacht, wie von Engelmund auch der erste Festgesang angestimmt wird.

Des Herrn Wort Joh. 1 am Schluß: „Ihr werdet von nun an die Engel Gottes herauf- und herabsteigen sehen auf des Menschensohn," bekommt an den Wendepunkten seines Lebens seine Bedeutung. Wie das Reich der Finsternis seine Macht zusammennimmt in Versuchung und Anfechtung des Heilswirkens, so ist das Reich des Lichts ihm gegenwärtig zu Dienst und Stärkung, vgl. die Geschichte der Versuchung und des Seelenkampfs in Gethsemane. Der Herr weiß es, daß Legionen

*) Die Cherubim bezeichnen die Weltgegenwart und -wirksamkeit des an sich unnahbaren Gottes, oder speziell die Einwohnung Gottes unter seinem Volk; Seraphim die Herrlichkeit des schlechthin heiligen Gottes. (Frank.)

von Engeln bereit stehen, ihn zu unterstützen, wenn er darum bäte. Engel stehen an dem leeren Grab: Was suchet ihr den Lebendigen u.s.w; Engel verkündigen von dem Aufgefahrenen: Er wird wiederkommen; und wenn das geschehen wird, so wird des Menschensohn kommen mit seinen Engeln. Sie werden die Menschen sammeln und scheiden, und es wird dann eine Vereinigung von Engeln und Menschen stattfinden, sie werden den Engeln gleich werden als Kinder der Auferstehung.

Wie sie Diener und Werkzeuge des Erlösers sind, wie sie mit Freude und höchster Teilnahme das Werk der Erlösung begleiten und fördern, so stehen sie im engsten Zusammenhang mit der Gemeinde der Erlösten. Wenn ein Sünder zur Buße erweckt wird, ein verlorener Sohn zum Vaterhaus zurückkehrt, so ist Freude im Himmel. Diejenigen aber, welche zur Gemeinde der Erlösten gehören, zu den Kleinen, die an ihn glauben, dürfen sich des Schutzes der Engel versichert halten, die vor dem Angesicht des Vaters stehen, den zu verklagen, der diesen Kleinen Ärgernis gibt. Zugleich dienen sie als Vorbilder treuer Berufsführung, vom Herrn uns vor Augen gestellt: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!

Wie das Reich der guten Engel an der Person und dem Werk des Erlösers den innigsten Anteil nimmt und auf die Seinen eine schützende Aufmerksamkeit verwendet, so rafft auch der Böse alle Kraft zusammen, um im Kampfe mit Christo den Sieg zu behalten. Es ist offenbar, daß es sich hier um den Besitz der Welt handelt. Der Name, den ihm Jesus gibt: „Fürst dieser Welt," sowie die Rede des Satans auf dem Berge: Dies alles will ich dir geben! macht deutlich, daß die sündige Menschheit unter seiner Herrschaft steht; daher die Anspannung aller seiner Kräfte, um diese gefährdete Herrschaft zu behaupten. Um von der Nachstellung des Herodes zu schweigen, wo sein Eingreifen nicht ausdrücklich erwähnt wird, so finden wir ihn beim Beginn der Laufbahn Jesu als denjenigen, der auf verschiedene Weise dem Werk des Herrn seine Hindernisse in den Weg legt, und am Schlusse seines Lebens ihm nahe vor Tod und Sieg die Treue und Kraft des Gehorsams zu rauben sucht. Aber Jesus triumphiert über ihn. Der Satan hat keinen Teil an ihm, denn während er nicht bestanden ist in der Wahrheit, ist Jesus die Wahrheit selbst. Während jener ein Menschenmörder von Anfang genannt wird, Satan = Feind, διάβολος, Verläumder und alle diese Ausdrücke sein seelenmörderisches Thun bezeichnen, so ist Jesus die Liebe, welche das Leben der Welt will. Und daß es ihm an der Macht nicht fehlt, den Kampf der Liebe zu fechten, das zeigt er in der Austreibung der Teufel, in welchen er als der Stärkere erscheint, der über den Starken gekommen ist. So weiß er denn auch, daß das Opfer seines Leibes der Sünde und dem Teufel genug thut, und als seine Verurteilung beschlossen, da ist der Fürst der Welt gerichtet, da ist die Grundlage geschaffen für eine neue Welt. Ist es auch den Christen nötig, in derselben sich einer stetigen, betenden Wachsamkeit zu befleißigen vor dem umhergehenden, brüllenden Löwen, so wird doch das Gebet

des Glaubens vor dem Sichten des Satans helfen und am Ende der Tage, wenn alle Ungerechtigkeit ihren Lohn bekommt, dann werden die Bösen mit Satan und seinen Engeln in das ewige Feuer gehen, das ihnen bereitet ist, während die Gläubigen durch Aufnahme in die Gemeinschaft des Vaters allen Anfechtungen enthoben werden.

(Schluß folgt.)

Noch ein Wort zur Endeavor-Sache.

Ehrwürdige Brüder!

Seit den Tagen der Konferenz habe ich mit den lieben Meinen unter dem Kreuzeszeichen, im besonderen Sinne des Wortes, einhergehen gehabt; Tod und viel Not waren bei uns zu Gaste. Wenn der Herr also mit uns armen, sündigen Menschen redet, dann haben wir wenig Neigung zu Wortklopffechtereien, auch schließlich nicht viel Interesse für die Aburteilung unserer Leistungen und Gesinnungen. Wir sind zufrieden zu wissen und zu glauben: „Jesus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht."

Wenn ich es dennoch wage, im Sprechsaal unserer teuren Synode ums Wort zu bitten, so geschieht das wohl kaum aus egoistischen Gründen.

Daß ich mich in der Beurteilung der Endeavor-Bewegung vornehmlich an die Ausführungen des P. B. (Unsere Jugend) gehalten habe, lag in der Natur der Sache. Überall da, wo in unserer Synode Endeavor-Vereine gegründet worden sind, hat man sich zumeist auch durch qu. Buch leiten lassen. Sollte ich also über die Endeavor-Vereine unserer Synode reden, so mußte ich mich auch wohl oder übel an die Schriften halten, welche dazu bestimmt sind, den betreffenden Vereinen die geistige Anregung und Nahrung zuzuführen. — Es wäre mir leichter gewesen, meine Aufgabe zu lösen, wenn es sich darum gehandelt hätte, über rein englische Endeavor-Vereine zu referieren; hatte ich doch seit dem Tage, an dem mir das in Frage stehende Referat übertragen wurde, reichlich Gelegenheit, dieselben in den englischen Kirchen von Springfield zu beobachten.

Daß P. B.'s Stellung zur evangelischen Gemeindeschule für mich der erste Stein des Anstoßes war, darin hat sich Br. H. nicht geirrt; wenn er jedoch glaubt, daß ich den auf der folgenden Seite stehenden Satz: „der Verfasser wünscht richtig verstanden zu werden; er ist kein Gegner der Gemeindeschule; er glaubt nur, daß eine deutsche Kirchengemeinschaft darauf weder ihre Zukunft bauen soll noch kann" — nicht mehr vorurteilsfrei zu lesen imstande war, so hat er doch wohl — in aller Liebe sei's gesagt — mehr geglaubt, als wahr sein dürfte. Ich habe genannten Satz nicht nur gelesen, sondern ernstlich über denselben nachgedacht. Der Schluß, zu dem ich kam, war folgender: P. B. ist kein Gegner der evangelischen Gemeindeschule, — aber er ist

auch kein Freund derselben. Was aber haben denn die drei Wörtlein „kein Freund sein" in der Sprache des Neuen Testamentes für eine Bedeutung? — Verehrte Brüder! Auch ich möchte nicht falsch verstanden werden. Nach meiner innersten Überzeugung handelt es sich hier nicht um die Geltendmachung einer persönlichen Meinung, nicht um liebloses Splitterrichten, — sondern um Klarheit und Wahrheit. — Ich frage darum:

Ist die evangelische Gemeindeschule eine Einrichtung, an der man mit der kühlen Bemerkung: „kein Feind derselben zu sein," vorüber gehen kann und darf? Darf man sich betreffs der bald brennend werdenden Schulfrage mit Gamaliels Rat getrösten und über dieselbe hinweg zur Tagesordnung übergehen?

Ich antworte: Ja, sofern man die Sache äußerlich faßt und etwa auf die Form (als Beispiel nenne ich die Sprache) das Schwergewicht legt.

Ich antworte; Nein, sofern die evangelische Gemeindeschule das gottgewollte Institut ist, in dem das: „lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe" — in der für unsere Jugend besten Weise zur Ausführung kommen kann.

Die durch die evangelische Gemeindeschule geübte christliche Erziehung der Jugend ist mir eben keine ererbte Form, kein veralteter Zopf, der nach Willkür des einzelnen abgeschnitten oder auch noch gnädigst geduldet werden kann, sondern sie ist mir einfach Gottes klares Gebot. — Das habe ich, allerdings lang und breit, — das gebe ich gern zu, — behaupten und beweisen wollen. — Wenn darum P. B. zur etwaigen Beruhigung für den „Kopf im Sand" schrieb: „ich glaube nur, daß eine Kirchengemeinschaft darauf (d. i. auf die evangelische Gemeindeschule d. i. auf die christliche Erziehung der Jugend, im Alter von 6—15) weder ihre Zukunft bauen soll noch kann," so war und ist mir das leider kein Beruhigungsmittel, sondern das gerade Gegenteil.—

Ich bin weder irrtumsfrei, noch freundlicher Belehrung unzugänglich. Habe ich geirrt, dann beweise man es. Aber, bitte, nicht mit Citaten aus Becks Schriften, die mich und mein Referat nicht treffen, sondern mit klaren Worten der heiligen Schrift. —

Betreffs jener Citate frage ich:

Wo steht in meinem Referat nur eine leise Andeutung davon, daß der, wer etwas mehr als die ererbten Formen der Kirche zur Weckung geistlichen Lebens verlangt, nach meiner Überzeugung ein Verbrechen gegen die ehrwürdigen Institutionen der Kirche begeht? Wo habe ich ferner unbequeme Dinge durch Phrasen beiseite zu schieben versucht? etc.? Man muß es sich wohl gefallen lassen, nach Thaten und Worten beurteilt zu werden, aber nach Gedanken, die man niemals gehabt, sein Urteil schwarz auf weiß lesen zu müssen, — das ist nicht recht gerichtet.

Auf weitere Punkte noch näher einzugehen, dazu fehlt mir die Zeit und auch die Lust. Nur einen herzlichen Wunsch möchte ich zum Schluß noch aussprechen:

Möge bei dem Streite der Meinungen die Praxis nicht zu kurz kommen. Möge ein jeder sich vor seinem Gott fragen: kann ich nicht noch mehr für die Lämmer und Schafe meiner mir anvertrauten Herde thun!? Möge jeder sein Zöllnerbekenntnis finden und hingehen in sein Haus, in seine Gemeinde und durch die That und Wahrheit sein: Ja, ich will — beweisen. ——

Dann wird's besser, bei der Jugend unter 15., bei der Jugend über 15. und bei den nachwachsenden Vätern und Müttern dazu. Das walte Gott. Amen! Max Habecker.

Die Elias-Sage.

Von K. M. Ittameier, Pfr. in Ehringen-Wallerstein.

Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.

Wenngleich Campegius Vitringa in seiner "Ἀνάκρισις Apocalypseos Joannis apostoli" (Franeker 1705) zu Offb. 11 bemerkt: "Fabula de Enocho et Elia, tempore Antichristi huic terrae restituendis et evangelicam veritatem inter homines praedicaturis, dudum explosa est nec digna, cujus in serio commentario hujus libri mentio fiat"; und wenn in der That der Glaube an die Wiederkunft des Propheten Elias in der christlichen Kirche längst erloschen ist, so ist es doch wünschenswert, den Inhalt dieser Sage, die viele Jahrhunderte lang einen Gegenstand christlicher Hoffnung bildete, ihre Entstehung und Ausbildung, sowie endlich die Gründe, die zu ihrem Erlöschen geführt haben, zu kennen. Es sei daher gestattet, dieselbe hier darzustellen.

Zum ersten Mal thut dieser Sage Erwähnung einer der frühesten kirchlichen Schriftsteller, zum Zeichen, wie hoch sie in das christliche Altertum hinaufreicht, Justin der Märtyrer in seinem "Dialogus cum Tryphone Judaeo." Nachdem dort der Jude Trypho bereits C. 8 beanstandet hatte, daß Jesus nicht von Elias gesalbt und allen offenbar gemacht worden sei, wie es doch die Verheißung erfordere; und nachdem er C. 49 diesen Mangel wiederum als Grund geltend gemacht hatte, warum sie, die Juden, Jesum nicht für den verheißenen Christus halten könnten, erinnert ihn Justin, daß ja zwei Parusieen Christi seien, deren letzter Elias vorangehen werde; denn es heiße, daß Elias dem großen und schrecklichen Tage des Herrn vorhergehen werde; dies sei aber die zweite, herrliche, Zukunft des Herrn. Von dieser Weissagung behauptet ferner Justin, daß sie der Herr bestätigt habe, indem er sagte, daß Elias kommen werde (Matth. 17, 11; Mark. 9, 12); und die Christen hielten sich an dieses Wort des Herrn und glaubten also, daß vor der zweiten Zukunft Christi in der That Elias vorhergehen werde. Mit dieser Erklärung war nun aber Justin in Konflikt geraten einerseits mit der Weissagung, indem dann in der That vor der erstmaligen Ankunft des Herrn kein Elias vorhergegangen wäre, und man infolge dessen den Juden keinen Vorwurf hätte daraus machen dürfen, daß sie Jesum nicht als Messias aufnahmen, da ihm die Attri-

bute des Messias, eben das Vorhergehen des Elias, gefehlt hätten; andererseits aber auch mit der eigenen Erklärung des Herrn, daß ja Elias ihm vorhergegangen sei, nämlich Johannes der Täufer. Justin ergänzt daher diesen Mangel durch einen längeren Abschnitt, in welchem er ausführt, daß auch der ersten Erscheinung des Herrn der Geist Gottes, der in Elias war, vorherging, nämlich in Johannes; und als Trypho sich dabei nicht beruhigen will, so weist er ihm aus dem A. T. nach, daß ja auch der Geist Moses auf Josua überging; daß Josua, von dem es hieß: „Mit verborgener Hand (*κρυφίᾳ χειρί*) besiegte Gott den Amalek," ein Vorbild der ersten und niedrigen Zukunft Christi ist, vor welchem trotzdem Amalek, d. i. die böse Geisterwelt, sich scheut, und daß dieser niedrigen Zukunft Christi entsprechend auch der Geist des Elias auf Johannes den Täufer in niedriger und verborgener Gestalt hat übergehen müssen, daß aber vor der zweiten, herrlichen, Zukunft Christi Elias selbst in entsprechend herrlicher und ganzer Geisteskraft erscheinen werde.

Über diesen Gegenstand erklärt sich auch Tertullian "Liber de anima," C. 35. Er sagt, es könnte das Beispiel von Elias und Johannes von jemandem als Beweis für die Seelenwanderung (metempsychosis) benutzt werden, weil der Herr sagte: „Elias ist schon gekommen, und sie haben ihn nicht erkannt," und an einem anderen Orte: „So ihr es wollt annehmen, dieser ist Elias, der da soll zukünftig sein." Allein schon die Frage der Juden: „Bist du Elias?" war nicht im Sinne der Pythagoräer gestellt, nach welchen eine längst abgeschiedene Seele in einen anderen Körper übergehen kann, sondern vielmehr auf Grund der göttlichen Verheißung: „Siehe, ich will euch senden Eliam den Thisbiten," also in der Erwartung, daß der, welchen sie unter dem Namen Johannes kannten, nach Leib und Seele Elias der Thisbiter sei. Bei Elias trifft, sagt Tertullian, überdies der Satz von der Seelenwanderung gar nicht zu, weil er nicht gestorben ist: „er wird nicht als ein aus dem Leben Abgeschiedener (non ex decessione vitae), sondern als ein Entrückter (ex translatione) wiederkommen; er ist auch dem Leibe nicht zurückzugeben, weil er nicht daraus entnommen ist, sondern wird nur der Welt zurückgegeben, aus welcher er entrückt worden ist, immer der nämliche nach Name und Person (et sui nominis et sui hominis)." Hier wird also ganz kräftig die leibhaftige Wiederkehr des geschichtlichen Elias ausgesprochen. Wie es trotzdem dazu kam, daß Johannes Elias heißen konnte, erklärt Tertullian ähnlich wie Justin, nur viel schärfer und bestimmter: er unterscheidet Leib und Seele oder das, was zur Substanz eines jeden Menschen gehört (haec enim substantiae sui cujusque hominis sunt), und Geist und Kraft oder das, was von außen nach Gottes Gnade gegeben werde, also auch nach Gottes Willen von einem auf den anderen übertragen werden könne, wie es weiter zurück z. B. mit Moses' Geist geschehen sei. An der leibhaftigen Wiederkehr des Elias vor der Wiederkunft des Herrn hält Tertullian auch fest De anima C. 50; De resurrectione carnis; Adv. Marcion. l.

IV. C. 22 und in dem Gedicht Adv. Marcion. III: "Nobilis Helias, qui nondum debita mortis — Gustavit, quoniam rursus venturus in orbem est."

Auch Origenes erklärt die Stelle: „Elias muß zuvor kommen," wie Justin und Tertullian, nicht von einer Seelenwanderung (non anima), sondern von einem Kommen im Geist des Elias. Der zweiten Zukunft des Herrn wird dann, nach der Meinung des Origenes, der wirkliche Elias vorhergehen; denn so schreibt er zu Ev. Joh. I: „Es ist wahrscheinlich, daß vor der zweiten und herrlichen Zukunft Christi kommen wird Elias, um von dem Leben zu zeugen, kurz ehe Christus, unser Leben, offenbar werden wird (πρὸ ὀλίγου τὸν Χριστὸν φανερωθήσεσθαι τὴν Ζωὴν ἡμῶν)." Ebenso hat Hippolyt (Ἀπόδειξις περὶ Χριστοῦ καὶ Ἀντιχρίστου) unter denen, die der Wiederkunft des Herrn vorhergehen, den Elias. In einer allerdings nicht unbezweifelt echten Schrift des Cyprian "De montibus Sina et Sion" geht, nachdem von der Wiederkunft des Henoch zur Bekriegung des Antichrists die Rede war, die Rede auf einmal in den Plural über, und wird fortgefahren: „von welchem getödtet (interfecti) sie ihr Zeugnis vollenden werden," mit deutlicher Anspielung auf die zwei Zeugen Offb. 11, deren einer Henoch sein soll, deren anderer aber nach der ganzen Anschauung jener Zeit niemand sonst sein konnte als Elias. Commodian, der ein Zeitgenosse des Cyprian gewesen sein soll, hat in seinem "Carmen apologeticum" V. 826 fg. gleichfalls diesen Glauben an ein Auftreten des Elias vor dem Auftreten des Antichrists und damit kurz vor der Wiederkunft Christi, sodaß dieser Glaube bereits für das zweite, noch mehr aber für das dritte Jahrhundert, und zwar, weil unwidersprochen, vielmehr von den bedeutendsten Kirchenvätern vertreten, als kirchliche Gemeinanschauung ausreichend bezeugt ist.

Nicht minder ist dies in der Folgezeit der Fall. An der Schwelle des vierten Jahrhunderts hat diese Anschauung Lactantius Div. inst. l. VII. C. 17: „Wenn die Welt zu Ende geht, so wird ein großer Prophet (profeta magnus) von Gott gesandt werden." Da in der Einzahl von ihm die Rede ist, so kann kein anderer gemeint sein als Elias. Ambrosius De poenit lib. I C. 8, 34 weiß davon, daß Gott den Elia gen Himmel nahm, um ihn zu seiner Zeit der Erde zurückzugeben (inde eum terris complacito redditurus tempore). Ebenso zu Ps. 45 ist Elias unter denen, die Gott der Erde zurückgeben wird (terris redditi). Ephraem der Syrer in seiner Predigt vom Antichrist sagt: „Ehe dieses geschieht, wird der Herr Eliam den Thisbiten (Ἡλίαν τὸν Θεσβίτην) senden." Unter den Griechen sei hier gleich insbesondere Chrysostomus erwähnt, der wieder wie die Älteren Johannes den Täufer und Elias in Parallele stellt, jenen als Vorläufer der ersten, diesen als Vorläufer der zweiten Zukunft Christi. So Hom. 38 zu Matth. 11: „Johannes und Elias haben beide ein Amt empfangen und sind beide zu Vorläufern eingesetzt (praecursores ambo constituti sunt)." Ebenso Hom. 58 zu Matth. 17: „Die Propheten meinen die zweite Zukunft Christi,

deren Vorläufer Elias sein wird (secundi, cujus praecursorem Heliam asserunt futurum);" Hom. II de laud. S. Pauli: „Johannes und Elias sind um des gemeinsamen Amtes willen auch durch gemeinsamen Namen verbunden (nominis communione conjuncti sunt);" Hom. 9 in 1 Thess. 5; Hom. 4 in 2 Thess. 2; Hom. in SS. Petrum et Eliam heißt er „der Elias, den du verehrst, dessen Kommen du erwartest (quem venturum expectas)." Unter den Lateinern kommen besonders Hieronymus und Augustin in Betracht. Bei Hieronymus ist eine doppelte Reihe von Stellen, die eine, wo er sich ganz im Sinne der Tradition ausdrückt, z. B. Ep. ad Algasiam: „Wie Elias Vorläufer der zweiten Zukunft (quomodo Elias secundi praecursor adventus est), so begrüßte Johannes den im Fleische erscheinenden Herrn" rc.; oder zu Matth. 17: „der, welcher bei der zweiten Ankunft des Herrn kommen wird in wirklichem Leibe (ipse, qui venturus est in secundo salvatoris adventu juxta corporis fidem), ist jetzt durch Johannes gekommen im Geist und in der Kraft." Daneben geht jedoch eine andere Reihe von Stellen her, wo er es für eine jüdische Meinung erklärt und es verwirft, auf eine Zukunft des Elias zu hoffen, z. B. zu Mal. 4: „Es ist eine Ansicht der Judaei et Judaizantes, daß vor ihrem Messias Elias kommen und alles zurecht bringen werde;" oder doch für eine äußerst ungewisse Sache, deren Annahme weitere exegetische Konsequenzen nach sich ziehen würde, die er scheut; z. B. Ep. ad Marcellam entgegnet er jemandem, der sich darauf berufen hatte, daß ja auch Enoch und Elias sterben werden, damit niemand sei, der den Tod nicht geschmeckt habe, sehr einschränkend: „Von Enoch und Elia, von welchen die Apokalypse berichtet, daß sie kommen und sterben werden, ist jetzt nicht die Zeit zu reden, da jenes ganze Buch entweder geistlich zu verstehen ist, oder, wenn wir einer fleischlichen Auslegung folgen, wir auf jüdische Fabeln verfallen müssen, daß auch Jerusalem wieder gebaut und Opfer im Tempel dargebracht werden müssen, und der geistliche Gottesdienst dadurch geschmälert wird, und fleischliche Zeremonien den Sieg behalten." Er nennt also hier jene Anschauung von einem Kommen des Elias nicht mehr eine jüdische Fabel, sondern nur eine fleischliche Auslegung (carnalis interpretatio), die in ihren Konsequenzen zu jüdischen Fabeln führen müßte. Er gesteht jedoch schon hier zu, daß die Apokalypse (Kap. 11) von dem Kommen und Tode des Henoch und Elia rede (Apocalypsis refert); nur möchte er dies geistlich verstanden wissen. Er spricht ferner davon als von einem in der Kirche weitverbreiteten Glauben, den er dann stets ohne ein tadelndes Wort anführt, wie eine Sache, über die jeder seine Meinung haben kann, und die man ehren muß, weil sie vielen heilig ist, z. B. Thren. 5, 21 zu dem Wort: „Verneue unsere Tage wie vor alters": „daß dies bei der Ankunft des Elias verheißen sei, glauben die meisten (plerique arbitrantur)." Ja, er findet es einigemal nicht für unpassend, wenn man Psalmworten diese Anwendung gibt, z. B. zu Ps. 13: „Der Herr wird das Gefängnis seines Volkes wenden": „dies kann von der Gefangenschaft des Leibes ver-

standen werden: es kann aber auch von der Gefangenschaft (der Juden) zur Zeit des Elias und Henoch verstanden werden." Ebenso zu Ps. 20: „Es kann auch so verstanden werden: durch Elias und Henoch werden sie am Ende glauben." Bei Hieronymus ist immer die Besorgnis vorwaltend, daß er nicht in jüdische Auslegung verfalle, deren Bekämpfung er sich zur Aufgabe gemacht hatte; darum gefällt ihm zu Mal. 4 und Matth. 11 am besten, daß Elias bereits gekommen sei dadurch, daß Johannes im Geist und in der Kraft des Elias gekommen ist, daß also der wirkliche Elias nicht mehr komme; und er nimmt dann lieber in Mal. 4 das Wort „Elias" kollektivisch als den ganzen Chor der Propheten (omnem profetarum chorum), der die Nachkommen der Juden bekehre. Allein man darf seine Stellung als die einer wohlwollenden Neutralität bezeichnen mit entschiedener persönlicher Hinüberneigung zu jener herkömmlichen Anschauung, die er jedoch rückhaltlos anzunehmen sich durch andere Gründe gehindert sah. Daß aber zu des Hieronymus Zeit die Ansicht vom Wiederkommen des Elias weit verbreitet und allgemein geteilt war, bezeugt er selbst, geht auch daraus hervor, daß davon in Briefen an ihn (vgl. Ep. ad Marc.) als von etwas Selbstverständlichem die Rede war, und daß er selbst keinen ernstlichen Versuch macht, diese Anschauung zu entkräften. Aus Hieronymus zu Dan. 9 wissen wir auch, daß Apollinarius diese Anschauung teilte und von Elias sprach, der nach dem Wort unseres Heilandes wiederkommen werde (Helias, qui venturus est juxta sermonem Domini Salvatoris). Ohne allen Rückhalt bekennt sich nun aber Augustin zu zu ihr. Er schreibt zu Joh. 1: „Es könnte Unerfahrenen Bedenken verursachen, daß Jesus von Johannes sagte: Er ist Elias, und Johannes von sich sagte: Ich bin nicht Elias." Dies glaubt Augustin so ausgleichen zu können: „Der Herr Jesus wollte seine zweite Zukunft vorbilden und sagen, daß Johannes im Geiste des Elias (in spiritu Heliae) war; und was Johannes bei der ersten Ankunft war, das wird Elias bei der zweiten sein. Wie zweierlei Ankunft des Richters, so zweierlei Herolde. Zuerst mußte der Richter kommen als einer, der selbst gerichtet wurde; darum sandte er vor sich Johannem her und nannte ihn Elias, weil Elias das bei der zweiten Zukunft sein wird, was Johannes bei der ersten. Der Herr sprach figürlich, Johannes eigentlich (proprie). Wenn du nur auf den Vorläufer (figuram praecursionis) schaust, so ist Johannes Elias; wenn du aber nach der Person fragst (proprietatem personae), so ist Johannes Johannes, Elias aber Elias." Hier schließt Augustin von einer sicheren Thatsache, nämlich der Zukunft des Elias, auf eine andere, nämlich auf den Vorläufer des Herrn. Er sagt ferner De genesi ad lit. IX, 6, daß Elias auf die Erde zurückkehren werde, und De civ. dei XX, 29 erklärt er es für eine Meinung, die mit Fug und Recht nicht bestritten werden könne (non immerito creditur), daß Elias vor der Wiederkunft des Herrn wiederkommen werde.

Es handelt sich hierbei aber nicht bloß um Elias, sondern auch um andere, von deren Wiederkunft mit ihm man redete. Der am meisten und beinahe immer mit ihm Zusammengenannte ist Henoch. Von einer Wiederkehr des Henoch mit Elias weiß z. B. Tertullian Liber de anima C. 50: „Enoch und Elias werden zum Sterben aufbewahrt.“ Sollen sie aber sterben, so müssen sie natürlich auch wiederkommen. In der bereits erwähnten Schrift des Cyprian, "De montibus Sina et Sion" heißt es von Henoch: „Er muß am Ende aufs neue kommen in die Welt, aus der er entrückt wurde (in consummatione mundi innovari habet in hoc mundo).“ Im Carmen apologeticum des Commodian geht, nachdem vorher von dem wiedergekommenen Elias die Rede war, die Rede auf einmal in den Plural über: „Nero wird die Propheten (prophetas) nach Rom kommen lassen,“ wobei neben Elias an keinen anderen gedacht werden kann als an Henoch. Hippolyt führt unter den Dreien, die nach seiner Meinung kommen sollen, als die beiden ersten den Henoch und Elias an. Ebenso Ephraem der Syrer in seiner Predigt vom Antichrist. Ambrosius zu Ps. 45 nennt als die beiden ersten von den Dreien, die nach seiner Ansicht am Ende der Welt wiederkommen sollen, den Elias und Henoch. Hieronymus erwähnt in den Stellen, die wir schon oben besprochen haben, bald den Elias allein, bald aber auch Henoch und Elias als Zurückkehrende, so Ep. ad Marcellam und zu Ps. 13 und Ps. 20. Augustin in der bereits angeführten Stelle De genesi ad lit. IX, 6 setzt zu Elias, der zurückkehren soll, den Henoch und sagt von ihnen beiden, "Creduntur redituri ad hanc vitam." Eine eigentümliche Ansicht hat Origenes, der zu Joh. 1 es für wahrscheinlich erklärt, daß vor der Zukunft des Herrn entweder Johannes der Täufer oder Elias kommen wird (τὸν Ἰωάννην ἢ Ἠλίαν). Vereinzelt wird auch Mose neben Elias genannt; so von Ambrosius zu Luk. 9 und bei Hilarius zu Matth. 20. Victorin soll für den anderen den Elisa oder Jeremia erklärt haben. Mehrmals treten sogar drei auf: Elias, Henoch und Johannes der Evangelist; so bei Hippolyt, De antichristo und Ambrosius zu Ps. 45. Konstant sind jedoch nur die beiden: Elias und Henoch.

Eine zweite Frage ist nun: was werden diese beiden thun? Die allgemeinste Aussage ist: sie werden vor dem Herrn hergehen und zeugen. So alle diejenigen Väter, die, wie wir oben sahen, Johannes den Täufer und Elias, jenen als Vorläufer der ersten, diesen als Vorläufer der zweiten Zukunft Christi in Parallele stellen. Insbesondere erwähnt Origenes ihr Zeugnis zu Joh. 1, indem er sagt, daß Elias zum Zeugnis kommt (μαρτυρήσων); auch Ambrosius: „Sie werden zum Zeugnis von unserem Herrn Jesu Christo (propter testimonium domini Jesu) auf Erden kommen.“ Ein großer Teil der Väter läßt sie zur Bekehrung des Volkes Israel kommen. Diese selbst, die Bekehrung Israels, ist eine allgemein geteilte Hoffnung der Väter; wenn auch nicht von allen ausgesprochen, scheint es doch gleich allgemeine Hoffnung gewesen zu sein, daß diese Bekehrung durch den Propheten Elias

oder durch Elias und Henoch erfolgen werde. Commodian im Carmen apologeticum weiß von Elias, der im jüdischen Lande zeugen wird (Helias in Judaea terra prophetat) und dort des Herrn Volk im Namen Christi versiegelt (et signat proprium populum in nomine Christi). Apollinarius war, wie Hieronymus zu Dan. 9 erwähnt, der Ansicht, daß von Elias, der nach dem Wort des Herrn kommen wird, die Herzen der Väter zu bekehren zu den Kindern, in der letzten Woche Jerusalem und der Tempel gebaut, und daß dann der Antichrist kommen und sich in diesen Tempel setzen werde. Hieronymus, wenn er gleich selbst diesen Glauben nicht teilt, erwähnt ihn doch als die Ansicht vieler zu seiner Zeit: "Plerique", bemerkt er zu Thren. 5, 21: „Verneue unsere Tage 2c.," arbitrantur, hoc in adventu Eliae promissum esse." Und zu Ps. 13 gibt er, wie wir sahen, sogar zu, daß die Worte: „Der Herr wird das Gefängnis 2c. verstanden werden könnten von der Gefangenschaft der Juden „zur Zeit des Elias und Henoch." Ebenso zu Ps. 21. 13, wo Hieronymus übersetzt: „In deinen Überbleibseln wirst du ihr Angesicht bereiten": „In deinen Überbleibseln d. i. durch Elias und Henoch werden sie am Ende glauben;" und das „wirst du ihr Angesicht bereiten" ist gleich jenem: „daß er bekehre die Herzen der Väter zu den Kindern." Ebenso zu Matth. 11 und 17. Augustin hat De civ. dei XX, 29 einen eigenen Abschnitt von der Wiederkunft des Elias, in welchem es heißt: „Daß die Juden, wenn ihnen durch diesen großen und wunderbaren Propheten Elias das Gesetz ausgelegt sein wird, in der letzten Zeit vor dem Gerichte an den wahren Christus, d. i. an unsern Christus, glauben werden, ist in den Gesprächen und Herzen der Gläubigen sehr verbreitet (celeberrimum). Denn er selbst wird, so hofft man, vor der Ankunft des Erlösers kommen." Augustin spricht sich sodann des näheren darüber aus, wie Elias die Juden bekehren wird, nämlich dadurch, daß er ihnen das Gesetz geistlich auslegt, welches sie jetzt fleischlich verstehen. Er drückt dies auch mit den Worten des Propheten aus: „Er wird die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern," und erläutert diese Worte dahin, daß „Elias das Verständnis der Väter, d. i. der Propheten, überführen wird (perducet) ins Verständnis der Kinder, und daß er überhaupt bewirken wird, daß die Juden den, welchen sie zuvor haßten, lieben, nämlich unseren Christus." Ähnlich Chrysostomus Hom. 58 in Matth. 17: „Vor jener Zukunft, bei der das Gericht gehalten wird, wird der Thisbit kommen, um die Juden zum Glauben an Christum zu bringen (ut Judaeis credere in Christum persuadeat), damit sie nicht alle, wenn der Herr kommt, gänzlich zu Grunde gehen. Darauf zielen auch die Worte: „Er wird alles zurechtbringen," nämlich den Unglauben der Juden, die dann übrig sein werden, wird er in Glauben wandeln." Chrysostomus erklärt dann auch, was es heißt: „Er wird die Herzen der Väter 2c.": „Der Juden Kinder waren die Apostel, zu deren Lehren er die Herzen der Väter, d. i. den Sinn des jüdischen Volkes, bekehren wird." Und auf die weitere Frage, wie es denn möglich sei, daß alsdann die Juden sich bekehren,

antwortet Chrysostomus: „Elias wird ja alles zurechtbringen, freilich nicht bloß, weil er bekannt ist, sondern auch, weil bis zu jenem Tage die Herrlichkeit Christi klarer und immer klarer strahlen wird; wird nun dazu noch des Elias Predigt (praedicatio illius) treten, die zum Glauben Christi anfeuert, so werden sie ihn sehr leicht (facillime) aufnehmen.“

Eine andere Reihe von Aussagen geht dahin, daß Elias und Henoch dem Antichrist gegenübertreten, die Leute auf ihn vorbereiten oder vor ihm warnen und im Kampfe mit ihm ihr Leben verlieren werden. So sagt Tertullian Liber de anima C. 50: „Sie sind aufgehoben, daß sie den Antichrist mit ihrem Blute austilgen (ut antichristum sanguine suo extinguant).“ Cyprian, De montibus Sina et Sion: „Sie kommen in diese Welt, um den Antichrist zu widerlegen und zu besiegen (ad confundendum et revincendum antichristum).“ Hippolyt läßt der Wiederkunft des Erlösers vorangehen Elias, Henoch und Johannes den Evangelist, und eine halbe Woche, d. i. 3½ Jahre, durch die ganze Welt die Ankunft des Antichrist ankündigen. Ihr Zweck ist einerseits, uns zu belehren und gewiß zu machen, und daß wir unser Augenmerk auf die Ankunft des Widersachers richten; andererseits, daß sie die Menschen bekehren.“ Ebenso ist nach Ephraem, De antichristo, dies die Aufgabe des Henoch und Elias, „daß sie Frömmigkeit dem menschlichen Geschlechte kundthun und offen allen die Gotteserkenntnis verkündigen, damit sie nicht aus Furcht dem Tyrannen glauben, rufend und sagend: Er ist ein Verführer! Auch werden sie den Gläubigen zur rechten Zeit die Ankunft des Antichrist melden.“ Nach Commodian werden die beiden auf Anklage der Juden hin von dem als Antichrist wiedergekommenen Nero getödtet werden. Lactantius schildert Div. instit. VII, 17 den Vorgang ganz nach Offb. 11: „Es wird ein großer Prophet von Gott gesandt werden, der die Menschen zur Erkenntnis Gottes bekehren und Gewalt, Wunder zu thun, empfangen wird. Wenn dieser sein Werk vollendet hat, so wird der Antichrist kommen und ihn besiegen und tödten und unbegraben liegen lassen. Aber nach drei Tagen wird er wieder lebendig werden und gen Himmel fahren.“ Ambrosius zu Ps. 45: „Jenes Tier, der Antichrist, steigt aus dem Abgrund herauf, um gegen Elias und Henoch und Johannes, die um des Zeugnisses von Jesu willen der Erde zurückgegeben sind, zu streiten.“ Chrysostomus Hom. 4 zu 2 Theff. 2: „Elias wird alsdann (in der Zeit des Antichrist) kommen und die Gläubigen stärken (fideles confirmans).“ Daß Elias und Henoch zuletzt den Tod erleiden werden, sagen nicht alle Väter, die etwas von ihrer Wiederkehr sagen; aber die meisten von ihnen behaupten es, wie zum Teil schon aus den angeführten Stellen hervorgeht, wozu wir noch die Stelle aus Tertullian Liber de anima C. 50 fügen: „Henoch und Elias sind entrückt, und ihr Tod ist nicht erfunden; denn er ist verschoben (dilata); sie werden, um zu sterben, aufbewahrt (morituri reservantur);“ zum Teil muß aber auch bei denen, die nicht ausdrücklich davon reden, doch auf diese Anschauung geschlos-

sen werden deshalb, weil sie in Elias und Henoch stets die beiden Zeugen erblicken, von denen Offb. 11 gesagt ist, daß sie vom Antichrist den Tod erleiden.

Wenn nun aber Elias und Henoch dereinst noch sterben sollen, so würde daraus folgen, daß sie noch nicht zu verklärter Gestalt gelangt sind, sondern in ihrer alten Leibesbeschaffenheit aufbewahrt werden, um ihr Erdenleben einst da fortzusetzen, wo es vor Jahrtausenden durch ihre Entrückung gewissermaßen unterbrochen worden war. So seltsam uns heute ein solcher Gedanke erscheint, so ist er doch genau das, was die Mehrzahl der Väter sich über den gegenwärtigen Zustand des Henoch und Elias gedacht hat. Daß man überhaupt darüber nachgedacht hat, geht ganz klar aus solchen Äußerungen hervor wie z. B. des Chrysostomus Hom. 20 in Gen.: „Wenn jemand neugierig fragen sollte, wohin Gott den Henoch entrückt habe, und ob er bis jetzt lebe, der wisse, daß es uns nicht zukomme, neugierig das, was von Gott geschieht, zu erforschen, sondern dem zu glauben, was gesagt wird. Die Schrift sagt, daß Gott ihn entrückte, und daß er ihn lebend entrückte, und daß Henoch den Tod nicht sah; wohin er ihn aber entrückte, und in welchem Zustande sich Henoch nun befinde (quomodo nunc agat), das fügt sie nicht hinzu." Und Hom. 5 zu Kol. 2 zum Beweise, daß man vieles nicht begreifen könne: „Sage mir, wie Elias im feurigen Wagen gen Himmel fahren konnte, da doch das Feuer zu verbrennen und nicht aufwärts zu tragen pflegt? Wie kann er so lange Zeit leben? An welchem Orte ist er? Wohin ist Henoch entrückt worden? Genießt er dieselbe Speise wie wir?" Und Hom. 23 zu Hebr. 9: „Viele fragen, wie denn Henoch entrückt sei und warum weder er noch Elias gestorben sind, und, wenn sie noch leben, wie sie leben und in welchem Zustande? Doch ist es überflüssig, so zu fragen. Denn die Schrift sagt, daß sie entrückt sind; wo sie aber sind und in welchem Zustande, fügt sie nicht bei. Denn sie sagt nicht mehr, als was notwendig ist." Ebenso erklärt Augustin De pecc. orig. II, 23 diese Sache nicht für einen Glaubensartikel: „Wenn gefragt wird, was oder wo das Paradies ist; oder wo jetzt Elias und Henoch sind, ob in jenem Paradies, in welches Gott den ersten Menschen geschaffen, oder anderswo, sie, von denen wir nicht zweifeln, daß sie noch in den Körpern, in denen sie geboren wurden, leben: bei diesen und ähnlichen Fragen kann etwas nicht gewußt werden, ohne daß der christliche Glaube verletzt wird (salva christiana fide)."

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltsame Geschichte ist der britischen Bibelgesellschaft in Konstantinopel widerfahren. Diese hatte eine besondere Ausgabe des Galaterbriefes in türkischer Sprache verbreiten lassen. Die türkischen Behörden, in der Meinung, der Brief sei an die Einwohner des konstantinopeler Bezirks Galata gerichtet und könne vielleicht politischen Inhalt haben, ließen den Kolporteur verhaften und wollten ihn erst freigeben, wenn er ein beglaubigtes Zeugnis über Paulis Tod beibringe!

Kirchliche Rundschau.

Über Camp-Meetings, wie sie gegenwärtig vielfach sind, sagt der „Western Christian Advokate" von Cincinnati: Ihr [der Sommerreligion] hervorstechendster Zug ist das Campmeeting an einem Platz für Sommerfrische. Es ist ein Versuch, Erholung und Religion zu verbinden, der nicht immer zum Vorteil der letzteren ausläuft. Wir haben kein Vorurteil gegen das Campmeeting an sich. Es war gewöhnlich eine Gelegenheit zu geistlichem Gewinn für die früheren Methodisten. Es brachte Christen von gemeinsamem teuren Glauben und Erfahrungen, die sich sonst nicht getroffen hätten, aus weiten Entfernungen zusammen. Diese früheren Campmeetings waren unzweifelhaft ein großer Segen für die Kirche.

Kann dasselbe von dem modernen Campmeeting gesagt werden? Es unterscheidet sich von der Versammlung der früheren Zeit unserer Väter dadurch, daß es auf das vierte Gebot keine allzu ängstliche Rücksicht nimmt. Jene waren einfach genug zu denken, daß sie kein Recht hätten, das vierte Gebot lax auszulegen, sowenig wie das fünfte oder sechste oder irgend ein anderes Gebot. Sie fuhren in ihren Privatfuhrwerken nach dem Versammlungsplatz; war der Weg weit, so geschah es schon am Samstag. Wenn sie auch rohe und irreligiöse Menschen nicht abhalten konnten, sich an Sonntagen ins Lager zu drängen, so boten sie aber auch keine besondern Anziehungen dar und setzten keine Exkursionen ins Werk, dieselben herzubringen, um einen Anteil an den Fahrgeldern zu erlangen. Wir machen's anders. Mit unseren weithin angezeigten speziellen Anziehungsmitteln für den Sonntag, um die Menge herbeizubringen, mit unsern Sonntagszügen, Eintrittsgeldern und andern Veranstaltungen und Gewinnes willen, hat unsere „Sommerreligion" den Anschein einer sonderbaren Mischung von Frömmigkeit, Vergnügen und weltlichem Erwerb.

Angesichts solcher Inkonsequenzen und des öffentlichen Urteils darüber, ist der Versuch der Kirche, das Maß der Haltung des Sabbaths zu steigern, nutzlos. Eine ernstere Folge ist aber der Verlust geistlicher Macht von seiten der Kirche. Es ist leicht, das alles zu vermeiden, indem man eine unübersteigbare Wand um den Versammlungsplatz errichtet und niemanden einläßt, der Samstag nachts nach zwölf Uhr ankommt. Würde das geschehen, so würde unsere „Sommerreligion" weniger ein Mittel zu geistlicher Ausschweifung, Sabbathentheiligung und Schmach für die Kirche, und mehr ein Mittel der Gnade sein, als sie es gegenwärtig ist."

Eine andere Ansicht von der Verwendbarkeit der Campmeetings zu Nutz der Heilsarmee spricht der new yorker „War Cry" aus; er sagt: „Die Heilsarmee paßt sich leicht an und darin liegt eines der Geheimnisse ihres Erfolgs. Regeln für die Leitung ihrer Operationen bleiben nur so lange fest und unbeugsam, als sie erfolgreich sind; wenn eine Änderung als wohlthätig erachtet wird, so wird sie versucht und erprobt. Kein Offizier wird seine Autorität überschreiten, wenn er sich einer gelegentlichen Änderung der Taktik hingibt. Jeder intelligente Mensch hat Kenntnis von der Thatsache, daß in frischen und anziehenden Maßregeln eine große Kraft liegt, innerhalb und außerhalb der Heilsarmee, und es sollte unabweisbare Pflicht für jeden Offizier sein, daß er sich bestrebt, Leben und Interesse in dieser Weise zu wecken, ohne natürlich nach etwas Groteskem oder Unscheinbarem zu greifen. Es sollte scheinen, daß der Erfolg spezieller Veranstaltungen uns nach dieser Richtung hin leitend sein dürfte. Man achte z. B. auf die Campmeetings dieses Jahres; sie haben alles

Vorhergehende übertroffen. Sonntag im Prohibitionspark auf Staten Island unter dem Kommando des Obersten war ein richtiger Feldzugstag mit einem glorreichen Ergebnis in dem Werk der Rettung und Heiligung von Seelen. Die Mengen waren riesig und die Kollekten gut. (Crowds were gigantic and collections good.) Warum sollten Sie nicht auch die Folgen eines Campmeetings im kleinen bei Ihrem Corps versuchen?"

Nachdem die Revision der Lutherbibel vollendet ist, treten nun die Schwierigkeiten der Einführung derselben auf. Etwas davon macht sich schon bei der Kirchenkonferenz in Eisenach geltend. Abt D. Uhlhorn schlug vor, der Hoffnung der Konferenz einen deutlichen Ausdruck zu geben, daß die revidierte Bibel auf dem Wege freiwilliger Aneignung die einheitliche Bibel des deutschen Volkes werden solle, ebenso den ausdrücklichen Wunsch auszusprechen, es möchten die Bibelgesellschaften fortan beide Texte, den bisherigen und den revidierten, nebeneinander verbreiten. Mit diesem Vorschlag spricht Oberhofprediger D. Meier seine volle Übereinstimmung aus, da das kgl. sächsische Konsistorium genau auf diesen Standpunkt stehe und den Gemeinden Zeit lassen wolle, sich ein Urteil über die revidierte Bibel zu bilden, während bisher nur die Theologen sich über dieselbe ausgesprochen hätten. Präsident D. v. Stählin (München) führte aus, es sei bei der Einführung der durchgesehenen Bibel die größte Vorsicht und Weisheit vonnöten, denn es seien noch viele Vorurteile auch bei gutgesinnten und rechten Lutheranern zu überwinden. Prälat D. v. Wittich (Stuttgart) bittet dringend, daß die Konferenz eine wärmere und entschiedenere Stellung zu der revidierten Bibel einnehmen möge. Es würde in seiner Heimat aufs höchste befremden, wenn die Konferenz noch einmal ein dilatorisches Verfahren einschlagen wollte. Präsident D. Barkhausen konstatiert, daß die Konferenzmitglieder in der Ansicht übereinstimmen, daß von kirchenregimentlicher Seite jetzt noch keine bestimmteren Vorschläge und Anträge in Bezug auf die Einführung der revidierten Bibel gemacht werden können. In Norddeutschland würde jeder Versuch des Kirchenregiments, zu Gunsten der revidierten Bibel einzugreifen, die übelsten Folgen haben, und voraussichtlich zur Separation führen. Prälat D. Doll berichtet, daß in Baden die revidierte Bibel mit Freuden begrüßt und allein allerwärts gebraucht werde. Er warnt ebenfalls vor dem Eindruck, den das Zögern der Konferenz in dieser Sache nach dreißigjähriger Arbeit hervorrufen werde. Der Referent Freiherr D. von der Goltz bemerkt dagegen, daß die Verhältnisse in Norddeutschland anders lägen als in Süddeutschland. Auch hätten die Bibelgesellschaften des Nordens im Jahr 1890 selbständig beschlossen, vorläufig beide Texte nebeneinander zu verbreiten. Darin dürften sie nicht gestört oder unsicher gemacht werden. Präsident D. v. Stählin berichtigt thatsächlich, daß die Verhältnisse in Baiern im wesentlichen ebenso lägen wie in Norddeutschland und namentlich in Preußen. Konsistorialrat D. Polstorff präzisiert seinen Standpunkt dahin, daß er ebenfalls aufs lebhafteste wünsche, daß eine einheitliche Bibel erreicht werde; aber er halte dies in Übereinstimmung mit dem von ihm vertretenen mecklenburg-schwerinschen Kirchenregiment nur auf Grund der alten Lutherbibel für möglich und erklärt, sich der Abstimmung enthalten zu müssen.

Schließlich sprach die Konferenz die Hoffnung aus, daß es unter Mitwirkung der Bibelgesellschaften gelingen werde, die revidierte Ausgabe der Bibel zur gemeinsamen Bibel der deutschen evangelischen Kirche zu machen.

Die fortwährenden Trennungen einzelner Kirchen, wie sie zur Zeit auf dem lutherischen Gebiet am häufigsten sind, haben manchmal doch recht bedenkens-

werte Folgen. So berichtet die Ev. Luth. Kztg.: Die **Hannoversche** Freikirche, die sich von der hermannsburger Mission losgesagt und auf hermannsburger Missionsgebiet in Afrika und mit hermannsburger Kräften eine eigene Mission angefangen hat, sucht, weil sie, aus noch nicht 3000 Seelen bestehend, die Kosten nicht tragen kann, andere Freikirchen zu veranlassen, ihre Verbindung mit der leipziger Mission zu lösen. Die **hermannsburger** Freikirche, die nicht viel über 1000 Seelen zählt und ebenfalls auf hermannsburger Missionsgebiet, in Neuseeland, eine eigene Mission begonnen hat, hat die erhoffte Unterstützung der südaustralischen Synode wirklich gefunden. Dieselbe hat „einmütig Stellung gegen die Union in Hermannsburg genommen und ihre Verbindung mit Hermannsburg aufgehoben." Die Missouri-Synode hat dieser hermannsburger Freikirche zwei junge Missionare für Neuseeland zur Verfügung gestellt."

Es wird gewiß niemand den beiden Kirchen die Berechtigung, Mission zu treiben, absprechen wollen, aber der Weg, den namentlich die erstere der beiden Kirchen einschlägt, um die Last, der sie nicht gewachsen ist, zum Teil auf andere Schultern legen zu können, wird schwerlich zu billigen sein. Man nimmt die Steine, welche man zum Aufbau des eigenen Werkes nötig hat, aus dem Gebäude des Nachbars, das man zu diesem Zwecke abzubrechen sucht. Das beweist wohl einen großen Eifer, aber wenig Einsicht, wie denn überhaupt bei vielen dieser Spaltungen der Eifer das meiste gethan hat.

Über die Missionsarbeit und die Verhältnisse der deutschen evangelischen Kirche in Palästina macht die D. Ev. Luth. Kztg. folgende interessante Mitteilungen: „Die Missionsarbeit des Jerusalemsverein im Heiligen Lande geht still, aber im Segen ihren Gang. Die Knabenschule in Bethlehem, an der außer dem Leiter, Hilfsprediger Müller, zwei arabische Lehrer unterrichten, hat im letzten Jahre gute Fortschritte gemacht. Die Zahl der Schüler ist auf achtzig gestiegen. Die Unterrichtssprache ist arabisch; in der Oberklasse wird auch französisch unterrichtet. Die drei Klassen verteilen sich auf das Alter von 6—14 Jahren. Die Mädchenschule war, weil eine griechisch-orthodoxe Schule eröffnet wurde, Anfang v. J. auf 20 Schülerinnen gesunken, zählt aber bereits wieder gegen 40 Mädchen. Nur wenige aber halten länger als bis zum 12. Jahre aus, da manche dann schon von den Eltern verheiratet werden, andere aber in das seit zwei Jahren in Betdjala bestehende russische Internat für Mädchen eintreten. Bis vor kurzem besuchte die Schule eine verheiratete Frau von zehn Jahren! An den Kindergottesdiensten beteiligten sich Knaben und Mädchen fast vollzählig. Der Besuch des Hauptgottesdienstes stellt sich durchschnittlich auf vierzig Erwachsene. Zur Gemeinde gehören zwölf arabische und drei deutsche Familien. Auch mehrere griechisch-orthodoxe und eine dänische Familie halten sich zu ihr. Die Fertigstellung der Kirche wird bis Ende September erhofft. Es soll dann eine Gemeindediakonisse angestellt und so der Anfang der weiblichen Krankenpflege angebahnt werden. Die Bauerlaubnis für ein Hospital ist in Konstantinopel bereits erworben; man bedarf zur Aufführung dieses Gebäudes freilich der Unterstützung. Das Bedürfnis nach einem Hospital ist trotz des jetzt in Jerusalem in Bau begriffenen Diakonissenhospitals vorhanden. In Betdjala stieg im Winter der Besuch der Knabenschule auf 160. Es wurde daher die Errichtung einer dritten Lehrerstelle nötig. Dagegen ist die Mädchenschule auf zwanzig Schülerinnen gesunken, da die Mädchen durch materielle Vergünstigungen und durch Geschenke in die russische Schule gelockt werden. In Bethlehem sowohl als in Betdjala

wurde im letzten Winter mehrmals wöchentlich eine Art Fortbildungsschule für Jünglinge aller Konfessionen gehalten. Mit viel Schwierigkeiten hat die Arbeit in Hebron zu kämpfen. Der Evangelist und Lehrer arbeitet im stillen fort; empfindlich bemerkbar ist der Mangel eines Arztes. Schule und der Betsaal für die evang. Gemeinde in Haifa sind vollendet. Zum Herbst wird die Anstellung eines Pastors erwartet; die Mittel will der Jerusalemsverein zur Verfügung stellen.

Der Bau der deutschen evang. Kirche in Jerusalem dürfte nunmehr begonnen werden. Der Bauplatz ist bekanntlich der Muristan, den der Sultan dem König von Preußen geschenkt hat und 1869 dem dort anwesenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm übergeben ließ. Geh. O.-Baurat Adler hat die auf diesem Platze aufgefundenen Grundmauern des alten Johanniterkirchleins persönlich geprüft und dabei festgestellt, daß eine neue Kirche in gleichem Stil darauf erbaut werden kann. Die von ihm entworfene Zeichnung hat mehrere Veränderungen erfahren, kürzlich aber die kaiserliche Genehmigung erhalten. Die Kirche wird in auvergnatischem Stile erbaut. Die gute Erhaltung der Ruinen ist, wie Adler berichtet, dem 20—24 Fuß hohen Schutt zu danken, der früher das Gebäude bedeckte. Auf der westlichen Seite liegt die deutsche evang. Kapelle; von dem alten Turm aus hat man eine herrliche Aussicht auf Jerusalem und den Ölberg. Der Besitz des Kaisers umfaßt etwa den vierten Teil des ganzen früher den Johanniterorden gehörigen Muristan. Der aus Kollekten hervorgegangene Kirchenbaufonds hatte schon im Jahre 1889 500,000 Mark, womit man wohl ausreichen wird. Dagegen sind die Mittel zur Errichtung des geplanten deutschen evang. Bistums noch zu gering. Die Zinsen des von Friedrich Wilhelm IV. gestifteten Fonds (440,000 Mark) und des Jerusalems-Kollektenfonds (220,000 Mark) reichen zur würdigen Ausstattung eines deutschen evang. Bischofs nicht hin.

Die diesjährige Konferenz evang. Pastoren des Orients tagte in der Trinitatiswoche zu Bethlehem. Es nahmen daran teil Pastor Voit aus Kairo, Pastor Schrecker aus Alexandrien, Pastor Fritze aus Beirut, Pastor Schlicht aus Jerusalem, der Inspektor des syrischen Waisenhauses Pastor Th. Schneller, und als Gäste Hilfsprediger Barthels und Vikar Kaufmann aus Jerusalem. Es wurde u. a. beschlossen, die Einführung des neuen Bußtages Mittwoch vor dem Totensonntag in den evang. Gemeinden des Orients zu versuchen.

Das Versöhnungsschauspiel, welches am Fest der Himmelfahrt Mariä in der new yorker Kathedrale aufgeführt wurde, hat wenigstens den Beweis geliefert, daß Erzbischof Corrigan, wenn er auch keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit machen darf, dennoch dem Papste an — Redegewandtheit nicht nachsteht. Er hat es verstanden, seine Predigt so zu formulieren, daß man ihm weder Auflehnung gegen den heiligen Vater noch Anerkennung des Vizepapstes Satolli daraus nachweisen kann. Auf Einzelheiten weiter einzugehen, wird indes kaum der Mühe wert sein, da die Tagespresse den ihr von der römischen Kirche dargebotenen Stoff bereits wieder und wieder durchgekaut hat. Überhaupt gewinnt es den Anschein, als ob die von Rom dargebotenen mehr oder minder geistlichen Aufführungen bald eine ebenso stehende Rubrik in manchen Blättern bilden wollen oder sollen, wie die Berichte über Wettrennen, Wettfahren, Faustkämpfe und dergleichen. Daß man aber durch Beschäftigung einer gewissen Sorte der Tagespresse Amerika katholisch machen könne, das glauben selbst viele Katholiken nicht. Die „Amerika“ sagt in dieser Hinsicht folgendes:

„Von Zeit zu Zeit begegnet man in Blättern englisch-amerikanischer Katholiken der Hoffnung, daß eine Katholisierung Amerikas in unerhörtem Maßstabe bevorstände.

Die einen knüpfen diese Hoffnung an das demnächst in Chicago zu eröffnende internationale Religionsparlament. Andere meinen: Durch die Ernennung eines päpstlichen Delegaten für Amerika sei die Begeisterung der Protestanten für den Nachfolger des heiligen Petrus so riesig gewachsen, daß unsere Millionäre und Politiker nun in hellen Haufen in die Kirche einziehen würden. Ein hochw. Herr weist in dieser Beziehung mit bedeutungsvollem Kopfnicken auf den ungeheuren Jubel hin, mit welchem die Mormonen zu Salt Lake City den Erzbischof von Lepanto (den Legaten Satolli) begrüßt hätten.

Wieder Andere stehen unter dem Eindruck, daß das Programm der „Demokratisierung der Kirche," welches jetzt ausgeführt zu werden scheine, notwendig erfolgreich sein und, bei der demokratischen Strömung der Zeit, der katholischen Kirche alle Gemüter gewinnen müsse.

Wir an unserm Teil erfreuen uns keiner Prophetengabe und wollen daher ruhig abwarten, ob die oben geschilderten glänzenden Hoffnungen erfüllt werden.

Vorläufig scheinen die Thatsachen sich gerade umgekehrt zu entwickeln.

Zahlreiche Katholiken, die sonst die Regeln ihrer Religion willig beobachteten, werden lau gemacht und von Zweifeln erfüllt.

„Das ist ja ein niedriges Treiben, wie es sonst nur unter Politikern üblich war,"—sagen sie.

Und: „Ist es nicht abgeschmackt, sich von der Kanzel zur Geduld und Fügsamkeit gegen die kirchlichen Autoritäten ermahnen zu lassen, wenn dieselben Männer hingehen und in öffentlichen Blättern ihre Bischöfe auf das Roheste ausschimpfen?"

„Ist es denn der Zweck der Kirche, von den Mormonen angejubelt zu werden!" (Bitter für Satolli!)

„Und wenn unsere Priester öffentlich die Absetzung solcher Bischöfe verlangen, die ihnen nicht konvenieren; warum sollten wir Laien nicht ebenso wohl auf die Beseitigung solcher Geistlichen lärmend wirken, die uns im Beichtstuhl oder in der Predigt gekränkt haben?"

„Überhaupt—so hört man vielfach sagen—werden innerhalb der katholischen Kirche jetzt ebenso viele Tricks und ebenso niedrige Tricks gespielt, wie in den korruptesten Sekten oder Parteiverbindungen. Preßagenten werden gemietet, um Lügen zu kolportieren, und die alte ruhige Weise, die in der Erfüllung des göttlichen Gesetzes ihre Befriedigung fand, hat bei vielen ganz aufgehört!"

„Wenn das so weiter geht, wird es binnen zehn Jahren nicht mehr praktische Katholiken in Amerika geben als jetzt, sondern viel weniger."

Es werden aber derlei Ausführungen gegenwärtig wenig helfen. Bereits ist wieder ein Bischof von seinen Priestern bei Satolli verklagt worden, Bischof Katzer von Wisconsin. Das wird so lange fortgehen, bis entweder Leo XIII. seinen Zweck, die Bischöfe gründlich mürbe zu machen, erreicht hat, oder bis er die Geister, die er gerufen hat, nicht wieder los werden kann, und er sich dann mit einer gewandten Schwenkung auf die Seite der Bischöfe stellt, um die Priester nicht zu hoch kommen zu lassen, sondern sie nun mit Hilfe der unterworfenen Bischöfe zu demütigen.

Nichts ist den römischen Agitatoren lieber, als wenn sich nominelle Protestanten für ihre Zwecke benützen lassen. Sie werden dann aber auch rücksichtslos ausgenützt. Namentlich muß „der protestantische Pfarrer“ herhalten, wenn er entweder dumm oder charakterlos genug ist, den Römlingen in irgend einer Hinsicht sich dienstbar zu machen. So hatte sich auch die „Germania“ kürzlich von einem evangelischen Geistlichen folgendes schreiben lassen: „Die Vorgänge innerhalb des Zentrums berühren mich tief. Jetzt, wo der Augenblick gekommen war, auf den man dreiundzwanzig Jahre gewartet hatte, jetzt stirbt vielleicht die Einigkeit desselben. Ich bin ganz bestürzt, daß so etwas vorkommen konnte, gerade jetzt in dieser hochernsten Zeit, ein Jahr darauf, seit die Regierung ohne Not das Schulgesetz zurückgezogen hat, und wo innerhalb der protestantischen Theologie offenbar die Gottheit Christi zum Fall kommt. Dadurch ist die Jetztzeit mit einem Male für die katholische Kirche, wie mir scheint, viel gefährlicher geworden, als die Zeit des sogenannten eigentlichen Kulturkampfes. Was soll daraus werden? Ich glaube, wenn nicht jeder Katholik jetzt seine Schuldigkeit bei der Wahl thut, ist alles verloren. Ganz richtig: „Deutschland, Deutschland über alles,“ aber ein christliches Deutschland. Und ein christliches Deutschland bekommen wir nur durch die unerschütterliche Einigkeit des Zentrums. Fehlt diese, dann heißt es: „Ade, christliches Deutschland!“ Die Konservativen ertragen ganz ruhig die Christusleugner auf den protestantischen Kathedern und Kanzeln, es fällt dem Hofprediger Stöcker gar nicht ein, aus seiner Landeskirche auszutreten, trotzdem er immer wieder versichert, daß die Zustände innerhalb derselben bezüglich des Unglaubens unerträgliche und sie auf den Zustand „von Wilden“ herabgesunken seien. Sinkt das Zentrum durch Uneinigkeit, dann hat auch innerhalb des Protestantismus der Unglaube gesiegt. Steht das Zentrum, so ist es wenigens für den gläubigen Protestantismus ein Haltepunkt.“

Der „Evang. Kirchl. Anz. f. Berl.“ 27 hatte dies solange für eine „blanke Erfindung“ erklärt, als der Name des Geistlichen nicht genannt würde. Jetzt schreibt in den „Berliner Kirchl. Nachr.“ 30 Superintendent Wagner folgendes: „Wir glauben, daß die „Germania“ in diesem Falle wahr geredet hat. Wir kennen einen bald 25 Jahre emeritierten evangelisch-lutherischen Pastor, der unter dieser Firma immer einmal wieder in den Spalten der „Germania“ auftaucht und seine katholisierenden Kuckuckseier vor einiger Zeit auch in das Nest des Adelsblattes gelegt hat. Obwohl er in aller Gemütsruhe seine Pension von der evangelischen Kirche bezieht, hat ihn das nicht gehindert, seine Frau und die Mehrzahl seiner Kinder zum Katholizismus übertreten zu lassen und mit allen Kräften in Wort und Schrift Windthorstsche Gedanken zu verbreiten. Ihm ist der oben zitierte Brief sehr gut zuzutrauen. Er entspricht völlig seiner Denkweise. Wir wollen seinen Namen nicht nennen, da uns jedes Hineinziehen des Persönlichen in den großen Geisterstreit, den wir gegen Rom zu führen haben, zuwider ist.“

Eine interessante Mitteilung über die Haltlosigkeit der römischen Kirche unter den fast rein katholischen Völkern bringen die Blätter aus Spanien. Es heißt da: „Am 1. Juni war das größte Fest der römischen Kirche, Corpus Christi [Frohnleichnamsfest], welches natürlich in Spanien von der Kirche sehr feierlich begangen wird — wenn nämlich die Stadtbehörden ihren Säckel aufthun und die großen Kosten bezahlen. Denn alle Priester, die mitgehen, müssen dafür reichlich bezahlt werden. Sonst — kein Geld, keine Schweizer! Das ist so buchstäblich wahr, daß nirgends eine Prozession stattfindet, auch am Frohnleichnamstag selbst in Madrid in früheren Jahren keine stattgefunden

hat, wenn eine liberale Majorität den Stadtsäckel fest zugeknöpft hatte. Roms Religion bleibt, wie Rousseau St. Hilaire gesagt hat, eine Religion des Geldes; auch in andern Dingen kein Geld—keine armen Seelen aus dem Fegfeuer.

Auch als ultramontane Stadträte wieder das Geld ihrer Mitbürger zum Pompe der Prozession hergaben, war sie nicht besonders besucht, weil sie, wie in der ganzen römischen Welt, morgens um 10 Uhr stattfand, wo die Junisonne oft sehr heiß brennt. So erlaubte der Papst Leo in seiner Weisheit durch ein besonderes Breve vor drei Jahren die Abhaltung am Nachmittag um 5 Uhr, und das hatte den gewünschten Erfolg. Denn „welcher Madrider, der an diesem Feiertag doch nichts anzufangen weiß, und vor allem welche Madriderin, welche die neuen Sommerkleider zeigen will — ich zitiere aus den spanischen Zeitungen — würde nicht die Gelegenheit benützen, sich in den Straßen aufzustellen, um den Marsch der Prozession zu sehen und die Militärmusik zu genießen!"

Allein dieses Jahr trat ein unübersteigliches Hindernis ein. Der berühmte Stierfechter Lagartijo (Eidechse, seiner Gewandtheit wegen so genannt) sollte an demselben Nachmittag zum letzten Mal im Stiergefecht auftreten und sich dann zum Zeichen, daß er nie mehr kämpfen würde, seinen Zopf abschneiden, welchen alle Stierkämpfer tragen. Das mußte natürlich ganz Madrid sehen und sollte man auch die letzte Bettdecke verpfänden. Für eine Loge des Stiergefechtsplatzes wurden tausend Franken bezahlt, und natürlich wollten die Priester nicht zurückbleiben. Früher hat wohl die römische Kirche die Stiergefechte verurteilt, allein da sie sahe, daß es dem Volke nicht genehm war, auch nichts fruchtete, schwieg sie stille. Und jetzt? Das Unglaubliche geschah: Der Erzbischof von Madrid (er führt diesen Titel, weil er früher Erzbischof von Havanna war) verlegt die Frohnleichnamsprozession auf den Vormittag und verwirkt damit die päpstliche Gnade, denn nach der Praxis der römischen Kurie ist eine solche Erlaubnis, wenn die Regel einmal durchbrochen wird, verfallen! Eine der gelesensten und sonst romfreundlichen Zeitungen Madrids sagte es ganz offen: „Man hat Lagartijo auch den Kalifen genannt (er hat ein Haus in Cordoba); jetzt muß man ihn Muhammed nennen! Und dieser Muhammed hat zwar nicht über Christum, sondern über das, was sich in Spanien noch christliche Kirche nennt, glänzend triumphiert."

Daß sich die Beamten der französischen Republik immer noch der römischen Kirche zur Verfügung stellen, hat sich wieder neuerdings in Algier gezeigt. Im Laufe des letzten Jahres teilte der französische Botschafter in London der englischen Regierung mit, daß der Gouverneur von Algerien das Aufhören der englischen Missionen dort wünsche; die Missionare möchten deshalb abberufen werden, ehe man genötigt sei, sie förmlich auszuweisen. Man hoffte, dieser Erlaß werde nicht zur Ausführung kommen. Nun ist er aber doch erneuert worden, und der englische Minister Lord Roseberry hat sich infolge dessen genötigt gesehen, die englischen Missionare in Algier zu benachrichtigen, daß sie im Falle der Nichtbefolgung auf den Schutz der englischen Regierung nicht rechnen dürften. Neben den englischen Missionaren sind auch vier schwedische ausgewiesen. Es handelt sich also um ein Verbot der evang. Mission, der man im französischen Kolonialgebiete von Nordafrika ein Ende bereiten will.

In Gemäßheit eines Wunsches, welchen der Papst in seiner Antwort auf die vor einiger Zeit ihm überreichte Adresse englischer Pilger in Rom ausgedrückt, wurde am 29. Juni England der h. Jungfrau und dem h. Petrus geweiht.

Die Ceremonie fand in der kath. Kirche in Brompton mit großer Pracht statt. dabei waren alle römisch-katholischen Bischöfe, ausgenommen die von Liverpool und Salford, gegenwärtig.

Erzbischof Vaughan, der von dem Papste den Auftrag hatte, die Sache auszuführen, erschien, wie schon erwähnt, am Tage Petri und Pauli, den 29. Juni, im Oratorium zu Brompton im vollen Ornat, außerdem geschmückt mit dem Ring und der Mitra des um seines päpstlichen Eifers willen ermordeten Erzbischofs Thomas Becket. Der gesamte katholische Episkopat, dann Vertreter der Jesuiten, Cistercienser, Dominikaner, Franziskaner bildeten seine Umgebung. Nach der Messe wandte er sich zu der Gemeinde und vollzog die Weihung Englands an die Gottesmutter mit folgenden Worten: „O unbefleckte Mutter unseres Herren Jesu Christi! Mutter der Gnade und Königin des Himmels! Demütig knieen wir vor dir; wir bieten dir unser Land, in dem wir leben, an! Es war einst dein, ehe es des Glaubens beraubt ward; alle seine Kinder waren deine Kinder, und du warst hier geehrt als Schutzheilige und Königin. Wiederum nahen wir uns zu dir, wiederum heiligen wir es als deinen Brautschatz. Möge dein Gebet das Land zum alten Glauben zurückbringen! Verschaffe uns in England, deinem Brautschatz, alle Gnade und Segnung." Der im Gebet angedeutete Wunsch einer Katholisierung Englands wurde in der nachfolgenden Predigt des Kongregationspredigers Bridgett noch deutlicher ausgesprochen, indem derselbe ausführte, wie England in alter Zeit Marias Brautschatz genannt wurde; wie damals alles voll von Marienaltären und -Kirchen gewesen sei; das sei Beweis genug, daß hier die Marienverehrung ursprünglich heimatberechtigt sei. Auf diese Predigt folgte die Huldigung an den Apostelfürsten Petrus, in welchem der „Stellvertreter Christi! Hort der ganzen Herde! Fels, auf dem die Kirche gebaut ist!" Danksagung erhält, daß er im „Zeitalter des Glaubens" das Land mit dem h. Stuhl in Rom verbunden habe, und angefleht wird, „den Eifer, die Andacht und Liebe der alten Tage wieder zu erwecken." Diese ganze Zeremonie wäre an sich nicht bemerkenswert; denn die römische Kirche pflegt dergleichen gern und viel zu veranstalten; aber sie gewinnt an Bedeutung durch die dermaligen Homerule-Kämpfe in England, wo ein Sieg den Römischen zu winken scheint, daß sie kühner als sonst das Haupt erheben.

Eine neue „Mosesstadt" in Argentinien ist durch Baron Hirsch gegründet worden. Sie liegt 15 Kilometer von der Station Palacios der Eisenbahnlinie von Buenos Aires nach Rosario entfernt und besteht aus 180 Abteilungen zu 100 Hektaren, die wieder in je vier „Koncessionen" zu 25 Hektaren eingeteilt sind. Von 2,850 Juden, fast alle aus Rußland, die 1891 in Argentinien landeten, haben sich 462 in Mosesstadt niedergelassen, das jetzt aus 90 aus Luftziegeln erbauten Hütten besteht. Sie sind mit Stroh gedeckt, haben die Erde als Flur, dürftige innere Ausstattung und reihen sich, jede 30 Meter von der andern liegend, im Halbkreise um einen großen Platz. Das Land (die Koncession) wird den Juden gegen Abzahlung übergeben; sie erhalten Lebensmittel, Pflüge und sonstige Ackerbaugeräte, sowie Ochsen. Die Absicht ist, aus ihnen Ackerbauer zu erziehen, was gewiß sehr wünschenswert, aber wenig aussichtsvoll ist. Eine Anzahl, die dieser Aufgabe nicht gewachsen ist, hat die Kolonie bereits wieder verlassen. Mosesstadt hat seinen Rabbiner; Schule und Synagoge sind im Bau begriffen, und man hofft, hier ein wichtiges jüdisches Centrum zu schaffen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. **Oktober 1893.** Nro. 10

Die Revision der lutherischen Bibelübersetzung.

Vortrag auf der Frühjahrsversammlung der evangelischen Konferenz von Pfr. Köllner in Stebbach.

(Aus dem Korrespondenzblatt für die evang. Konferenz in Baden.)

(Schluß.)

Bedingung für etwa vorzunehmende Abänderungen sollte sein, daß die neue Fassung einer Stelle auf sicheren, allgemein anerkannten Ergebnissen der Forschung ruhe. Wo sich noch heute Vertreter für die luthersche Auffassung fanden, wurden die Stellen in der alten Fassung belassen. Von jeder Änderung sollten diejenigen Stellen, wo irgend möglich, ausgeschlossen sein, welche in der herkömmlichen Fassung dem Volke lieb geworden sind. Schließlich sollten die bei der Verbesserung zu wählenden Worte durchgängig dem Sprachschatze Luthers entnommen werden.

Nach diesen Grundsätzen hat die Revision die wirklich der Besserung bedürftigen Stellen mit Benützung aller Mittel der Wissenschaft unter gewissenhafter Berücksichtigung des hebräischen und des griechischen Grundtextes und doch wieder auf so schonende Weise berichtigt, daß das ursprüngliche Werk nicht zerstört worden ist und wir auch jetzt noch in vollem Sinn des Wortes eine Luther-Bibel haben. Denn eine geradezu neue Bibelübersetzung, etwa nur in Luthers Sprache, nach dem Stande der modernen Textkritik zu bieten, lag weder in der Aufgabe noch in der Absicht der Revision, und wenn der Kritiker in der Protestantischen Kirchenzeitung (1892 No. 30) darüber klagt, daß man bei der Revision alle textkritische Forschung eines Lachmann, Tischendorf, Westkott und Hort unbeachtet gelassen habe, so glauben wir, daß es sehr weise von der eisenacher Konferenz war, daß sie der Revision engere Schranken zog und die moderne Textkritik nicht zur Grundlage der neuen Bibelausgabe gemacht wissen wollte. Übrigens ist die Revision auch nicht unkritisch verfahren.

Einige Lesarten des griechischen Testaments von Erasmus, welches Luther bei der Übersetzung vorlag, sind durch handschriftliche Entdeckungen als sicher fehlerhaft erkannt und deshalb nach der richtigen Lesart abgeändert worden (Apg. 12, 25, statt gen Jerusalem, von Jerusalem, Hebr. 10, 34 statt: mit meinen Banden — mit den Gebundenen, Offenb. 11, 2 statt: das innere Chor des Tempels — den Vorhof

außerhalb des Tempels; in 1 Joh. 2, 23 wurde die bei Luther fehlende, aber sicherlich echte zweite Verszeile ergänzt). In den Apokryphen wurde im Buche Sirach der seit vorigem Jahrhundert weggelassene, obwohl von Luther übersetzte, Eingang wieder hergestellt, das Buch Tobias, welches Luther nicht aus dem griechischen Original, sondern aus der Vulgata übersetzte, nach dem Grundtexte durchgängig berichtigt.

Aus dem bisher Gesagten ergab sich für die Revision folgendes:

1. Es waren zweifellos zu ändern diejenigen Stellen, welche Irrtümer, z. B. naturgeschichtliche oder geographische, enthielten. Entfernt wurden demnach Jes. 34, 15 der eierlegende Igel, Jes. 13, 27 die singende Eule, Hiob 39, 13 der Storch, der seine Eier dem heißen Sande zum Ausbrüten überläßt. Ein geographischer Irrtum war es, wenn der Fluß Arnon als Stadt angesehen wurde, was an zahlreichen Stellen geschehen ist, oder der Strom Sittim (Joel 3, 23) als Thal bezeichnet wird. Wenn Luther Apg. 27, 13 auf Kreta eine Stadt Assus angenommen hat, so mußte nach richtigem Verständnis des Grundtextes der Städtename dort verschwinden. Bedenklicher noch ist das Versehen, daß die Beroenser als die Edelsten unter denen zu Thessalonich (70 Kilometer davon!) bezeichnet werden, ein Irrtum, der auch in gedruckten Predigten Luthers zu finden ist. Statt „Söhne Jemini“ lesen wir Benjaminiten, womit erst die Bedeutung des Namens zum Verständnis gebracht ist.

2. Ebenso konnte die Änderung da keinem Bedenken unterliegen, wo irrtümliche Übersetzung das Verständnis erschwerte, wenn nicht unmöglich machte. Wir greifen einige bekannte Beispiele zur Erläuterung heraus. Wenn der Prophet Amos (K. 3, 12) die Üppigkeit der Städter mit den Worten schildert: Die zu Samaria wohnen und haben in der Ecke ein Bett und zu Damaskus eine Sponde, so ist das schlechthin unverständlich. Schon die Probebibel gab die richtige Übersetzung: die zu Samaria sitzen in der Ecke des Ruhebettes und auf dem Lager von Damast. Wenn 3 Mos. 13, V. 45 lautet: er (der Aussätzige) soll allerdings unrein heißen, so wird jeder Nachdenkende über diesen nichtssagenden Satz sich verwundern; die Berichtigung ist ebenfalls schon in der Probebibel aufgenommen: er soll dem (sich ihm arglos nahenden) zurufen: unrein, unrein! Wenn im Segen Isaaks über Esau 1 Mos. 27, 39 zu lesen ist: du wirst eine fette Wohnung haben auf Erden, so fragt sich der Leser billig, worin dann Esau gegen Jakob zurücksteht, dem doch auch die „Fettigkeit der Erde“ (V. 28) zugesagt war. Verständlich wird der Vers dagegen sein, wenn wir jetzt lesen: du wirst eine Wohnung ohne Fettigkeit haben. Ganz dunkel ist in der luth. Bibel Jes. 9, 1, welche Stelle nun erst ihr volles Licht erhalten hat. Aus dem Psalmbuche führen wir an Ps. 126, 4: Herr, wende unser Gefängnis, wie du die Wasser gegen Mittag trocknest! Welchem schlichten Bibelleser dürfte der zweite Teil dieses Verses verständlich sein? Ganz anders lautet es jetzt: bringe wieder unsere Gefangenen,

wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande! Die berühmte Stelle Hiob 19, 25, deren Wortlaut nach Luther durch den bekannten Vers des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht," besonders tief in das Volk eingedrungen ist, konnte trotzdem nicht belassen werden, doch ist die frühere Übersetzung in Anmerkung hinzugefügt. Der jetzige Wortlaut ist: „als der letzte wird er über dem Staube sich erheben, und, nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen."

Im Neuen Testament war es besonders eine Stelle, welche zu Mißverständnissen Anlaß gegeben hatte, und deren Abänderung ein unabweisbares Bedürfnis war. Es ist die Stelle Matth. 28, 1 und die verwandten Ausdrücke Mark. 16, 2 und 9, Luk. 24, 4, Joh. 20, 19, 1 Kor. 16, 21. War und ist es doch unmöglich, in Predigt und Unterricht, ohne zuvor den Wortlaut zu berichtigen auf Grund des ursprünglichen Textes, die Entstehung der christlichen Sonntagsfeier in der apostolischen Zeit nachzuweisen. Dieser Mangel hatte schon zu Zweifeln und Anstößen Anlaß gegeben. Hatte sich doch ein preußischer Rittergutsbesitzer einst an König Friedr. Wilhelm IV. gewandt mit der Erklärung, es fehle doch jede biblische Berechtigung für die Feier des Sonntags anstatt des alttestamentlichen Sabbaths. Der König gab dieses Schreiben dem gediegensten Theologen im Oberkirchenrat, dem sel. Nitzsch zur Begutachtung, der nur darauf hinweisen konnte, daß die unrichtige Übersetzung der bezüglichen Stellen an diesem Mißverständnis schuld sei. Bekanntlich ist diese Berichtigung schon in der revidierten Ausgabe des Neuen Testaments zu finden und lautet: am ersten Tage der Woche u. s. w.

3. Aus Rücksicht auf die Gemeinde und ihre Erbauung durfte man auch zu einer Abänderung schreiten, wo durch die Berichtigung ein Spruch von erbaulichem Werte der Gemeinde neu geschenkt werden konnte, der bisher für dieselbe verloren war, oder wo die lutherische Übersetzung entweder geradezu Unrichtiges enthielt oder Anlaß zu ernsteren Mißverständnissen geben konnte. Zu der ersteren Klasse dürfen wir Sprüche zählen wie Psalm 16, 2, früher: ich muß um deinetwillen leiden; jetzt: ich weiß von keinem andern Gute außer dir; oder Hiob 36, 5 früher: Gott verwirft die Mächtigen nicht, jetzt: Gott ist mächtig und verwirft doch niemand. Bisweilen bringt auch die unrichtige Übersetzung einen unbiblischen Gedanken, z. B. Hes. 34, 16, wo Luther übersetzt: Was fett und stark ist, will ich hüten, und will ihrer pflegen, wie es recht ist. Jeder Bibelkundige wird das Gegenteil erwarten, da doch Gott den Hoffärtigen widersteht; und in der That bietet der Grundtext genau das Gegenteil des Wortlauts nach Luther: Was fett und stark ist, will ich vertilgen und will sie weiden mit Gericht. Einen nicht biblischen Gedanken haben wir auch in der herkömmlichen Fassung von Luk. 17, 3: so dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn, so er sich bessert, so vergib ihm! Wir wissen aber, daß unsere Vergebung nicht erst von der Besserung des Nächsten abhängen

darf. Jetzt lautet es: so es ihn reuet, so vergib ihm. Auch Röm. 15, 3 („so seid nun aus Not unterthan") gibt nicht das rechte Verhältnis von Obrigkeit und Unterthanen zu erkennen und hat gewiß schon oft zu dem Mißverstand Anlaß gegeben, als sei die damalige Notlage der Christen der Grund gewesen, warum Paulus sie zum Gehorsam gegen die Obrigkeit angehalten habe. Die Übersetzung von Eph. 5, 16: „schicket euch in die Zeit!" enthält in dieser allgemeinen Form keinen richtigen biblischen Gedanken.

Einen sittlichen Anstoß konnte die Revision beseitigen in 2 Mos. 3, 22 und 12, 36. Dort wird von den ausziehenden Israeliten gesagt: sie sollen silberne und goldene Gefäße und Kleider von ihren Nachbarn und Hausgenossen fordern. „Die sollt ihr," übersetzt Luther, „den Ägyptern entwenden!" Schon die Probebibel änderte diesen Ausdruck in: „die Ägypter berauben;" doch ist diese Änderung nicht genügend befunden worden, weshalb die Revision nun den Ausdruck gewählt hat: von den Ägyptern zur Beute nehmen! Diese Verbesserung läßt zugleich das sittliche Recht jener Handlungsweise, welche den Juden von Gott doch befohlen war, in deutlicher Weise erkennen.

Solche Änderungen konnten um so unbedenklicher vorgenommen werden, wenn sie nachweislich auf einer falschen Lesart der Vulgata oder des griechischen Testaments beruhten. Wir nennen außer Jes. 46, 3; 66, 9; Spr. 11, 25 ausdrücklich hier nur Mal. 2, 16, wo die höchst bedenklichen Worte sich finden: „wer ihr (nämlich seinem Weib) gram ist, lasse sie fahren, spricht der Herr, und gebe ihr eine Decke des Frevels von seinem Kleide!" In Wahrheit spricht aber der Prophet in ernster Mahnung genau das Gegenteil: „wer ihr aber gram ist und verstößt sie, der bedeckt mit Frevel sein Kleid." Vergleiche auch noch außer den schon angeführten Stellen Hebr. 10, 24 und Offenb. 11, 2 noch Offenb. 2, 17!

An einigen Stellen hat zwar Luther mit vollem Bewußtsein eine gewisse Auffassung vertreten und dieselbe durch seine Randglossen näher angegeben, allein ohne die letzteren ist in der Regel der von Luther in die Worte hineingelegte Sinn schlechterdings nicht zu erraten. In 1 Mos. 49, 22 wird niemand erraten, was unter den im Regiment einhertretenden Töchtern zu verstehen ist (Luther denkt an blühende Städte), ebensowenig wird jemand aus Jes. 9, 6 (du machst der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel) die Auffassung Luthers herauslesen, die diese Worte auf den Haß und Neid der Juden bezog, welche die immer wachsende Schar der aus der Heidenwelt gewonnenen Christen mit ansehen mußten.

Haben die bisher genannten Stellen zumeist schon in der Probebibel ihre Berichtigung gefunden, so hat die spätere Revision zwar einige wenige Änderungen zurückgenommen, aber auch eine ganze Reihe teils kleinerer, teils wichtigerer Veränderungen hinzugefügt. Wir zählen einige Beispiele auf, welche allgemein bekannte Stellen betreffen: 1 Mos. 1, 27 (statt Männlein und Fräulein: Mann und

Weib). 1 Mos. 49, 10 (nicht mehr der Meister von seinen Füßen, sondern der Stab des Herrschers). Psalm 8 (du, den man lobet im Himmel). Psalm 23, 5 (im Angesicht meiner Freude). Psalm 20, 50 (hilf, Herr, dem Könige und erhöre uns). Jes. 53 (man gab ihm bei Gottlosen sein Grab und bei Reichen, da er gestorben war). Hagg. 2, 7 (statt: aller Heiden Trost, aller Heiden köstlichstes, nämlich ihre besten Schätze, die sie zum Opfer bringen). Spr. 30, 8 (laß mich mein beschieden Teil Speise hinnehmen). Im Neuen Testament ist wohl die wichtigste Verbesserung am Schluß des Evangeliums Matthäi vorgenommen. Wie die Probebibel, so hat auch die revidierte Bibel innerhalb des fortlaufenden Textes die herkömmliche Fassung des Taufbefehls, aber die revidierte Bibel hat in einer Anmerkung in Perlschrift die genaue Übersetzung mit den drei beachtenswerten Abweichungen: machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet auf den Namen u. s. w.

Von sonstigen Verbesserungen seien noch erwähnt: Mark. 14, 15 (gepolsterter Saal). Markus 16, 1 (Maria des Jakobus Mutter, anstatt des Gräzismus Maria Jakobi). Luk. 18 (sollt er's mit ihnen verziehen, statt des kaum verständlichen, sollte Gott Geduld darüber haben). Joh. 14, 1 lautet jetzt: glaubet an Gott und glaubet an mich. Apg. 4, 12 ist hinter „kein anderer Name“ eingeschoben, unter dem Himmel. Röm. 13, 12 lesen wir: die Nacht ist vorgerückt. 1 Kor. 11, 29, der isset und trinket ihm selber zum Gericht. 2 Petr. 1, 19 lautet jetzt dem Grundtext entsprechend: Wir haben desto fester das prophetische Wort. In 1 Joh. 4, 8 ist der Artikel wegegelassen: Gott ist Liebe. Jak. 1, 13 hat jetzt den Wortlaut: Gott kann nicht versucht werden zum Bösen, und er selbst versucht niemand.

So beschränkt die Anzahl der angeführten Stellen ist, so geht doch aus dem Gesagten hervor, wie überall das Verständnis des bibellesenden Volkes Anlaß und Maßstab der vorgenommenen Veränderungen gewesen ist; und gewiß wird niemand bestreiten, daß in diesen Verbesserungen ein wesentlicher Gewinn liegt. Bei denjenigen Stellen der heil. Schrift, welche nur ausnahmsweise im Zusammenhang zur Erbauung gelesen werden, brauchte die Rücksicht auf das Volk am wenigsten ängstlich sein. Daher ist im poetischen Teil des Buches Hiob und Hes. 40 ff. die Revision durchgreifender verfahren. Verwundern könnte es, daß einige Sprüche in der herkömmlichen Fassung in der revidierten Bibel verblieben sind, obwohl wir ihre Übersetzung bei Luther als völlig verfehlte anzusehen gewohnt sind. Wir weisen auf Jes. 28, 19 hin, welche Stelle schon von de Wette in seinem Vorwort zur Übersetzung der Bibel scharf angegriffen worden ist. Allein man ließ den bisherigen Wortlaut stehen, weil in der Kommission die Ansicht vertreten war, daß Luther im allgemeinen den Sinn der Stelle richtig getroffen habe. Auch Ps. 84, 7 ist der schwerlich in den Zusammenhang passende Satz: „die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt“ belassen worden, vermutlich aus dem gleichen Grunde.

Zum Schluß sind noch rühmend hervorzuheben: das Verzeichnis der Wort- und Sacherklärungen, die durchgehends verbesserten Überschriften, die Auswahl der Parallelstellen.

Wichtigere Fragen, als die der Revision der Bibel bewegen und erfüllen unsere Zeit. Zu ihrer Lösung müssen wir aber immer wieder zurückgehen auf die heil. Schrift, als den Grund unseres Glaubens. An sie unser Volk in den ernsten Kämpfen der Zeit zu verweisen, dürfen wir nicht müde werden. Die Luther-Bibel ist und bleibt unseres deutschen Volkes edelstes Kleinod. Um dieses immer mehr zu bessern und in seinem vollen Glanze erstrahlen zu lassen, haben die mit der Durchsicht betrauten Männer ihre beste Kraft eingesetzt. Möge Gott ihrer Arbeit den Segen und den Erfolg verleihen, daß die heilige Schrift wieder und immer fleißiger gelesen, weil noch besser verstanden wird!

Die biblische Engellehre und ihre Bedeutung für den christlichen Glauben.

Von P. H. Quack.

(Schluß.)

B. Die Engellehre des Paulus.

Zur Engellehre des Paulus übergehend, machen wir bald die Beobachtung, daß wir bei ihm mit der Einteilung in gute und böse Engel nicht auskommen, sondern es scheint notwendig zu sein, eine dritte Klasse anzunehmen, die nur relativ gut zu nennen ist, und die in der Geschichte des Juden- und Heidentums eine bedeutsame Stellung einnehmen. Die Besprechung des Ausdrucks στοιχεῖα τοῦ κόσμου führt uns auf diese neue Gattung hin. Στοιχεῖα Galater 4, 3. 9, Koloss. 2, 8 = Elemente, sodann auch die Anfangsgründe der Wissenschaft, doch steht dann immer ein erklärender Genitiv dabei. Hier an unserer Stelle hat man nun „Grundzüge," nämlich relig. Erkenntnis übersetzen wollen, wie sie auch dem Heidentum eignen, aber dann hätte der Ausdruck durch einen Genitiv wie εὐσεβείας oder γνώσεως näher bestimmt sein müssen. Sodann hat Paulus am Anfang des Kapitels den Vergleich von dem unmündigen Kinde gebracht, das unter den ἐπίτροποι und οἰκονόμοι ist, also unter persönlichen Leitern. Dann heißt es V. 3: οὕτω καὶ ἡμεῖς . . . . . . ὑπὸ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου δεδουλευομένοι ἦμεν. Möglich ist es natürlich, wenn man das Gesetz einen παιδαγωγός nennt, jene στοιχεῖα mit ἐπίτροποι zu vergleichen, ohne ihnen eine direkt persönliche Bedeutung zu geben. Aber dieselbe empfiehlt sich noch aus andern Gründen. In V. 8 heißt es: τότε ἐδουλεύσατε τοῖς φύσει μὴ οὖσι θεοῖς und V. 9 wird fortgefahren: νῦν δὲ γνόντες θεόν, ... πῶς ἐπιστρέφετε πάλιν ἐπὶ τὰ ἀσθενῆ καὶ πτωχὰ στοιχεῖα. Dieselben stehen im Gegensatz zu den φύσει μὴ οὖσι θεοῖς und es wird fortgefahren, οἷς πάλιν ἄνωθεν δουλεύειν θέλετε. Dazu kommt Kol. 2, 8. Hier werden die Kolosser gewarnt, sich nicht verführen zu lassen durch die Philosophie κατὰ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου καὶ οὐ κατὰ χριστόν. Der persönliche Gegensatz

κατὰ χριστόν legt doch eine persönliche Fassung der στοιχεῖα sehr nahe. Es sind der Grundbedeutung entsprechend die Elemente der Welt und zwar nach der Anschauung der Zeit als belebt gedacht, demnach Elementar-**geister**. Daß diese Auffassung der Zeit gemäß war, erhellt aus einer Vergleichung der zeitgenössischen Litteratur. Im Buch der Jubiläen heißt es vom ersten Schöpfungstag: Der Herr schuf die Engel des Windgeistes und des Feuergeistes und der Wolkengeister, des Dunkels, Hagels, Reifs 2c. Buch Henoch 82, 10—14 von ihrer Thätigkeit: Die Engel der Gestirne wachen, daß die Gestirne zu ihren Zeiten Ordnungen, Fristen, Monate eintreten lassen. Vgl. damit die Folgerung des θουλεύειν τοῖς στοιχείοις in V. 10 ἡμέρας παρατηρεῖσθε καὶ μῆνας καὶ καιροὺς καὶ ἐνιαυτούς. Ein Dienen den Elementargeistern, wozu auch die Engel der Gestirne gehören, hat zur Folge, daß man bei der Lebenshaltung auf ihre Geschäfte, den Tag, Monat, Jahr recht herbeizuführen, Rücksicht nimmt.

Paulus setzt aber nicht nur die Heidenchristen in ihrem vorchristlichen Zustand unter die Herrschaft der Elementargeister, sondern auch die Juden. Er schließt sich selbst mit ein V. 4: οὕτω καὶ ἡμεῖς ὑπὸ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου ἦμεν δεδουλευωμένοι. Judentum und Heidentum steht ihm unter der Herrschaft der Elementargeister, der Engel der Elemente. So heißt es denn auch von dem Gesetz Gal. 3, 19: διαταγεὶς δἰ ἀγγέλων ἐν χειρὶ μεσίτου, verordnet von den Engeln zu Händen eines Mittlers. Die Pentateucherzählung hat nichts von einer Engelverordnung, erst die Septuaginta verwandeln die Blitze in Engel, in deren Umgebung Gott das Gesetz gegeben hat. Paulus läßt die Engel eine hervorragende Thätigkeit bei der sinaitischen Gesetzgebung ausüben. Nicht als wenn sie die Geber desselben gewesen wären, damit würde seine übrige Lehre streiten, aber sie sind die Vermittler, die Verordner, d. h. diejenigen, welche die Übergabe desselben ins Werk setzten und das Halten des Gesetzes anbefahlen und beaufsichtigten. So ist denn Heiden- und Judenwelt unter den Engeln, vgl. damit Hebräer 2, 5, wo gesagt wird, daß Gott die zukünftige Welt den Engeln nicht unterstellt habe, in welcher Verneinung implicite liegt, daß er den αἰὼν οὗτος, die Zeit bis auf Christum, ihnen unterworfen habe.

Aber die Herrschaft der Engel reicht nur bis auf Christum. Von Christus wird gesagt Kol. 2, 4 ff., daß er die Handschrift, welche in δόγματα bestand und gegen uns war, hinweggethan, indem er sie ans Kreuz heftete: V. 15 ἀπεκδυσάμενος τὰς ἀρχὰς καὶ ἐξουσίας ἐδειγμάτισεν ἐν παῤῥησίᾳ θριαμβεύσας αὐτοὺς ἐν αὐτῷ = indem er sich auszog, von sich that die Herrschaften und Mächte, gab er sie preis vor aller Augen, indem er in Christo über sie triumphierte. Man beachte den engen Zusammenhang, welcher zwischen der Kreuzigung der Dogmen, des Gesetzes und der Preisgebung der ἀρχαὶ und ἐξουσίαι (der Engelmächte) besteht. In Christo nämlich ist dem Gesetz und seinen verdammenden Dogmen Genüge geleistet. Es ist ans Kreuz geheftet, wirkungslos geworden und zu gleicher Zeit sind die Engel preisgegeben worden, indem in Christo

über sie triumphiert wurde. Wen sie verdammten, macht Christus ledig und selig, was sie nicht leisteten, thut Christus.

Christus ist nicht nur das Haupt der Schöpfung, durch ihn hat sie auch ihr Dasein, Kol. 1, 16 ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα εἴτε θρόνοι εἴτε κυριότητες Eph. 3, 14 ἐξ οὗ πᾶσα πατριὰ ἐν οὐρανῷ . . . . Er ist auch der Versöhner Kol. 1. 20. Es war das Wohlgefallen in ihm, zu versöhnen alles, sei es auf Erden, sei es im Himmel, vgl. zu der Versöhnungsnotwendigkeit auch der Engel (relativ guten Engel) Hiob 4, 18: Siehe, seinen Knechten traut er nicht und seinen Engeln legt er Irrtum zur Last. 15, 15: Der Himmel ist nicht rein vor seinen Augen.

Folge: Weil also in Christo das Wohlgefallen war, alle Fülle wohnen zu lassen, weil er ἀρχή und ἀποκαταλλάγησις aller Geschöpfe ist, deshalb sinken die tief hinab, welche die Kolosser zu einer θρησκεία ἀγγέλων, zu einem Engeldienst veranlassen 2, 18. In Christus ist ein neuer Äon angebrochen, der alte, unvollkommene ist abgethan, die Herrschaft der Engel, Elementargeister, ist gebrochen. In ihm ist die Versöhnung geschaffen und die Christen sind πεπληρωμένοι in ihrem Heilsbesitz. Auch sind nach Römer 8, 38 οὔτε ἄγγελοι οὔτε ἀρχαὶ imstande, den Gerechtfertigten von der Liebe Gottes zu scheiden. Und wenn ein Engel vom Himmel käme, ein anderes Evangelium zu verkündigen, so hat der Christ den Mut, ihm das Anathema entgegenzurufen. Ja, in Christo ist die vollkommene Weisheit offenbar geworden, in welche auch Engel gelüstet, hineinzuschauen, und es ist die Absicht Gottes gewesen, ἵνα γνωρισθῇ νῦν ταῖς ἀρχαῖς καὶ ταῖς ἐξουσίαις ἐν τοῖς ἐπουρανίοις διὰ τῆς ἐκκλησίας ἡ πολύποίκιλος σοφία θεοῦ Eph. 3, 10.

Die mehrfache Erwähnung der ἄρχαι und ἐξουσίαι veranlaßt uns, ein Wort über die Abstufungen im Engelreiche zu sagen. Es finden sich dafür die Ausdrücke θρόνοι, κυριότητες, ἀρχαί und ἐξουσίαι und scheint das erste Wort die oberste Stufe anzugeben, die, welche mit einer königlichen Gewalt ausgerüstet sind, denen die „Fürstentümer“ am nächsten stehen, während die beiden anderen geringeren Klassen angehören, wobei ἀρχή ihre Stellung nach dem Umfang ihres Herrschergebietes, ἐξουσία nach der ihnen innewohnenden Kraft bezeichnet.

Was die bösen Engel anbetrifft, so ist ihr Oberster der Satan, der Gott dieser Welt. Der Teufel ist der Herr dieser in Sünde und Abfall verlorenen Welt. Epiphanius in seinen Häretikern sagt: Christus habe das Erbe der zukünftigen Welt bekommen, der Teufel aber diesen Äon. Damit ihm Christus diese Herrschaft nicht entreiße, hat er die Sinne der Ungläubigen verblendet 2 Kor. 4, 4, daß sie die Herrlichkeit Christi, des Ebenbildes Gottes, nicht erkennen. Er verstellt sich, wenn es ihm zweckdienlich, in einen Engel des Lichts 2 Kor. 11, 14 und versucht durch Verführungskünste die Menschen von der Keuschheit der Gemeinschaft in Christo abzuziehen. Die Stelle 2 Kor. 11, 2—3, wo von der Verführung der Eva durch die Schlange geredet wird, der gegenüber Paulus begehrt, dem Herrn die Gemeinde als eine keusche Braut darzustellen, läßt die Deutung zu, daß eine fleischliche Verführung der Eva

zur Unzucht angenommen wird. Vgl. dazu Stellen aus der zeitgenössischen Litteratur wie: Apokalypse des Moses: Da kam Satan in der Gestalt eines Engels. Sota 9, a spricht die Schlange: Ich will Adam töten und Eva zum Weibe nehmen. Epiphanius teilt es als Ansicht der Ophiten mit, daß der Teufel ihr beigewohnt und zwei Kinder mit ihr erzeugt habe. So wird dann das Begehren Pauli besonders deutlich, die Gemeinde als eine ἁγνὴ παρθένος χριστοῦ zu erhalten. Daher versteht sich denn auch 1 Tim. 2 am Schluß: sie wird selig werden durch Kinderzeugen, indem die Treue gegenüber dem Ehemann sie vor dem rettete, was Eva sich durch Untreue zuzog. An dieser Stelle können wir eine Auslegung anführen für den dunklen Vers 1 Kor. 11, 10: Die Weiber sollen eine Macht über dem Haupte haben um der Engel willen, das sich am einfachsten mit Tertullian, de virginibus velandis so erklärt, die Weiber sollen eine schützende Macht im Schleier über dem Haupt und Antlitz haben, um die Engel nicht zu reizen, wie das ehemals geschah, wo sie sich dann das Recht des Mannes anmaßten.

Dem Satan unterworfen sind die Dämonenscharen, welchen die Heiden ihre mit groben Unzuchtssünden verbundenen Opfer darbringen, sie werden Eph. 6, 12 auch κοσμοκράτορες τοῦ κόσμου τούτου genannt, denen gegenüber der Christ gewappnet sein soll mit dem Harnisch Gottes, zu stehen wider alle μεθοδείαι τοῦ διαβόλου. Der Christ hat aber nicht (allein) mit Fleisch und Blut, seiner sinnlich verderbten Natur zu kämpfen, sondern einen Kampf zu führen κατὰ τὸν ἄρχοντα τῆς ἐξουσίας τοῦ ἀέρος Eph. 2, 2. Dieser Ausdruck ist nicht, indem man ἀέρος als genitivus qualitatis faßt, zu verstehen: Der Fürst der luftartigen Macht, sondern lokal: Die böse Macht hat ihren Sitz in der Luft, ist eine Luftmacht und der Satan ist der Beherrscher dieser Luftmacht. Der Aufenthaltsort der Geister ist also die Luft, während die andern Engel als ἐν τοῖς ἐπουρανίοις gedacht werden. Vgl. dazu Buch Henoch 15, 10. u. 11: Die Geister der Riesen, welche in den Wolken hausen. Ascensio Jesaiae: Jesus kommt durch alle sieben Himmel in firmamentum, ubi princeps huius mundi habitat. Philo de gigantibus sagt, daß sie Dämonengeister seien, welche in der Luft fliegen.

Die Wirkung des Satans ist zunächst leiblich ein Verderben des Fleisches, vgl. Pauli Satansengel und 1 Kor. 5, 5, wo der Blutschänder dem Satan übergeben wird zum Verderben des Fleisches, dann eine seelenverderbende. So groß aber die Macht des Satans ist und so schwer die Kämpfe, die gegen ihn zu fechten sind, am Ende (1 Kor. 15, 24) wird der Herr alle Macht und Herrschaft vernichten, ja bald wird er zu den Füßen der Christen liegen Röm. 16, 20, der Herr wird ihn unter dieselben zertreten.

Zusammenfassung der Lehre Pauli. Die Angelologie des Paulus, die wir in dem vorigen kurz skizziert haben, ist außerordentlich entwickelt und liefert uns zum großen Teil Vorstellungen, die unserem heutigen christlichen Denken fremd sind. Dazu gehört die Anschauung, die ganze vorchristliche Welt stehe unter der Herrschaft der Engel, ferner

die Versöhnung auch der Engel; dazu zählen wir den Glauben, daß die bösen Geister ihren Sitz in der Luft haben und von dort aus mit den Christen streiten, obwohl dieser letztere ernsthafte Anhänger auch noch hat. Dazu gehören uns weiter die andern Vorstellungen von der Thätigkeit des Satans, der Schlange. Wir halten dafür und glauben durch die Vergleichung mit der zeitgenössischen Litteratur gezeigt zu haben, daß hier Paulus als ein Kind seiner Zeit redet in den Anschauungen seiner Zeit.

Wie wenig wir nun auch diese Aussagen als Dogmen für eine christliche Angelologie festlegen können, so sehr müssen wir doch die christliche Glaubenskraft und Selbständigkeit des Apostels auch in diesem Punkte bewundern. Denn wenn er auch den Engel- und Dämonenglauben seiner Zeit teilt, wenn er auch den vielfach abenteuerlichen Vorstellungen jüdischer Theologie nicht direkt negierend gegenübersteht, so hat er doch in seinem Glauben an das πλήρωμα des Erlösungswerkes Christi volle Selbständigkeit und Freiheit gegenüber der Engelwelt gefunden, und weit entfernt von einer θρησκεία ἀγγέλων macht er sie zu Geschöpfen, die selbst der Versöhnung bedürfen, verfährt also mit ihnen dem Judentum gegenüber wie der Protestant mit den Heiligen des Papismus. Wohl weiß er, daß er einen harten Kampf mit geistigen Mächten, die in der Luft herrschen, zu fechten hat, aber auch, daß er siegen wird, und der Gedanke, daß er zu einem θέατρον geworden den Menschen und Engeln, daß also auch Engel sein Leben und Wirken beobachten, spornt ihn zum höchsten Eifer an. Ja die leuchtende Herrlichkeit von Sonne, Mond und Sternen, die er sich als σώματα ἐπουράνια, als Leiber himmlischer Wesen vorstellt, ist ein Sinnbild des verklärten Leibes, den der Erlöste in der Auferstehung tragen wird.

So schöpfen auch wir aus der Engellehre des Paulus, wenn auch seine Vorstellungen sich nicht in allen Punkten mit den unsern decken, und wir die Frage, wie weit sie als Norm für uns zu gelten haben, als eine offene bezeichnen müssen, dennoch reiche erbauliche Kraft. *Grundlage* aber und *Maßstab* für unsern Engelglauben finden wir in den *Worten und der Stellung des Herrn* selbst. Die Andeutungen sind beschränkt, aber doch wichtig genug. In den bedeutsamsten Augenblicken seines Lebens nimmt der Herr auf die Engel Rücksicht. In Gethsemane sagt er zu Petrus: Meinst du nicht, daß ich meinen Vater bitten könnte, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel? Er gebraucht sie ebenso zur Anfeuerung, Trost und Aufrichtung, wenn er von ihrem Schutz, ihrer Treue und teilnehmenden Liebe redet, wie zur Mahnung und Warnung, wenn er denen, welche ihn verleugnen, droht: Ich werde euch auch verleugnen vor den Engeln Gottes Luk. 9.

Die Bedeutsamkeit der Engellehre liegt vor allem in der *Veranschaulichung* geistiger, wenn auch realer Vorstellungen. Sie bringen Anschauung und darum Licht, Klarheit und Lebendigkeit in das religiöse Bewußtsein und thun also dem Gläubigen für seinen *Vorsehungs*glauben denselben Dienst, wie die Sakramente, insonder

derheit das heil. Abendmahl für den Versöhnungsglauben. Denn sie dienen in erster Linie dem Vorsehungsglauben zur Stütze und Erleuchtung. Eine providentia specialissima über die Seinen lehrt der Herr in seinem Wort von den gezählten Haaren und den Sperlingen unter dem Himmel. Diese wird ausgeübt durch persönliche Mittler, ohne jedoch an dieselben gebunden zu sein. Freude ist bei den Engeln, wenn ein Sünder durch Gottes Gnade in sich geht und zum Herrn sich bekehrt. Sie vertreten den Gläubigen vor dem Angesichte Gottes im Himmel, sie tragen seine Seele in Abrahams Schoß. Hier ist diejenige Ansicht von den Schutzengeln jedoch zurückzuweisen, nach welcher jedem Gläubigen ein besonderer Schutzengel eignet. Matth. 18, 10 heißt es bloß, daß die Gläubigen Engel haben, nicht wird jedem ausdrücklich ein besonderer Engel zugeeignet. Als Lazarus gestorben, heißt es: Er ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß, eine Aufgabe, die doch sonst seinem einen Schutzengel zugekommen wäre. Sodann müßte auch die Zahl derselben fortwährend wechseln, sich steigern, und es wäre immer eine ganze Zahl von Engeln, welche keinen Gläubigen unter ihrem Schutz hätten.

In dieser Verpersönlichung der Vorsehung Gottes liegt entschieden für den Gläubigen ein großer Trost, eine Stärkung seines Glaubens, ein Antrieb zur Buße. Weiterhin erfährt das Dogma vom Reiche Gottes eine helle Beleuchtung. Zum Reiche Gottes ist das Sichtbare und Unsichtbare bestimmt, alle Knie, derer im Himmel und auf Erden, sollen sich Jesu beugen, und Gott wird endlich alles in allen sein. Aber beide Welten sind für diese Zeitlichkeit getrennt und gar zu leicht auch für den Glauben und das Hoffen. Da treten die Engel als die Brückenschläger ein, welche uns über die Kluft führen. Sie versichern uns der stetigen Verbindung mit dem Vater. Sie arbeiten für die Vollendung des Erlösungswerkes, für die Herstellung des Reiches der Herrlichkeit. Sie freuen sich der Zeit, wo die Kinder der Auferstehung den Engeln gleich sein werden. Das gibt dem Gläubigen ein Gefühl seiner hohen Bestimmung, feuert ihn an, sich für eine solche Hoffnung zu bereiten, gibt ihm Zuversicht, daß das Ziel der Hoffnung von ihm werde erreicht werden.

Auf der andern Seite ist die Lehre von einem Reiche des Bösen, einer teuflischen Geisterschar mit einer persönlichen Spitze, wohl dazu angethan, den Christen zur Anspannung aller seiner Kräfte anzuspornen, den alten Satz ihm zur Wahrheit zu machen, daß Christsein streiten heiße. Christus sagt ihm, daß nur durch ein gänzliches Aufwachen und Wachsambleiben im Gebet seine Tücke wie seine Macht überwunden werden; ja, daß er garnicht imstande ist, ihm zu widerstehen, wenn er sich nicht auf Christum gründet, durch dessen Erlösung der Fürst dieser Welt gestürzt ist, daß auch schließlich bei dem letzten Streit nicht einmal die Auserwählten selig würden, wenn nicht der Herr die Tage der Anfechtung um ihretwillen verkürzte.

Beides aber, was von den guten und von den bösen Engeln gesagt wird, weist uns aus dem Gebiet des Abstrakten, des Gedankenmäßigen,

in das Persönliche. Es gibt nicht nur ein πονηρόν, ein Übel, sondern einen πονηρός, einen persönlichen Vertreter des Bösen, und wie wir den persönlichen Einflüssen dieser bösen Geister ausgesetzt sind, so können und müssen wir eine persönliche, innige Beziehung unterhalten mit Gott, dem Herrn seines Reiches. Personen, selbständige Geister sind es, die diese Beziehungen vermitteln, Personen, die jetzt schon im Himmel vor dem Angesicht des Vaters stehen und die danach sich sehnen und dafür arbeiten, daß die Gläubigen ihn in der Vollendung auch sehen von Angesicht zu Angesicht.

Die Elias-Sage.

Von K. M. Ittameier, Pfr. in Ehringen-Wallerstein.

Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Es waren wesentlich zwei Richtungen, in welche die Anschauung auseinanderging: die eine war mehr für einen unverklärten, die andere für einen verklärten Zustand, in welchem Henoch und Elias sich befinden sollten. Der ersteren Richtung mußten eigentlich alle diejenigen zugethan sein, die von einem abermaligen Kommen, sicher aber alle diejenigen, die von einem Sterben des Henoch und Elias redeten. Und das war die Mehrzahl. So begegnen uns denn dahin lautende Aussprüche in guter Anzahl. Dem Tertullian ist der damalige Zustand des Henoch und Elias, soweit es die Beschaffenheit ihres Leibes betrifft, durchaus kein anderer, als er vorher war; sie stehen noch vor dem Tode, wie vielmehr noch vor der Pforte der Ewigkeit und Seligkeit, und haben die Verklärung noch nicht erlangt. Im Lib. ad Judaeos nennt er den Henoch einen nondum defunctus, in De resurr. carn. den Elias gleich also; in beiden Schriften beide „Kandidaten der Ewigkeit" (aeternitatis candidati), die also die Ewigkeit und Unsterblichkeit noch nicht erlangt haben, sondern ihrer erst warten und sich um dieselbe bewerben. Sie sind zwar nach De resurr. carn. C. 58 der Welt entnommen (de orbe translati), aber noch nicht der Auferstehung, und also der Unvergänglichkeit teilhaftig (nondum resurrectione dispuncti); sie erlernen jetzt selbst erst, wie es möglich sei, daß Gott einst das Fleisch von allem Fehl und Schaden, von aller Beleidigung und Beschimpfung frei mache (immunitatem carnis ediscunt), und sind Zeugnisse für die zukünftige Unvergänglichkeit (futurae integritatis documenta), sofern Gott an ihnen jetzt eine Zeit lang thut, was er einst unserem Fleisch in Ewigkeit thut. Tertullian stellt sich offenbar das Leben der beiden als ein äußerlich sehr schönes vor, aber ihren Leib doch als einen immer noch sterblichen und unverklärten, der es ermöglicht, sie noch einmal in diese Welt zurückzusenden und sterben zu lassen. Wenn nach Tertullian Liber de anima C. 35 Elias einst wiederkommt, so wird er „nicht als ein aus dem Leben Abgeschiedener (non ex decessione vitae), sondern lediglich als ein Entrückter (ex translatione) wiederkommen;

er ist auch nicht dem Leibe zurückzugeben, aus welchem er nicht entnommen wurde, sondern wird nur der Welt zurückgegeben, aus welcher er entrückt worden ist;" die Rückkehr des Elias in diese Welt ist also nicht als die Rückkehr eines bereits Seligen und einer anderen Welt Angehörigen, sondern durchaus nur zeitweilig aus ihr Entfernten nach Tertullian anzusehen. Der Gedanke an eine Verklärung, in der etwa Henoch und Elias sich bereits befinden sollten, fällt damit von selbst weg. Auch Cyprian De montibus Sina et Sion weiß nichts von einer Verklärung, sondern nur, daß Henoch in seinem angeborenen Fleische (in carnis suae nativitate) entrückt wurde und in demselben jetzt an einem Orte ist, den Gott allein weiß." Eine Verklärung des Henoch und Elias läßt auch Origenes nicht gelten, wenigstens nicht bis zur Himmelfahrt Christi; denn er sagt zu Ps. 15: „Von Elias steht geschrieben, daß er gleich als in den Himmel (quasi in coelum) angenommen, und von Enoch, daß er entrückt wurde. Es ist aber nicht gesagt, daß er in den Himmel aufstieg. Nehme, wer will, Anstoß an meiner Rede; ich aber versichere mit aller Bestimmtheit, daß, wie Christus der Erstgeborene von den Toten ist, er ebenso auch zuerst das Fleisch zum Himmel emporgebracht hat." Ebenso wenig können eine Verklärung alle übrigen annehmen, die den Elias und Henoch auf die Erde zurückkehren und da sterben lassen, insbesondere die Freunde des Hieronymus (vgl. Ep. ad Marcellam), die der Meinung waren, daß auch Elias und Henoch noch sterben müssen, damit niemand sei, der nicht den Tod geschmeckt habe. Am ausführlichsten verbreitet sich über diese Frage Augustin. Nachdem er in der bereits erwähnten Stelle De pecc. orig. II, 23 es für zweifellos erklärt hat, daß Elias und Henoch in dem Körper, in dem sie geboren wurden, leben, also in unverklärtem Zustande, spricht er sich De pecc. mer. I, 3 noch näher dahin aus: „Es sind Henoch und Elias in so langer Zeit doch nicht von Alter kraftlos geworden; und doch glaube ich nicht, daß sie schon in jene geistliche Beschaffenheit des Leibes (in illam spiritalem qualitatem corporis) verwandelt worden sind, wie sie in der Auferstehung versprochen wird, die zuerst am Herrn erfolgte; außer daß sie vielleicht der Speisen nicht bedürfen, sondern, seit sie entrückt sind, so leben, daß es gleich ist jenen vierzig Tagen, wo Elias ohne Speise und Trank lebte, oder, falls sie diese Nahrungsmittel bedürfen sollten, vielleicht so im Paradiese ernährt werden, wie Adam, ehe er wegen der Sünde daraus weichen mußte." Und De gen. ad lit. IX, 6: „Es ist nicht zu glauben, daß Elias entweder schon so sei, wie die Heiligen sein werden, wenn sie nach Vollendung ihres Tagewerkes ihren Groschen gleicherweise empfangen werden; oder daß er noch so sei wie die Menschen, die aus diesem Leben noch nicht abgeschieden sind, aus dem er doch, nicht durch den Tod, sondern durch Entrückung auswanderte. Er hat etwas besseres, als was er in diesem Leben haben konnte, wiewohl er noch nicht hat, was er, wenn er das Leben gut vollbracht hat, am Ende haben wird." Und dann wird von ihm und Henoch gesagt, daß sie in Adam sterblich und des

Todes Erbe (mortis propaginem) noch in ihrem Fleische tragen und diese Schuld des Todes einst noch bezahlen werden. „Denn man glaubt, daß sie in dies Leben, das so lange hinausgeschoben ist, zurückkehren und sterben werden; jetzt aber sind sie in einem anderen Leben, wo sie vor der Auferstehung, bevor ihr natürlicher Leib in einen geistlichen verwandelt wird, weder an Krankheit, noch an Alter leiden." Nimmt also hier Augustin einen besseren Zustand an, so betrifft dies im Grunde doch nur Accidentelles; im wesentlichen sind nach ihm Henoch und Elias noch unverklärt und sterblich.

Haben wir in dem bisherigen die offenbar nicht mehr aus unmittelbarer Anschauung, sondern bereits aus Reflexion und aus dem Bestreben, den gegenwärtigen Zustand des Henoch und Elias mit der Möglichkeit eines als gewiß angenommenen nachmaligen Todes derselben zu vereinigen, hervorgegangenen Aussagen kennen gelernt, so fehlt es doch nicht auch an solchen Aussagen, die mehr dem unmittelbaren Gefühle folgend von einer Verklärung des Henoch und Elias reden. Inkonsequenterweise thun dies sogar solche Väter, die eine Rückkehr und ein Sterben beider behaupten, und zeigen damit, daß die Annahme einer Verklärung doch das natürliche und richtigere ist, wie man denn in der That nicht wüßte, was es für ein Lohn sein sollte, den Henoch und Elias für ihr göttliches Leben erhielten, wenn sie nur um einige tausend Jahre länger zum Sterben aufbewahrt würden. Eine Verklärung sagt von ihnen schon Irenaeus aus Adv. haer. IV, 16, und V, 5. In letzterer Stelle redet Irenaeus davon, daß vor Zeiten die Menschen viel länger gelebt haben, und fährt dann fort: „Was wollen wir aber hierzu sagen, daß Henoch, weil er Gott gefiel, im Leibe entrückt wurde und damit die Entrückung der Gerechten abbildete, und Elias, wie er war, aufgenommen ward, die Aufnahme der geistlichen Menschen dadurch weissagend. Und es hinderte sie in nichts ihr Körper zur Entrückung und Aufnahme." „Gott konnte," sagt Irenaeus, „die Menschen hinsetzen, wo er wollte. Den Adam setzte er in das Paradies, und von da aus wurde er in diese Welt geworfen, weil er ungehorsam war." Irenaeus stellt sich also das Paradies irgendwo außerhalb der Erde vor. „Daher sagen auch die Ältesten, die Schüler der Apostel, daß die Entrückten dorthin entrückt worden seien; denn den gerechten und geistlichen Menschen ist das Paradies bereitet, wohin auch Paulus entrückt wurde; und daß sie daselbst bleiben bis ans Ende, einen Anfang machend der Unsterblichkeit (προοιμιαζομένους τὴν ἀφθαρσίαν)." Ebenso haben die Quaest. et respons. ad Orthod. eine solche bestimmt auf Verklärung lautende Aussage, die dann natürlich jedes spätere Sterben ausschließt, wenn es in der Antwort auf Qu. 85 heißt: „Die nach Christi Auferstehung auferstandenen Heiligen sind in Unsterblichkeit (ἐν ἀθανασίᾳ), wie auch Henoch und Elias, und sind bei ihnen (σὺν αὐτοῖς) im Paradiese, erwartend die ewige Veränderung, die mit Jesu Christo durch seine Auferstehung eingetreten ist." Ähnliche bestimmt auf Verklärung lautende Aussagen hat Hieronymus. Es

nimmt zwar auch er eine fortdauernde Leiblichkeit beider an, wenn er etwa Ad Pammachium schreibt: „Henoch und Elias bleiben so lange Zeit in demselben Alter, in welchem sie entrückt sind. Sie haben Zähne, Bauch, Geschlechtswerkzeuge; und doch bedürfen sie weder Speise noch Frauen;" allein er spricht auch geradezu von ihrer Unsterblichkeit, wenn er Ad Jovin. schreibt: „Elias im feurigen Wagen entrückt, hat eher angefangen unsterblich zu sein (immortalem esse), ehe er gestorben ist;" oder Ad Minerium et Alex. zu den Worten: „Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden": „Henoch und Elias, nachdem sie des Todes Notwendigkeit überwunden haben (mortis necessitate superata), sind so, wie sie waren, aus dem irdischen Stande zum himmlischen Reich (ad coelestia regna) entrückt worden. So werden auch die Heiligen, die am jüngsten Tage im Leibe erfunden werden, mit den andern, welche auferweckt werden, dem Herrn entgegengerückt werden in den Wolken. Es werden einige nicht sterben, sondern aus diesem Leben hinweggerafft werden in das zukünftige und mit veränderten und verklärten Leibern (mutatis glorificatisque corporibus) bei Christo sein, was wir jetzt von Elias und Henoch glauben (quod nunc de Enoch et Elia credimus)." Also nach Hieronymus ist zwischen dem Zustand der Gerechten nach der Auferstehung im ewigen Leben und dem, in welchem Elias und Henoch sich schon jetzt befinden, kein Unterschied mehr. Inkonsequent spricht sich Ambrosius aus, der auf der einen Seite von einer Rückkehr und einem Sterben der beiden, und andererseits doch auch wieder in Ausdrücken von ihrem dermaligen Zustand redet, die eine solche Rückkehr förmlich ausschließen. Er spricht De Jacob et vita beata C. 8, 38 davon, daß Elias auf dem Berge der Verklärung im Glanze der Auferstehung strahlte (in resurrectionis gloria refulsit); De Naboth Jesreel C. 15, 64 läßt er den Sinn der Worte, die Elisa dem Elias nachruft, die sein: „Du wirst wie ein guter Wagenlenker und Sieger im Wettkampf mit ewigem Lohne (aeterno praemio) gekrönt." Oder Ep. 43, 20: „Elias siegte auf Erden und triumphierte im Himmel (in coelo triumphavit)": Aussprüche, mit denen sich eine nochmalige Rückkehr in dies Leben und ein darauffolgendes Sterben nicht wohl vereinigen läßt. Gregor von Nazianz sagt Or. 20 von Henoch: „Er fand als Kampfpreis die Entrückung und entging der Gefahr des nachfolgenden Lebens" und nennt ihn Or. 44" einen mit der Entrückung Geehrten (τετιμημένον)." Athanasius In assumpt. Dom. sagt: „Gott hat den Henoch hinweggenommen und damit den Tod der Menschen als besiegt erwiesen und gelehrt, daß die sterbliche Natur die Unsterblichkeit empfange (terminos immortalitatis accipere)." Und Epiphanius In Ancorato schreibt den beiden „ἀθανασίαν καὶ τὴν μετὰ σώματος ἀφθαρσίαν" zu. Am bestimmtesten Chrysostomus, obwohl auch er eine Rückkehr des Elias annimmt, jedoch nichts von einem Sterben desselben sagt. Hom. 20 in Gen. heißt es von Henoch: „Er ist erhoben worden (superior factus est) über das gegen das menschliche Geschlecht anfänglich ausgesprochene

Todesurteil. Gott hat dem Henoch die Würde gegeben, die er dem Erstgeschaffenen verheißen hatte vor dem Sündenfalle, und hat uns gezeigt, daß er auch diesen, wenn er sich nicht hätte betrügen lassen, mit derselben, ja wohl gar mit einer höheren Ehre bedacht haben würde." Was wäre aber das für eine Ehre, wenn Henoch lediglich in seinem früheren Zustande aufgehoben würde und noch einmal sterben müßte? So auch Hom. 24, wo Chrysostomus Gott sagen läßt: „Ich habe Henoch lebend entrückt, um allen, die der Tugend pflegen, zu zeigen, welche Belohnung und Vergeltung sie erlangen (quantas mercedes et retributiones adipiscantur)." Wo wäre aber eine Belohnung, wenn Henoch noch wäre wie sonst? Ebenso In Ascens. dom.: „Henoch, den Freund Gottes, hat Gott in das Land des Lebens versetzt (in regionem vitae transtulit)." Nicht minder wird dies über Elias ausgesagt. Hom. 1 in Gen. heißt es, daß Elias des Todes Tyrannei in die Flucht geschlagen (fugata mortis tyrannide) und bis heute den Tod nicht gesehen habe. Hom. in Eliam prophetam läßt Chrysostomus Gott zu Elias sprechen: „Steige gen Himmel, Elia, ich will dich unter den Chören der Engel wohnen lassen (inter angelorum choros habitare te faciam)." Und von beiden zusammen heißt es Hom. 32 in Act. 15 zum Beweise, daß der Leib nicht hindert, in den Himmel einzugehen: „Diese beiden, obwohl im Leibe befindlich (licet corporei), sind dadurch nicht gehindert, im Himmel zu wohnen (inhabitare coelum);" ebenso wie Hom. 1 de resurr. Henoch und Elia als Beispiele für die Auferstehung genannt werden, durch welche Gott das Wesen der Auferstehung gelehrt habe (docens per eos resurrectionis materiam)" oder Hom. 23 in Ebr. 9: „Die menschliche Seele empfing dadurch die Hoffnung, daß der Tod aufgelöst werden wird." Obwohl Chrysostomus In ascens. dom. Nachdruck darauf legt, daß Elias nur gleich als in den Himmel (tanquam in coelum), nicht aber in den wahren Himmel aufgenommen wurde, sondern daß dahin allein Christus auffuhr, so betrifft dies lediglich den Ort; der Zustand aber, in welchem Henoch und Elias sich befinden, kann nach den Ansprüchen des Chrysostomus nur als ein verklärter und allen Tod ausschließender gedacht werden.

So stehen sich diese beiden Reihen von Aussagen gegenüber; eine Vereinigung beider wurde, außer etwa von Augustin in seinen oben erwähnten Äußerungen, nicht versucht; der Widerspruch wurde wohl kaum gefühlt; es liegt keine Spur vor, daß jemand ihn aufgegriffen und die eine oder die andere Reihe der Aussagen bekämpft hätte.

Es liegt uns nun noch die Frage ob: wie kam man denn überhaupt darauf, den Elias und Henoch zu erwarten? Es leidet keinen Zweifel, daß dazu zum Teil jüdische Erwartungen den Anstoß gegeben haben. Denn, wie schon Hieronymus sagt, die Juden erwarteten den Elias. Nach den jüdischen Rabbinen lebt Elias während der Zwischenzeit im Paradies, in welchem unsere Voreltern lebten. Kurz vor der Ankunft des Messias ben David oder eigentlich mit ihm wird Elias kommen. Da der Messias in der jüdischen Osternacht erscheinen soll, so richten die

Juden am Osterabend in ihren Häusern alles schön zu und öffnen die Hausthür, daß der Prophet Elias hereinkomme und ihnen die Ankunft des Messias offenbare und ankündige. Nach anderen wird Elias kommen, Jerusalem und den Tempel wieder bauen, und dann werden die Toten auferstehen. Wenn man sieht, wie dies letztere vom Wiederaufbau Jerusalems und des Tempels durch Elias genau ebenso Apollinarius aussagt, und wie viele Väter den Elias sich vorzugsweise dem jüdischen Volke widmen und es durch ihn bekehrt werden lassen, so kann man nicht zweifeln, daß dieser Glaube an eine Wiederkunft des Elias sich vorzugsweise an jüdische Erwartungen angelehnt hat. Daneben stützte man sich, wie auch die jüdische Eliashoffnung selbst that, auf Mal. 4. In den Worten: „Er wird die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern" fand man die Bekehrung des jüdischen Volkes am Ende geweissagt; man verband damit die Stelle Röm. 11: „Wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, alsdann wird ganz Israel selig werden" (vgl. Hieronymus zu Ps. 13); so glaubte man die Bekehrung des jüdischen Volkes in der allerletzten Weltzeit unmittelbar vor der Wiederkunft Christi erwarten zu müssen; und da diese Bekehrung durch den Propheten Elias erfolgen sollte, so mußte er vor der Wiederkunft des Herrn wieder auf die Erde kommen. Bestärkt wurde man in dieser Erwartung dadurch, daß es in jener Weissagung hieß, daß Elias vor dem großen und schrecklichen Tag des Herrn kommen werde. Als solchen faßte man aber nicht die erste, sondern die zweite Zukunft des Herrn, wie wir aus Justin, Dial. cum Tryphone Judaeo C. 49 gesehen haben. Zu verwundern ist, daß die Väter sich nicht durch die Aussprüche des Herrn über diese Weissagung und ihre Erfüllung in Johannes den Täufer eines Besseren belehren ließen. Denn die Verkündigung des Engels Luk. 1, 16 fg. und die Erläuterung des Herrn Matth. 11, 10; 17, 12; und Mark. 9, 13 sind so klar und lassen so vollständig erkennen, wie jene Verheißung in Johannes dem Täufer erfüllt ist, daß man sich nur wundern kann, wie die Väter trotzdem an einer Erwartung des leibhaftigen Elias festgehalten und sich abgemüht haben, eine Doppelerfüllung jener Verheißung nachzuweisen, ohne daß sie darin gerade sehr glücklich gewesen wären; ja, wie sie aus der Reproduktion der natürlich in futurischer Fassung gehaltenen Weissagung durch den Herrn, wobei indessen der Herr nicht minder das Präses gebraucht (ἔρχεται Matth. 17, 11; ἀποκαθιστάνει Mark. 9, 12), schließen zu müssen glaubten (vgl. Justin in der angeführten Stelle), daß der Herr jene Verheißung vom Kommen des Elias aufs neue gegeben oder, wie Justin meint, jene alttestamentliche Verheißung als eine erst noch zu erfüllende bestätigt habe. Freilich wurden die Väter in ihrer Erwartung bestärkt durch Offb. 11, wo von den zwei Zeugen die Rede ist, die vor der Wiederkunft des Herrn kommen, und welche der Antichrist besiegen und töten wird, und die in manchen ihrer Wunder Ähnlichkeit mit den von Elias verrichteten Wundern haben. Hier glaubte man die volle Bestätigung jener Hoffnung zu haben. Die oben

angeführten Stellen, wonach Elias und Henoch die Aufgabe haben, gegen den Antichrist zu zeugen, die Gläubigen zu stärken, die Welt vor ihm zu warnen und zuletzt von ihm besiegt und getötet werden, zeigen, wie sehr beeinflußt von Offb. 11 die Vorstellungen der Väter waren.

Diese Stelle war nun auch die Veranlassung, warum man dem Elias noch einen zweiten zugesellte. Es redeten zwar schon die Juden von einem zweiten, der mit Elias noch kommen sollte, und bezeichneten als solchen entweder Mose oder Melchisedek; allein die Veranlassung, daß die christlichen Schriftsteller dem Elias noch einen zweiten an die Seite stellten, gab, wie aus Hieronymus Ep. ad Marcellam ersichtlich ist, Offb. 11. Und da verfiel man nun auf Henoch. Aus dem gleichen Schicksal beider in der Vergangenheit glaubte man auch auf ein gleiches Schicksal in der Zukunft, aus dem gleichen Lebensgange beider auf die gleiche Rückkehr in dieses Leben schließen zu dürfen. Es schien sich für Elias kein passender und ähnlicherer Begleiter zu finden als der gleich ihm entrückte Henoch. Eine Schriftstelle wußte man für eine Rückkehr des Henoch in der Weise wie für die Rückkehr des Elias nicht beizubringen; es war dies erst einer späteren Zeit vorbehalten. Bei Henoch verblieb nun die Tradition mit ganz geringen Schwankungen.

Sollte Viktorin, dessen Schriften verloren gegangen sind, für den andern wirklich den Elisa oder Jeremia erklärt haben, so läge der Grund klar zu Tage; er hätte dann eben dem Elias den, der sein Begleiter schon bei Lebzeiten gewesen war, zugesellt, oder den, von dem es schon Matth. 16, 14 heißt, daß die Juden ihn als einen Vorläufer des Messias erwartet haben. Allein es ist unwahrscheinlich, da man nach Offb. 11. ein Sterben jener beiden Zeugen annehmen mußte, und sich dazu niemand, der erst wieder in das Leben zurückehren müßte, wie Elisa oder Jeremia, sondern nur solche eigneten, die noch nicht gestorben waren, wie Elias und Henoch, und die nach der Meinung der Väter sich noch in sterblichem Zustande befanden. Wurde als der andere, aber auch nur ausnahmsweise, Mose genommen, so gab dazu gewiß die Erscheinung bei der Verklärung Jesu Veranlassung, wo gleichfalls Mose zusammen mit Elias erschien; weniger wahrscheinlich ist, daß man dabei der jüdischen Tradition folgte, die allerdings von Mose und Elias als Vorläufern des Messias redete. Es scheint jedoch im Altertum hier und da Zweifel obgewaltet zu haben, ob Mose gestorben sei oder noch lebe, da es heiße, daß man sein Grab nicht gefunden habe bis auf den heutigen Tag; wenigstens erwähnt Augustin zu Joh. 21 dieser Sage. Auch Ambrosius De Cain et Abel C. 2, 8 drückt sich mißverständlich aus, wenn er von einer translatio magis quam interitus des Mose spricht. Hieronymus erwähnt zu Sach. 2, daß manche den Mose und Elia für die dort genannten zwei Ölbäume hielten; da nun auch die zwei Zeugen Offb. 11 die zwei Ölbäume genannt werden, so wäre es möglich gewesen, daß hierbei gleichfalls an

Mose und Elias gedacht wurde. Was den dritten betrifft, der einigemal mit Henoch und Elias zusammen genannt wird, Johannes, den Jünger des Herrn, so gab dazu wohl Anlaß die Rede Joh. 21, 23: „Dieser Jünger stirbt nicht.“ Es bezeugt schon Tertullian, daß diese Hoffnung vergeblich war, Liber de anima C. 50: "Obiit et Johannes, quem in adventum domini remansurum frustra fuerat spes." Trotzdem konnte es die Hoffnung der Christen nicht lassen, sich diesen Jünger noch lebend vorzustellen; wenigstens erwähnt noch Augustin zu Joh. 21 allen Ernstes, daß er von durchaus nicht unglaubwürdigen Leuten (non a levibus hominibus) gehört habe, Johannes lebe noch und schlafe in jenem Grabe, das bei Ephesus ist. Es hebe und senke sich auch die Erde gleichmäßig, was von den Atemzügen des schlafenden Apostels herkomme. Es soll auch, sagt Augustin weiter, in einigen apokryphischen Schriften sich finden, daß Johannes sich ein Grab habe graben lassen, und, als es fertig war, sich in dasselbe wie in ein Bett gelegt habe und sogleich gestorben sei. „Dies verstehen,“ sagt Augustin, „jene, welche meinen, Johannes lebe noch, daß er nur einem Gestorbenen ähnlich schlafe.“ Augustin gibt es denen, die den Ort kennen, auf, sich zu überzeugen, ob dem so sei und die Erde wirklich in der fraglichen Weise sich senke und hebe. Diese und ähnliche Sagen mögen Veranlassung gegeben haben, sich auch den Johannes als noch im Leben befindlich und mit Henoch und Elias wiederkehrend zu denken.

So hat sich diese Sage vor uns aufgebaut in Zügen, die ebenso sehr die Keime zu weiterer, möglicherweise phantastischer Ausbildung und Ausschmückung in sich tragen, als sie der Kritik Anhaltspunkte zur Bekämpfung, möglicherweise sogar zum Niederreißen des ganzen Gebäudes darbieten. Wie beides geschehen, soll eine Betrachtung der späteren Gestalt und des Schicksals dieser Sage uns zeigen.

Am Ende der patristischen Zeit im engeren Sinne, die mit Augustin schließt, steht die Eliassage in ihrer traditionellen Gestalt bereits fest. Sie enthält als feste Bestandteile die drei Punkte, die wir bereits kennen gelernt haben: die Thatsache, daß Henoch und Elias wiederkommen werden; ihr Werk, daß sie die Juden bekehren und gegen den Antichrist zeugen werden; und ihren gegenwärtigen Zustand, der lediglich eine Verlängerung ihres irdischen Lebens zum Zwecke ihres dereinstigen Wiedererscheinens ist. Für die orientalische Kirche fixiert sie Johannes Damascenus "Expositio fidei orthodoxae," lib. IV, C. 27 kurz dahin: „Es werden aber Henoch und Elias der Thisbit gesandt werden und die Herzen der Väter zu den Kindern bekehren, d. h. die Synagoge zu unserem Herrn Jesu Christo und zur Predigt der Apostel, und vom Antichrist getötet werden.“ Reichlicher stehen für diese Übergangszeit Quellen aus der abendländischen Kirche zu Gebote. Da ist für die unmittelbar nachaugustinische Zeit das dem Prosper von Aquitanien zugeschriebene "Dimidium temporis," ein Teil und eine Art Anhang des "Liber promissionum et praedictionum dei." Hier heißt es C. 13: „Wie gegen den Pharao und seine Zauberer einst Mose und

Aaron, gegen Nero und Simon Magus die Apostel Petrus und Paulus gesandt wurden, so werden gegen den Antichrist und seine Lügenpropheten die Propheten Henoch und Elias gesandt werden." Und damit man sieht, daß hier die historischen Persönlichkeiten Elias und Henoch gemeint seien, so heißt es im Liber promissionum pars I. C. 6: „Henoch, der, weil es Gott gefiel, entrückt wurde, daß er den Tod nicht schmecke, wird dem Elias zugesellt werden, daß zwei geeignete Zeugen auf die zweite Zukunft Christi vorbereitet werden, zur Widerlegung des Antichrist und zur Ehre des Sohnes Gottes, der da richtet." Von ihrem Werk heißt es dann "Dim. temp.," C. 13: „Sie werden die Herzen der Väter zu den Kindern bekehren, indem sie zeigen, was die Patriarchen und Propheten von dem Kommen Christi in Niedrigkeit geredet haben, und dadurch darthun, daß der Antichrist nicht Christus ist." Außerdem werden sie mit allen denen handeln, die sich vom Antichrist haben verführen lassen (cum perditis filiis acturi sunt dei testes) und werden zuletzt vom Antichrist getötet werden und wieder auferstehen und Christo entgegen, der zum Gericht kommt, in den Himmel fahren (C. 14—16). Ungemein reichhaltig ist ferner hierfür Gregor der Große († 604). Er sagt Lib. moral. in Job. lib. IX, C. 8, Nr. 9 von Henoch und Elias: „Jene zwei ausgezeichneten Prediger wurden mit Hinausschiebung ihres Todes entrückt, auf daß sie zur Ausübung der Predigt am Ende zurückberufen werden, von welchen Johannes Offb. 11 sagt: dies sind zwei Ölbäume ꝛc., deren einen im Evangelium die ewige Wahrheit selbst verheißt, wenn sie sagt: „Elias wird kommen und alles zurechtbringen," die auch jetzt verborgen gehalten und hernach, damit sie von Nutzen sein können, erscheinen werden." Bezüglich ihres Widerstandes gegen den Antichrist heißt es Lib. XIV, C. 21, 25: „Alsdann werden gegen den Antichrist sowohl die jüngsten als auch die ersten Auserwählten Kampf haben, weil sowohl die, welche am Ende der Welt als Auserwählte erfunden werden, getötet werden müssen, als auch die, welche in der ersten Weltzeit gelebt haben, nämlich Henoch und Elias, die wieder zurückgerufen werden und des Antichrists wütige Grausamkeit in ihrem immer noch sterblichen Fleische erleiden werden." Oder Lib. XV, C. 58, 69: „Es werden des Antichrists Weg nicht bloß Elias und Henoch, die zu seiner Bekämpfung auf den Kampfplatz geführt werden (in ejus exprobrationem ad medium deducuntur), sondern auch alle Auserwählten strafen." Ein Hauptzweck der Sendung des Elias und Henoch, insbesondere des ersteren, ist auch nach Gregor die Bekehrung der Juden. So Lib. XXXIV: „In der letzten Zeit werden alle Israeliten, wenn sie die Predigt des Elias erkennen, zum Glauben sich einfinden." Es wird im weiteren die Bekehrung der Juden dargestellt als ein großes Mahl, zu welchem jener große Elias als Einlader kommt. Durch seine Predigt gestärkt, werden sie selbst viele zum Glauben bekehren. Daß auch Henoch an dieser Bekehrung der Juden teilnehmen wird, sagt Gregor in den Homilien zu Ezechiel, Hom. XII, 8: „Wenn Henoch und Elias pre-

digen, so werden viele von denen, die alsdann unter den Juden im Unglauben zurückgeblieben waren, zur Erkenntnis der Wahrheit zurückkehren, wie von demselben Elias geschrieben steht: 'Elias wird kommen und alles zurechtbringen;' welche beide durch Zacharias die zwei Ölbäume, und durch Johannes die zwei Leuchter genannt werden." Und: „Alsdann wird der Mund des Propheten geöffnet werden, wenn bei der Predigt des Henoch und Elias von den zum Glauben zurückkehrenden Juden geglaubt wird, daß die Prophezeiung von Christo handelte." Hom. 7 zu den Evangelien hat Gregor eine ähnliche Gegenüberstellung von Johannes und Elias wie die Alten: „Wie Elias der zweiten Zukunft des Herrn vorhergehen wird, so ging Johannes der ersten vorher; wie jener der Vorläufer des Richters, so ist dieser der Vorläufer des Erlösers. Johannes war also Elias im Geiste; in Person war er Elias nicht" (ganz wie Augustin). Und über den Aufenthalt des Elias Hom. 29: „Etwas anderes ist coelum aëreum und coelum aethereum. In den Lufthimmel ist Elias erhoben worden, sodaß er plötzlich an einen verborgenen Ort (regionem) der Erde geführt wurde und dort bereits in großer Ruhe des Leibes und Geistes lebt, bis er am Ende der Welt zurückkehrt und die Schuld des Todes bezahlt. Denn sein Tod ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben (mortem distulit, non evasit)." Als dritter Zeuge aus der nachaugustinischen Zeit wäre Beda Venerabilis († 735) zu nennen. Er hat bezüglich des Verhältnisses des Johannes und Elias ganz dieselbe Anschauung wie die früheren. Zu Matth. 18 sagt er: „Elias wird als derjenige verheißen, der alles zurechtbringt und vor dem großen Tag des Herrn kommen wird, daß er die Herzen der Väter bekehre zu den Kindern. Von Johannes meint es der Herr geistlich, daß er Elias sei." Ebenso zu Mark. 11: „Der kommen wird bei der zweiten Zukunft des Erlösers in Leiblichkeit, kommt jetzt durch Johannes im Geist und Kraft." Aufgabe des Henoch und Elias ist auch nach Beda die Bekehrung der Juden und das Zeugnis gegen den Antichrist. Zu Röm. 11 wiederholt er einfach wörtlich jenen Ausspruch des Augustin über die Bekehrung der Juden durch Elias. "De ratione temporum," C. 68 sagt er: „Damit die antichristische Verfolgung die Christen nicht unvorbereitet treffe, so werden Henoch und Elias vorhergehen, um das israelitische Volk zum Glauben zu bekehren und die Auserwählten gegen die Trübsal unüberwindlich zu machen." Und zu 1 Sam. 6, wo mit dem Zerbrechen des Wagens das noch viel ärgere Zerbrechen der Kirche zur Zeit des Antichrists verglichen und fortgefahren wird: „Und es verbietet nichts, die zwei Kühe, die zum Opfer gegeben worden sind, von Henoch und Elias zu verstehen, die alsdann den Juden die Gnade des Glaubens eröffnen und, wie man glaubt, unverweilt vom Antichrist den Tod erleiden werden." Wiederum In Sam. lib. III, C. 10: „Es werden gegen das Ende der Welt die Ungläubigen und die gottlosen Juden nach langem Leugnen Jesum Christum unter ihnen verkündigen und bekennen hören. Denn es ist kein Zweifel, daß, sobald auf die Predigt

des Henoch und Elias hin und der übrigen Diener des Wortes, welche alsdann sein werden, der Erlöser den Herzen der Juden erschienen ist, unverweilt auch die Verfolgung durch den Antichrist beginnen wird." So ist das Vorkommen dieser Tradition in allen ihren Bestandteilen bei den bedeutendsten Kirchenlehrern der nachaugustinischen Zeit vollkommen bezeugt. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Religionskongreß, welcher am 11. September seinen Anfang in Chicago genommen hat, kann Teilnehmer aus der ganzen Welt aufweisen, und die erste Versammlung bot allerdings eine sehr bunte Zusammensetzung dar. Namentlich waren die Vertreter der asiatischen Religionen verhältnismäßig zahlreich erschienen. Nur, daß die meisten derselben ihren hergebrachten Lehren gegenüber auch nicht mehr ganz orthodox zu sein scheinen, da einerseits die Missionsthätigkeit, andererseits der Verkehr mit Europa vielfach eine Umgestaltung der religiösen Anschauungen bewirkt hat, auch da, wo ein formeller Bruch mit der väterlichen Religion nicht herbeigeführt wurde. Die Begrüßungsreden der indischen Teilnehmer an dem Korgreß hatten dementsprechend auch vielfach eine modern-christliche Färbung.

Überschwenglich waren diese Begrüßungsreden fast ausnahmslos, wie es auch unter diesen Umständen kaum anders zu erwarten war. Der Inhalt derselben ist dagegen von verhältnismäßig geringem Interesse. Über den Verlauf des Kongresses, der ja praktisch nur in einer Reihe von Reden oder verlesenen Schriftstücken bestehen wird, liegen dem Redakteur zur Zeit noch keine nennenswerten Berichte vor, und ob man später imstande sein wird, über wirkliche Resultate desselben zu berichten, das muß die Zukunft lehren.

In St. Louis hat anfangs September ebenfalls ein kirchlicher Weltkongreß getagt, nämlich die zweite Welt-Sonntagschul-Konvention. Die erste Konvention hatte vor vier Jahren in London stattgefunden. Der Apologete giebt eine kurze Schilderung der Konvention, aus der wir folgendes herausheben:

„Sämtliche Staaten und Territorien der Union, sowie fast alle Provinzen Canadas waren vertreten. England sandte etwa 60 Delegaten, von Deutschland war Professor Pfetzer aus Hamburg erschienen, Schweden, Frankreich, ja das ferne Indien und Japan hatten ihre Vertreter hergeschickt. Von den 1992 offiziellen Delegaten waren über 1800 anwesend, doch rechnete man auf jeden Delegaten noch drei Besucher. Die Gesamtzahl der vertretenen Sonntagschulen der ganzen Welt beträgt 224,562, mit 22,508,661 Lehrern und Schülern, eine Zunahme von 2,782,880 Lehrern und Schülern seit der vor vier Jahren in London abgehaltenen ersten Welt-Konvention. Auf die Ver. Staaten entfallen 123,173 Schulen mit 11,024,371 Lehrern und Schülern, auf Deutschland 5900 Schulen mit 784,769 Lehrern und Schülern, und auf die Schweiz 1637 Schulen mit 120,289 Lehrern und Schülern."

Die Versammlungen fanden in der Musikhalle statt. An den Saalwänden waren große Karten der einzelnen Staaten und Länder angebracht, welche die Organisation des Sonntagschulwerkes veranschaulichten; ebenfalls waren Sektionsbilder, Mottos und eine reichhaltige Sonntagschul-Litteratur ausgestellt.

Am Samstag fand die Parade der Sonntagschulen von St. Louis statt, an die sich nachmittags ein Picknick anschloß. Als ein besonders interessantes

Schauspiel wird die Aufrichtung einer Stiftshütte geschildert. „Alle Geräte waren genau (?) nachgebildet worden; junge Männer trugen die Pfosten, Teppiche und Altäre; die Bundeslade wurde auf einem Ochsenwagen nachgefahren, dann baute man im Angesichte der Volksmenge die Hütte auf, während sich die 12 Stämme ringsum in den Zelten lagerten.

Wohl das wichtigste Geschäft der Konvention war, die Bestimmungen über die Internationalen Lektionen zu treffen. Das stehende Komitee, dessen Vorsitzer Bischof Vincent ist, reichte durch seinen Sekretär, Dr. R. Warren von New York, einen klaren, umfassenden Bericht ein. Bekanntlich soll in einem Kurs von sieben Jahren die ganze Bibel durchgenommen werden. Mit Schluß dieses Jahres ist der dritte siebenjährige Kursus vollendet. In dieser Zeit wurden 1031 Lektionen studiert, 461 aus dem Alten und 570 aus dem Neuen Testament. Die biblischen Bücher, welche bisher übergangen wurden, sind das Hohelied, die Klagelieder, drei der kleinen Propheten, der Brief Philemon, 2. und 3. Johannis und Judas.

In der letzten Zeit hatte sich ziemlich viel Opposition gegen die Internationalen Lektionen geltend gemacht. Das System habe sich überlebt, wurde eingewandt, etwas Besseres müsse an seine Stelle treten. Manche finden es unzusammenhängend, sagen, es sei ein rechtes Purzelbaum-System, andere wünschen besondere Lektionen für die Kleinkinderklassen, wieder andere ziehen andere Methoden vor und empfahlen als Muster dafür die "Blakeslee Graded Lessons" (herausgegeben von der Bible Study Publishing Co., Boston, Mass.). Ein Antrag, die besonderen Missions- und Temperenz-Lektionen fallen zu lassen, brachte die Temperenzverfechter gehörig in den Harnisch; schließlich nach langer Debatte wurde alles beim alten gelassen. Zu bemerken ist, daß alle Vertreter von kirchlichen Sonntagschul-Unionen und Publikationen, ausgenommen die Baptisten, für das bestehende System eintraten, besonders eifrig Dr. Hurlbut für die Methodisten und Dr. Warden für die Presbyterianer. Von nächstem Juli an soll zwei Jahre lang das Leben Jesu chronologisch durchgenommen werden."

Über die Reden, die natürlich in großer Anzahl gehalten wurden, sagt der Apologete: „Die Reden waren von verschiedenem Werte. Manch glänzendes Feuerwerk wurde losgelassen, aber nachdem es verpufft war, fragte man vergebens nach dem kurzen Sinn der langen Rede. Sehr gediegen sprach Dr. J. L. Hurlbut über die Erziehung der Lehrer; eine ausgezeichnete Musterlektion für Kleinkinderklassen gab Frl. Harlow von Massachusetts. Andere Themata waren: Sonntagschul-Missionsarbeit; die Bibel unser Textbuch; Temperenz in der Sonntagschule; Sommerschulen; die Arbeit des Lehrers; Systematische Hausbesuche; Normalklassen; Jugendvereine und Sonntagschulen rc."

Ein katholischer Kongreß durfte natürlich bei Gelegenheit der chicagoer Weltausstellung nicht fehlen. Er wurde am 4. September in Chicago im Beisein einer großen Menge Teilnehmer und Zuschauer eröffnet. Die dort behandelten Themata waren: „Die Beziehungen der katholischen Kirche zu den sozialen, bürgerlichen und politischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten;" „Missionsarbeit der Kirche in den Ver. Staaten;" „Die bürgerliche Regierung und der katholische Bürger;" „Unabhängigkeit des heiligen Stuhles;" und einige andere von ziemlich geringer Bedeutung.

Über eine sehr wenig empfehlenswerte Art des Kollektierens spricht sich ein Mitarbeiter des Sendboten aus. Glücklicherweise ist dieselbe in unsern synodalen Kreisen noch nicht oder nur in verschwindend wenigen Fällen im Ge-

brauch; aber schaden kann es sicher nicht, wenn wir an den Erfahrungen anderer lernen, um sie nicht noch einmal auf unsere Kosten machen zu müssen. Der betr. Korrespondent sagt: „Mit wahrem christlichem Mitgefühl, das kann ich sagen, habe ich den Finanzagenten der projektierten Akademie auf seinen Touren begleitet, habe gewünscht, ich könnte ihm helfen, Herzen und Taschen öffnen in seinem schweren Werk. Bin ich doch selbst in der heißen Julisonne in Nebraska per Achse 24 Meilen gereist, um einen Bruder, der es wohl konnte, zu bestimmen, ein paar tausend Dollars für die geplante Akademie zu geben, und habe sonst bei manchen Wohlhabenden angeklopft. Freilich vergebens. Das schlimmste bei der Sache ist eben doch, wenn dieser Kollektor seinen eigenen Gehalt nebst seinen Reiseunkosten u.s.w. aufbringen muß aus den Gaben, die von den Gebern vermeintlich für den Wohlthätigkeitszweck geschenkt werden. Ich weiß aus Erfahrung, da gibt's Stunden, wo man meint, man müsse aus der Welt laufen. Da habe ich selbst mal etwa $400 kollektiert in sieben Wochen und habe dabei, trotzdem ich kein Hotel besuchte, keinen Schlafwagen nahm, $79 verreist, während ich eine Reise durch deutsche Gemeinden machte. Wie oft habe ich $5, $10 und gar $15 für Reisen ausgegeben und gar keinen Erfolg gehabt! Es ist buchstäblich vorgekommen, als mir mal eine arme Witwe $1 gab für die Schule, daß ich keinen Cent in der Tasche hatte, um per Pferdebahn ein Nachtquartier zu suchen, und daß das Geld der Armen auf diese Weise verreist wurde. Man meint, es könne kein Segen darauf ruhen, wo der Witwe Scherflein, anstatt in den Gotteskasten zu kommen, bloß zum Zehrpfennig der Kollektoren wird. Wie wohl war mir's oft, wenn zu Zeiten einsichtsvolle Brüder, auch Schwestern sagten: „So, das ist für die Schule und dies gebe ich dir für die Reise, damit du den Mut nicht verlierst." Ich sage alles dies, damit andere nicht ganz zu Schanden werden, und hoffe, daß der Kollektor der neuen Akademie den Profit hat. Gewiß, man sollte denken, wenn die Konferenzen irgend etwas thun in dieser Sache, dann sollten sie zuerst den Gehalt des Finanzagenten sicher stellen, damit es doch nicht verlauten möge, wie einst ein Amerikaner, den ich nach dem Begehren eines Besuches fragte, zu mir sagte: "O, he just wants to make a little money," während derselbe um eine Gabe für eine Erziehungsanstalt von hohem Rufe anhielt. Was soll man sagen, wenn die Thatsache unwiderleglich ist, daß ein Finanzagent, den ich persönlich kenne, ca $2300 das Jahr kollektierte, und von dieser Summe $1200 für Gehalt bekam und nahezu $400 verreiste, also nur $700 den Weg in den Schatzkasten fanden? Man meint mit Recht, solche Fakta müßten alle Herzen, die Lust zum Geben haben, verschließen. Hüten wir uns doch vor solchen Verhältnissen!"

Das deutsche luth. Emigrantenhaus in New York hat eine gefährliche Krisis überstanden. Die Bundesregierung hatte beschlossen, den ganzen Häuserkomplex, in welchem das Haus steht, anzukaufen, um ein neues Zollhaus daselbst zu errichten. Die new yorker Staatsregierung, welche anfangs dagegen war, erklärte sich späterhin auch damit einverstanden. Infolge dessen ordnete die Bundesregierung an, den Ankauf um anderthalb Millionen Dollars zu vollziehen. Die Grundstücke wurden nun vermessen und abgeschätzt, die nötigen Pläne angefertigt, und das Emigrantenhaus sah seiner Auflösung entgegen. Da stellte es sich bei der Gesamtabschätzung heraus, daß die Summe zu niedrig gegriffen war, indem man noch 7—800,000 Dollars mehr bedurfte. Ein neuer Regierungsbeschluß war nötig, welchem die Freunde des Emigrantenhauses natürlich mit größter Besorgnis entgegensahen. Am 2. März erfolgte der Entscheid dahin, daß die Mehrforderung mit nur sechs Stimmen

Majorität verweigert und damit das ganze Unternehmen endgültig beseitigt sei. Bei der Beratung hatte sich herausgestellt, daß die ganze Sache nicht durch das Bedürfnis eines neuen Zollhauses, sondern durch eine großartige Grundeigentumsspekulation hervorgerufen worden war. Man machte außerdem geltend, daß man das alte Zollhaus durch Aufsetzung einiger Stockwerke erweitern könne, daß man aber ein etwaiges neues Zollhaus keinesfalls am unteren Ende der Stadt, sondern in der Mitte derselben errichten müsse. Aus diesen Gründen wurde die Mehrbewilligung abgelehnt. Für das Emigrantenhaus war die Lage um so gefährlicher, als es in gleicher Nähe des Hafens kein Eigentum hätte erwerben können eben wegen der bevorstehenden Eigentumsspekulation, welche die Preise zu einer ungeheueren Höhe getrieben hätte. Eine Hineinverlegung aber in die innere Stadt hätte den Zweck des Hauses aufs schwerste geschädigt.

Ein schweizerischer Pfarrer hat, weil er den christlichen Glauben nicht mehr annehmen kann, sein Amt aufgegeben und die Gründe seines Austritts in einer Broschüre „Warum ich aus Pfarramt und Kirche austrete“ dargelegt. Darin gibt er sich als einen Verächter des Gebets und der Sakramente, ja als einen Verächter Jesu selbst. Dieser „hat für ihn nicht in allen Dingen das letzte Wort gesprochen.“ Vernunft und Gewissen stehen über dem Evangelium. Er will eine Trennung von Staat und Kirche und hofft, daß alsdann die Kirche in Vereine sich auflöse. Dadurch würde eine reinere Gestaltung des Christentums erzielt; es sei ermöglicht, „die irrtümlichen Vorstellungen, welche Jesus mit seiner Zeit teilte, auszuscheiden.“ An die Stelle der Predigt treten verstandesmäßige Vorträge über religiöse und sittliche Probleme. Dem Bedürfnis der Erbauung hat das Theater zu dienen. „Auf diese Weise werden Verstand und Gemüt befriedigt, und mit der Zeit wird man Predigt, Gebet und Sakramente nicht mehr vermissen.“ Unter diesen Umständen war es allerdings hohe Zeit, daß der Mann sein Amt niederlegte, und sein Schritt ist zu loben.

Die evang. Diaspora in Brasilien hat im vergangenen Jahre wieder Fortschritte zu verzeichnen; denn man macht sich die günstige Zeitlage zu nutzen, welche den Evangelischen die gleichen Kultusrechte mit der kath. Kirche gestattet. Man könnte noch mehr thun, wenn mehr Mittel vorhanden wären. Dennoch gelang es, in Palhoça eine neue Kirche zu erbauen, welche am 18. Dezember 1892 eingeweiht wurde. Auch die Erziehungsanstalt in St. Isabella, Estado St. Katharina, wurde zu einer zweiklassigen Schule erweitert; sie erfreute sich im vergangenen Jahre des Besuchs von 47 Schülern, welche zum größten Teil zur diesjährigen Konfirmation vorbereitet wurden. Lehrer Dommer aus Heilbronn ist dort seit dem 17. Dezember 1891 in Thätigkeit. Die Anstalt hatte im J. 1892 eine Einnahme von 3,051,227 Milreis, darunter viele Gaben aus Basel, und eine Ausgabe von 3,607,005 Milreis, wodurch ein erheblicher Passivrest verblieb. Der dortige Geistliche hat eine sehr aufreibende Thätigkeit, besonders durch die vielen Reisen, die er bei den zerstreut wohnenden evang. Kolonisten zu machen hat. Die Anstellung eines Reisepredigers ist dringendes Bedürfnis.

Behufs Errichtung einer Pfarrstelle in Deutsch-Ostafrika hat der Ev. O.-K.-Rat in Berlin eine Kollekte ausgeschrieben. Eine solche Stelle erweist sich als eine Notwendigkeit, da die an der Küste wohnenden Deutschen bis auf 400 gestiegen sind. Dieselben, meist ledige junge Männer, sehen sich nur von Muhammedanern und Heiden umgeben, bei welchen alle Laster im Schwange sind. Sie sind deshalb den größten sittlichen Gefahren ausgesetzt und bedür-

sen sehr, daß die heimatliche Kirche sich ihrer annehme. Der künftige Geistliche soll in Dar-es-Salaam seinen Wohnsitz haben und von dort aus auch die übrigen von Deutschen bewohnten Küstenplätze besuchen. Die Kollekte wird noch in diesem Herbst erhoben werden.

Innerhalb der römischen Kirche gehen die Dinge in hergebrachter Weise weiter. Man hat in der korrekten Aufführung der „Schauspiele für Engel und Menschen" Praxis genug, um nicht so leicht aus der Rolle zu fallen. Hat man einen der Mitwirkenden verloren, so nimmt man einen andern. Kann er es nicht so gut, dann geht es eben etwas schlechter, aber es geht doch noch, und das ist für die Mitwirkenden und Zuschauenden die Hauptsache. So hat man es auch bei dem diesjährigen Katholikentag in Würzburg gemacht. Zwar hat diese Veranstaltung ihren Höhepunkt überschritten; Windthorst fehlt eben. Überdies ist sie nach gründlicher Beilegung des Kulturkampfes einigermaßen überflüssig geworden und zu einem bloßen Agitationsmittel und Schaugepräge herabgesunken. Die Gläubigen wollen einige Tage gut unterhalten sein, und die Führer, oder solche, welche es sein möchten, haben das Bedürfnis, ihre Kräfte in Übung zu halten. Diesmal war das bereits stark im Abnehmen begriffene Interesse der nichtkatholischen Welt wieder erhöht durch die Erwartung, wie die Secession innerhalb der Zentrumspartei sich auf dem Katholikentag äußern werde. Man hat aber die Komödie der angeblichen Einigkeit des Zentrums mit der unschuldigsten Miene von der Welt weitergespielt und das Programm so eingerichtet, daß Differenzen nicht entstehen konnten. Die Zentrums- d. h. Lieber-Presse hebt denn auch die Einigkeit mit einer Geflissentlichkeit hervor, welche die Überzeugung vom Gegenteil nur schlecht verhehlt, und weist auf die Anwesenheit so vieler Adeligen so nachdrücklich hin, daß man die Absicht merkt. Wahr ist allerdings, daß viele Adelige da waren; aber die leitenden Persönlichkeiten fehlten. Indessen behauptet dieselbe Presse, daß dies teils zufällig, teils aus der weiten Entfernung Schlesiens von Würzburg zu erklären sei. Auch die demonstrative Art, womit man den Verdacht demokratischer Bestrebungen zu entkräften suchte, kann jenen Eindruck nur verstärken. Zum Präsidenten wurde ein westfälischer, zum Vizepräsidenten ein bayerischer Aristokrat gewählt und die bekannte Schlußrede ebenfalls dem adeligen Präsidenten überwiesen. Wer zweifelt nun noch an dem konservativ-aristokratischen Charakter der Versammlung?

Ein Gegenstück zu diesem Schauspiel, dem es übrigens an der Komik nicht fehlt, hat sich auf der andern Seite der Erde vollzogen. Ein römischer Bischof ist Großmandarin des himmlischen Reiches geworden. Also etwas noch nie Dagewesenes. Es ist der röm.-kath. Bischof Anzer, ein Oberpfälzer, Leiter der deutschen Mission Süd-Schantung, welchem von dem chinesischen Kaiser „mit Rücksicht auf die hohen Verdienste um den Frieden unseres Volkes und die Erhaltung der Eintracht unter Christen und Nichtchristen" das Großmandarinat dritten Ranges verliehen worden ist. Die mit diesem Rang verbundenen Vorrechte sind sehr zahlreich. Die Betreffenden führen den Titel „Excellenz" (tas jen) und tragen die höchste Mandarinatskleidung, auf der Spitze des Galahutes den lichtblauen Knopf, um den Hals eine aus 108 Kügelchen bestehende kostbare Kette, auf Brust und Rücken der Tunika das gestickte Bild eines Pfauen. Bei öffentlichen Aufzügen steht ihnen die grüne Staatssänfte und ein Gefolge von zehn Reitern zu. Als Insignien ihrer Würde werden zwei rote Sonnenschirme, zwei Fächer, Titeltafeln, Fahnen mit Bildern von Drachen und geflügelten Tigern u. a. vorgetragen. Elf Schläge auf dem

Tamtam befehlen allen Einwohnern, sich zurückzuziehen, wenn der Großmandarin naht. Die Katholiken sind natürlich entzückt, daß einer ihrer Kirchenfürsten mit Drachen- und Tigerbilder erscheinen und auf seinem Kleide einen gestickten Pfau tragen darf. Jedenfalls muß sich ein Bischof der christlichen Kirche in diesem Aufzug sehr merkwürdig ausnehmen.

Was übrigens der „Gläubigkeit“ ihrer Glieder von der römischen Kirche zugemutet werden kann, davon zwei Beispiele. In den verschiedenen Festreden bei dem Katholikenfest in Hamburg wurde die Herrlichkeit der kath. Kirche gebührend hervorgehoben. Am interessantesten in gewisser Beziehung war die Rede des Propstes Racke aus Paderborn, welcher die Toleranz gegen Andersgläubige nicht etwa empfahl, sondern als Übung der römischen Kirche feierte. „Eine negative Aufgabe haben Sie in dieser großen Stadt zu erfüllen, und sie besteht darin, daß Sie nicht hetzen gegen Andersgläubige; wir Katholiken können das einmal nicht (Bravo!); wir wünschen, daß jedermann eine religiöse Überzeugung hat. Wir achten dieselbe und verletzen ihn deshalb keineswegs. Wir würden glauben, daß wir gegen die christliche Liebe eine Sünde begingen, wenn wir einen andern wegen seiner religiösen Überzeugung verletzten, ja wir würden glauben, daß es gegen den Anstand verstieße, Andersgläubige zu verletzen“ 2c. Diese Worte zeugen von einer verblüffenden Naivetät oder auch Kühnheit.

Das andere Beispiel ist aus Östreich. In der Linzer „Theologisch-praktischen Quartalschrift,“ einem hervorragenden Organ des katholischen Klerus in Östreich, wird nämlich folgendes mitgeteilt: „Das Original des sehr verbreiteten Bildes: Maria vom guten Rate, war zuerst auf die Mauer einer Kirche in Skutari in Albanien gemalt. Als die Türken sich Albaniens bemächtigten und die Kirchen zerstörten oder in Moscheen verwandelten, löste sich das Bild von der Mauer und schwebte über Land und Meer bis nach Genazzano bei Rom. Die Brüder der Familien Giorgi und de Sklavis folgten auf höhere Eingebung demselben nach. Trockenen Fußes gingen sie über das Meer. In Genazzano erschien das Bild an der noch rohen Mauer einer neuen Kirche, welche Petruccia aus dem dritten Orden des hl. Augustinus mit all ihrem Vermögen zu Ehren der Augustiner eben erbaut hatte. Alle Glocken läuteten beim Erscheinen des Bildes (von selbst). Das Bild hing eine Zeit lang frei in der Luft an der Mauer, wie sich Tausende überzeugten. Die Brüder Giorgi und de Sklavis aber erzählten dem Volke die wunderbare Begebenheit.“

In Mähren hat es ein Priester aber doch so weit getrieben, daß seiner Gemeinde der Geduldsfaden zerrissen ist. Dort liegt an der mährisch-niederösterreichischen Grenze die kleine und dürftige Gemeinde Döschen. Die Ortspfarre stand unter dem Patronate des Grafen Segur, der jedoch seine dortigen Güter verkaufte, worauf das brünner Konsistorium, indes ohne Verpflichtung, das Patronat übernahm. Als im vorigen Jahre die beabsichtigte Renovierung des Pfarrhauses auf 14,000 fl. veranschlagt wurde, stellte man der Gemeinde einen Nachlaß von 20 Proz. in Aussicht. Später jedoch hielt man in Bezug auf den Nachlaß nicht Wort, und die Gemeinde wurde verpflichtet, die ganze Bausumme von 14,000 fl. aufzubringen. Auch ein Rekurs und eine dringende Bitte dagegen halfen nichts. Nun kam es zu harten Pfändungen, auch armen Kirchenmitgliedern gegenüber. Einem zahlungsunfähigen Zimmermann wurde sogar das Haus verkauft. Infolge dessen blieben viele Mitglieder von der Kirche fern, namentlich auch deshalb, weil sich der Pfarrer von der Kanzel rühmte, er sei doch der Stärkere und Mächtigere, dem nie-

mand widerstehen könne. Um gleichsam seine Macht nochmals gründlich zu beweisen, brachte er einen neuen Kostenvorschlag mit 8,000 fl. auf Herstellung einer Wagenremise, Waschküche, Kälberstallung und Hühnerstallung ein. Nun wurde dem Faß der Boden ausgeschlagen. Die Opposition erreichte, auf diese Weise absichtlich gereizt, den Höhepunkt. Zahlreiche Familien meldeten den Übertritt zum protestantischen Glauben an. Nahezu die Hälfte des Dorfes führte bereits auch den Entschluß aus, und drei Nachbargemeinden Döschens drohen, wenn der Pfarrer auf seinem Entschluß beharrt, gleichfalls zum Protestantismus überzutreten.

Daß übrigens der Katholizismus nicht die kulturelle Hebung der Völker begünstigt, wird aufs neue durch den Bericht über den niedrigen Bildungsstand des katholischen Belgien bewiesen. Die Hauptstadt Brüssel (ohne die Vororte) zählt 180,000 Einwohner; hiervon sind 52,000 des Lesens und Schreibens unkundig, obwohl dort der Schulunterricht besser als im übrigen Lande eingerichtet ist. In der Residenzstadt Laeken sind unter 25,000 Einwohnern 11,000 des Lesens und Schreibens unkundig. Wie mag es erst in Kleinstädten und Dörfern aussehen! Dennoch behauptet das klerikale Ministerium, daß im Lande zu viel Schulen seien und die Einführung des obligatorischen Volksschulunterrichts sich nicht als notwendig erweise.

Der Empfang bei dem Papst wird von sächsischen Rompilgern im „Kath. Kirchenblatt für Sachsen“ so begeistert geschildert, daß wir es uns nicht versagen können, wenigstens einen Auszug hiervon wiederzugeben: Nachdem der liebevolle Msgr. de Waal, heißt es, uns einige vorbereitende Erklärungen gegeben und u. a. auch gesagt hatte, daß wir die Gnade des päpstlichen Segens auch allen denjenigen Personen oder Korporationen zuwenden könnten, welche wir vorher in unsere Meinung einschließen würden, ordnete sich der Zug. Freudig bewegt stiegen wir die vielen Stufen hinan; denn mit jedem Schritt kamen wir ja dem Himmel und dem Stellvertreter unseres himmlischen Königs näher. Im Saal der Landkarten stand der kleine Thron, auf dem der Papst sich niederlassen sollte. Alle Blicke richteten sich nach der kleinen Thür. „Auf einmal entsteht eine Bewegung; mit einem dreifachen Hoch unter Freudenthränen begrüßten wir den Statthalter Christi. Viel konnten wir nicht sehen, aber jede Spalte, jede kleine Öffnung wurde benutzt, um zu schauen in das milde Antlitz, in die freudig erglänzenden Augen, welche mit ganz besonderer Liebe und Freundlichkeit, mit einem sanften Wiegen des Hauptes auf der Versammlung ruhten. Die älteste Pilgerin durfte dem Throne zunächst stehen. Ein rührender Anblick war es, als ein Herr aus der Schweiz, auf einer Bank stehend, mit kindlicher Zuneigung unverwandt dem H. Vater gleichsam bis tief ins Herz blickte, während die Thränen über den schönen Vollbart herabrannen.“ Nachdem der Bischof von Eichstädt die Adresse verlesen, und der Papst geantwortet hatte, wurde der letztere auf dem Tragstuhl an den Pilgern vorbeigetragen, um sie zum Handkuß zuzulassen. „Lange dauerte es, bis ich zum Handkuß zugelassen wurde. Und als der glückliche Augenblick gekommen war, da war er mir noch zu unverhofft. Die wenigen Worte, mit denen sich der H. Vater nach meinem Aufenthaltsort erkundigte, das sanfte Streicheln der Wange, dieser Blick in das so mild blickende Auge, die ganze ehrwürdige Erscheinung, wo selbst das hohe Greisenalter durch das Wehen der göttlichen Gnade mit jugendlicher Schönheit umflossen wird, das wird mir lebenslang unvergeßlich bleiben. Kurz war der gnadenvolle Augenblick, andere kamen an die Reihe. Mir aber war es, als wäre ich im Herzen geimpft worden zu treuer, glaubensinniger Hingabe an die h. Kirche zum unentwegten Festhalten am heiligen apostolischen Stuhl.“ Diese Proben mögen genügen.

Im Königreich Italien besteht die Ziviltrauung und zwar in der Form, daß das Staatsgesetz die kirchliche Trauung einfach ignoriert. Das hat nun aber zu vielen Mißständen geführt. Die römische Kirche ignorierte ihrerseits das Staatsgesetz und die Priester trauten Leute, die ziviliter nicht getraut waren und sich nicht trauen lassen wollten. Derartige Ehen konnten jederzeit von dem einen Teil oder gegenseitig nach Belieben gelöst werden, ohne daß der Staat dagegen etwas thun konnte. Es bestehen heute in Italien Tausende von sog. matrimoni religiosi, welche also vom Staat nicht anerkannt werden. Nicht selten geschieht es, daß Mädchen unter dem Vorgeben eines matrimonio religioso verlockt und später verlassen werden. Offiziere, um den Nachweis eines Kapitals bei der Heirat zu umgehen, schließen oft nur den matrimonio religioso und vermeiden den matrimonio civile. Jetzt also liegt ein Entwurf der Kammer vor, welcher anordnet, daß der Zivilakt dem kirchlichen Akt vorangehen soll. In dem ursprünglichen Entwurf wurden nicht nur der Pfarrer, sondern auch die resp. Eheleute und Zeugen mit schweren Strafen bedroht, neuerdings aber ist er geändert, indem man nur dem Pfarrer hohe Geldstrafe in Aussicht stellt, falls er eine Trauung ohne vorhergegangenen Zivilakt vollzieht.

Kürzlich hat nun der Vatikan die Bischöfe Italiens aufgefordert, gegen jenen Gesetzvorschlag zu agitieren, und die in Kampanien residierenden elf Bischöfe haben mit einer der Kammer übersandten Erklärung den Anfang gemacht. In diesem Schreiben bemerken sie zuerst: „Wir haben durch die That bewiesen, daß wir eine vom Zivilakt nicht begleitete Sakramentsehe nicht gestatten, ausgenommen in sehr seltenen Fällen von absoluter Notwendigkeit des Gewissens.“ Der Rede Sinn ist dunkel. Denn wessen Gewissen ist gemeint? Des Geistlichen? Des Bischofs? Der Eheleute? Die Bischöfe sagen also, daß es unter Umständen ein Unrecht ist, sich dem Zivilakt zu unterziehen, sie hüten sich aber, Beispiele anzuführen. Jedenfalls gestehen sie zu, daß „Ehen“ vorhanden sind, denen die bürgerliche Gesellschaft keinen rechtsgültigen Bestand zuerkennt, die aber trotzdem „um des Gewissens“ willen bestehen, gebilligt und gesegnet von den zuständigen Organen der Kirche.

Es heißt dann in dem Schreiben weiter: „Die Sakramentsehe steht mit der bürgerlichen Gesellschaft in keiner Beziehung, und wenn man sie als ein unmoralisches Konkubinat bestrafen will, während die abscheulichsten, auch ehebrecherischen Konkubinate ungestraft bleiben, so ist dies eine Schmähung wider den Glauben von fast ganz Italien.“ Also ein nur mit kirchlicher Trauung geschlossener Bund ist nach Ausspruch der Beschöfe zunächst eine volle ganze Ehe. Eheleute aber sind doch Mitglieder bürgerlicher, staatlicher Gemeinschaft; Fragen des Eigentums, des Erbes, Fragen rücksichtlich des Rechts der Kinder 2c. liegen im Bereich der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Rechtsverhältnisse. Was soll also der Satz bedeuten, daß die „Sakramentsehe“ mit der società civile nichts zu schaffen habe? Die Bischöfe klagen über ungestraft bleibende Konkubinate. Aber viele entziehen sich der Kenntnis des Staates. Gesetzt aber den Fall, der Staat würde alle in Italien vorhandenen Konkubinate bestrafen, welcher Stand würde dann die meisten Straffälle aufweisen?

Die Universität Dorpat wird mit dem Beginne dieses Wintersemesters ihre deutsche Organisation in der Art zu verlieren beginnen, daß sie keinen Prorektor mehr an ihrer Spitze haben, sondern sich eines Studenteninspektors nach russischer Art erfreuen wird. Die Dekanatsstellungen werden von russischen Professoren versorgt werden. Zwei deutsche Professoren traten von

ihren Ämtern zurück, andere wurden schon früher verabschiedet. Der Tag, an dem aus der deutschen Universität eine russische Studentenanstalt geworden sein wird, liegt nahe. Aller Berechnung nach bringt ihn schon das nächste Jahr. — Von den 135 lutherischen Pastoren in Livland sind 103 bereits in irgend einer Form gemaßregelt oder bestraft. Dafür werden, wo es irgend geht, russisch-orthodoxe Kirchen gegründet, auch für Reval ist eine solche im Werke. — Die bisherigen jüdischen Konsistorien in Riga und in Kurland überhaupt sind durch kaiserlichen Ukas aufgehoben worden. Dagegen ist die Genehmigung zur Fertigstellung der neuen Synagoge in St. Petersburg, welche über 2000 Menschen fassen wird, erteilt worden, obgleich an Synagogen daselbst kein Mangel ist und die vorhandenen das Bedürfnis vollkommen decken. Diese Erlaubnis stimmt überhaupt durchaus nicht mit den mancherlei Einschränkungsmaßregeln, die den Juden neuerdings wieder hinsichtlich des Niederlassungsrechtes auferlegt worden sind. So dürfen sie sich jetzt in denjenigen Gouvernements, in denen ihnen die Niederlassung noch gewährt war, nicht mehr auf dem Bauernlande niederlassen, d. h. ihr Wohnen auf dem Lande ist auch dort verhindert. Freilich steht den Juden gegenüber doch vieles nur auf dem Papier. Die Lutheraner in den Ostseeprovinzen werden weit schärfer und konsequenter angegriffen.

Ein echt russischer Gewaltakt an der armenisch-kath. Kirche im Kaukasus ist der neue kaiserliche Ukas, welcher die Neuorganisation der geistlichen Verwaltung derselben und damit ihre völlige Überantwortung in die Gewalt des Staates verfügt. In demselben wird das Regiment über sämtliche russische Armenier dem Bischof von Tyraspolk übertragen. Die Ausbildung des Klerus liegt fortan in der Hand des Ministers des Innern, welcher das Statut für die kath. Schule in Tiflis im Einvernehmen mit dem Kultusminister festsetzt; aber nur an dieser, an keiner andern Schule dürfen die künftigen Kleriker sich ausbilden. Die Verwaltungsbehörde endlich, welche gleichfalls in Tiflis ihren Sitz hat, besteht zwar aus einem Geistlichen als Vorsitzenden und zwei andern als Mitgliedern, aber auch aus einem Sekretär, der die eigentliche Hauptperson ist, und diesen ernennt gleichfalls der Ministe des Innern. Zu allem wird auch noch bestimmt: „Die Gewährung von 1000 Rubeln jährlich für die Unterhaltung der armenisch-kath. Kirchenverwaltung in Tiflis hört auf“ und „neue kath. Kirchen dürfen ohne allerhöchste Genehmigung nicht gebaut werden.“

Die Zustände des heiligen Landes sind in stärkerer Veränderung begriffen, als es seit Jahrhunderten der Fall war. Es vollzieht sich trotz der Stabilität der politischen Verhältnisse eine Umwandlung der Bevölkerung, die man früher für unglaublich erklärt haben würde. Auch sonst sind die Dinge, die man über Palästina hört, von nicht geringem Interesse. Nachdem während der in Deutschland herrschenden Hitze und Dürre der Mai und Juni im heiligen Lande ganz außergewöhnlich kühl gewesen, trat im Juli eine Gluthitze ein, wie sie seit Menschengedenken kaum mehr vorgekommen. Die Folge davon waren gefährliche Seuchen für Menschen und Vieh. Fieber (Malaria und gelbes Fieber), Diphtheritis und schlimme große Blutschwären, wie sie aus alten Zeiten als Gottesgeißel gegen die Philister (1 Sam. 5) berichtet werden, und den Israeliten auch von dem wasserreichen und zugleich heißen Nildelta her als Feigwarzen bekannt waren (5 Mos. 28, 7), verheerten das Land, nördlich am Karmel beginnend und das ganze Land durchziehend bis gen Ägypten hinab. In Jaffa, der Hafenstadt Jerusalems, lagen zu Anfang August 10,000 Kranke, wovon viele starben. Wie überall, waren die unrein-

lichsten Quartiere auch am schwersten heimgesucht. Und über alles dies droht dem heiligen Lande ein neuer Feind. Die Mekkapilger ziehen von dem grauenvollen Totenfelde Mekkas heim und drohen dem Lande das Schreckensgespenst der Cholera als gefürchtetes Gastgeschenk mitzubringen. Die türkische Regierung hat daher nach der ägyptischen Grenze zu strenge Quarantänemaßregeln angeordnet.

Von der muhammedanischen Regiernng wird keine Gelegenheit versäumt, der christlichen Arbeit unverhohlene Feindschaft deutlich und oft sehr schmerzlich fühlbar zu machen. Auch sonst im ganzen Lande hört man ein allgemeines Seufzen und Klagen über die Zuchtrute einer so ungerechten Regierung. Während sich an der Landesküste im vielumworbenen Mittelmeer die Kriegsflotten der europäischen Mächte sammeln, fangen viele türkische Unterthanen an, ihrer Heimat für immer den Rücken zu kehren, um unter einem fremden Himmel des Glückes einer wohlwollenden und gerechten Regierung teilhaftig zu werden. Sie wenden sich hauptsächlich nach Amerika und Australien. Diese Auswanderungen sind in Syrien eine ganz neue Erscheinung. Es sind in den letzten Jahren auf diese Weise wohl 20—30,000 Menschen davongezogen, und die Zahl der Heimatmüden scheint noch zuzunehmen.

Unter diesen Umständen hat das syrische Waisenhaus mit seinen 200 Einwohnern und seinen nahezu tausend durchs heilige Land zerstreuten früheren Zöglingen auf seiner freien, weit ins Land schauenden Höhe vor Jerusalem still und unbeirrt seine Arbeit an den Kindern des gelobten Landes, den kleinen und den großen, fortgesetzt. An mancherlei Not und Trübsal hat es nicht gefehlt. Die gehören in einer auf feindlichem Boden stehenden Missionsanstalt zum täglichen Brot.

So viel ist gewiß, daß keine Nation in Palästina eine solche jährliche Zunahme aufweisen kann wie die jüdische. Schon mag sich die Zahl der jüdischen Einwohner Jerusalems auf 50,000 beziffern. Und sie fangen an, sich in ihrer Überzahl zu fühlen, und geben das auch durch allerlei exklusive Maßregeln zu verstehen. So hat der oberste Religionsvorsteher der Juden Palästinas, Chacham Baschi, und ihm nach die sämtlichen Synagogenvorsteher, die ihre Gläubigen in unbedingtem Gehorsam zu halten wissen, das strenge Verbot ausgehen lassen, daß kein Jude irgendetwas bei einem muhammedanischen oder christlichen Kaufmann kaufen dürfe, solange die betreffende Ware noch bei einem Juden zu finden sei. Man sieht, es vollziehen sich in Jerusalem und Palästina seit 10—20 Jahren merkwürdige Wandlungen.

Baron Edmund v. Rothschild in Paris hat bedeutende Ländereien jenseits des Jordans behufs Gründung von Kolonien erworben; doch konnte er bisher nicht erreichen, daß er von dem Pascha zu Jerusalem als Eigentümer eingetragen wurde, da nach türkischem Gesetz immer der Staat Eigentümer bleibt. Neuerdings aber gelang es ihm, seine Absicht in Konstantinopel durchzusetzen, infolgedessen der Pascha in Jerusalem Anweisung erhielt, die Eintragung auf Rothschilds Namen zu vollziehen. Die Ländereien selbst sollen von sehr guter Beschaffenheit sein und sich besonders für Weizenbau eignen; auch ist die Sicherheit dort durch die Anlage von starken Militärstationen bedeutend gebessert.

Die Juden in Jerusalem sollen zu einer einzigen jüdischen Gemeinde vereinigt werden. Bisher bestanden dort die Sephardim, Aschkenasim und Kollelim, letztere arme Juden, die sich von auswärts unterstützen lassen. Auch will man Fabriken für jüdische Arbeiter und Arbeiterinnen anlegen, um den Geringbemittelten zum Lebensunterhalt zu verhelfen. Baron Rotschild hat

aufs neue große Ländereien zur Vergrößerung der Kolonie „Sichran Jakob" angekauft; nach seinem Willen wird auf seinen Kolonien nur hebräisch gesprochen.

Das jüdische Diakonissenwesen wird von dem „Verein für jüdische Krankenpflegerinnen" mit Eifer, wenn auch nicht großem Erfolg betrieben. Der Zweck des Vereins ist, jüdische Mädchen zu Krankenpflegerinnen heranzubilden und dieselben den Kranken ohne Unterschied der Konfession zur Verfügung zu stellen; arme Kranke sollen unentgeltlich verpflegt werden. Der Vorstand ist aus neun Herren (darunter vier Ärzte) gebildet. In Frankfurt a. M. besteht bereits eine solche jüdische Schwesternschule seit vier Jahren. Fünf Pflegerinnen sind dort in Thätigkeit, drei Schülerinnen hofft man bald verwenden zu können. Für die Erholung der „Schwestern" ist durch ein gemeinsames „Heim" in Frankfurt gesorgt; auch sind Fonds zu deren Pensionierung angelegt. Eine zweite ähnliche Bildungsstätte ist in dem „jüdischen Asyl" in Köln entstanden. Der „Verein" wendet sich neuerdings in einem Aufruf an die jüdische Bevölkerung, um die Sache mehr zu fördern. Man sieht, Geld ist genug da, wo die Juden etwas wollen; aber der Geist des wahren Christentums, der die Diakonie erzeugt hat und sie allein zu erhalten imstande ist, fehlt hier. Das spärliche Ergebnis von fünf Schwestern nach vierjähriger Thätigkeit trotz des aufgewandten Eifers läßt das Unternehmen nicht sehr lebenskräftig erscheinen.

Die in Indien herrschende Bitterkeit zwischen Hindus und Muhammedaner hat vor kurzem zu einem förmlichen Aufruhr in Bombay geführt. 50,000 Personen nahmen daran teil und zerstörten zwei Moscheen und vier Hindutempel. Polizei und Militär mußte aufgeboten werden, aber es gelang erst nach dreißig Stunden, die Revolte niederzuschlagen. Im Kampfe kamen drei Polizisten und dreißig Aufrührer um, ungerechnet der zahllosen Verwundungen; zweitausend wurden verhaftet. Die Europäer wurden wenig belästigt. Zur Zeit ist die Ruhe wiederhergestellt, aber man glaubt, daß es damit noch nicht zu Ende sei. Als direkte Veranlassung wird angegeben, daß die Hindus durch die öffentliche Schlachtung einer Kuh von seiten der Muhammedaner gereizt worden seien, da ihnen die Kuh ein heiliges Tier ist; die Muhammedaner aber hätten sich über die Hindus entrüstet, als diese bei einem ihrer Feste vor einer Moschee ungewöhnlich laut das Tamtam rührten. Doch die eigentlichen Gründe mögen tiefer liegen, einmal in dem fortwährend sich steigernden gegenseitigen Haß beider Religionsklassen, sodann aber auch in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Krise, die Handel und Wandel schwer drückt. Die Erwerbsverhältnisse liegen danieder und geben viel Stoff zur Unzufriedenheit. Jedenfalls wird England die Sache ernstlich zu erwägen haben, um nicht durch unkluges Eingreifen oder thatenloses Zaudern den vorhandenen Zündstoff zu mehren, der schließlich zum Sturz der englischen Herrschaft in Indien führen könnte.

Der Moniteur de Rome, ein in französischer Sprache erscheinendes Blatt, dessen Hauptzweck die Bekämpfung des deutschen Reiches und die Förderung der politischen Verbindung des Vatikans mit Frankreich war, hat endlich sein verdientes Ende gefunden, das nicht gerade sehr rühmlich ist. Nachdem der Vatikan an das Blatt große Summen verwendet hatte, kaufte es im Januar d. J. der Franzose Boursetty für 70,000 Lire, das Geld französischer Priester. Er erhielt vom Papste den Grafentitel und zwei päpstliche Orden, ist aber nichtsdestoweniger am 30. Juni, ohne Mitarbeiter, Drucker und Papierlieferanten zu bezahlen, auf und davongegangen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. November 1893. Nro. 11.

Die Elias-Sage.

Von K. M. Ittameier, Pfr. in Ehringen-Wallerstein.

Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.

(Schluß.)

Das Gleiche gilt für den Anfang der germanisch-christlichen Zeit. Als Zeugen führen wir hier wiederum drei an: die unter dem Namen des Ambrosius gehenden, angeblich jedoch von einem gewissen Berengaud im 8. oder 9. Jahrhundert verfaßten Kommentare zu den Briefen Pauli und der Apokalypse; sodann den "Tractatus de antichristo" von Rabanus Maurus († 856), der sich gewöhnlich als Anhang zu den Werken des Augustin findet; und endlich die Erklärung der Apokalypse von Haymo von Halberstadt, einem Zeitgenossen des Rabanus. Jene Kommentare enthalten es ganz offenba, daß Henoch und Elias in der letzten Zeit kommen, die Juden bekehren und vom Antichrist werden getötet werden. So heißt es zu 1 Kor. 4, 9, wo Paulus sagt: „Ich achte, Gott habe uns Apostel als die letzten dargestellt": „Er hat uns so dargestellt, wie Henoch und Elias leiden werden, welche in der letzten Zeit Apostel sein werden. Denn sie werden vor Christus her gesandt werden, um das Volk Gottes vorzubereiten und alle Kirchen zu befestigen, daß sie dem Antichrist widerstehen; sie werden, wie die Apokalyse bezeugt, auch Verfolgung leiden und getötet werden. Ihre Zeit vergleicht der Apostel mit seiner Zeit. Denn dazu werden sie kommen, daß sie getötet werden. Es werden Henoch und Elias zum Schauspiel werden, sodaß ihre Leichname auf der Straße im Angesicht aller Ungläubigen liegen werden." Und zu 1 Thess. 5: „Christus wird zur Vernichtung des Antichrists erscheinen. Wenn nämlich die Ungläubigen sicher sind von wegen des Reiches des Teufels und nach dem Tode der Heiligen, d. i. des Elias und Henoch, froh über den Sieg, einander Geschenke schicken, wie die Apokalypse sagt, dann wird ihnen plötzlicher Untergang kommen." Und zu Offb. 11: „Elias und Henoch werden der zweiten Ankunft Christi vorangehen, wie Johannes der ersten voranging. Sie kommen zur Ausrichtung ihres Predigtamtes und werden allen, Gläubigen sowohl wie Ungläubigen, das Wort Gottes verkündigen." Insbesondere wird ihnen hier auch die Bekehrung der Juden zugeschrieben: „Die zwei Zeugen bedeuten die restauratio Judaeorum, ebenso wie das Hinauswerfen des Vorhofes die Verwerfung derselben.

Denn es ist bekannt, daß die Juden am Ende der Welt durch die Predigten des Henoch und Elias zum christlichen Glauben zurückkehren werden." Oder: „Weil Maleachi geweissagt hat: 'Ich will euch senden den Propheten Elias', so glauben wir, daß die Juden durch die Predigt des Elias zum Glauben bekehrt werden." Hier finden wir nun auch wieder Aussagen über den gegenwärtigen Aufenthaltsort und Zustand der beiden, ganz im Sinne der Tradition. So werden sie "Tractatus de trinitate," C. 23 genannt: „Solche, die so viele Reihen von Jahren in demselben Zustand verharren bis zur zweiten Ankunft des Erlösers;" und zu Offb. 11 heißt es von ihnen: „An irgend einen Ort der Erde versetzt, wo sie die göttliche Majestät verweilen heißt, dienen sie Gott durch die Gabe der Kontemplation." „Sie müssen noch die Schuld des Todes bezahlen." Ein anderes Werk aus dieser Zeit, der "Tractatus de antichristo," dessen Verfasser (wahrscheinlich Rabanus Maurus) in der Vorrede versichert, daß er das, was er sage, nicht aus eigenem Gutdünken oder Einbildung gebe, sondern daß er dies alles in Büchern geschrieben gefunden habe (in libris diligenter relegendo haec omnia scripta invenio), enthält gleichfalls die Tradition in ihren wesentlichen Bestandteilen: „Vor dem Auftreten des Antichrists werden zwei Propheten in die Welt gesandt werden, nämlich Henoch und Elias, um die Gläubigen Gottes mit göttlichen Waffen gegen den gottlosen Antichrist zu schützen und sie zu unterweisen, und sie werden mit Lehren und Predigen 3½ Jahre hindurch die Auserwählten stärken und zum Kampfe vorbereiten." Die Bekehrung Israels ist in folgenden Worten enthalten: „Die Kinder Israel aber, welche zu jener Zeit sich finden, werden durch diese beiden großen Propheten und Lehrer zur Gnade des Glaubens bekehrt und gegen die große Trübsal, welche über die Auserwählten ergeht, unüberwindlich gemacht. Da wird denn erfüllt werden, was die Schrift sagt: 'Wenn die Zahl der Kinder Israel wäre wie Sand am Meer, so wird der Überrest selig werden.' Danach wird sie der Antichrist töten." In diesem letzteren liegt zugleich die tradionelle Anschauung von dem bisherigen unverklärten Zustand des Henoch und Elias ausgesprochen. Endlich hat Haymo von Halberstadt in seinem Kommentar zur Apokalypse ganz dieselbe Anschauung. Er sagt zu Offb. 11: „Von diesen zwei Zeugen spricht der Herr durch den Propheten Maleachi: Siehe, ich sende euch Henoch und Elias, daß sie bekehren die Herzen der Väter ꝛc. Und im Evangelium spricht der Herr selbst: Elias wird kommen und alles zurechtbringen. Sie werden kommen und weissagen, d. h. predigen, und werden vom Antichrist getötet werden." Von ihrer Predigt zu Juden und Heiden sagt er: „Sie werden verkündigen vor Juden und Heiden, daß der Antichrist nicht Christus, sondern der Teufel sei, und daß Christus längst gekommen sei." Die Bekehrung der Juden insonderheit spricht er so aus: „Vornehmlich wird das jüdische Volk dem Antichrist anhangen, bis durch die Predigt des Henoch und Elias diejenigen, welche aus diesem Volk gerettet werden sollen, zu Christo

zurückkehren." Und zu Offb. 19: Nicht bloß die Heiden, sondern auch die Juden werden durch die Predigt des Henoch und Elias sich einfinden und sich zu Christo bekehren." Indem auch Haymo von ihrem Martyrium durch den Antichrist (Eliam et Enoch ipsum gladio trucidabit) spricht, schließt auch er sich der traditionellen Anschauung von dem gegenwärtigen unverklärten Zustande des Henoch und Elias an.

Mit dem Bisherigen ist die Tradition von Henoch und Elias als herrschende Anschauung in der christlichen Kirche zu Beginn des Mittelalters ausgesprochen und nachgewiesen. Sie bleibt es auch in den folgenden Jahrhunderten, nur daß sie von jetzt an noch eine vielfache Erweiterung und Ausschmückung erfährt. Es fällt diese letztere mit den ausführlichen Bearbeitungen zusammen, welche das Lehrstück vom Antichrist fand, wozu bereits in der alten Zeit Irenäus, Hippolyt, Lactantius, Cyrill von Jerusalem, Ephräm der Syrer den Anfang gemacht hatten, an welche sich dann Prosper mit seinem "Dimidium temporis," Rabanus Maurus mit seinem "Tractatus de Antichristo" anschloß, bis man zuletzt zu förmlichen Antichristologien oder Lebensbeschreibungen des Antichrists gelangte, in welchen auf Grund des Alten und mit allerlei neuen Zuthaten ausführlich über Name, Wesen, Herkunft, Geburt, Wachstum, Leben, Wunder, Verfolgung, Ende des Antichrists gehandelt und ein wunderlich phantastisches Bild vom Antichrist entworfen wird, in welchem dann natürlich auch Henoch und Elias ihre entsprechende Stelle finden. Wir werden die bezüglichen Schriften noch kennen lernen. Es läßt sich die Entwickelung, welche die Erweiterung der Tradition nach Form und Inhalt stufenweise genommen, nicht ganz genau verfolgen; wir können nur aus der Gestalt, in welcher uns dieselbe im 15., 16. und 17. Jahrhundert in einer reicheren Anzahl von Schriften abermals entgegentritt, konstatieren, welche Erweiterung nach Form und Inhalt sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat.

Zur formalen Erweiterung ist zu rechnen die Vermehrung der Schriftstellen, mit welchen man jene Meinung begründen und stützen zu können meinte. Zur Tradition gehören streng genommmen, wie wir gesehen haben, nur die Stellen Mal. 4, die bekannten Stellen aus den Evangelien, insbesondere Matth. 17, und Offb. 11. Hierzu tritt nun noch Sir. 48, 9 und 10: „Du bist weggenommen in einem Wetter, mit einem feurigen Wagen und Pferden; du bist verordnet, daß du strafen sollst zu seiner Zeit, zu stillen den Zorn, ehe der Grimm kommt; das Herz der Väter zu den Kindern zu kehren und die Stämme Jakobs wiederzubringen": eine Reproduktion, wie man sieht, der Stelle Mal. 4 und der sich daran anschließenden jüdischen Erwartungen. Sie wird unter den Beweisstellen zu vorliegendem Lehrstück im 17. Jahrhundert konstant genannt, so von Kasp. Schopp, "De antichristo epistola" (1605), von Bellarmin, "De summo pontifice," lib. 3, C. 6, von K. Stengel, „Traktat vom Antichrist" (1654), von Dionysius von Lützenburg, „Leben Antichristi" (1686). Von letzterem wird sogar die Stelle

2 Chr. 21, 12, wo es heißt, daß Elias einen Brief an Joram, den König Judas, geschrieben habe, nach rabbinischem Vorgang, wie es scheint, dahin verstanden, daß Elias diesen Brief aus dem irdischen Paradies, in welches er bereits eingegangen gewesen sei, geschrieben habe, und als Beweisstelle für ein Fortleben des Elias in seinem alten Leibe zum Zweck dereinstigen Wiedererscheinens verwendet. Für Elias schien man nun genügend Schriftgrund zu haben; aber desto weniger für Henoch; denn auch die Stelle Offb. 11 redete nicht deutlich von ihm. So merkt man denn das Bestreben, diesem Mangel abzuhelfen. Es wurden alle Stellen hervorgesucht, in denen von Henoch die Rede ist, und ihnen ein Sinn zu geben versucht, der einem Wiedererscheinen Henochs günstig war. So Gen. 5, 24 und Hebr. 11, 5, wo man mit Zuhilfenahme von Sir. 44, 16: „Henoch gefiel dem Herrn wohl und ist weggenommen, daß er der Welt eine Vermahnung zur Buße wäre," diese letzteren Worte nur so glaubte verstehen zu können, daß Henoch in der letzten Zeit der Welt eine Vermahnung zur Buße sein solle. Ebenso schloß man aus Jud. V. 14, weil hiernach Henoch selbst zuerst die zweite Zukunft Christi verkündigt habe, so sei es billig, daß er auch einer von denen sei, die ihr vorhergehen. So finden wir den Schriftbeweis für die Wiederkunft des Henoch bereits von Johannes Carthusianus "Tractatus de antichristo" (1489) geführt. So im wesentlichen auch von den oben Genannten, Bellarmin, Schopp, Stengel, Dionysius. Der letztere glaubt noch Weish. 4, 10: „Denn er gefällt Gott wohl und ist ihm lieb und wird weggenommen aus dem Leben unter den Sündern," verwenden zu können. Cochläus, "In quatuor Andr. Osiandri conjecturas de fine mundi velitatio" (1545) weist, um die Notwendigkeit eines Wiederkommens und Sterbens des Henoch und Elias zu beweisen, auf Hebr. 9 hin: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben," und Ps. 33: Wer ist der Mensch, der lebe und den Tod nicht sähe?"

Diesen Gründen der Schrift schlossen sich Gründe der Vernunft an. Von der, übrigens unbewiesenen, Voraussetzung ausgehend, daß Henoch und Elias nicht zum verklärten und seligen Leben eingegangen, sondern in ihrem sterblichen Leibe aufgehoben würden, fragte man, was denn dies für einen Sinn haben solle, wenn sie Gott nicht ausersehen hätte, daß sie noch einmal in die Welt zurückkehren und hier einen wichtigen Dienst ausrichten sollten. So Bellarmin am angeführten Orte: „Es läßt sich sonst kein Grund denken, warum jene beiden vor dem Tode weggenommen sind et adhuc vivant in carne mortali, aliquando morituri." Allein er hat für dieses letztere, daß sie noch in sterblichem Leibe leben, keinen weiteren Beweis als die Aussprüche der Kirchenväter und den Glauben aller katholischen Christen, während doch gerade dies zu beweisen und nicht als eine sichere und unwidersprochene Thatsache vorauszusetzen wäre, auf welche dann das andere alles gebaut wird. Auch Stengel in der oben angeführten Schrift fragt: „Warum sollte Henoch so lange im Leben erhalten werden, als

daß er noch einmal zu uns wiederkomme und nach vollbrachtem Amt die Schuld der Natur bezahle und also die Belohnung der Gerechtigkeit empfange.“ Ähnlich Alcassar.

Von der auctoritas prophetica et evangelica oder dem Schriftbeweis wird bereits bei Johannes Carthusianus unterschieden die auctoritas scholastica oder der Beweis aus der übereinstimmenden Lehre so vieler Väter und Kirchenlehrer. Es wird darauf Gewicht gelegt, daß so viele und große Kirchenlehrer nicht bloß jene Schriftstellen sämtlich von Henoch und Elias verstehen, sondern auch sonst in ihren Schriften diese Anschauung aussprechen, daher es lächerlich sei, tot et tantis doctoribus approbatis zu widersprechen. Dieselbe Berufung auf die übereinstimmende Lehre so vieler Kirchenlehrer findet sich bei Bellarmin und Stengel. Ja, man weiß sogar von einer auctoritas ecclesiastica, von einer gemeinsamen kirchlichen Anschauung oder Tradition, die unabhängig von der Erklärung jener Schriftstellen durch die Kirchenlehrer sei, die schon vor derselben vorhanden, und durch welche diese Auslegung der bezüglichen Schriftstellen erst veranlaßt worden sei, welche auch jeder katholische Christ zu glauben habe. So beruft sich Johannes Carthusianus darauf, daß schon Augustin sage, es sei dies celeberrimum in sermonibus et cordibus credentium, daß Elias die Juden bekehren werde; dasselbe wiederholte Beda. Bellarmin zitiert einen Ausspruch des Aretas, welcher bezeuge, daß es von der ganzen Kirche geglaubt werde, daß Henoch und Elias kommen werden, um sich dem Antichrist gegenüberzustellen. Cochläus beruft sich gegen Osiander darauf, daß die ganze Kirche glaube, daß Henoch und Elias sterben und vom Antichrist werden getötet werden. Bellarmin versichert, daß dies von allen Katholiken fest geglaubt werde. Alcassar (Investigatio arcani sensus in Apocal.“ 1614) zu Offb. 11 spricht sich darüber aus, ob dies ein Glaubensartikel sei, und kommt zu dem Schlusse, es sei zwar kein Glaubensartikel, daß man Offb. 11 von Henoch und Elias verstehen müsse, aber dies sei gemeinsame kirchliche Anschauung und müsse deshalb von allen geglaubt werden, daß Henoch und Elias kommen werden. Man dürfe nicht fragen, woher diese Tradition stamme; sie sei vielleicht propter praedicta scripturae loca vel forte ex apostolorum traditione aut alia etiam antiquiori jam inde a prophetis deducta; genug, daß sie die doctores als eine durchaus gewisse Sache versichern. Es sei daher Offb. 11 hierfür durchaus nicht mehr notwendig. Hier haben wir also die blinde Unterwerfung unter die Tradition, die gar nicht fragt, woher diese stammt, und verlangt, daß auch andere in gleicher Weise sich unterwerfen sollen.

Nach dem Gesagten ist gegen die frühere Periode ein deutlicher Fortschritt insofern wahrzunehmen, als dort die Thatsache der zu erwartenden Wiederkunft des Henoch und Elias einfach geglaubt und behauptet, in der zweiten Periode dagegen aus Schrift, Vernunft, Vätern und Tradition vielfach gesichert und erhärtet wird.

Hand in Hand mit dieser formalen Erweiterung und Vertiefung geht, wie sich nicht anders erwarten läßt, nachdem man einmal diesem

Gegenstande näher getreten war, auch eine materiale Erweiterung und Ausbildung desselben. Ein erster Punkt, der hier zu erledigen war, betrifft die Zeit, wann Henoch und Elias auftreten sollen. In der patristischen Periode hatte man sich damit begnügt, im allgemeinen die Zeit vor der Wiederkunft des Herrn, die Endzeit, die Zeit des Antichrists als diejenige zu bezeichnen, in welcher auch Henoch und Elias erscheinen sollten; vereinzelt, wie von Hippolyt, Apollinarius, wurden die 3½ Jahre, oder, wie von Ephraem und Augustin, überhaupt die letzte Zeit vor dem Auftreten des Antichrists als die Zeit der Wirksamkeit der beiden Propheten bezeichnet. Dies letztere wurde nun auch in der nachpatristischen und im Anfange der mittelalterlichen Periode vorläufig als herrschende Anschauung festgehalten. So wird von Beda, "De ratione temporum," C. 68 die Reihenfolge in der Art kund gegeben: „Damit diese Verfolgung die Christen nicht unvorbereitet treffe, so werden Henoch und Elias vorhergehen, um das israelitische Volk zu bekehren. Wenn diese zuerst 3½ Jahre geweissagt und die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt haben, dann wird jene Verfolgung losbrechen, als deren erstes Opfer sie fallen werden; alsdann wird sie die übrigen ergreifen. Die Verfolgung wird wiederum 3½ Jahre dauern." Ebenso In Sam. lib. 3, C. 15: „Es ist kein Zweifel, daß sobald durch die Predigt des Henoch und Elias der Erlöser dem Herzen der Juden erschienen ist, auch unverweilt die Verfolgung des Antichrists sich anschließen wird." Und zu Offb. 11: „Wenn sie ihr Zeugnis vollendet haben": „Dies zeigt offen, daß alles dies vor der letzten Verfolgung geschehen wird." Übereinstimmend damit sagt Rabanus Maurus: "Tractatus de antichristo": „Vor der Erscheinung des Antichrists werden zwei Propheten in die Welt gesandt werden, nämlich Henoch und Elias;" und hinwiederum: „Wenn sie 3½ Jahre gepredigt haben, dann werden alsbald die Verfolgungen des Antichrists anheben." Und Haymo zu Offb. 11: „Dies Zeugnis des Henoch und Elias ist nicht auf die Herrschaft des Antichrists zu beziehen, sondern auf die vorhergehende Zeit, in welcher sie predigen werden, bevor jener zu herrschen beginnt. Bei seiner Erscheinung ist ihr Zeugnis nur zu vollenden." Wie nun aber von einigen, z. B. von Prosper und Pseudo-Ambrosius die Zeit der zwei Propheten als mit der Zeit des Antichrists selbst zusammenfallend bestimmt worden war, sodaß nach Prosper Henoch und Elias bei ihrer Auferstehung und Himmelfahrt bereits dem zum Gericht kommenden Christus entgegengehen, so neigen sich auch die späteren mehr dieser Auffassung zu, die ihnen auch offenbar besser zu ihrer Annahme paßte, daß die Juden zuerst von dem Antichrist verführt und danach von Elias und Henoch bekehrt werden, was nur möglich war, wenn der Antichrist vor oder wenigstens gleichzeitig mit den beiden, nicht aber, wenn er erst nach ihnen da war. So denkt es sich Malvenda, „Von den sonderbaren Geheimnissen des Antichrists" (1604), C. 24: „Gott wird in den höchst gefährlichen Zeiten des Antichrists seine Kirche nicht verlassen, sondern trösten und verteidigen

lassen durch zwei Propheten ꝛc." Er ist sich des Unterschiedes in der Zeitbestimmung wohl bewußt, denn er erwähnt, daß nach einigen die zwei Propheten predigen und die Welt „avisieren" werden, ehe und bevor der Antichrist sich für Christum ausgeben wird, während nach anderen, zu denen er selbst gehört, die beiden Propheten „eben zur selben Zeit kommen werden, wenn der Antichrist sich für Christum wird ausgeben." Derselben Meinung sind die Hauptschriftsteller über den Antichrist zu jener Zeit, Schopp, Stengel, Dionysius von Lützenburg. Stengel, „Traktat vom Antichrist," C. 12 sagt ausdrücklich: „Wenn der Antichrist wird in die Regierung kommen, werden erscheinen zwei große Propheten, welche sich seiner Lehre widersetzen werden." Nach Dionysius werden Henoch und Elias den Antichrist bereits in Jerusalem antreffen, wenn sie auf die Erde kommen. Und so ist es Tradition geblieben.

Ein zweiter Punkt, dem man Aufmerksamkeit zuwandte, ist der Aufenthalt von Henoch und Elias im Paradiese. Die Phantasie malte sich diesen Aufenthalt mit schönen Farben aus. Bald ist es der Himmel, bald das irdische Paradies, bald ein amoenus in his terris locus, bald der sinus Abrahae oder der limpus patrum, was man sich als ihre Wohnung dachte. Dort dienen sie, wie Berengaud sagt, Gott „durch die Gnade der Kontemplation." „Fürwahr," ruft Malvenda aus, „ein wunderlich Ding, daß der Prophet Henoch nunmehr bis in das 6600. Jahr und Elias über 2000 Jahre lang in dem irdischen Paradies auf die Zukunft des Antichrists warten und sich mit den Früchten des Paradieses und mit der Frucht vom Baume des Lebens erhalten!" So malt auch Dionysius von Lützenburg sich ihre Lebensweise aus: „Sie sind frisch und gesund; ihre Kräfte werden von Tag zu Tag durch die Früchte vom Baume des Lebens erneuert, und werden so bis in die höchste Verfolgung des gottlosen Antichrists verbleiben."

In gleicher Weise bot ihre Thätigkeit auf Erden der Phantasie reichen Stoff zu mannigfaltiger und lebendigster Schilderung, die freilich ihrer Natur nach keinen weiteren Wert haben kann als den, Spiel einer häufig ans Abenteuerliche streifenden Phantasie zu sein. Malvenda sagt von ihnen: „Sie werden den Antichrist bei der Hand nehmen und sagen vor dem Volke, wer er ist. Sie werden viele, niemals erhörte Geheimnisse der Schrift wider den Antichrist auslegen und alle Erklärungen der Kirchenlehrer allegieren und also die Bosheiten des Antichrists zu Schanden machen. Elias insbesondere wird als Zeuge von der Erklärung des Herrn reden." Am meisten leistet hierin Dionysius von Lützenburg, dessen auf 120 von ihm mit Namen aufgeführten Quellenwerken beruhendes Buch „Leben Antichristi" geradezu die Spitze dieser Entwickelung bedeutet. Er schreibt C. 38 fg.: „Auf feurigem Wagen werden die beiden gen Jerusalem fahren; sie werden Gott bitten, er möge sie stärken, daß sie in keiner Widerwärtigkeit, so ihnen in den übrigen 3½ Jahren mag zustoßen, überwunden werden. Groß Mitleid wird sie dann ergreifen mit den gefangenen und gemarterten

Christen; sie werden in den Tempel eilen und den Versammelten beweisen, daß dieser gottlose Mensch der Antichrist sei. Sie werden es aus 2 Theff. 2 und der Offenbarung Johannis beweisen. Der Antichrist wird seine Henker gegen diese beiden Prediger schicken; aber es wird sich der Himmel schwarz überziehen; es wird Schwefel und Pech auf die Henker herabfallen und sie verzehren. Der Antichrist wird nun noch mehr wüten; aber die heiligen Propheten werden sich daran nicht kehren, sondern, zum Zeichen der wahren Buße mit ihren härenen Säcken angethan, werden von Morgen bis in die Nacht durch alle Gassen der Stadt Jerusalem herumwandern und, wo sie nur etliche beisammenfinden, ihnen predigen und verkündigen, wer der sei, der sich im Tempel als wahren Gott anbeten läßt." Dionysius teilt hier förmliche Predigten mit, welche Henoch und Elias alsdann halten werden. „Alle aber," fährt er fort, „welche der Antichrist gegen diese beiden Männer schickt, werden vom himmlischen Feuer verzehrt werden. Daher wird sie zuletzt keiner mehr angreifen und verfolgen. Es werden auch alsdann etliche Juden anfangen den Betrug des Antichrists zu erkennen und sich bei weitem in seinem Dienste so eifrig nicht mehr erzeigen. Gott, der Herr, wird alsdann auch viele abgefallene Christen erleuchten, ihren Irrtum zu erkennen, und hierdurch dem Antichrist einen nicht geringen Abbruch thun." „Von Jerusalem aus (C. 44) werden Henoch und Elias auch in alle Welt ausgehen, um auch dort den Betrug des Antichrists zu offenbaren. Auf daß dann nicht mehr Christen ihren Glauben verleugnen, werden sie von einem Kerker zum andern, von einem Richtplatz zum andern, von einem Rathaus zum andern wandern und sie nach Möglichkeit trösten. Sie werden in der Nähe der Gefängnisse den Namen Jesus vielmals ausrufen, und die Märtyrer werden sich dann freuen. Dann werden sie auch in die Wildnisse eilen und den Namen Jesus rufen, daß sich die Christen nicht fürchten. Sie werden dann den Leuten die Eigenschaften eines Wunders erklären, daß sie sich nicht betrügen lassen." Auch von den Wundern, welche diese Propheten thun werden, ist viel die Rede C. 44: „Diese beiden Männer werden ihre Gewalt gebrauchen, um den armen Christen ein wenig Luft zu schaffen, daß sie sich nach Lebensmitteln umsehen mögen; sonsten wäre es nicht möglich, daß ein einziger mit dem Leben davon käme. Sie werden die Strafe, daß der Himmel verschlossen werde und es nicht regne, gleich von Anfang an über das jüdische Land verhängen, damit alle Juden handgreiflich erkennen, wie wenig ihr Gott und Messias, der Antichrist, vermöchte, der auch nicht ein Tröpflein Wasser ohne den Willen Gottes durch alle seine Zauberei verschaffen kann. Dann werden sie auch das Wasser in Blut verwandeln, während die Christen Überfluß an Wasser haben werden. Es werden dann viele sich zu Christo bekehren wollen; aber der Antichrist mit seinem Zauber wird sie nicht lassen." Eine besonders wichtige Stelle unter den Wundern, die den beiden Propheten zugeschrieben werden, nimmt die Wiederauffindung der Bundeslade ein (C. 39), die

nach 2 Makk. 2 von Jeremias auf dem Berge Nebo verborgen worden sein soll. „Über dem Berge Nebo wird dann die Herrlichkeit des Herrn erscheinen; die zwei Propheten werden mit viel Volk hinaufsteigen, die Höhle öffnen, ihnen die Bundeslade und den Leib Mosis zeigen. Sobald als die verstockten Juden solche große Wunderwerke anschauen, werden sie häufiger vom Antichrist abfallen und zu diesem heiligen Orte wallfahrten. Alsdann wird ein rechter Anfang der Bekehrung der Juden geschehen, indem sie sich von ganzem Herzen zu Christo und seinem heiligen Glauben bekehren werden." So auch Tirinius, Barradius, Schopp. Auch von dem Ende der beiden Zeugen gibt Dionysius eine dem Bisherigen entsprechende Schilderung C. 45: „Nachdem die 3½ Jahre der antichristischen Verfolgung zu Ende laufen werden, so werden beide heilige Propheten in Begleitung vieler Christen nach Jerusalem reisen, alsda ihr Leben als siegreiche Märtyrer für die Ehre Christi zu lassen. In währender Reise werden sie große Wunderzeichen thun und sehr viele abgefallene Christen zum Licht des wahren Glaubens wiederführen und bekehren. Auch der Erzengel Michael wird sich zur selben Zeit aufmachen und den von allen Seiten bedrängten Christen zu Hilfe kommen, wie Daniel weissagt. Er wird dem Satan nach und nach die Stärke benehmen. Dann wird sich der Antichrist an seinen Gott Maussim wenden und, von ihm gestärkt, die zwei Propheten angreifen. Sie aber werden sich mit keinem Worte widersetzen, sondern ganz geduldig in den Tod ergeben und mit gen Himmel erhobenen Augen auf die Marter warten. Auch alle ihre Begleiter werden sterben. Der Antichrist wird dann seinem Gott danken und die beiden nicht begraben lassen. Er wird dann Botschaft überall hin senden; die Botschafter werden durch Mithilfe der leidigen Teufel in einem Tage von Jerusalem gen Rom, Babylon, Madrid, Wien, Paris und andere Hauptstädte der Welt reiten und die Botschaft wegen der erschlagenen heiligen Männer mit sich bringen. Wegen dieser Zeitung wird große Freude unter allen Gottlosen entstehen, und diejenigen, so am allerbesten in der Zauberei erfahren, werden sich mit ihrer Schmiersalbe berühren und also nach Hexengebrauch durch die Lüfte nach Jerusalem fliegen oder fahren." In ähnlicher Weise wird auch die Auferstehung und Himmelfahrt der zwei Zeugen geschildert.

Ein vierter Punkt endlich, in welchem diese Sage von den zwei Propheten weiter ausgeführt wurde, ist die Trennung ihrer Predigt in eine Predigt an die Juden, welche man dem Elias, und eine solche an die Heiden, welche man dem Henoch zuschrieb. Diese Unterscheidung findet sich bereits bei Hugo von St. Victor († 1141), näher ausgeführt von Johannes Carthusianus, "Tractatus de antichristo" (15. Jahrhundert). Es sei, so führt er aus, ja auch von den Aposteln Paulus zu den Heiden, Petrus zu den Juden gesendet worden; es sei ferner indecens, daß nur zu den Juden ein Prophet kommen sollte, und nicht auch zu den Heiden, um ihnen Christum als wahren Gott und Menschen zu verkündigen. Henoch sei deshalb aufgenommen vor dem Ge-

setz, weil er die Heiden bekehren solle, Elias unter dem Gesetz, weil er infidelitatem Judaeorum bekehren solle. Auch Dionysius machte diese Unterscheidung: „Elias wird vor allem den Juden predigen, Henoch der Heidenschaft, den Arabern, Türken und andern ungläubigen Völkern." Es ist deshalb bei ihm immer von Juden und Heiden die Rede, die durch diese zwei Propheten bekehrt werden.

So läßt sich denn in der That von einer Entwickelung und Ausgestaltung dieser Sage in formaler wie materieller Hinsicht reden, infolge deren sie, obwohl die Grundzüge die traditionell feststehenden bleiben, uns doch ein reicheres, der fortgeschrittenen Entwickelung, sowie dem Geiste des Mittelalters entsprechendes Gewand zeigt. Allein gerade dies sollte auch der Anlaß zu ihrer Bekämpfung und ihrem Erlöschen sein. Konnte jene alte, schlichter auftretende Meinung von dem Wiederkommen des Henoch und Elias geäußert werden, ohne besonderen Widerspruch zu finden, so war es dagegen nicht möglich, daß diese selbe Meinung, jedoch ausgestattet mit dem Charakter einer durch Schrift, Vernunft, Väter und Tradition gestützten und gestärkten Glaubenslehre, noch dazu in einem vielfach seltsam und phantastisch ausgeschmückten Gewande, mit der Forderung unbedingter gläubiger Annahme einem in religiösen Dingen und theologischen Ansichten auf dem Wege zur Mündigkeit befindlichen Geschlechte gegenübertrat, ohne auf ihre Probehaltigkeit und innere Wahrheit untersucht, und, falls sie die Probe nicht bestand, zurückgewiesen zu werden.

War auch diese Anschauung von einem Wiederkommen des Henoch und Elias die überwiegende in der Kirche, so war sie doch nicht einstimmig angenommen. Wie einst schon Hieronymus mehr oder weniger ablehnend sich dagegen verhielt, so fehlte es auch in späteren Jahrhunderten nicht an solchen, die sich eine freiere Stellung zu dieser Frage bewahrten. Man legte insbesondere die Hauptstellen Mal. 4 und Offb. 11 nicht durchweg im Sinne der Tradition aus; was dies aber für diese selbst Schädigung bringen mußte, wenn ihr die Hauptbeweisstellen entzogen wurden, liegt auf der Hand. Namentlich ist hier Alcassar zu nennen, dessen großer Kommentar zur Apokalypse durchweg auf Verherrlichung der römischen Kirche angelegt ist, der aber indirekt zur Untergrabung der ganzen Eliassage, die er doch selbst festhalten und geglaubt wissen wollte, mehr beitrug als die andern alle. Zu Mal. 4 meint er, diese Stelle könne auch von Johannes dem Täufer verstanden werden. Jesus selbst habe die Stelle in Matth. 11 u. 17 geistlich erklärt; und es entspreche dies auch der ganzen Weise der Schrift. Elias sei geistlich in Johannes wieder aufgelebt, und Johannes im Geiste des Elias gekommen. Auch dies sagt er, sei kein Hindernis, daß es bei Maleachi heiße: „Ehe denn kommt der große und schreckliche Tag des Herrn." Für die Juden sei in der That auch die erste Ankunft Christi schrecklich gewesen, sofern für einen Teil derselben Verstockung eintrat. Auch das andere passe auf Johannes: „Er wird die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern," sofern Eltern und

Kinder durch seine Predigt im Glauben an Jesum Christum vereinigt, und auf diese Weise auch das Volk Israel in seinen wahren Gliedern wiederhergestellt wurde. So weist auch Christoph a Castro nach, daß viele Väter die Maleachi-Stelle von Johannes verstanden haben; ebenso Sixtus Senensis, und bemerkt, daß in der heil. Schrift "dies magnus domini et terribilis non solum de secundo Christi adveptu ad judicium, sed etiam de primo" verstanden werde. Ähnlich Jansenius u. a. Von höchster Bedeutung ist, was Alcassar zur Auslegung von Offb. 11 bemerkt. Er sagt, es gebe eine vierfache Auslegung dieser Stelle. Die einen beziehen sich auf zwei Persönlichkeiten zur Zeit des Antichrists, entweder Henoch und Elias, oder Moses und Elias. Die andern verstehen es zwar von der Zeit des Antichrists, aber nicht von zwei wirklichen Männern: so Primasius, der die ecclesia, duobis testamentis praedicans et prophetans, Beda, der die ecclesia duobus ex populis unita, Rupert, welcher duo sanctorum ordines, die confessores und martyres, Thomas, welcher die testes, die Glossa ordinaria, welche die praedicatores, Abt Joachim, welcher die duo genera praedicatorum, die sacerdotes und monachi darunter verstehe. Eine dritte Ansicht von Offb. 11 ist, daß man zwei Persönlichkeiten darin geweissagt findet, aber die nicht zur Zeit des Antichrists leben: Ubertinus de Casalis und Mich. Eizinger denken hier an die Zeit der ersten christlichen Kirche und finden, daß hier von Jesus und Johannes die Rede sei; wieder andere verstehen unter den beiden die Hohenpriester Jesus und Ananus, welche von den Idumäern getötet wurden; andere den Papst Sylverius und den Patriarchen Menas, welche gegen die Eutychianer stritten; einige halten sogar den heil. Dominicus und Franziskus dafür. Eine vierte Ansicht ist die, daß hier weder von der Zeit des Antichrists noch von zwei Persönlichkeiten die Rede sei; so Tichonius, welcher die duo testamenta de Christo testantia; Pannonius u. a., welche omnium temporum veritatis assertores duobus testamentis subnixos; Arias Montanus, welcher lex et prophetia, Alcassar, welcher die sanctitas et sapientia der ersten Christenheit darunter versteht. Dies alles schreibt der Jesuit Alcassar und bemerkt, es sei etwas anderes, daß Henoch und Elias kommen werden: dies müsse man glauben; und etwas anderes, ob von diesem Kommen in Offb. 11 geweissagt sei: dies müsse man nicht glauben. Auf welche Schriftstellen wollte man dann aber jene Tradition stützen, wenn die Hauptstellen nicht für verwendbar hierzu erklärt worden waren? Alcassar erwidert, die Tradition bedürfe eine solche Stütze nicht; sie sei an sich selbst verbindlich, woher sie auch immer ihren Ursprung genommen haben mag. Allein es ist nicht zu leugnen, daß das Gewicht der Tradition erheblich geschwächt war, wenn sie keine Schriftstellen mehr für sich hatte, auf welche sie sich stützen konnte.

Außer dieser Schädigung der auctoritas prophetica et evangelica mußte es natürlich auch der auctoritas scholastica Abbruch thun, wenn so viele Kirchenlehrer aufgeführt wurden, die durch abweichende Aus-

legung von Mal. 4 und Offb. 11 zum mindesten eine freie Stellung zu jener Tradition einnehmen und mithin nicht als Zeugen für dieselbe, so wenig freilich als gegen sie, verwendbar waren. Selbst die auctoritas ecclesiastica litt Schaden, wenn ein Schriftsteller wie Alcassar zu Offb. 11 hervorhebt, daß der Charakter dieser Tradition als Glaubensartikel nicht von allen Kirchenlehrern und katholischen Schriftstellern gleicherweise zugegeben werde. So erkläre es Suarez nicht für de fide, sondern nur für proximum fidei, Pererius lediglich für eine communis sententia et ab antiquis temporibus a populo christiano recepta; Jansenius erkläre bestimmt, es sei nicht de fide.

Zu den Nachteilen, die hieraus für die Geltung jener Tradition fließen mußten, tritt nun die offene und direkte Bekämpfung. Eine solche finde ich zum ersten Mal von Johannes Carthusianus, "Tractatus de antichristo" (1489) erwähnt. Er sagt, es habe jüngst ein superficialis theologus eine Schrift über den Antichrist geschrieben und behaupte in derselben, es sei kein persönlicher Elias und Henoch zu erwarten; der Antichrist sei schon erschienen, und zwar in der Person des Mahomet. Es sei lächerlich, aus Offb. 11 auf Elias und Henoch schließen zu wollen; dies heiße sacram scripturam ad suam voluntatem trahere. Sodann werde Henoch gleichzeitig mit Elias gesetzt; dies finde sich nirgends in den alten canones. Endlich sei es judaizare, wenn man sagen wolle, Elias komme persönlich; Hieronymus, ja Christus selbst und der Erzengel Gabriel verständen alles de Elia mystico. Diese Meinung von einem persönlichen Wiederkommen des Elias hätten Pharisaei et judaizantes Christiani eingeführt, quorum tunc magna erat copia. Johannes Carthusianus erwidert, dies seien alles blasphemiae; er führt dann den Gegenbeweis aus der übereinstimmenden Erklärung von Offb. 11 durch die Väter und aus den sonstigen Schriftstellen in der uns schon bekannten Weise und schließt: Jener theologus habe geschrieben, es würden zwei kommen, aber der eine sei der Papst und der andere der Kaiser; dies, sagt Johannes, stehe aber nirgends geschrieben; jener sei überhaupt mehr astrologus als theologus.

Eine viel ernstere Bedeutung kommt nun aber den Angriffen durch die protestantischen Theologen im 16. und 17. Jahrhundert zu. Der Kampf um Elias und Henoch war nur ein Teil des großen Kampfes um die Lehre vom Antichrist. Während die päpstlichen Theologen mit aller Energie die traditionelle Lehre vom Antichrist verfochten, wonach derselbe eine gottlose Einzelpersönlichkeit der letzten Weltzeit sein sollte, die nicht vorhanden sein könne, ohne daß Henoch und Elias zuvor erschienen wären und auf dieselbe aufmerksam gemacht hätten, und während sie, weil dies letztere noch nicht geschehen, folgerichtig auch das Vorhandensein des Antichrists zu ihrer Zeit leugneten, kam den protestantischen Theologen alles darauf an, zu beweisen, daß der Papst der Antichrist, letzterer mithin bereits vorhanden sei; und weil nun der wirkliche Henoch und Elias vorher nicht erschienen war, dies

also als ein Grund gegen sie hätte geltend gemacht werden können, so kam es ihnen darauf an, zu beweisen, daß es auch mit dieser Tradition so wenig etwas sei als mit der Ansicht der päpstlichen Theologen vom Antichrist. Doch kann diesen ersten Angriffen, soweit es die Elias-Tradition betrifft, ein großer wissenschaftlicher Wert nicht beigemessen werden. Es ist eine einfache Negation des Bisherigen, verbunden mit einer figürlichen Auslegung von Offb. 11; ein gründlicherer Schrift- oder historischer Beweis ist kaum versucht. Theod. Bibliander In Chron. tab. 14 sagt, unter den zwei Zeugen seien alle treuen Lehrer, die Gott zu den Zeiten des Antichrists auferweckt, zu verstehen, Luther, Zwingli u. a., und es sei puerilis imaginatio vel judaicum somnium, expectare vel Eliam vel Henoch ut personas suis proprietatibus singularibus definitas. Dav. Chytraeus ("Explicatio Apocal." 1564) zu Offb. 11: „Es werden auch unter dem Antichrist treue Lehrer und Diener Christi bleiben, qui ex duobus testamentis prophetabunt. Und wenn sie gleich der Antichrist tötet, so weckt sie doch Christus wieder auf und versetzt sie in den Himmel. Viele haben diese Stelle von Henoch und Elias verstanden; doch hat Christus die Stelle Mal. 4 selbst von Johannes erklärt, und Hieronymus verstehe darunter omnem prophetarum chorum. So ist zu unserer Zeit Luther ein solcher Elias. Die Stelle aus Sirach über Henoch bedeute, daß die Aufnahme des Henoch in den Himmel die Menschen lehre, daß der Mensch nicht bloß für dieses Leben, sondern auch für ein besseres geboren werde." Dem gegenüber konnte Bellarmin glauben, leichtes Spiel zu haben, wenn er „De summo pontifice," lib. 3, C. 6 zu ihrer Widerlegung sich anschickt. Mit großer Gewandtheit, aber auch viel Schein und Oberflächlichkeit handhabt er zunächst den Schriftbeweis, darin vieles und bereits Bekanntes vorbringend, untermischt mit gelegentlichem Spott gegen die Protestanten. So meint er zu Mal. 4, Henoch und Elias sollten ja die Juden bekehren; Luther aber und Zwingli hätten keinen einzigen Juden bekehrt. Auch von Johannes dem Täufer könne die Stelle nicht verstanden werden; denn es handle sich um die zweite Zukunft des Herrn zum Gericht; die erste Ankunft sei nicht der große und schreckliche Tag des Herrn, sondern ein Jahr des Heils und die angenehme Zeit gewesen. Bei Matth. 17 beruft er sich auf die futurische Fassung im Munde des Herrn: „Elias wird kommen;" dies könne nicht auf Johannes gehen, der ja damals bereits gekommen gewesen sei. Sodann sei in der Frage der Apostel: „Wie sagen denn die Schriftgelehrten, daß Elias zuvor kommen müsse?" der wirkliche Elias gemeint gewesen, den sie soeben gesehen hatten; also könne auch der Herr in seiner Antwort: „Elias wird kommen," keinen anderen meinen als den wirklichen Elias. Was sodann Matth. 11 betreffe, wo der Herr selbst anscheinend den Johannes für Elias erkläre, so sei dies allegorice zu verstehen, wie aus dem Beisatz: "si vultis accipere" hervorgehe, der heiße: Wenn ihr auch vor meiner ersten Ankunft einen Elias wollt, so nehmt Johannes den Täufer dafür, wiewohl bei meiner zweiten Zukunft noch Elias selbst kom-

men wird. Daß er ein solches Geheimnis im Auge habe, bestätige der Zusatz: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Zu Offb. 11 endlich bemerkt Bellarmin, es sei bis jetzt noch kein treuer Lehrer auferstanden und gen Himmel gefahren. Und wenn Chytraeus sage, daß Gott die von den Papisten getöteten lutherischen Lehrer am jüngsten Tag wieder auferwecke, so sei Offb. 11 nicht von der Auferweckung am jüngsten Tage, sondern von demselben die Rede. Dann spottet Bellarmin wieder, daß ja die Propheten, mit Säcken angethan, weissagen, die lutherischen Prediger aber hassen die Säcke so sehr, daß sie dieselben, wenn sie Lutheraner werden, sofort abwerfen. An den Schriftbeweis fügt Bellarmin das Gewicht der Aussprüche der Väter über das Kommen des Henoch und Elias und, wohl ahnend, daß dies der schwächste Punkt und doch die Grundlage des ganzen Baues sei, häuft er noch Ausspruch auf Ausspruch aus den Schriften der Väter, daß Henoch und Elias sich noch in ihrem sterblichen Leibe befinden, welches doch einen Grund haben müsse, und fügt als durchschlagendes Moment hinzu, daß dies von allen Katholiken fest geglaubt werde.

Allein auch Bellarmin fand seinen Mann. Die lutherischen Theologen hatten sich ihre Position sehr errschwert durch die starr festgehaltene Annahme, daß der Papst, und insbesondere der Papst zu ihrer Zeit, der Antichrist sei; so konnten sie zu keinem recht befriedigenden Verständnis von Offb. 11 kommen; sie hätten doch in irgend einer Weise müssen nachweisen können, daß dies, was hier von den zwei Zeugen gesagt ist, in ihrer Zeit sich erfüllet habe. Allein auch unabhängig hiervon ließ sich die traditionelle Anschauung vom Kommen des Henoch und Elias bekämpfen und entwurzeln. Und nur nach dieser Seite kommt das, was nun noch gegen dieselbe geschah, für uns hier in Betracht. Robert Abbayt, ein Engländer, hat in einer höchst bedeutenden Schrift ,,Antichristi demonstratio“ (London 1608) die Ausführungen Bellarmins auch bezüglich der Elias-Tradition sachkundig und treffend beleuchtet und widerlegt. Ihm ist würdig an die Seite zu stellen ,,Antichristologia s. Apocalypsis Antichristi“ von Israel Murschel (Straßburg 1624), eine mit ganz erstaunlicher Litteraturkenntnis verfaßte Streitschrift gegen einen gewissen Herber. Diese beiden Schriften berühren sich vielfach, weshalb wir sie auch hier zusammennehmen. Die erste Frage eines evangelischen Theologen mußte sein: hat diese Anschauung einen zureichenden Schriftgrund? Und da konnten ihm unmöglich die Schwächen entgehen, welche der übliche Schriftbeweis, auch wie ihn der Scharfsinn Bellarmins geführt hatte, doch immer noch darbot. Die Sirachstellen that Abbayt von vornherein mit dem ganz richtigen Hinweis ab, daß Sirach kein kanonisches Buch sei, also in dieser Sache nichts beweisen könne. Schon der Katholik Jansenius hatte bei der Eliasstelle C. 48 erklärt, sie sei nur geschrieben, weil man nach der falsch verstandenen Stelle Mal. 4 damals diese Meinung hatte. Jedenfalls fällt sie ganz und gar damit zusammen, wie man sich Mal. 4 denkt. Und was die Henochstelle C. 44, 16: „Henoch ist wegge-

nommen, daß er der Welt eine Vermahnung zur Buße wäre," betrifft, so ist, wie Abbayt treffend nachweist, hier nicht einmal von der Zukunft die Rede, sondern aus den Worten ut sit exemplum (ὑπόδειγμα) geht hervor, „gentes ab Enocho non futuro aliquo ministerio, sed exemplo praeterito ad poenitentiam informari oportere," was auch offenbar richtig ist, und was, wie Murschel beibringt, auch schon eine Reihe katholischer Schriftsteller so gefaßt hat, insbesondere Alcassar, der die Worte so erklärt: „ut mirae illius rei recordatio in posterorum saeculis et aetatibus admoneret peccatores, a Deo assumi sanctos viros." Was sonst noch an Stellen für die Wiederkunft des Henoch beigebracht wurde, ist nach Abbayt und Murschel unmöglich beweisend, wie auch eine Anzahl katholischer Schriftsteller selbst zugestanden hat. Aus Gen. 5 folgt gar nichts für seine Wiederkunft, und aus Hebr. 11 „ne videret mortem" das gerade Gegenteil einer solchen. Denn sonst, sagt Abbayt, müßte es heißen: ut sub finem saeculi videret mortem." So bleibt als Beweisstelle nur Mal. 4 und, da Christus selbst diese Stelle erkläre, nur Matth. 11 und 17, oder ist, mit andern Worten, dies der Kern der ganzen Frage, ob Christus im N. T. die Verheißung einer Wiederkunft des Elias wiederhole, oder ob jene Verheißung bereits in Johannes erfüllt sei. Von Abbayt und Murschel wird, wie gleichfalls von einer ganzen Anzahl katholischer Schriftsteller, das letztere bejaht. Von Bellarmin war Nachdruck auf das venturus est im Munde Christi gelegt worden; es wird von Abbayt sehr gut erklärt als: „von dem geweissagt ist, daß er kommen soll." Er weist darauf hin, daß auch Johannes dem Herrn eine Frage vorgelegt habe: Bist du, qui venturus est?" Und doch war Christus damals bereits gekommen. Daher gehen diese Ausdrücke auf die Weissagung: qui venturus promittitur in scriptura. Ähnlich und gut auch Murschel: „dies ist gesagt respectu „vaticinii, quia venturus promittitur." Als den großen und schrecklichen Tag des Herrn versteht Abbayt das Gericht über die Juden, die weder dem Johannes noch dem Herrn glaubten; Murschel sagt: „Er ist holdselig den Freunden, erschrecklich den Feinden; denn als die Juden ihn nicht aufnahmen, zerstörte er ihr Land." Ist damit wohl auch nicht ganz das Richtige getroffen, so doch insoweit, als in der That bereits mit der ersten Zukunft Christi der große und schreckliche Tag des Herrn eingebrochen ist, der mit seiner Wiederkunft sich vollenden wird, und das teilweise Gericht über seine Feinde in jenem Gericht über die Juden schon stattgefunden hat. Waren so alle übrigen Stellen in ihrer Unanwendbarkeit auf Henoch und Elias nachgewiesen, so bewies auch Offb. 11 nichts mehr, da hier keine Namen genannt sind, und die beiden Zeugen dort ebenso gut auch andere sein können als Henoch und Elias, ja, wenn nachgewiesen ist, daß diese gar nicht wieder kommen können, andere sein müssen.

Und dies ist nun das andere Verdienst von Abbayt und Murschel, daß sie jener Behauptung scharf zu Leibe gingen, als befänden sich Henoch und Elias noch in ihrem sterblichen Leibe, woraus, als aus

einer absonderlichen Thatsache, man immer auch auf einen absonderlichen Zweck und eine absonderliche zukünftige Aufgabe der beiden geschlossen hatte. Es steht davon nichts in der Schrift, sagt Abbayt mit aller Bestimmtheit. Es heiße zwar, daß Henoch lebe, aber nicht, daß er in carne mortali lebe. Ja, die Schrift sei dem ganz und gar entgegen; denn es heiße „ne videret mortem.“ Über Elias wissen wir nicht, ob er exuto corpore an corpore quoque in den Himmel entrückt sei. Wenn er aber corpore superstes sei, so ist er doch weit entfernt, in carne mortali zu sein. Was aus den Vätern dafür beigebracht werde, könne gleicherweise aus den Vätern widerlegt werden. Weil Henoch und Elias in das irdische Paradies, also an einen Ort auf der Erde entrückt sein sollen, so fragt Murschel: „Wie hat sich denn dann Henoch während der Sündflut erhalten? Hat er sich eine Arche gebaut? Oder ist er auf die höchsten Berge geflohen? Doch sind ja auch sie von den Wassern überragt worden. Sodann beraubt man dadurch diese beiden der Seligkeit, die alle andern Abgeschiedenen genießen: ist etwa dies ein Vorzug? Sodann: worauf stützt sich die Meinung, daß jetzt noch auf Erden ein Paradies ist? Können aber die beiden nirgends anders als in den Himmel entrückt worden sein, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie aus diesem seligen Zustande wieder in den sterblichen zurückkehren.“ Und damit hat wahrscheinlich Murschel den Nagel auf den Kopf getroffen.

Was nützt es dann, daß Bellarmin Ausspruch auf Ausspruch aus den Schriften der Väter häuft, daß Henoch und Elias noch in corpore mortali sich befindet? Dies kann, wie wir selbst früher gesehen haben, durch eben so viele entgegengesetzte Aussprüche anderer, ja sogar öfters der nämlichen Väter widerlegt werden. Und dies ist nun das dritte Verdienst von Abbayt und Murschel, daß sie mit ihrer ausgezeichneten Kenntnis der Väter und Kirchenlehrer, sowie katholischer Schriftsteller nachgewiesen haben, daß in dieser Frage durchaus nicht die Einstimmigkeit besteht, deren man sich von seiten der Vertreter jener Sage rühmte, abgesehen davon, daß von einer auctoritas ecclesiastica gar keine Rede sein kann, wo einer Sache der klare Schriftgrund mangelt.

So, wie diese beiden, hat sich meines Wissens niemand mehr mit dieser Sage beschäftigt, auch von katholischer Seite nicht. Ihre Zeit war dahin. Mit Ausnahme von etlichen Schwärmern, die der Weigelschen Schule im 17. Jahrhundert angehörten und die, weil sie die Weissagungen des A. T. irdisch-sinnlich, so wie sie lauteten, faßten, auch auf ein Kommen des wirklichen Elias laut Mal. 4 hofften, hat in der evangelischen Kirche niemand mehr diese Sage von Henoch und Elias für wahr gehalten. Von den Späteren hat, soviel mir bekannt, Bengel, obwohl er Offb. 11 nicht von Henoch und Elias versteht, dennoch ein Kommen des Elias vor der Wiederkunft des Herrn erwartet; von den neueren und neuesten protestantischen Theologen und Auslegern der Apokalypse teilt keiner mehr diese Hoffnung. Es ist,

wie Vitringa schon im Jahre 1705 schreibt: „Haec fabula dudum explosa est.“ Von den katholischen Theologen und Auslegern der Apokalypse dagegen, wie Schegg, Stern u. a., scheint sie noch heute als Tradition festgehalten zu werden.

Es wäre nicht unmöglich, daß auch heute jemand an dieser Sage Gefallen fände und sie wieder aufnähme und erneuerte. Dann soll er wenigstens wissen, was sie für eine Geschichte hinter sich hat, damit er nicht, in der Meinung Neues zu bringen, Gedanken vorbringt, die man vor ihm längst gehabt, und nicht andere solches widerlegen, was gleichfalls längst widerlegt ist. Die Kirche soll nie eine Arbeit zweimal thun; dafür hat sie ihre Geschichte, aus der wir lernen sollen. Aber auch wenn wir der Meinung sind und bleiben, daß Henoch und Elias nicht mehr kommen, so sollen wir dennoch gleichfalls wissen, was für eine geschichtliche Entwicklung dahinter liegt, damit wir dessen, was wir haben und meinen, auch in allen Stücken recht gewiß werden. Ich bin nicht der Meinung, daß unsere Zeit auch in eschatologischen Dingen lediglich dazu verurteilt sein soll, bei den Resultaten vorangegangener Entwickelung stehen zu bleiben; aber ebenso wenig, daß sie fortarbeiten soll ohne genaue Kenntnis dieser Entwickelung; sondern beides verbunden: ernstes Studieren der Geschichte und frisches, kräftiges Weiterbauen: das muß unser Wahlspruch auch in eschatologischen Dingen sein.

Jesus im Kampf mit den Pharisäern.

Von P. L. Haas.

Ach auch selbst in Christi Boten, Wohnt nicht immer Christi Geist,
Der die Blinden und die Toten Zu dem Licht und Leben weist.
Ach es sind die Pharisäer, Heute noch nicht abgethan;
Glaubenslose Sadducäer Hängen sich der Kirche an.

Jedem aufmerksamen und nachdenkenden Bibelleser muß die Thatsache gewiß auffallen, daß Jesus von Nazareth mit keiner Menschenklasse so sehr im Kampf lag als mit den „Schriftgelehrten und Pharisäern.“ Haben wir unter den Schriftgelehrten die Theologen der damaligen Zeit zu verstehen, so sind dagegen die Pharisäer einfach die Frommen der damaligen Zeit, ohne Rücksicht, ob sie Theologen oder Laien waren. Die Pharisäer waren nicht etwa eine besondere Sekte mit absonderlichen Lehren, sondern sie waren die jüdisch-nationale Volkspartei, die in streng gesetzlich-orthodoxem Streben es sich ganz besonders angelegen sein ließ, das ganze Volk in den Schranken des Gesetzes zu halten. Die gottesdienstlichen Aufsätze, für welche die Pharisäer im Neuen Testamente so sehr eifern, waren nicht etwa ihre eigene Erfindung, sondern sie waren als eine feste kirchliche Ordnung und Zucht überliefert, wie man sich ausdrückt, aus der guten alten Väter Zeit, ausgegangen von den größten Lehrern, die wegen ihrer Frömmigkeit in höchstem Ansehen standen.

Diese Aufsätze und Überlieferungen sollten ein Zaun sein um das Gesetz her, sie schienen für das gemeine Volk nötig und unentbehrlich, wenn es nicht wieder, wie vor Zeiten, dem Unglauben und der Sittenlosigkeit verfallen sollte. Es waren meist keine Satzungen von schriftwidrigem, sündlichem Inhalt, sondern sie waren gerade an die Worte der Schrift angehängt und daraus hergeleitet als eine Erweiterung, oder darauf aufgesetzt als ein Fortbau. So wurde das, was die Schrift lehrt von der Sabbatfeier, von den Opfern und vom Beten, von den Waschungen oder Reinigungen, vom Fasten und Almosen, weiter ausgedehnt und geschärft durch Gebote und Verbote, damit das in Gottes Gesetz selbst Befohlene oder Untersagte um so gewisser und genauer befolgt werde. Das war es eben, warum diese Aufsätze der Ältesten bei allen eifrigen Juden ein so hohes, heiliges Ansehen bekommen hatten: Sie wollten und sollten ein Zaun sein um das geschriebene Wort und Gesetz Gottes und ein Pfeiler desselben, um es recht in das ganze kirchliche und bürgerliche Volksleben einzuführen und dieses in feste, heilige Ordnungen zu fassen.

Wenn wir das recht bedenken, daß jedenfalls die Absicht bei all diesen Satzungen und dergl. eine gute war, wenn auch Mißbräuche sich dabei eingeschlichen hatten, so muß es uns gewiß sehr befremden, daß der fromme, heilige, friedfertige, liebevolle, barmherzige Jesus trotzdem sich so bestimmt, so schroff und auffallend losgesagt hat von der Beobachtung der alten Überlieferungen, wie wir das an vielen Stellen finden. Besonders auffallend geschah das in Matth. 15, 1—14.

Wie gerecht schien doch die klagende Frage der Gesetzeswächter: „Warum übertreten deine Jünger der Ältesten Aufsätze?" Wie abstoßend schon in der Form war es von dem dreißigjährigen Lehrer aus Nazareth, daß er, statt einfach auf die Frage zu antworten, die Fragesteller Heuchler nennt und sie der Übertretung des Gesetzes beschuldigt. Wenn wir uns recht in die damaligen Umstände versetzen und bedenken, daß Jesus damals noch nicht der in aller Welt gepriesene „Herr Jesus" war, da mögen wir wohl uns fragen, ob wir wohl ihm Recht gegeben hätten oder seinen Gegnern, den strengen Wächtern der alten heiligen Ordnungen und guten Sitte der Väter. In unseren Tagen und in unserem Lande ist die Erwägung dieser Frage um so wichtiger und bedeutungsvoller, als wir da im praktischen Leben oft vor ganz ähnliche Fragen gestellt werden. Die strengen Enthaltsamkeitsgesetze mancher Staaten werden von manchen Kirchenkörpern als gut und notwendig betrachtet, andere verwerfen sie und werden dafür scheel angesehen, besonders von den Amerikanern strengen Observanz. Ähnlich geht es mit den Sonntagsgesetzen. Gewisse Leute haben in unseren Tagen gemeint, der Präsident müsse das ganze Bundesmilitär aufbieten, um die Schließung der Weltausstellung zu erzwingen; andere, die doch auch glauben Christen zu sein, sehen in dem erzwungenen Sonntagsgesetz kein Heil. Wie soll man da sich zurecht finden? Welche Stellung ist die richtige? Das ist eine ernste Gewis-

sensfrage für wirklich gewissenhafte Leute. Können wir etwa aus dem Verhalten Jesu gegen die Pharisäer Licht bekommen in diesen schwierigen Lebensfragen? Ich glaube ganz bestimmt, daß sich diese Fragen lösen lassen aus dem Beispiel des Herrn und seiner Apostel, wenn wir nur uns als demütige Jünger an die Schrift heran machen und dieselbe nicht meistern wollen mit vorgefaßten Ideen, die wir eben bloß beweisen wollen mit scheinbaren Gründen der Schrift.

Den Pharisäern standen im Judenvolk die Sadducäer gegenüber. Wir finden den Herrn weit weniger im Konflikt mit diesen als mit den Pharisäern. Waren diese die Frommen im Lande, so waren jene die Weltleute aller Schattierungen, Freigeister und Ungläubige, denen die strengen Gesetze ein Gräuel und Dorn im Auge waren; sie hätten gar zu gerne den Zaun niedergebrochen, welchen die Pharisäer aufrecht erhalten wollten. Um so mehr muß es uns auffallen, daß Jesus gerade mit den Pharisäern am meisten im Kampfe lag, daß er so geflissentlich seine Nichtachtung der alten Sitten und Ordnungen zur Schau trug und damit anscheinend gemeinschaftliche Sache machte mit den freigeistigen Sadducäern. Er lud in der That den Schein auf sich, daß er mit seiner Lossagung von den Traditionen der Ältesten den Sadducäern in die Hände arbeitete und diesen guten Grund gab in ihrem Sturmlauf gegen die strengen Gesetze. Ähnlich wie heute die Welt begierig über einen Aufsatz sich hermacht, den ein Prediger von gutem Ruf gegen Temperenzzwang und Sabbatszwang unter seinem Namen veröffentlicht. Das ist Wasser auf die Mühle der Freigeister und wird von den Freunden strenger Ordnungen als ein Hauptargument gebraucht gegen solche Gegner der Zwangsgesetze, die doch ernste Christen sein wollen.

Allein merkwürdiger Weise ist ganz dasselbe in der That auch schon dem Herrn Jesu selbst widerfahren: „Sehet, wie ist dieser Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle.“ „Dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbat nicht hält. — Gib Gott die Ehre, wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist.“ Das sind die Urteile der Pharisäer über Jesum. In solche Genossenschaft sich zu begeben, kann für einen wahren Christen nichts Abschreckendes haben. „Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen auch also heißen?“ Wer aber sind denn seine Hausgenossen? Doch wohl nur die, welche aus seinem Geiste geboren sind, von seinem Geiste sich leiten und treiben lassen? Hat aber der Geist Jesu Christi, schon als Jesus im Fleische lebte, ihn getrieben sich in solche feste, ernste, zielbewußte Opposition zu setzen gegen alle Zwangsgesetze der Pharisäer, sollte heute dieser Geist sich eines andern besonnen und sich zu einem römischen “posse tolerari” — es kann geduldet werden — entschlossen haben?

Wollen wir zu einer klaren, schriftgemäßen Beurteilung der heutigen Tagesfragen kommen auf Grund des Beispiels des Herrn Jesu, so müssen wir vor allem uns klar machen, daß in den zwei damals vor-

handenen Parteien der Pharisäer und der Sadducäer sich einfach zwei Geistesströmungen ausprägten, die zu allen Zeiten vorhanden sind in der Menschheit. Überall, wo die wahre Mitte verloren geht, durch Schuld der Menschen, wo die Ruhe des Geistes im Zentrum der Wahrheit abhanden gekommen ist, da entsteht die Pendelbewegung zwischen zwei polaren Gegensätzen, die sich gegenseitig anziehen und abstoßen und das Pendel nicht zur Ruhe kommen lassen. Der Geist des Pharisäismus ist der polare Gegensatz zu dem des Sadducäismus. Seit der Mensch aus seinem Zentrum, der Ruhe des Herzens in Gott gewichen ist, ist eine doppelte, gegensätzliche Geistesbewegung in der Menschheit aufgekommen: eine zentripetale, d. h. ein Wille, der in eigener Kraft glaubt wieder das zerstörte Verhältnis mit Gott herstellen zu können und der sich daher aufreibt und verzehrt in dem Streben mit Opfern, Gaben, Gesetzen, Formen des Gottesdienstes, in asketischen Selbstpeinigungen und dergleichen Gott zu finden; das ist der Geist des Pharisäismus, der fromme Gott-suchende Weltgeist, der Gott dient und dienen will, aber mit Unverstand. (Röm. 10, 2: „Ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand.")

Die entgegengesetzte geistige Strömung ist mit dem Fliehstreben von Gott hinweg behaftet, zentrifugal. Ihr ist es nicht darum zu thun, eine Wiederanknüpfung an Gott zu suchen; sondern sie fühlt sich zunächst ganz wohl, wenn sie losgelöst von Gott dahinleben kann. Es ist das der profane, irdische Weltsinn, der nur in dieser Welt und für diese Welt lebt; der in Freigeisterei und Unglauben übergeht und losgelöst von Gottes Ordnungen sich reißend schnell dem Untergang entgegen bewegt. Diese Strömung ist repräsentiert durch die Sadducäer im Judenvolk.

Es genügt jedoch nicht, daß wir jene gegensätzlichen Parteien des Judentums einfach zurückführen auf die genannten polaren Gegensätze im Geistesleben der Menschheit. Wir müssen noch auf einen besonderen Punkt aufmerksam machen, das ist die geschichtliche Entwicklung der beiderlei Geistesströmungen. Diese Entwicklung wird eine andere bei den Völkern, welche als Heiden sich selbst überlassen sind und ihre eigenen Wege wandeln; und eine andere bei den Völkern, welchen ein Licht der Offenbarung leuchtet. Bei den Völkern letzterer Art ist sozusagen eine zweifache Entwicklung vorhanden: eine natürliche Kulturentwicklung und eine durch göttliche Offenbarung beeinflußte religiöse Entwicklung. Israel war seit Jahrtausenden schon unter dem Einfluß göttlicher Offenbarung zu der Zeit als Jesus auf Erden lebte und wandelte. Daneben war durch sein Heranwachsen in Ägypten dafür gesorgt, daß Israel schon in seiner Kindheit unter den Einfluß einer hohen Kultur kam und somit einen Impuls mit auf den Weg bekam, sich auch in natürlichen Dingen rasch auf höhere Stufen zu schwingen.

Wir können es unmöglich hier zum Gegenstand eingehender Untersuchung machen, welche Wandlungen die beiden Geistesrichtungen in

Israel durchmachten. Lange (so viel ersehen wir aus Israels Geschichte) lag das Fliehstreben und das Suchstreben mit einander im Kampf (Richterzeit), keines konnte ein entschiedenes Übergewicht bekommen, bis von Samuels Zeiten an wieder mächtige göttliche Impulse sich dem Volk mitteilten und das Suchstreben eine zeitlang das Übergewicht bekam. Bald aber entbrannte der Kampf von neuem, besonders im Reich Israel bekam sehr bald das Fliehstreben die Überhand und führte die Katastrophe herbei. Im Reich Juda dauerte es noch etwas länger, bis auch dort das gleiche Ende eintrat.

Nach dem Exil kehrte ein Rest von Israel zurück, zunächst ziemlich gereinigt von dem Fliehstreben. Unter dem Einfluß frommer Männer bildete sich jetzt jenes System eines ängstlich gesetzlichen Gottesdienstes heraus, das das ganze Volksleben mit einem Netz heiliger Ordnungen und Gebräuche umspann und so das Aufwuchern des Fliehstrebens unmöglich zu machen suchte.

Anfangs verband sich mit den äußeren Gesetzen und Ordnungen ein redlicher, aufrichtiger Sinn und Wille, Gott zu dienen. Da war es keine Heuchelei, wenn die Herzen in solcher Einfalt des Suchens nach Gott auch alle diese Äußerlichkeiten mitmachten. Allein nach abermaliger Jahrhunderte langer Entwicklung, bei äußerlichem Wohlstand und Behaglichkeit, war der fromme Sinn bei der Masse gewichen. Nur wenige waren es, bei denen das Suchstreben in gottgefälliger Weise lebendig blieb: Es waren die, welche auf den Trost Israel warteten. Bei den andern aber verflachte sich das Suchstreben in die Äußerlichkeit des Form- und Zeremoniendienstes und führte so zur Heuchelei; das ist die geschichtlich gewordene Pharisäerpartei. Daneben kam aber auch das Fliehstreben wieder immer stärker zum Vorschein in der Gegenpartei der Sadducäer.

Da nun auf diesem Punkte der Entwicklung Israels das höchste Phänomen der göttlichen Offenbarung eintrat durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes, so mußte notwendig die Geistesentwicklung beider Strömungen zu einer sehr schnellen Entscheidung getrieben werden. War im Pharisäertum das Suchstreben verflacht und veräußerlicht, so waren doch nicht alle in der Partei auch unredliche, verschmitzte Heuchler. Vielmehr bei wem noch ein redlicher Funken des Suchens nach Gott vorhanden war, der mußte sich instinktiv angezogen fühlen von der Person Jesu. („Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.") Wer aber sich dem sanften Liebeszuge Jesu widersetzte, bei dem schlug unbewußt und unvermerkt, aber mit Naturnotwendigkeit das Suchstreben um in seinen polaren Gegensatz, es wurde zum Fliehstreben. Bei Saulus war das Suchstreben noch unverfälscht im innersten Grunde; was als Fliehstreben vor Jesu sich zeigte, war doch vor Gott noch Suchstreben und wurde vor Damaskus mit dem rechten Finden belohnt. So können wir es uns nun erklären, wie es möglich war, daß gerade in der Partei der Frommen in Israel die Abneigung sich zu jenem fanatischen Haß wider ihn steigerte. Jesu

gegenüber mußte notwendig alles redliche Suchen Gottes in ein Finden übergehen, das Suchstreben fand seine Befriedigung und Stillung in Jesu, dem geoffenbarten Gotte. (Matth. 11, 28 ff.) Dagegen wurde das unredliche, heuchlerische Suchstreben von Jesu selbst entlarvt, bestraft bis ins innerste Herz und Gewissen (Matth. 23), und mußte deshalb, da es der Bestrafung widerstrebte, in Fliehstreben übergehen, das schnell die Katastrophe herbeiführte. Diese hatte ihre Stufen: Zuerst die Tötung Jesu; dann Bußfrist; dann Verfolgung der Apostel und Christengemeinden; dann endgültige Verwerfung des Volks.

Hier angekommen will ich an jenes bekannte Wort Göthes erinnern: „Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben ist das eigentliche Thema in dem Drama der Weltgeschichte.“ Ja wohl, die Entwicklung jedes Kulturvolks, besonders unter dem Einfluß des göttlichen Offenbarungslichtes, geht aufwärts und abwärts je nachdem wie das Suchstreben oder das Fliehstreben die Oberhand hat in den jeweiligen Entwicklungsstufen. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden das stets fortgesetzte göttliche Wirken in Gnade und Gericht, welches dem redlichen Suchstreben die Herrschaft verschaffen will, oft aber das Fliehstreben gewähren läßt (Luk. 15, 11—17), um unter dem rasch folgenden Verfall des Volkslebens wieder den Geist der Buße und Rückkehr zu Gott zu wecken. Wo das Fliehstreben zu jener Schärfe und Allgemeinheit gekommen ist, daß das ganze Volksleben mit der Gottlosigkeit verpestet ist, wie in Frankreich vor 100 Jahren, da kommen notwendig Katastrophen, die das Volk aus dem Taumel aufwecken sollen. Wenn in einem Volk alles Suchstreben verschwunden ist, wird es zum Aase und die Geier des Gerichts stellen sich ein. Das Suchstreben also ist das konservierende Salz im Volksleben, wird dieses dumm, dann verwandelt es sich in Fliehstreben, macht gemeinschaftliche Sache mit den Feinden Gottes und so tritt die sittlichreligiöse Fäulnis ein.

Damit ist nun die Grundlage gewonnen, von welcher aus auch die Geschichtsentwicklung der christlichen Kulturvölker beurteilt werden muß. Auch die Völker haben ihre Zeiten der Kindheit, wo ein verhältnismäßig reines, kindliches Suchstreben vorherrscht oder doch mit dem in dem natürlichen Menschen vorhandenen Fliehstreben noch aufrichtig um die Herrschaft ringt. Das waren die Jahrhunderte der Christianisierung. Allmählich haben Fliehstreben und Suchstreben einen Waffenstillstand geschlossen, das waren die Zeiten des Mittelalters, wo äußerlich scheinbar die Frömmigkeit herrschte, während das Herz ungebessert blieb. Das in der Stille noch verborgene Suchstreben aber wurde in der Reformation mit neuem, tieferem Finden belohnt, mußte aber erst durch schwere Geisteskämpfe sich das Recht evangelischer Wahrheit erringen. Ein heuchlerisches Pharisäertum, das abermals mit äußerlichem Gottesdienst sich begnügte, machte dem wahren Suchen Gottes das Recht der gefundenen Wahrheit streitig.

Als aber der Besitz errungen war, hob innerhalb der protestantischen Völker eine neue, höhere Geistesentwicklung an, die auch auf die katholischen Länder nicht ohne Rückwirkung blieb. Verschiedene geistige Gesichtspunkte bildeten in den verschiedenen Reformationsländern die treibenden Prinzipien. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

„Das Parlament der Religionen“ in Chicago gehört schon zu den gewesenen Dingen. Die Beurteilung desselben ist natürlich eine sehr verschiedene. Die verschiedenen Religionen sind eben mehr oder weniger eine Art geistiger Ausstellungsobjekte gewesen. Wie weit sie auch Verkaufsobjekte waren, d. h. inwieweit diese Zusammenkunft die Verbreitung einzelner Religionen begünstige oder nicht, darüber wird man wohl lange streiten können. So wenig als die Ausbreitung des Christentums in der Welt durch diese Zusammenkunft merklich beschleunigt werden wird, so wenig wird diese Religionsausstellung daran schuld sein, daß sich in New-York und sonstwo eine muhammedanische Gemeinde bildet, oder daß der Neubuddhismus in die „gebildeten“ Kreise der amerikanischen Gesellschaft eindringt. Das liegt an den heutigen Zeit- und Verkehrsverhältnissen, gerade wie in Rom in der Kaiserzeit alle möglichen Kulte importiert wurden als eine Art Mode- und Luxusartikel. Das ist ja gewiß nicht zu leugnen, daß für eine Menge sogenannter Christen von heute der Buddhismus oder Islam, vielleicht auch der Konfuzianismus annehmbarer und begehrenswerter erscheint als das Christentum, das ihnen Verpflichtungen auflegt, die sie nicht übernehmen wollen, eine Verantwortlichkeit fordert, der sie gern aus dem Wege gehen möchten, und Lehren enthält, die sich mit dem heutigen „Weltbewußtsein“ nicht vertragen wollen. Zudem ist es nicht der wirkliche Islam oder der wirkliche Buddhismus, der dann solchen Leuten dargeboten wird (den würden sie auch nicht annehmen), sondern ein durch das moderne „Weltbewußtsein“ entsprechend verdünnter Extrakt dieser Religionen. Daß es mit dem Christentum gerade so gemacht wird, daß man es gerade so zu einer fashionablen Weltreligion umgestaltet, ist freilich richtig, und viele, die vor dem Gedanken eines Übertrittes zum Islam oder Buddhismus zurückschrecken würden, sind sehr befriedigt mit einer Art Christentum, die eigentlich weiter keinen Zweck hat, als ihrem „Weltbewußtsein“ etwas Farbe und Geschmack zu geben.

Man kann wohl sagen: Nur auf der Grundlage des modernen „Weltbewußtseins“ war ein solcher Kongreß möglich. Von diesem waren nicht bloß die christlichen, sondern auch die nichtchristlichen Teilnehmer des Kongresses beeinflußt. Nicht die alte Idee der Bekehrung der Andersgläubigen konnte den Kongreß beherrschen — sonst wäre er nie zustande gekommen — sondern die modernen Verkehrsideen haben denselben geleitet. In dieser Hinsicht ist er allerdings auch ein Zeichen der Zeit, das natürlich sehr verschieden aufgefaßt und gedeutet wird. So wird z. B. gesagt, der Kongreß der Religionen sei das Bedeutendste der ganzen Ausstellung gewesen, und dann fortgefahren: „Seit dem babylonischen Turmbau habe die Sonne auf keine solche Szene geschienen wie die, welche sich in der Kolumbushalle dargeboten habe.“ Der Schreiber ist allem Anschein nach in seiner Begeisterung sich der Zweideutigkeit seiner Darstellung gar nicht bewußt worden.

Die römische Kirche hat in ihrer Absicht, immer mehr Weltkirche zu werden, es klug verstanden, sich dem „Weltbewußtsein" anzupassen, indem sehr stark betont wurde, daß jeder des andern Hüter sei. In gewissem Sinne kann man sich das schon gefallen lassen; aber die römische Kirche als Hüter zu haben, ist doch auch, wie die Geschichte beweist, manchmal lebensgefährlich; und wir Protestanten befinden uns jedenfalls viel besser, wenn wir von Rom nicht gehütet werden, sondern uns selbst vor ihm hüten.

Während nun der eine das „Aufdämmern des Milleniums" in dem Kongreß erblickt, hält ihn ein anderer für ein Narrenparlament. Wieder einer meint, die Ausstellung der verschiedenen Sorten Theologie würde die Neugierde wohl weniger anregen als irgend etwas anderes, was in Chicago ausgestellt werde. Es sei überhaupt auf der Ausstellung nicht der Platz, um Religion zu studieren. Der Geist müsse im Suchen nach Wahrheit nicht nach Unterhaltung begriffen sein, wenn die Darlegung des Inhalts heiliger Schriften einen nennenswerten Eindruck hervorrufen solle.

Ein doppelseitiges Urteil wird dahin abgegeben, daß das Religionsparlament entweder ein sensationelles Nebenspiel der Weltausstellung sei oder einen agnostischen Zweck habe. Der könne aber nur sein, die alte Überzeugung zu zerstören, daß nur eine einzige völlig wahre und vollkommene Religion von Gott geoffenbart sei, und an ihre Stelle die agnostische Theorie zu setzen, daß aller religiöser Glaube nur eine Darstellung des allgemeinen und unablässigen Bemühens der Menschen sei, das Unergründbare zu erforschen, daß die Götter des Menschen eigenes Machwerk seien, und daß sie verbessert und schließlich aufgegeben würden in demselben Maß, als ihre Verfertiger an Einsicht zunehmen. . . . . Wie könnten sonst Christen, heißt es da, mit Buddhisten, Brahmanen, Muhammedanern, Juden und Anhängern Zoroasters zusammenkommen und ihre Religionen als gleichberechtigt mit ihnen besprechen?

Ein anderes Blatt weist darauf hin, daß Christus kein Parlament gehalten habe, um die Grundlage einer allgemeinen Bruderschaft zu gewinnen, und wirft dem Religionsparlament vor, daß sein offenkundiger Zweck eine Verbrüderung mit Buddhisten, Mormonen, Unitariern und Ungläubigen sei.

Schließlich aber wird es wohl richtig sein, wenn gesagt wird, daß zwei Klassen von Leuten enttäuscht sein würden. Diejenigen, welche dachten, daß aus dem Kongreß sich eine Art Universal- oder Weltreligion entwickeln würde, und diejenigen, welche erwarteten, daß das Christentum alle andern Religionen über den Haufen werfen würde.

Es wird daher auch nicht ganz falsch sein, wenn einer sein Urteil dahin zusammenfaßt, daß der Kongreß zwar nicht viel Gutes gewirkt, aber auch keinen großen Schaden angerichtet habe.

Über den evangelischen Kirchentag hier noch etwas zu erwähnen, nachdem der Friedensbote bereits ausführlich darüber berichtet hat, wäre unnütze Arbeit, da wir nur längst Bekanntes wiederholen könnten.

Auch die Methodisten haben ihren Kongreß gehabt, der sich unmittelbar an den Weltkongreß der Religionen anschloß. (Der katholische Kongreß war unmittelbar vorausgegangen.) Von den 39 Rednern waren die meisten erschienen; einige hatten ihre Reden schriftlich eingesandt. Sie verbreiteten sich über das ganze Gebiet methodistischer Thätigkeit — und haben in dieser Hinsicht etwa die gleichen Gegenstände wie die Botschaft des Bischofskollegiums an die Generalkonferenz dieser Kirche.

Interessant ist, was über die Sonntagschule gesagt wurde. Wir geben daraus nach dem Bericht des Apologeten folgendes wieder: „Der Gedanke, daß die Sonntagschule die Pflanzstätte der Kirche sei, ist heute noch so wahr als je. Wir dürfen dabei den Nachdruck wohl auf das Wörtlein „die“ legen. Die Pflanzstätte. Die Zukunft der gegenwärtigen christlichen Denominationen hängt mehr als je zuvor von der richtigen Erziehung der Jugend ab. Man beachte: Das männliche Element ist in unserer Kirche sehr in der Minderheit, und der Zuschuß aus der Männerwelt von außerhalb der Kirche ist auch bei Auflebungen verhältnismäßig sehr gering. Es folgt deshalb, daß in vielen Familien nur die Hälfte des Einflusses auf Seiten der Kirche ist. Diejenige Hälfte, welche den größten sozialen Einfluß ausübt und über die finanziellen Mittel verfügt, ist unkirchlich gesinnt. Unsere Knaben müssen herangezogen werden, in diese Lücke einzutreten. Ebenfalls das müssen wir bedenken: Die Verhältnisse der Gegenwart sind grundverschieden von denjenigen unserer Väter. Der frühere Erfolg war bedingt durch die Verhältnisse, aber der Prediger von 1893 paßt nicht in die Verhältnisse von 1803 oder auch nur von 1843. Die Zuhörerschaft, die Erziehung des Predigers, die sozialen, die geistigen und geistlichen Verhältnisse, alles ist durchaus verschieden. Wir sind ein ganz anderes Volk geworden. Aber der Wechsel der Dinge brachte auch leider den Verfall der altmodischen Revival-Versammlungen mit sich. Nicht in großen Scharen, sondern einzeln sammeln wir heute die Neugewonnenen ein. Es bleibt deshalb die Sonntagschule die Hauptpflanzstätte der Kirche. Die große Mehrzahl der Schüler ist unter 15, sogar unter 10 Jahre alt. Wir haben hier große Gelegenheiten; man braucht in diesen Kinderherzen nicht erst Hindernisse hinwegzuräumen, um die Lehren des göttlichen Wortes einpflanzen zu können. Von der Zweifelsucht wird das Kind nicht geplagt, das Herz ist empfänglich und warm, und wir können irgend ein Bild einprägen. Sind wir im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht genötigt zuzugeben, daß die Zukunft der Kirche von der richtigen Führung der Sonntagschule abhängt? Aber wie sehr es in der Vergangenheit hier gefehlt hat, beweist ein Blick auf die Statistik. 68 Prozent der Jugend unseres Landes, vom 4. bis zum 12. Jahre, besucht die protestantischen Sonntagschulen. Aber weniger als zehn Prozent der männlichen Jugend vom 12. bis zum 30. Jahre besuchen regelmäßig die Kirche. Unsere Methode muß sehr mangelhaft sein, wenn wir in den sieben bis acht Jahren, in welchen wir die Kinder in den Sonntagschulen unterrichten, keinen nachhaltigeren Eindruck auf Gemüt und Herz des Knaben haben machen können. Mich däucht, wir legen zu großes Gewicht auf das Lehren historischer Wahrheiten und zu wenig darauf, daß wir die Kinder zu Christo bringen. Ich glaube, daß ein Kind von fünf Jahren, sogar von vier oder von drei Jahren, schon imstande ist, dem Heiland das Herz zu geben und ihm die ganze Liebe zu weihen. Was ist nun zu thun? 1. Die Kirche muß ihre ganze Verantwortlichkeit einsehen und die gebotenen Gelegenheiten erkennen lernen. 2. Die Einrichtung und Lehrmethoden müssen vervollkommnet werden, damit die kurze Zeit der Sonntagschule für den einen großen Zweck, der Erziehung des Kindes zu einem christlichen Charakter, gründlich ausgenützt werden kann.“

In dem Bericht über die Thätigkeit der methodistischen Kirchenbaugesellschaft wird bemerkt, daß dieselbe bis jetzt etwa 9,000 Gemeinden mit beinahe fünf Millionen Dollars ($4,900,000) unterstützt hat und gegenwärtig jährlich über etwa $300,000 zu verfügen hat.

Über die Statistik des Methodismus wird u. a. folgendes berichtet: „Wir besitzen mehr Gemeinden als irgend eine andere Denomination der christlichen Kirche. Alle Zweige des Methodismus zusammen haben 51,489 Gemeinden. Die Baptisten haben zusammen 42,909. Keine andere denominationelle Familie hat nur ein Viertel jener Zahl des gesamten Methodismus, mit Ausnahme der Presbyterianer, welche 13,476 berichten; die römisch-katholischen Körperschaften schließen sich darauf mit 10,276 Gemeinden an. Die Gesamt-Summe in allen Denominationen beträgt 165,177. Zur Methodistenfamilie gehören fast ein Drittel aller Gemeinden in sämtlichen Denominationen in den Ver. Staaten. Sie hat 30,000 Reiseprediger. Hinsichtlich des Kircheneigentums behauptet der Methodismus mit einem Kapital von $132,140,179, welches nur Kirchengebäude, Einrichtungen und Grundstücke deckt, ebenfalls den ersten Rang, während die katholische Kirche, welche mit $118,371,336 figuriert, die zweite Stelle einnimmt. An Zahl von Kommunikanten füllen wir mit 4,500,000 den zweiten Platz aus, die Katholiken mit über 6,000,000 den ersten. Das beruht indessen darauf, daß die katholische Kirche 85 Prozent der katholischen Bevölkerung als Kommunikanten anführt, während Protestanten nur 30 Prozent der protestantischen Bevölkerung zu den Kommunikanten rechnen. Wenn diese Differenz im Auge behalten wird, so verändert sich wesentlich das Verhältnis zwischen den 4,500,000 methodistischen und 6,250,000 katholischen Kommunikanten. Thatsächlich ist die methodistische Bevölkerung mehr als zweimal so stark wie die katholische." (Vgl. Th. Ztschr. 1893, Seite 178 ff.)

Die Wirksamkeit Stöckers in Chicago ist bei allem Erfolg, den sie gehabt hat, dennoch zum Teil etwas abfällig beurteilt worden und zwar gerade von der kirchlichen Presse. So hat ein Korrespondent des Apologeten an dem Wirken desselben auszusetzen, daß es, um es mit einem Worte zu sagen, nicht methodistisch genug war. Er sagt u. a.: „Durch die Art und Weise, wie er wirkt, thut er ohne Zweifel Gutes unter dem deutschen Volk. Im übrigen waren seine Vorträge und Predigten, nach meinem Urteil, gerade nicht geeignet, um die Herzen der sicheren Sünder zu erschüttern, zu erleuchten und den Notschrei ihnen abzuringen: „Ihr Männer, lieben Brüder, was müssen wir thun, daß wir selig werden?" Von einer Bewegung, wie am Pfingsttage, wie in Kornelius' Haus, oder wie in Antiochien, war keine Spur. Seinen gewaltigen Vorträge und Predigten, in sprachlicher und bibelfester Beziehung, fehlte, wie mir es scheint, das Feuer des heiligen Geistes, die mächtige Geisteskraft, durch die so oft schon Menschenherzen sofort erneuert wurden. Von Erweckungen oder Bekehrungen, wie in der Bibel so viele Beispiele sich finden, war nichts zu sehen oder zu hören. Es ist auch zweifelhaft, ob in Zukunft als Folge dieser Versammlungen solche Früchte reif werden. Ich sage dies nicht, um zu tadeln oder zu kritisieren, sondern ich schreibe dieses als meine Überzeugung, so wie ich das Wirken beobachtet und kennen gelernt habe.

Wenn nun in Chicago eine Anzahl Deutsche, die seit Jahr und Tag keine Kirche mehr inwendig gesehen haben, angeregt wurden, von jetzt an wieder das Gotteshaus besuchen zu wollen, so ist doch etwas gewonnen, welches mich freuen würde, obgleich ich lieber gesehen hätte, wenn eine Erweckung ausgebrochen wäre, wie einst in Antiochien und Samaria. Moody konnte natürlich nicht erwarten, daß ein deutscher Hof- und Staatsprediger wirken und arbeiten könne und werde, wie er — Moody — es treibt und gewohnt ist zu thun; wenn er das erwartete, dann wurde er freilich sehr getäuscht."

Moody hat das wohl kaum erwartet und gewollt, sonst hätte er schwerlich sich mit Stöcker in Verbindung gesetzt, sondern hätte sich wahrscheinlich in Chicago selbst oder wenigstens in Amerika nach einem Manne umgesehen, der nach dieser englischen Methode zu arbeiten gewöhnt ist.

Daß es Stöcker nicht gelang, alle deutschen Denominationen zu einem gemeinsamen Zusammenwirken zu bewegen, kann ihm sicher nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es haben auch noch niemals alle englischen Denominationen gemeinsam zusammen gearbeitet. Zudem sind die Lehrdifferenzen der deutschen Denominationen größer als die vieler englischen Kirchen. Außerdem sind die Deutschen — leider oder glücklicherweise; je nachdem man es ansieht — noch nicht so weit fortgeschritten, daß sie ein praktisches Zusammenwirken von Leuten, die sich theoretisch aufs eifrigste bekämpfen, ohne weiteres als gut und heilsam ansehen könnten. Es wird auch mit den theologischen Ansichten zu ernst genommen, als daß man sie zeitweilig beiseite legen und sich thatsächlich so verhalten könnte, als ob sie gar nicht vorhanden oder doch ganz belanglos wären. Es kann ja freilich auch mit dem: „Lieber scheide dich von mir“ übertrieben werden, und es wird sicherlich übertrieben.

Der betreffende Mitarbeiter des Apologeten sagt schließlich: „Allein die Versammlungen haben aufs neue bewiesen, daß es mit dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken als Deutsche, um Seelen zu retten, noch herzlich schlecht bestellt ist. Mein Glaube wurde in dieser Beziehung während den Versammlungen nicht gestärkt. Wir Methodisten werden und können unsere Aufgabe auch in Zukunft wohl am besten lösen, wenn wir fortfahren, die Welt als unser Kirchspiel zu betrachten und Sünder zur Buße zu rufen, ob nun solche Sünder Glieder einer Kirche sind oder nicht.

Die „Evangelisten“ Graf Bernstorff und Bolt sind ebenfalls hier und halten Versammlungen. Ich werde suchen sie zu hören, im übrigen aber, um nicht gewisse Prediger zu ärgern, mich neutral verhalten.“

Es werden hier zwei Dinge durcheinander geworfen: Seelenrettung und Ausbreitung einer Einzelkirche. Man frage irgend eine deutsche oder englische Denomination; alle werden antworten, daß sie Seelen zu retten suchen und daß sie die Sünder, gleichviel ob dieselben einer Kirche angehören oder nicht, zur Buße rufen. Dagegen werden doch manche, und nicht bloß Deutsche allein, antworten, daß sie sie sich weder für berechtigt, noch für verpflichtet ansehen, anderen Kirchengemeinschaften die Glieder zu entziehen, sintemal sie zwar ihre kirchlichen Einrichtungen für die besten halten, aber auf den Anspruch verzichten, die allein wahre oder alleinseligmachende Kirche zu sein. Eine Kirchengemeinschaft, welche die Seelen nicht bloß von dem ewigen Verderben, sondern auch aus anderen Kirchen heraus zu retten sucht, welche mit dem Ruf zur Buße die Glieder anderer Kirchen aus diesen herausruft, kann wohl schwerlich erwarten, daß eben diese Kirchen sich zu gemeinsamer Arbeit mit ihr verstehen werden.

Eine Maßregel, welche dem Mangel an Pastoren energisch abhilft, sollen eine Anzahl von Gemeinden in Kansas ergriffen haben. Allerdings geschah es zunächst, um aus der finanziellen Not der Gemeinden herauszukommen. Sieben Gemeinden eines Städtchens traten zusammen und behielten von ihren Predigern nur noch einen bei, während die sechs andern entlassen wurden. Sollte diese Methode Nachahmung finden, so würde aus dem Pastorenmangel bald die Pastorennot hervorgehen. Das wird freilich nicht mit einem Male geschehen. Aber dahin muß und wird es mit der Zeit kommen, daß bei

der fortwährenden Steigerung der Konkurrenz auf kirchlichem Gebiete nicht mehr die Denomination am stärksten ist, welche die größte Pastorenzahl aufzuweisen hat, sondern diejenige, deren Pastoren am tüchtigsten sind.

Vor das Forum Satollis ist kürzlich auch eine Klage gekommen, die er wohl nicht schlichten wird. Die etwa 15,000 Gläubiger des Erzbischofs Purcell von Cincinnati suchen mit Hilfe des päpstlichen Legaten zu ihrem Gelde zu kommen. Der Erzbischof soll erklärt haben, daß er das Geld für Kirchen, Schulen, Waisenhäuser, Klöster u. s. w. verwendet habe. Da aber keine Bücher vorhanden sind, welche darüber Auskunft geben, so lassen sich gegen die vermutlichen oder wirklichen Empfänger des Geldes auch keine Forderungen geltend machen. Der Papst soll nun durch Vermittlung Satollis denselben die Verpflichtung auferlegen, die empfangenen Summen mit Zinsen zurückzuzahlen, oder doch wenigstens den Wunsch äußern, daß dies geschehe. Geschieht nur das letztere, so wird es wahrscheinlich ein frommer Wunsch bleiben.

Der „Faribault Plan" ist an seinem Entstehungsorte schon wieder in die Brüche gegangen. Als nämlich die Schulbehörde der ihrer Leitung übergebenen Schule auch zwei protestantische Lehrer zuwies, protestierte Pater Conroy dagegen und erklärte, daß die Katholiken „nicht länger der Zuweisung protestantischer Lehrer an die alte Parochialschule zustimmen könnten." Damit hat es sich ganz genau herausgestellt, was man beabsichtigte. Man wollte die Leitung der Schule, soweit die Besetzung der Lehrerstellen in Betracht kam, thatsächlich in den Händen behalten, während man die Ausgaben für dieselbe auf die städtische Schulbehörde abzuwälzen suchte. An andern Schulen dürfen katholische Lehrer angestellt werden; etwas dagegen zu sagen, wäre natürlich unerträgliche Intoleranz. Die Zuweisung eines protestantischen Lehrers an eine Schule, die früher Parochialschule war, ist dagegen nicht zu dulden.

Pater Conroy hat mit den Einwendungen gegen die protestantischen Lehrer wohl im Sinne des Bischofs gehandelt, und man sieht, daß die scheinbare Bekehrung Irelands und des Papstes zu amerikanischen Ideen nur Schein ist, von dem sich allerdings eine Menge kurz- und schwachsichtiger Leute haben täuschen lassen.

Will der Staat hierzulande eine Schule aufrecht erhalten, so muß er sich notgedrungen auf solche Unterrichtsfächer beschränken, die zur allgemeinen bürgerlichen Bildung gehören. Die kirchliche Erziehung und Bildung kann der Staat unter den gegenwärtigen Verhältnissen, auch wenn er wollte, nicht übernehmen, ohne sich mehr oder weniger in den Dienst einer Kirche zu stellen, die dann natürlich mit der Anmaßung auftreten würde, Staatskirche zu sein. Das würde Rom natürlich herzlich gern thun.

Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolfvereins hat in Bremen stattgefunden. Bremen steht schon lange in Verbindung mit diesem Verein; bereits 1843 ist der bremer Hauptverein gegründet worden und 1856 hat dort die Hauptversammlung getagt; im selben Jahre wurde auch der bremer Gustav-Adolf-Frauenverein gegründet, dessen Leistungen, wie auf dem Fest bemerkt wurde, ihn an die Spitze der Frauenvereine stellen.

Auf die Festlichkeiten und Festreden, sowie auf die durch den norddeutschen Lloyd veranstaltete Festfahrt auf einem eigens dazu zur Verfügung gestellten Dampfer im einzelnen einzugehen, haben wir weder Raum noch Zeit. Nur eine Reihe von Zahlen, welche die Bedeutung der Thätigkeit des Vereins hervortreten lassen, seien noch gegeben. Die gesamte Summe, über die der

Verein in seinem letzten Rechnungsjahre zu verfügen hatte, betrug 1,123,956 Mark. An Legaten erhielt der Zentralvorstand 36,500 Mark, die Vereine 319,112 Mark. Die Gesamtsumme des Vermögens der Vereine und des Zentralvorstandes beträgt über drei Millionen Mark. Im Bau vollendet wurden im vergangenen Jahre 27 Kirchen und Bethäuser, 10 Pfarrhäuser und neun Schulen. Begonnen wurden 23 gottesdienstliche Gebäude, vier Pfarrhäuser und vier Schulen. Die Zahl der Zweigvereine beträgt 1,837, die der Frauenvereine 502.

Die Berliner Augustkonferenz hat ihr Luthertum mit einer Entschiedenheit betont, daß man sich fragen muß, wie unter solchen Umständen und bei solcher Überzeugung noch ein Verbleiben innerhalb der Union möglich ist. Daß innerhalb der Union in Preußen von rechtswegen und thatsächlich (de jure und de facto) eine lutherische Kirche bestehe, kann man freilich auf verschiedene Weise auffassen, und wenn gesagt wird, daß, wenn man energisch genug für ein lutherisches Kirchenregiment eintreten würde, so könnte die Utopie (nämlich daß in Preußen eine lutherische Kirche bestehe) sich in eine Realität umwandeln, so liegt doch darin die Aufforderung, die evangelische Landeskirche in Preußen zum Luthertum überzuführen.

Das Thema des ersten Vortrags war „die Selbsthilfe unserer lutherischen Kirche in ihrer derzeitigen Notlage.“ Diese letztere wurde eingehend geschildert; dagegen lief die Selbsthilfe im wesentlichen auf die Aufforderung zum energischen litterarischen Kampf gegen die Ritschlsche Schule hinaus. Die Beschlüsse der Versammlung wiederholten zum größten Teil die schon öfter geltend gemachten Forderungen auf mehr Religionsunterricht an den Gymnasien, Einfluß des evang. Oberkirchenrates auf Anstellung theologischer Professoren, Aufhebung des Zwanges zum Besuch preußischer Universitäten, Vermehrung der Vikariate und Predigerseminare, Verpflichtung der juristischen Mitglieder der Konsistorien auf das Bekenntnis, freiheitliche (sic) Gestaltung des Kirchenregiments u. s. w.

Während sich der zweite Vortrag mit der praktischen Frage von der „Unentbehrlichkeit der männlichen Diakonie“ beschäftigte, so bewegte sich der dritte ganz auf theoretischem Gebiet. Die Behandlung des Themas: „Die Einheit zwischen dem Formal- und Materialprinzip der Reformation“ diente im wesentlichen zur Aufstellung und Begründung der Forderung, daß die Theologie auf Johann Gerhard zurückgebildet werden müsse. „Die Dogmatik muß wieder in den Vordergrund treten und auf Grund des altlutherischen Formal- und Materialprinzips in vornehmer Ruhe den Kampf gegen die falsche Theologie führen.“ Einfacher und bequemer kann man es nicht haben. So wie der Papst die katholische Theologie auf Thomas von Aquino zurückverwiesen hat, so soll die evangelische Theologie auf Johann Gerhard zurückverwiesen werden. Was mit diesen Normaltheologen nicht stimmt, ist zu verwerfen und die ganze Bekämpfung besteht, genau genommen, noch in dem Aussprechen dieser Verwerflichkeit. Hat man aber nichts weiteres mehr zu thun, als das "anathema sit" auszusprechen, so kann man das freilich mit so vornehmer Ruhe thun als man will, und wem es imponiert, der mag sich daran kehren.

Der letzte Gegenstand, der behandelt wurde, war der Entwurf einer neuen Agende, der im ganzen eine anerkennende Beurteilung erfuhr, wenngleich eine Anzahl von Ausstellungen in einzelnen Punkten gemacht wurde.

Der Papst hat zu dem Kulturkampf in Ungarn Stellung genommen, indem er in einer Encyklika an die ungarischen Bischöfe die gegen die Kirche gerichtete Gesetzgebung beklagt und entschiedenes, eifrigstes Eintreten der guten

Katholiken für ihre Sache fordert. Die Bischöfe und Geistlichen ermahnt er, die Oberaufsicht in den Volks- und Mittelschulen anzustreben und in betreff der Ehen allen Einfluß gegen Mischehen aufzubieten. Das Volk wird erinnert, katholische Abgeordnete zu wählen, während merkwürdigerweise dem Klerus in politicis Schranken auferlegt werden; ihm stehe die Pflege der Güter der Kirche und der religiösen Bruderschaften zu, nicht politische Agitation. Im übrigen empfiehlt das Rundschreiben alljährliche Kongresse und Klerikerversammlungen, sowie einen nachdrücklichen Kampf vermittelst der Presse. Für alle Angelegenheiten des Kulturkampfes sichert der Papst kräftige Unterstützung des päpstlichen Stuhles zu und weist die Geistlichkeit darauf hin, daß sie auch auf den Beistand des Kaisers, der sich stets als Hort der Kirche gezeigt habe, sicher rechnen dürfe.

Diese letzte Bemerkung ist freilich nur ein Kniff. Daß es so ist, hat niemand anders bewiesen als der Kaiser selbst, der zwar ein guter Katholik ist, aber in einer öffentlichen Rede nachdrücklich und ernstlich vor allem konfessionellen Hader gewarnt hat. Man hat in den östreichischen Landen bis jetzt alles mögliche von seiten der Regierung gethan, um einen Kulturkampf zu vermeiden, aber Rom findet es in seinem Interesse, einen solchen zu führen, da es ein Steigen seines politischen Einflusses von demselben erwartet.

Zu den seltsamsten Erscheinungen auf kirchlichem Gebiete gehört die bevorstehende Union der Altkatholiken mit der griechisch-katholischen Kirche. Eine Kommission hat kürzlich in Petersburg getagt, um die Bedingungen festzustellen, worunter sie der altkatholischen Kirche den Anschluß an die griechische gewähren will. Wie sollen sich Leute, die dem Papsttum entsagt haben, in Gemeinschaft mit der orientalischen Kirche wohl fühlen? Es muß dieser Schritt aus dem Bedürfnis erklärt werden, an eine größere Kirchengemeinschaft sich anzulehnen; denn die Meinung, daß der griechische Katholizismus ihnen näher stehe als der römische, darf man den Führern der Altkatholiken nicht zutrauen. Das einzig Verbindende ist, abgesehen von der Verwerfung des Cölibats, die Abneigung gegen das Papsttum, und diese Abneigung ist bei der orthodoxen Kirche aus politischen Gründen augenblicklich gar nicht so groß. Wie nun, wenn die vom Papst so sehnlich erstrebte Union zwischen der römischen und griechischen Kirche wirklich zustande käme? Da wären ja die Altkatholiken auf sanfteste Weise und ganz unversehens wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt, wie Odysseus schlafend in sein Vaterland!

Daß man von russischer Seite die Union mit wohlwollender Herablassung annehmen will, ist aus Zeit und Umständen begreiflich, und daß der Beichtvater des Kaisers an der genannten Kommission teilnahm, zeigt, mit welchem Nachdruck die Sache betrieben wird. Andererseits scheint die griechisch-katholische Kirche von der römischen „Schwesterkirche“ rechtzeitige Nachgiebigkeit und Weitherzigkeit gelernt zu haben; denn wie man die dogmatische Stellung der Altkatholiken als mit der orthodoxen Kirche übereinstimmend ansehen kann, darüber wäre es interessant, das Gutachten der Kommission, welches dem H. Synod, den orientalischen Patriarchen von Konstantinopel, Jerusalem, Antiochien und Alexandrien sowie dem Bischof Reinkens zugesendet ist, zu hören.

Weniger wichtig scheint dem protestantischen Standpunkt die Frage nach der Gültigkeit des altkatholischen Episkopats; da aber nach katholischer Anschauung Verfassungsfragen zugleich Glaubensangelegenheiten sind, so müßte

eigentlich die **successio apostolica** der altkatholischen Bischöfe Reinkens und Herzog, welche seinerzeit von einem jansenistischen Bischof konsekriert wurden, russischerseits auf Bedenken stoßen, zumal die allgemein-katholische Forderung, daß bei jeder Bischofsweihe zwei Bischöfe dem Konsekrator als Zeugen zu assistieren haben, damals nicht erfüllt worden ist.

Für uns Protestanten ist es jedenfalls ein trauriger Anblick, daß eine Kirchengemeinschaft, die uns innerlich weit näher steht als einer der katholischen Kirchen, dem Phantom einer Geistesverwandtschaft mit einem fossilen Gebilde nachhängt. Man müßte fürchten, daß der Anfang vom Ende der altkatholischen Bewegung gekommen sei, wenn nicht von vornherein anzunehmen wäre, daß die geplante Union eine rein äußerliche bleiben wird. Die geistigen „Größen" der orientalischen Kirche dürften sich in Gesellschaft abendländischer Professoren nicht allzu wohl fühlen, und die letzteren würden, wenn sie es nicht schon vorher wüßten, bald erfahren, daß das innerlich verknüpfende Band fehlt.

Die Altkatholiken in Deutschland betragen 50,000, in der Schweiz („Christkatholische") 70,000, wozu noch in Östreich 7—8,000 und ebenso viele in Holland (Utrechter Kirche) kommen.

Der Bau einer deutschen evang. Kirche in Rom kann noch immer nicht in Angriff genommen werden. Schon im J. 1817 wurde eine evang. Gemeinde in Rom mit einem Kirchenrat an der Spitze gegründet; auf Vorstellung des Papstes aber wurde der Kirchenrat 1839 von Berlin aus angewiesen, sich als nicht mehr bestehend zu betrachten, mithin der Gemeindeverband aufgelöst. Und so steht es noch heute. Die dortige evang. Gemeinde ist eigentlich nur eine Zahl Menschen, welche Erlaubnis hat, dem evang. Gottesdienst in der deutschen Botschafterkapelle anzuwohnen. Neuerdings hat zwar der Ev. O.-K.-Rat in Berlin dem Zentralvorstand des Evang. Bundes mitgeteilt, daß die Reichsregierung dem Plane einer Gemeindebildung und eines Kirchenbaues durchaus nicht feindlich gegenüberstehe, zugleich aber doch ihr Mißfallen an der Sache nicht unterdrücken können mit der Bemerkung, daß ja weder die Mittel genügend noch geeignete Organe zur Gemeindebildung vorhanden seien. Hierauf hat der Evang. Bund mit genauer Darstellung der Sachlage erwidert. Danach sind zur Zeit 162 deutsche evang. Familien in Rom dauernd ansässig. Schon im J. 1891 haben 20 besser gestellte Persönlichkeiten eine Gemeindebildung beschlossen, ein dem entsprechendes Statut abgefaßt und solches dem Botschafter behufs Übermittelung an die deutsche Regierung übergeben. Endlich reicht im Winter bei dem großen Fremdenverkehr die Botschafterkapelle durchaus nicht hin. Eine Antwort ist darauf noch nicht erfolgt. Die Romfahrt des Kaisers brachte in der Sache keine Änderung; es fehlte auch jede Gelegenheit, diese demselben vorzutragen. Dermalen sind 123,500 Mk. vorhanden, und mit 200,000 Mk. hofft man, die nötigen Mittel zu erreichen.

Mit welch blindem Haß in Rußland alles betrachtet wird, was nicht orthodox russisch ist, zeigt die Besprechung der Sonntagschule in einer Zeitung, in welcher es heißt:

„Der Kindergottesdienst ist eine völlig neue Erscheinung im Lande. Allmählich hat er sich zu einer Sonntagschule entwickelt, die sogar ihre eigene Kinderbibliothek hat, natürlich eine deutsche und vorherrschend weltlichen Inhalts. Diese geheime Sonntagschule wirkt eifrig. Wiewohl sie im Sinne wirklichen Unterrichts eigentlich nichts bietet, bringt sie ihre überlieferten Ideen und die deutsche Sprache ins Volk, wodurch die Sache der Schulreform

gehemmt wird. Der Kindergottesdienst verläuft in folgender Ordnung. Nach dem Gesange eines Chorals verliest der Pastor einen Abschnitt aus der heiligen Schrift. Alsdann werden die Kinder in Gruppen von 5 bis 15 Mann geteilt; diese Gruppen treten unter das „Kommando“ von Lehrerinnen, Damen und Mädchen der städtischen Aristokratie, die natürlich in ihrem Lehramt nicht bestätigt, aber vom Pastor ausgewählt und, wie sich von selbst versteht, durchaus „zuverlässig“ sind. Die Pflicht dieser Lehrerinnen besteht darin, den Kindern den vom Pastor verlesenen Bibeltext ausführlich zu erläutern. Die Kinder hören zumeist unaufmerksam (?) dem Redestrom der begeisterten und mit Leib und Seele ihrer Aufgabe ergebenen Auslegerinnen der heiligen Schrift zu. Während der Kinderlehre füllen das Gerede der Kinder und die lebhaften Erklärungen der Lehrerinnen die Kirche mit Lärm und Getöse. Nach beendigter Schriftauslegung stellen die Lehrerinnen den Kindern Fragen. Zum Schluß giebt der Pastor noch eine allgemeine Erklärung des verlesenen Textes, gewissermaßen als Ertrag der Unterrichtsstunde der nicht anerkannten Lehrerinnen. Nach einem Choral werden die Kinder entlassen.“ Die Sucht, auch in dieser rein erbaulichen Thätigkeit der Sonntagschule geheime, politische Ziele und staatsgefährliche Tendenzen zu suchen, muß geradezu lächerlich wirken. Danach müßte das russische Reich doch auf sehr schwachen Füßen stehen, wenn die deutsche Sonntagschule seinen Bestand gefährden könnte!

Die Reformjuden in Berlin haben den Sabbath seit längerem abgeschafft. Auf dem Synagogenzettel steht frank und frei jede Woche zu lesen, nachdem die Sabbathgottesdienste der „jüdischen Gemeinde“ angezeigt sind: „Jüdische Reform-Gemeinde. Sonntag, den ...., vormittags 10 Uhr Gottesdienst. Predigt Herr ....“ Eine Konsequenz davon ist es, daß sie alle ihre neuerrichteten Synagogen ausnahmslos am Sonntag einweihen. Neuerdings regt sich aber auch bei weniger radikal stehenden Juden das Verlangen nach Sonntaggottesdiensten. Sie weisen darauf hin, daß der Sonnabend vielen jüdischen Handlungsgehülfen keinen Raum zum Besuche der Synagoge gebe; an ihrem freien Tage aber, dem Sonntag, fänden sie ihr Gotteshaus geschlossen. Sie wollen dem Sabbath nicht seine Rechte nehmen, es soll ihm sein gottesdienstlicher Charakter im übrigen gewahrt bleiben, aber sie wünschen am Sonntag religiöse Zusammenkünfte mit Gebet und Predigt. Daß die rechtgläubigen Juden von solchen Ideen natürlich nichts wissen wollen, braucht kaum gesagt zu werden.

Daß jüdischer Aberglaube gleich dem katholischen ganz interessante Kuriosa zeitigt, beweist die Art, wie das Volk zu Delatyn in Galizien gegen die Cholera sich zu schützen sucht. Ein armes Waisenpaar, das sich durch Geld hatte gewinnen lassen, ließ sich unlängst auf dem Grabe eines kürzlich an der Cholera verstorbenen Juden trauen, weil ein Wunderrabi verkündigt hatte, eine solche Hochzeit werde der Seuche in der Stadt wehren. Trotzdem erkrankte schon anderen Tages die bei der Hochzeit zumeist beteiligte Frau und starb kurz darauf. Ferner wurde eine allgemeine Bescherung des Hauptbhaares jüdischer Frauen vorgenommen, weil man dadurch sie von Sünden freizumachen glaubte, denn bekanntlich soll das Haar der Jüdinnen eine vorschriftsmäßige Länge nicht überschreiten. Auch Amulette werden zum Schutze gegen die Cholera getragen, sie bestehen aus rothen Bändchen oder aus Fingerringen, von Palmblättern geflochten. Daß fromme Sprüche über den Thüren angebracht werden, ist allgemeine Sitte geworden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

21. Jahrg. Dezember 1893. Nro. 12.

Jesus im Kampf mit den Pharisäern.

Von P. L. Haas.

(Schluß.)

Der Kampf der Reformatoren war zunächst dem ähnlich, den schon die Apostel, besonders Paulus, zu kämpfen hatten. Der pharisäische Geist suchte schon in der Apostel Zeiten den Christen das alte Gesetz als bindendes Joch aufzuhalsen. Bei dem Apostelkonvent, Ap.-Gesch. 15, wurde jenes pharisäische Streben verworfen. (cf. V. 10. 11. 19. 20.) Besonders energisch hat Paulus auch in seinen Briefen Stellung genommen gegen jede gesetzliche Satzung. (cf. Gal. 4, 9. 10; Kol. 2, 16.) Damals schon handelte es sich um eine Art Zwangsgesetze in Speise und Trank und Haltung der Sabbattage. Diesen Satzungen gegenüber hat Paulus die Gleichheit aller Tage betont. So hatten nun auch die Reformatoren es mit kirchlichen Geboten über Speise und Trank, mit einer Menge kirchlicher Feiertage und anderen Dingen aufzunehmen. Gleichwohl hat sich die Sitte bei den der Reformation zugefallenen Völkern verschieden gestaltet. Luthers geistige Entwicklung hatte ihn unter Anlehnung an den Apostel Paulus zur geistigen Freiheit und Mündigkeit geführt. Dem entsprechend haben die Deutschen sich an die Hoffnung gehalten, wo das Evangelium gepredigt wird, da werde auch der Geist des Herrn sein, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Das Volksleben wurde demgemäß nicht von neuem mit Gesetzesschranken umgeben. Die Engländer und Schotten aber sind davon ausgegangen, die Menge bedürfe der Gesetzeszucht. So wurden dort (unter dem Einfluß des strengen kalvinistischen Geistes, der sie beherrschte,) strenge Sonntagsgesetze aufgestellt, welche den Geist der Freiheit der Kinder Gottes vermissen lassen. Wir Deutsche aber und die Schweizer sind im Laufe der Zeit zu einer solchen Zügellosigkeit gekommen, daß an manchen Orten eine Heiligung des Sonntags kaum noch besteht. Denn die Menge will den Geist des Herrn nicht, verlangt aber gleichwohl die Freiheit, als lebte sie im Geist.

Es ist klar, so lange in einer Nation das redliche Suchstreben übermächtig vorhanden ist, wird sie auch strenge Sabbathgesetze

nicht als eine schwere Last empfinden. Aber es liegt in der geschichtlichen Entwicklung, daß das Suchstreben bei der Menge veräußerlicht und sich verflacht. Sie beruhigt sich dann bei der äußeren Feier und Ruhe, bei der äußerlichen Beobachtung ererbter, frommer Sitten; sie entsetzt sich, wenn diese fromme Sitte soll gebrochen werden, wird sich aber kaum bewußt, daß das ganze Leben und Wandel schon lange nicht mehr in Harmonie steht mit dem frommen Schein heiliger Sitten, Ordnungen und Gebräuche. So bildet sich die widerliche Gestalt des modernen Pharisäertums, das in der Woche dem Gott Mammon huldigt und allerlei Sündengreuel sich erlaubt, aber Sonntags die heilige Sitte beobachtet und dem Gott des Himmels einen fashionabeln Besuch macht. So lange nun freilich die Deutschen und Schweizer geschieden von den Engländern und Schotten in ihren Ländern nach ihrer Eigenart sich entwickeln können, kommt es zu keinem Konflikt zwischen der freieren und der mehr gesetzlichen Richtung dieser verschiedenen Stämme. Anders aber ist es in dieser Sammelnation der Vereinigten Staaten, wo die Engländer und Schotten zunächst den Grundton angaben in der anfänglichen Entwicklung des Landes und in religiöser Beziehung das gesetzliche Gepräge ihres Christentums auch hier in strengen Sonntagsgesetzen und anderen Verordnungen zum Ausdruck brachten. Die Deutschen kamen nun hinten nach mit ihrer freieren Geistesrichtung. Besonders waren es auch viele Freigeister, welche sich hier ansiedelten und welche die strengen Gesetze bald als unerträgliche Last und Bürde en fanden. So hat sich der Kampf entwickelt zwischen der freieren deutschen Geistesrichtung, welche alle Zwangsgesetze verwirft, und der gesetzlichen schottischen Geistesrichtung, welche die gute Sitte der Väter sich nicht entreißen lassen will. In diesen Kampf sieht auch der redliche Christ sich hineingestellt, und nicht jeder weiß sich klar seinen Weg zu bahnen und sich zu entscheiden, auf welche Seite er sich stellen soll. Wer meiner Darstellung bisher gefolgt ist, wird gewiß zu der Einsicht kommen, daß auf der jetzigen Entwicklungsstufe unseres amerikanischen Volkes die Zeit vorüber ist, wo Zwangsgesetze von der Masse harmlos getragen und als selbstverständlich respektiert werden. Ist aber diese Zeit vorbei, dann hört auch die Existenzberechtigung der Zwangsgesetze auf. Denn das Gesetz richtet nur Zorn an, wie ja die Erfahrung lehrt, und der fleischliche Eifer und die Erbitterung ist wahrlich nicht bloß auf seiten der Freigeister, sondern nicht minder auf seiten derer, welche den Zwang aufrichten oder aufrecht erhalten wollen. Wie in der Kindheit des Individuums nur ein gewisses Alter den Zwang erträgt und wenn er da nicht zum beherrschenden Trieb des Individuums wird durch freies Einfügen in die geforderte Ordnung, so erzeugt er später nur Ingrimm, Erbitterung und Revolution —, so gibt's auch in der Entwicklung des Volksgeistes eine gewisse Kindesstufe, wo Zwangsgesetze ohne Schaden gemacht werden können und ohne Murren ertragen werden. Unsere gegenwärtige Kulturstufe ist aber sowohl bei den englischen wie deutschen Stämmen

längst über diese Kinderstufe hinaus.*) Weise, einsichtsvolle Christen sollten daher erkennen, daß mit äußeren Zwangsmitteln nichts zu bessern ist. Mit Zwang wird kein unbekehrter Mensch zu dem lebendigen Gott zurückgeführt; der Zwang bewirkt bei der unbekehrten Masse unserer Zeit entweder Heuchelei oder offene Gesetzesübertretung; das Gesetz wird zum toten Buchstaben, wo es nicht von der überwiegenden Mehrheit zum beseelenden Inhalt ihres Herzens und Lebens gemacht wird.

Wahre Christen deutscher wie englischer Zunge sollten daher gemeinsam zusammenwirken, um ohne Gesetzeszwang durch die freie Überredung zum Guten, wo es möglich ist, die gute Sitte der Sonntagsheiligung aufrecht zu halten. Der Zwang sollte höchstens gegen die Gewalthaber angewendet werden, welche ihre Arbeiter zwingen, auch Sonntags zu arbeiten, wie das bei manchen Geschäftskompagnien der Fall ist. Dem unfreien Arbeitssklaven die Freiheit des Sonntags mit allen gesetzlichen Mitteln zurückzuerobern, das ist ein edles, erstrebenswertes Ziel. Dagegen hat der Staat sich jeder Einmischung zu enthalten, welchen Gebrauch der einzelne von dieser seiner Freiheit macht, wofern nur lärmende Zusammenrottungen und öffentliche ärgerliche Excesse vermieden werden. Der Besuch der Weltausstellung an Sonntagen mag für das englische Gewissen zum Teil noch anstößig sein; allein es ist gewiß nur eine Minderheit, die es anstößig findet, die aber mit ihrem Lärm andere terrorisiert und mit fortreißt. Für den Deutschen hat der Besuch der Weltausstellung an Sonntagen so wenig etwas Anstößiges als ein Spaziergang in Feld und Wald oder die Erholung bei schöner, edler Musik oder der Besuch eines Kunstmuseums und dergleichen. Ebenso sollte auch die Temperenzbestrebung auf jenes keusche Maß biblischer Nüchternheit und Mäßigung zurückgeführt werden, wo auch jeder redliche deutsche Christ mit einstehen kann. Die Zwangsprohibition ist vom Übel und kann einem besonnenen deutschen Christen sich nicht empfehlen. Und das um so weniger, je mehr der Temperenzfanatismus sich dahin versteigt, allen auch nur mäßigen Genuß gegohrener Getränke zur Sünde stempeln zu wollen. Solchem neuen Pharisäertum müssen wir aufs Ernsteste widerstehen, auch auf die Gefahr hin, als der Zöllner und Sünder Genossen zu erscheinen. Die Freiheit, zu welcher Christus uns erkauft hat, wollen wir um keinen Preis uns rauben lassen. Tief zu beklagen ist es, daß eine achtbare Kirche ihren Predigern vor oder bei der Ordination es zur Gewissenspflicht gemacht hat, keinen Tropfen gegohrener Getränke zu

*) Allerdings gibt es auch wie bei dem einzelnen, so bei den Völkern eine *greisenhafte Kindheit*, die, wenn sie nicht harmloser Natur ist, abermals durch Zwang gebändigt werden muß. Das sind die Zeiten, wo ein Volk sich überlebt und der Freiheit unwürdig gemacht hat, wo Gott ihm Tyrannen als Beherrscher gibt, welche die Leidenschaften, wenn nötig, mit Blut ersticken. Daß es auch in unserem Lande diesen traurigen Zeiten entgegengehen kann, ist durchaus nicht unmöglich; aber ich möchte nicht behaupten, daß wir jetzt schon bei der greisenhaften Kindheit angekommen sind und daher die Zwangsgesetze gerechtfertigt wären.

trinken.*) Das ist ein Rückfall in judaisierende Gesetzlichkeit und ein unwürdiger Gewissenszwang. Würde dagegen die Freiheit des Genusses anerkannt, würde die Forderung der absoluten Enthaltsamkeit aufgegeben, würde statt der Zwangsgesetze des Staates vielmehr der evangelische Weg der Einwirkung eingeschlagen, da könnte auch jeder redliche Christ von freier Geistesrichtung freudig mitwirken und Hand in Hand gehen mit dem Streben der englischen Brüder.

Es ist bisher nur von Pharisäern und Sadducäern die Rede gewesen. Die anscheinend dritte Klasse, die „Zöllner und Sünder,“ sind nicht als besondere Klasse zu betrachten. Bei ihnen ist einfach das Fliehstreben schon so sehr zum Ausbruch gekommen, daß sie bereits auch äußerlich mit den göttlichen Ordnungen des Volkes Gottes zerfallen sind. Jener Vater in Luk. 15 hatte nur zwei Söhne; der eine repräsentiert das Suchstreben, das aber in äußerlichen, herzlosen Dienst ausartet. Der andere, jüngste Sohn repräsentiert das Fliehstreben, wird aber nicht mit Zwangsgesetzen zurückgehalten, sondern vom Vater freigegeben. Er sinkt rasch von Stufe zu Stufe und kommt endlich dahin, wo der Sünder mit dem hochentwickelten Fliehstreben dem Reiche Gottes noch zugänglicher ist, als der Pharisäer mit dem gesetzlichen Suchstreben, dem es an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit des Herzens fehlt. Matth. 21, 31. 32. Wenn unser deutsches Volk etwa durch sein stärker hervortretendes Fliehstreben rascher dem sittlichen Verfall entgegengeht, so läßt sich hoffen, daß es auch der Buße mit Gottes Hilfe zugänglicher wird als jener Bruder, welcher der

*) So schlimm erscheint uns die Sache gerade nicht. Aber höchst sonderbar ist sie jedenfalls. Wie sonderbar nimmt sich zwischen den übrigen Gelübden, die mit der Übernahme des Predigtamtes verbunden sind, auch das aus, sich des Gebrauches des Tabaks und geistiger Getränke zu enthalten. Man frägt sich unwillkürlich: Sind die Ordinanden bisher solche Raucher, Kauer, Schnupfer und Trinker gewesen, daß sie es nötig haben, ihren Entschluß, es nicht mehr zu sein, noch mit einem öffentlichen Gelübde zu bekräftigen, oder sind die Prediger der betreffenden Kirche in ganz besonderer Weise den Versuchungen zum Rauchen, Kauen, Schnupfen und Trinken ausgesetzt?

Jedes Gelübde und jeder Entschluß hat ja nur dann einen Sinn, wenn dadurch wirklich etwas geschieht. Das wird und kann bei den übrigen Dingen, die bei der Ordination gelobt werden, ganz gut der Fall sein, denn der Ordinand übernimmt und erhält das Predigtamt. Er übernimmt Pflichten und Aufgaben, in denen er sich erst bewähren muß und die er vorher noch nicht hatte. Gehört nun die Enthaltsamkeit als Pflicht bloß zum Predigtamt oder ist — sie allgemeine Christen-, ja Menschenpflicht? Im letzteren Falle ist sie eine Pflicht, die der Ordinand schon längst gehabt hat und von der doch auch zu erwarten steht, daß er sie geübt hat. Wo aber eine Pflicht bereits geübt ist, wo der Charakter soweit selbständig geworden ist, daß sie auch geübt worden ist, unter Umständen, wo die Möglichkeit der Verletzung der Pflicht oder gar die Versuchung dazu bestand, so ist das Gelübde ein bloßes Schauspiel, und manchmal ein widriges. So ist z.B. die förmliche Wiederholung des Trauaktes bei einer silbernen oder goldenen Hochzeit ein solches Schauspiel, wenn die Ehe treu und unverbrüchlich gehalten wurde. Ist das nicht geschehen, dann ist allerdings eine solche Feier erst recht gehaltlos.

Wir sind überzeugt, daß jedes Jahr von solchen Denominationen Leute ordiniert werden, die sich frei von Tabak und geistigen Getränken gehalten haben, trotzem ihnen genug Gelegenheit dazu geboten wurde. Es liegt schwerlich ein Grund vor, solche Leute zu dem Gelübde zu veranlassen, etwas zu lassen, was sie niemals gethan haben und zu thun im allgemeinen in geringerer Gefahr stehen als die meisten andern Menschen. Nur den einen Grund könnte man anführen, daß das von der betr. Kirche Geforderte eine Formalität ist, ohne deren Erfülluug einmal keiner ordiniert werden kann. D. R.

Buße nicht zu bedürfen wähnt. Mögen alle redlichen deutschen Christen doch mithelfen, unserem Volk zu zeigen, wohin nach dem Zeugnis der Schrift, der Geschichte und Erfahrung alle falsche Emanzipation von Gott endlich die Völker führt; mithelfen, die gute Sitte und Ordnung aufrecht zu erhalten ohne Zwang und unserem Volke den Weg zur wahren Freiheit in Christo zu zeigen. (Joh. 8, 31. 32—36.)

Über Organisation der evangelischen Sonntagschulen zu einem Sonntagschulverein.

Referat von P. S. Kruse.

In dem Protokoll der Generalsynode von 1892 steht auf Seite 50 unter der Überschrift „Sonntagschule" folgender Beschluß: „Die Generalsynode erkennt sowohl die Wichtigkeit der Sonntagschule an, sich als Mittel, in der Jugend unserer Gemeinden Liebe und Anhänglichkeit zur Kirche zu wecken und zu erhalten, wie auch die Wichtigkeit der Gründung eines Sonntagschulvereins zur Förderung des Sonntagschulwesens, deshalb fordert sie die einzelnen Distrikte auf, zunächst innerhalb ihrer Grenzen solche Vereine ins Leben zu rufen, welche sich dann später zu einem Generalverein organisieren sollen." Dieser Satz betont die Wichtigkeit der Sonntagschule sowie die Wichtigkeit der Gründung eines Sonntagschulvereins. Die Sonntagschule wird erkannt als ein wichtiges Mittel, in der Jugend unserer Gemeinden Liebe und Anhänglichkeit zur Kirche zu wecken und zu erhalten, während die Gründung eines Sonntagschulvereins zur Förderung des Sonntagschulwesens dienen soll.

In diesem Lande der Freischulen ist die Sonntagschule ein wichtiger Faktor in der christlichen Erziehung und Unterweisung der Jugend geworden. Es gibt in den Vereinigten Staaten im ganzen 123,173 Sonntagschulen, in denen Sonntag für Sonntag eine Armee von 1,305,949 Lehrer und Lehrerinnen unterrichten und 9,718,422 Schüler religiösen Unterricht erhalten.

Da die Freischulen keinen religiösen Unterricht zur Weckung und Pflege des christlichen Glaubens und Lebens bieten, so sind christliche Gemeinden verpflichtet, ihrer Jugend einen Religionsunterricht zu verschaffen durch Gründung und Erhaltung von Religionsschulen. Im Bewußtsein dieser heiligen Pflicht richteten unsere deutschen Kirchen Gemeindeschulen ein, in denen der Pastor oder besonders angestellte Lehrer christlichen Unterricht erteilen und durch biblischen Geschichts- und Katechismusunterricht die Jugend zur Erkenntnis wahren christlichen Glaubens und Lebens führen. Die englischen Kirchen aber, die weniger das Bedürfnis nach einer Gemeindeschule spürten, weil ihre Kinder in der Freischule die Sprache lesen und schreiben lernten, in der bei ihnen gepredigt, gesungen und gebetet wird, glaubten eine Gemeindeschule mit ihrem christlich erziehlichem Einfluß, die aber mit bedeutenden Kosten verbunden ist, entbehren zu dürfen; richteten dafür

aber frühzeitig Sonntagschulen ein, um in denselben den in der Freischule fehlenden religiösen Unterricht zu erteilen und die Anleitung zum christlichen Leben zu geben.

Sollten diese Sonntagschulen, in denen doch nur eine Stunde lang unterrichtet werden kann, einigermaßen den Mangel eines geordneten religiösen Unterrichts ersetzen, so mußte die Kirche dafür Sorge tragen, daß das Bestmöglichste, was zu leisten ist, auch in denselben geleistet werde. Man mußte darauf bedacht sein, den Sonntagschulen gute Hilfsmittel zu bieten. So entstand denn bald eine reiche Sonntagschullitteratur, bestehend aus: Sonntagschultickets, Sonntagschullesebüchern, Lektionserklärungen, Kinderzeitungen, Jugendschriften, Liederbüchern, biblischen Länderkarten und Sonntagschulbildern.

Um die in den Schulen unterrichtenden Lehrer und Lehrerinnen in der christlichen Erkenntnis zu fördern und sie zu einem gesegneten Unterrichte anzuleiten, verfaßte man Lehrbücher und richtete Lehrversammlungen (teacher's institutes) ein, in welchen dieselben einen Lehrkursus durchmachen können.

Diese Lehrversammlungen sind länger oder kürzer andauernde Versammlungen, in denen von geeigneten Personen unterrichtet wird. Die Lehrgegenstände sind: biblische Einleitung, sowohl allgemeine wie auch spezielle, biblische Geschichte, biblische Altertumskunde und biblische Geographie. Ferner wird dort Anleitung gegeben, wie man sich nach allen Seiten auf seine Lektion gründlich vorbereitet und wie man den Unterricht am zweckmäßigsten erteilt. Zu diesen allgemeinen Versammlungen kommen noch die besonderen wöchentlichen Lehrerversammlungen, in welchen unter Anleitung des Pastors oder Leiters die Lehrer sich auf die Lektion des kommenden Sonntags vorbereiten. Dadurch sind nun manche Sonntagschulen sehr gehoben worden, so daß sie in Anbetracht der kurzen Unterrichtszeit doch Tüchtiges leisten. Je leistungsfähiger aber die Sonntagschule wird, desto mehr Anerkennung findet sie.

Wir Deutschen, die wir durch unsere Gemeindeschulen und durch unseren Konfirmandenunterricht unsern Eifer in der christlichen Jugenderziehung beweisen, aber auch überzeugt sind, daß für die christliche Unterweisung und Erziehung der Jugend nicht zu viel gethan werden kann, wir haben neben unserer Gemeindeschule und Konfirmandenstunde auch die Sonntagschule eingeführt und schätzen gelernt. Wir schätzen dieselbe als ein **wichtiges Erziehungsmittel**. Die Sonntagschule gewöhnt die Jugend ins Gotteshaus und an die Heiligung des Sonntags. Sie lehrt die Kinder am Sonntag zu singen, zu beten und sich mit Gottes Wort zu beschäftigen. Sie bietet den kleinsten, die noch keine andere Schule besucht haben, bis hinauf zu den größten, die sonst keine Schule mehr besuchen, Belehrung, Erbauung und einen reichen Gewinn fürs christliche Leben. Sie arbeitet der Gemeindeschule und dem Konfirmandenunterricht vor, unterstützt beide und hilft, was nicht zu übersehen ist, der konfirmierten Jugend, das

dort Gelernte bewahren, sowie in der Erkenntnis und im christlichen Leben zuzunehmen. Deshalb *schätzen* wir dieselbe und suchen sie immer *erfolgreicher* zu machen. Wir haben nicht die Absicht, durch sie die Gemeindeschule und den Konfirmandenunterricht zu verdrängen, denn wir sind nicht der Meinung, daß die Sonntagschule das zu bieten und zu leisten vermag, was dort geschieht. Dort wird täglich ein fortlaufender geordneter Unterricht erteilt, wie er in der Sonntagschule, schon aus Mangel an Zeit, nicht gegeben werden kann.

Obwohl also die Sonntagschule nicht unsere einzige kirchliche Einrichtung zur religiösen Erziehung und Unterweisung der Jugend ist, so halten wir sie darum doch nicht für überflüssig, sondern für höchst wichtig und segensreich. Wir wollen sie daher *recht pflegen und durch sie der Jugend reichen Segen entgegenbringen.* In einer Zeit, da die Gottvergessenheit und der Unglaube um sich greifen, weil viele nicht auf Gottes Wort und Werk achten, keine Frömmigkeit in der Familie pflegen, dagegen fleißig auf die Lehren des Unglaubens hören, in einer solchen Zeit ist es fürwahr not, daß von seiten der gläubigen Christenheit alle Anstrengung gemacht wird und alle Mittel und Kräfte in Anwendung gebracht werden, die aufwachsende Jugend dem Herrn zuzuweisen und durch Unterricht im Glauben zu unterweisen und zu befestigen. Es muß uns daran gelegen sein, unsere Jugend vor der um sich greifenden Verrohung und Entsittlichung zu bewahren. Pflegen wir den Garten Gottes, ehe das Unkraut der Sünde und des Lasters und das wilde Gewächs der Gottentfremdung und des Unglaubens ihn überwuchert hat. Die Jugend ist ein Garten Gottes, in welcher guter Same zur künftigen köstlichen Frucht gestreut werden muß. Gottes Wort ist der Same, der köstliche Früchte hervorbringt. Eine durch das Wort Gottes beeinflußte, durch das Wort Gottes vor Sünde bewahrte, durch das Wort Gottes zur Christlichkeit erzogene und durch das Wort Gottes im Leben geleitete Jugend wird ein Volk, das fleißig ist zu guten Werken.

Wenn wir aber unserer eigenen Jugend den Segen einer christlichen Erziehung und eines christlichen Unterrichts angedeihen lassen, so dürfen wir doch nicht müßig zusehen, wenn neben unserer Jugend eine geistlich vernachlässigte Jugend aufwächst. Das wäre gerade, als wenn der Farmer in seinem Felde Ordnung hält, aber an seinen Fenzen und in den Ecken das Unkraut zu seinem Schaden in Samen schießen läßt.

Die gesamte heranwachsende Jugend, die kommende Generation muß christlich erzogen werden; auch die nicht zu unserer Gemeinde oder irgend einer Kirche gehörende Jugend. Lassen wir irgendwo in unserer Umgebung Heiden aufwachsen, so werden dieselben in der Zukunft einen verderblichen Einfluß ausüben und dem heiligenden Einfluß, der von der Kirche ausgeht, gewaltig entgegenwirken, denn jeder Mensch übt auf seine Umgebung durch Wort und Beispiel einen größeren oder geringeren Einfluß aus, sei es zum Guten

oder zum Bösen. Gewinnen wir dagegen die heranwachsende Jugend für Christum und die Kirche, so wird sie heranwachsen zu einem heiligen Geschlecht, das die Güter des Glaubens als höchsten Besitz festhält und auf seine Nachkommen vererbt. Und nicht nur das, die Kinder dieses Geschlechts werden Pfleger und Förderer des Guten sein, wo immer sie auch thätig sein mögen.

Die zukünftigen Sonntagschulen werden uns danken, daß wir ihnen treue und eifrige Lehrer und Lehrerinnen herangebildet haben. Die Gemeinden werden gedeihen, weil es ihnen weder an tüchtigen Gemeindegliedern und Vorstehern, noch an frommen Lehrern und Predigern fehlen wird. Der Staat wird uns Anerkennung dafür zollen, daß wir ihm brave Bürger erzogen, denen man keine Gefängnisse oder Arbeits- und Armenhäuser erbauen und keine Polizei halten braucht; die sich dagegen als Richter gewissenhaft, als Beamte ehrlich und als Geschworene unbestechlich erweisen und in jeder Beziehung treu und redlich ihre Pflicht thun, sowie jederzeit für Recht und Ordnung eintreten. Wer will alle die Wohlthaten aufzählen, die wir den Kindern für die Zukunft erweisen, wenn wir mit allem Fleiß Sorge tragen, daß alle christliche Charaktere werden. Wer will ermessen, welch ein Segen eine so christlich erzogene Jugend werden kann in Kirche und Staat, in Schule und Haus. Hilft die Sonntagschule dazu, solche Resultate zu erzielen, so sollten wir eifrig auf ihre Stärkung und Förderung bedacht sein. Wir haben, laut Bericht, innerhalb der Synode 650 Sonntagschulen mit ca. 71,000 Schülern und 7,100 Lehrern. Die Synode hat mütterlich für die Bedürfnisse dieser Schulen Sorge getragen. Sie hat sich bemüht, denselben gute Hilfsmittel zu bieten durch Herausgabe von Sonntagschultickets, Lektionsblättern, Kinderzeitungen, Weihnachtsbüchern, Jugendschriften, Lesefibeln und eines Liederbuchs. Von diesen dargereichten Mitteln können unsere Schulen einen gesegneten Gebrauch machen. Es kann aber noch mehr zu deren Hebung geschehen, und das ist die Gründung eines Sonntagschulvereins. In der richtigen Erkenntnis der Wichtigkeit der Gründung eines Sonntagschulvereins fordert die Generalsynode die einzelnen Distrikte der Synode auf, zunächst innerhalb ihrer Grenzen solche Vereine ins Leben zu rufen, welche sich dann später zu einem Generalverein organisieren sollen. Bis jetzt hat, soviel bekannt, nur der Indiana-Distrikt, auf dessen Anregung, laut Protokoll, der Beschluß gefaßt worden ist, dieser Aufforderung Folge geleistet. Dort hat der Distrikt beschlossen: „Der Distrikt fordert seine Pastoralkonferenzen auf, Sonntagschulbezirke zu bilden, und soll der Präses ein Agitations-Komitee zu diesem Zwecke ernennen.“ Dasselbe sollte auch auf unserer nächsten Distriktskonferenz geschehen. Hier möchte jemand fragen: Warum sollen wir einen Sonntagschulverein gründen? Warum schließen wir uns nicht lieber der über das ganze Land verzweigten und eifrig rührigen Sunday School Association an? Dieselbe hat in jedem Staat und fast in jeder Stadt und jedem County ihre fertige Organisation. Zu derselben gehören unter andern

Presbyterianer und Kongregationalisten, Methodisten und Baptisten, und wäre auch Raum da für Evangelische. Sonntagschulen, Geistliche und deren Gemeinden schließen sich zusammen und fördern die Ziele der Association.

Dieselbe hat es sich zur Aufgabe gemacht:

a. sich unterrichtet zu halten über den Stand des Sonntagschulwesens in Stadt, County und Staat;
b. dahin zu wirken, daß alle Kinder einen Sonntagschulunterricht erhalten und keines ohne religiösen Unterricht aufwachse;
c. durch Konventionen die Sonntagschularbeit zu fördern und zu heben, durch Austausch von Erfahrungen, durch Anleitung zu tieferer Erfassung des Lehrerberufs und durch Belehrung und Anregung zu besserem Unterricht und zu eifrigerer Thätigkeit die Kinder in die Sonntagschule zu bringen und dort zu erhalten.

Könnten wir uns nicht von ganzem Herzen an diesen Bestrebungen beteiligen und würden unsere Sonntagschulen nicht durch Beteiligung an diesen belehrenden und anregenden Konventionen gewinnen? Ich kann aus eigener Erfahrung mit vollem Ja darauf antworten. Wenn ich nun aber dennoch die Gründung eines deutschen evangelischen Sonntagschulvereins befürworte und nicht einen Eintritt in den englischen Verein anstrebe, so geschieht das aus wohlerwogenen Gründen.

Es würde ein nutzloses Bemühen sein, wollte man den Versuch machen, die deutschen Sonntagschularbeiter und -Freunde in total englische Versammlungen zu führen, damit sie teilnähmen an deren Beratungen und Beschlüssen und von den dort gebotenen Belehrungen und Unterrichtsproben Nutzen zögen. Warum würde es ein nutzloses Bemühen sein? Der Deutsche wird nicht unter die Englischen passen, noch sich unter ihnen heimisch fühlen. In deren Versammlungen fühlt er sich zum Teil in eine ihm fremdartige, ungewohnte Umgebung versetzt. Englische Sprache, englische Umgangsformen, englische gottesdienstliche Gebräuche, sowie englische Weise der Anschauung und Denkungsart sind dem Deutschen mehr oder weniger fremd. Er hat in dem englischen Fahrwasser nicht schwimmen gelernt, selbst wenn er der englischen Sprache so mächtig wäre, daß er sich in derselben frei bewegen könnte. Der Deutsche ist nach Denkungsart, Anschauung, Charakter und Sitte anders als sein englischer Bruder. Der deutsche Geist, der sich über ein Jahrtausend selbständig entwickelt hat, hat durch Wort und Schrift, sowie durch Sitte und Gebräuche bildend und erziehend auf ihn eingewirkt, nicht allein im Familien- und Gesellschaftsleben, sondern auch im kirchlichen Leben. Er denkt, fühlt und urteilt deutsch, selbst wenn er englisch spricht. So schwer, wie es dem Deutschen wird, in englischer Art und Weise sich zu finden, ebenso schwer und fast noch schwerer wird es dem Englischredenden, deutsche Art zu verstehen. Er hat noch weniger von den Deutschen gelernt, als die Deutschen von ihm. Bringt da der Deutsche, vielleicht in etwas schwerfälligem Englisch, deutsche Ideen zum Ausdruck, so kann's ihm ergehen, wie einst dem großen Philosophen

Hegel bei seinen Schülern. Derselbe soll einmal gesagt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden und der hat mich — mißverstanden.“ Dazu kommt noch häufig das Unvermögen, an den Verhandlungen aktiv teilzunehmen wegen mangelnder Befähigung, sich in englischer Sprache geläufig auszudrücken und der daraus hervorgehenden, oder schon angebornen Schüchternheit. Und schließlich paßt der Deutsche nicht in die englischen Versammlungen, weil er meist mehr einfach in Haltung und Kleidung ist, als die dort sich versammelnden Damen und Herren, die vornehmlich der besser situierten Klasse angehören und das Werk mit reichen Gaben zu unterstützen vermögen. Da geniert sich denn auch der einfache deutsche Mann, unter dem englischen Aristokratentum sich zu zeigen oder vor demselben als schlichter deutscher Mann seine Ansichten zu vertreten. Es ist ihm, als könnte es den feinen Leuten noch unangenehm sein, wenn er sich bemerklich macht und nicht hübsch stille sitzt und schweigt. Aus diesem allen geht hervor, daß es ein vergebliches Unternehmen sein würde, wollte man die deutschen Christen zu bewegen suchen, sich eifriger an den englischen Konventionen zu beteiligen. Sie würden es nicht thun. Und wollten sie es thun, so würde es zu Reibungen und Unannehmlichkeiten führen, weil beider Eigenarten nicht harmonieren. Man würde von uns verlangen, nicht nur von ihnen zu lernen, wozu wir ja wohl bereit sind, sondern auch in allem gemeinsam mit ihnen vorzugehen, was wir nicht immer mit Freudigkeit und ohne Heuchelei zu thun vermöchten. Wollten wir in solchem Falle uns ablehnend verhalten oder Einspruch erheben, so wäre das gute Einvernehmen hin und es bliebe uns nichts übrig, als entweder auszuscheiden oder — schleunigst ganz englisch zu werden. Darum ist es ratsamer und ersprießlicher, wenn die Deutschen und Englischen schiedlich, friedlich neben einander arbeiten und nicht mit einander in einem Verein.

Bis hierher haben die Deutschen sich auch thatsächlich nicht viel beteiligt an den Versammlungen und Bestrebungen der Sunday School Association. Sie haben, wie das auch fernerhin geschehen sollte, die gewünschten statistischen Angaben eingesandt und vereinzelt ihre Versammlungen besucht. Soll es bei dieser Zurückgezogenheit im Sonntagschulwerk bleiben, oder wollen wir nicht als deutscher Verein zusammentreten und uns zu eifriger Thätigkeit aufraffen? Die Entscheidung dieser Frage wird abhängen von der Frage, ob gemeinschaftliche Versammlungen nicht ebenso für uns ein Förderungsmittel sein können, wie für die Amerikaner, und ob wir außer unserer Gemeinde uns nicht kümmern sollen, ob die deutsche Jugend in Stadt und Land genügend mit Sonntagschulen versehen ist? Werden diese Fragen bejaht, so eröffnet sich für einen Sonntagschulverein ein Feld reichgesegneter Thätigkeit. Es bedeutet die Organisation eines Sonntagschulvereins nicht weniger als die Mobilmachung einer großen Armee von Mitarbeitern im Werke der Mission. Sonntagschulmission würde ein Zweig der „Inneren Mission.“ Man ist

geneigt, das Werk der inneren Mission den einzelnen Kirchenkörpern zu überlassen. Werden dieselben aber überall genügende Aussicht haben, um eine Gemeindegründung in Angriff zu nehmen? Das ist oft nicht der Fall. Manchmal ist es bei einer gemischten denominationellen Bevölkerung, oder bei einer geringen Anzahl von Leuten nicht möglich, eine Gemeinde zu gründen, wohl aber eine Sonntagschule. Wenn nun der Sonntagschulverein nicht nur das Sonntagschulwesen im eigenen Kreis förderte, sondern auch solche Sonntagschulmission betreiben wollte, wie segensreich könnte derselbe wirken! Er könnte hier und da Sonntagschulen ins Leben rufen, aus denen mit der Zeit lebensfähige Gemeinden entstehen könnten. Die Mittel dazu würden flüssig werden. Man denke nur, welch große Summe 71,000 Schüler zusammenbringen könnten, wenn jeder Schüler zweimal im Jahre 5 Cents für Sonntagschulmission brächte. Das wären schon $7,100. Die Mission könnte von eifrigen Laien, von christlichen Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen ausgeführt werden. In der Stadt gibt es doch genug christliche Jünglinge und Jungfrauen, auch Frauen und Männer, die Sonntagnachmittags in einem unversorgten Stadtgebiet eine Sonntagschule halten könnten. Auf dem Lande ließen sich auch missionseifrige Leute finden, die Sonntags etliche Meilen von ihrer Heimat eine Sonntagschule bedienten. Ein angestellter Sonntagschulmissionar könnte mit der amerikanischen Association in Verbindung treten und von deren Missionaren in jedem County Auskunft erhalten, wo günstige Arbeitsfelder vorhanden sind und dann dort das Interesse für eine Sonntagschule wecken. Er würde sicherlich an vielen Orten geeignete und willige Personen zur Leitung einer Sonntagschule finden und könnte, nachdem er dieselbe aufgebaut, die Weiterführung vertrauensvoll in deren Hände legen und weiterziehen. Auf diese Weise würden wir manches günstige Missionsfeld für unsere Kirche finden und manche so gegründete Sonntagschule, mit der wir in Korrespondenz bleiben, würde den Grundstock zu einer später zu gründenden Gemeinde bilden.

Kurzum, ein Sonntagschulverein ist wert gegründet zu werden, denn er ist befähigt zu großer segensreicher Thätigkeit. Mögen diese Ausführungen und Andeutungen dazu beitragen, daß unsere Synode recht bald ihren, so viel verheißenden Sonntagschulverein erhält.

Gegen das Taufen der Juden läßt sich das Organ der fürsterzbischöflichen Kanzlei des Kardinals von Prag, der „Czech,“ aus. Es klagt, daß so viele Juden nach Wien kommen, weil sie wissen, daß es dort am leichtesten mit der Aufnahme in die Kirche genommen werde. Nach kurzer Vorbereitung würden sie getauft. Aber die Gründe der Konversion seien meist äußerlicher Art, im Herzen blieben sie Juden. Noch interessanter aber als diese Auslassung ist, daß die „Allg. Zeitung des Judentums“ für die Judentaufen eintritt und den „Czech“ tadeln zu müssen glaubt. Diese Weitherzigkeit dürfte alles bisher von dem jüdischen Reformertum Geleistete übertreffen.

Die lateinische Kirchensprache.

Von P. C. A. König.

Ich will in der Gemeinde lieber fünf Worte reden mit meinem Sinn, auf daß ich auch andere unterweise, denn sonst zehntausend Worte mit Zungen. — 1 Kor. 14, 19.

Nicht selten wird auf „römisch angehauchter“ und selbstverständlich auf total römischer Seite über die Schöne, Erhabenheit und Einheit der lateinischen Kirchensprache geredet. So sehr wir nun die lateinische Sprache lieben und loben, sintemal sie die Grundlage vieler modernen Sprachen ist und gleichsam die Sauce des Gelehrtseins (und Gelehrtseinwollens) bis heute noch bildet, so finden wir doch nirgends eine Stelle heiliger Schrift, welche der Benützung einer einförmigen Kirchensprache Heil und Seligkeit verspricht. Die Anwendung einer toten Sprache gehört eben in den Zauberkram Roms, gleichwie ja das geheimnisvolle Murmeln eines Tausendkünstlers „der Kunst“ Respekt vor dem ehrfurchtsvoll staunenden Publikum verschafft. Auch in dieser Hinsicht schlägt Rom der Bibel, ihrem Buchstaben und Geiste, ins Gesicht und widerspricht in deutlichster Weise der Anweisung des Apostel Paulus, welche er in seiner Epistel an die Korinther gibt, 1 Kor. 14, 14—19.

Dort redet Paulus von der „Danksagung“ (εὐχαριστία) d. i. der Abendmahlsfeier und „Messe“ in apostolischem Sinne und bedeutet ganz klar, daß die von Laien (V. 16) gebrauchte, verständliche Volkssprache im Gottesdienste gesprochen werden soll, da sonst der Laie („der andere,“ nicht als Celebrant Teilnehmende) oder die Gemeinde weder gebessert und unterwiesen würde, noch auch auf die Danksagung „Amen“ sagen könne. Und Rom? — Wohl sind einzelne, wie der Kardinal Bona (Rer. liturg. I. V. 4) und Thomas von Aquin von der „Richtigkeit des paulinischen Standpunkts“ überzeugt gewesen und haben ein wenig, aber natürlich umsonst, auf Änderung hinsichtlich der liturgischen Sprache hingewiesen. Aber gerade für die Messe, also die Eucharistie, schreibt das kanonische Recht ausschließlich die lateinische, heutzutage eine tote, dem Volke im ganzen unverständliche Sprache vor und verbietet die Übersetzung des Meßrituals in eine andere Sprache ausdrücklich. „Die katholische Kirche hat dies (nämlich die Übersetzung der Messe in die Volkssprache) stets verabscheut,“ sagt Benedikt XIV. (De sacrif. miss. II., 11, 5.) Ebenso verdammt Pius VI. in der Bulle „Auctorem fidei,“ 1794, den Gebrauch der Volkssprache in der Messe als etwas Falsches und Unheilbringendes. —

Betrachten wir die Sache vom geschichtlichen Standpunkt, so finden wir, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache als lingua sacra ursprünglich gut gemeint und harmlos war. Als die vom Norden einherziehenden, barbarischen Völker ins römische Reich eingedrungen waren und sich allüberall häuslich niederzulassen begannen, da fand es

sich, daß die neubekehrten Christen allermeist die verschiedensten Dialekte sprachen, — Sprachdialekte, die keine Litteratur aufzuweisen hatten und sich häufig und schnell veränderten, während das Lateinische doch mehr oder weniger allgemein verstanden wurde und die Hauptsprache blieb. Allerdings war es kein ciceronianisches Latein, sondern die bis zum sechzehnten Jahrhundert gesprochene lingua rustica, aus welcher dann die sog. romanischen Sprachen hervorgingen.

Die Schuld Roms liegt darin, daß es die lateinische Sprache festhielt, als dieselbe schon längst eine vollkommen tote Sprache geworden war und die europäischen Sprachen bestimmte Gestaltung angenommen hatten. Es ist sodann zum mindesten naiv zu nennen, wenn die römische Kirche die einheitliche, lateinische Sprache zu den Kennzeichen der Einen, heiligen, allgemeinen christlichen Kirche zählt. Dies wäre nur dann richtig angebracht, wenn sich die römische Geistlichkeit zugleich, kraft eines neuen Dogmas, verpflichtet hielte, jeden Katholiken in die Geheimnisse der lateinischen Sprache durch einen — wenigstens dreijährigen Sprachunterricht einzuweihen!

Rom will sich auch durch die andere lingua sacra, den Gebrauch der hebräischen Sprache bei den Juden und ihren Gottesdiensten, decken. Dort ist die Sache jedoch entschieden zu rechtfertigen. Den Juden wurde Gottes Wort in der hebräischen Sprache geoffenbart; sie ist ihnen in Wahrheit eine geheiligte Sprache, welche sie auch verstehen — mit etwaiger Ausnahme der Reformjuden. Außerdem ist die hebräische Sprache für die Juden das Band der über alle Welt zerstreuten Kinder Israels, während der Durchschnittskatholik weder lateinisch versteht, noch es bemerken würde, wenn ein Priester seine stille Messe in der Sprache eines zentralafrikanischen Negerstammes lesen würde. Würde bei dem dreimaligen „Sanctus“ und während der „Wandlung“ nicht das Glöcklein des Meßdieners ertönen, so würde der in seinem Rosenkranz oder in sein Gebetbuch „vertiefte“ Katholik recht in Verlegenheit geraten, wenn er nicht — „lateinisch versteht und den ganzen Zeremonienkram genau auswendig weiß!“ Letzteres ist bei keinem Laien der Fall und zur Zeit der Apostel hätte man die heutige Messe Roms gewißlich für einen heidnischen, „unvernünftigen Gottesdienst“ gehalten.

Die allerältesten christlichen Urkunden sind in griechischer Sprache verfaßt, Paulus schrieb seine Epistel an die Römer griechisch und das „Kyrie Eleison,“ welches heute noch im römischen Meßbuche steht, beweist, daß einst auch die Messe in der alten römischen Kirche in griechischer Sprache abgehalten wurde. Als die griechische Sprache zu Rom mehr und mehr vergessen wurde und in Verfall geriet, da befolgten die römischen Christen der damals noch reinen Kirche Christi die Ermahnung Pauli und benützten die dem Volke nunmehr verständliche lateinische Sprache.

Das heutige Rom frägt weder nach Gottes noch nach der hl. Schrift Willen. So ist nun die Messe für das arme, katholische Volk nichts

weiter, als eine Zeremonie, welche man gedankenlos, wie mechanisch mitmacht. Der Segen hängt ja auch von der Anwesenheit ab! Wohl kann ein Laie, welcher zu lesen versteht, mittelst gewisser Gebetbücher, in welchen das Gerippe der römischen Messe erklärt ist, dem Priester und seinen Zeremonien etwas nachhinken. Aber wie steht es in den meisten römischen Ländern, in Italien vornean, mit dem Bildungsgrad dieser Laien? Unter hunderten sind nur zwanzig des Lesens fähig! Solchen Italienern, Spaniern und andern Analphabeten kann die lateinische Messe ganz unmöglich ein Gottesdienst in irgend einem Sinn dieses Wortes sein, am allerwenigsten würden sie den Unterschied zwischen den Konsekrationsworten „tu es corpus Christi" und dem bekannten „tu es panis et panis manebis in aeternum" herausfinden. Somit ist die lateinische Sprache in der römischen Kirche ein mächtiges Mittel, um die Leute zu elenden Formchristen zu machen und die Messe, der „Glanzpunkt der Kirche," ist zu eitlem Zeremonienkram herabgesunken. Jesus sprach einst: „Dies thut zu meinem Andenken" und ebenso „so oft ihr dieses Brot esset und diesen Kelch trinket, werdet ihr den Tod des Herrn verkündigen!" (Vulgataübersetzung.) Wie können diese Katholiken aber etwas zum Andenken thun, da nichts zum Denken da ist, dieweil sie einfach nicht das Latein der Messe verstehen? Wie sollen sie den Kelch trinken, da er ihnen nicht gereicht wird? Und wie sollen sie etwas verkündigen, da nur Latein erlaubt ist? Auch ein Paulus würde heute über Rom ausrufen, was er einst über Athen rief: „Ihr Männer von — Rom, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid!"

Die Versuchung Christi.

Von P. O. Breuhaus.

Der Herr Jesus Christus ist gekommen, die Menschen mit Gott zu versöhnen und sie aus der Gewaltherrschaft des Teufels zu erlösen. Dem Teufel aber lag alles daran, seine Herrschaft ungeschmälert zu behaupten, anstatt sich besiegen zu lassen, den Herrn selbst durch Versuchung und Verführung zu Falle zu bringen und ihm dadurch die Erlösung der Menschen für immer unmöglich zu machen. — Dem Herrn war die Erlösung der Menschheit aus der Gewalt der Sünde und des Teufels nur möglich, wenn er alle und jede Art der Versuchung zum Bösen jederzeit siegreich abwies und so aufs klarste darthat, daß er vollständig Herr über das Reich des Bösen sei und es ganz unter seinen Füßen habe, und dieses Abweisen der Versuchungen war jedoch für den Herrn kein Spiel, sondern es erforderte fortwährende Wachsamkeit und beständigen Kampf. — Der Herr trat in diesem Kampf nicht gegen den Feind auf als bloßer Gottessohn, sondern als Gottes Sohn, der des Menschen Sohn geworden, d. h. wirklicher Mensch wie seine Brüder — ausgenommen die Sünde —, der reiner Muster- oder Normalmensch und dazu der

Universalmensch ist, der allen gleich nahe angehört und der die göttliche Lebens- und Widerstandskraft, mit der er dem Teufel widerstand und ihn besiegte, auch durch seinen Geist allen seinen Menschenbrüdern, die im Glauben ihr ganzes Heil, Kraft und Leben allein von ihm erwarten und aus und in ihm leben, mitteilen und in sie überfließen lassen will und kann.

In seiner Menschensohnschaft lag die Möglichkeit der Versuchung. Er konnte versucht werden, weil er, der ewige Gottessohn, der Offenbarer des an sich unsichtbaren Gottes (λόγος), sich der göttlichen Gestalt oder Daseinsweise entäußert, eigentlich sich entleert hatte, und obgleich er dem Wesen (Substanz) nach Gott blieb, aus freiem Willen, aus Liebe die Daseinsweise des Knechts, des Menschen, angenommen. Er ward Fleisch, d. h. er nahm nicht nur Fleisch und Bein, sondern das ganze Innere und Äußere des Menschen, das zum Menschsein gehört, an, — alles dieses aber, wie es in seiner Gebrechlichkeit infolge der Sünde geworden ist, freilich ohne persönliche Sünde. Er nahm dieses Fleisch nicht neben seiner Gottheit an, überzog oder überkleidete sich nicht nur damit, sondern er ward Fleisch durch ein uns unbegreifliches Wunder der Liebe Gottes. Es trat hier ein Werden, ein Wachsen und Sichentwickeln von einem Anfang zu einer Vollendung ein und zwar nach den in der Menschenwelt von Gott festgestellten Gesetzen. Weil der Herr sich nun, wenn auch sündenrein, in die doch schwache Adamsnatur erniedrigt hatte, konnte er versucht werden. Er war ringsum jederzeit von der Welt umgeben, die dem Menschen, der von Natur Schweres und Schmerzliches scheut und inneres und äußeres Behagen liebt, mit unzähligen Versuchungen entgegentritt. Solche Versuchung war aber nicht nur innerhalb des Bereichs der Möglichkeit, sie war auch von Gott zugelassen, ja hier wurde Jesus zum Zweck der Versuchung vom Geist in die Wüste geführt. Wo aber Versuchung möglich, ist auch die Verführung nicht unmöglich, wenn diese auch bei Jesus durchaus nicht wahrscheinlich war. Jedoch, sah auch der Vater wohl den Sieg des Sohns voraus, so mußte doch der Sohn in aller Treue um den Sieg kämpfen. Sein Seufzen und seine Thränen und seine nachthindurch-währenden Gebete haben gewiß zum großen Teil diesen ihm beständig zusetzenden, sich an ihn als den Hauptkämpfer und einigen Erlöser hängenden Anfechtungen und Versuchungen und ihrer bestrickenden und beklemmenden Gewalt gegolten.

Nicht aber nur möglich, nein auch notwendig war dieser Versuchungskampf. In Christo und dem Satan kämpften die Fürsten und Häupter zweier Geisterreiche um deren Bestand auf Erden. Es galt für jeden Kämpfer: Siegen oder Untergehen. Der eine wollte seinen Palast bewahren, und der andere, Stärkere, wollte ihn, den Gewaltigen, übermögen und ihm sein Opfer nehmen. Der Kampf mußte notwendig erfolgen, lag er doch auch in Gottes ewigem Heilsplan. Zum Kampf wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt, daß er vom

Teufel versucht und der Teufel von ihm entschieden zurückgewiesen würde.

Diese Versuchung nach der Taufe ist für den Herrn nicht die einzige gewesen, wohl scheint es aber eine vom Feinde wohldurchdachte Reihe von Hauptversuchungen gewesen zu sein; und wie uns von den Wundern Jesu nur etliche gleichsam als Beispiele und Proben gegeben sind, so wohl auch diese wenigen Versuchungen, denn er ist ja versucht allenthalben, sagt der Apostel. — Später versuchte der Teufel den Herrn durch seine bevorstehende und eingetretene Leiden, durch des Petrus: Herr, das widerfahr' dir nur nicht! Gethsemane mit seinem Kelche, Golgatha mit seinen Verhöhnungen und mit seiner schauerlichen Gottverlassenheit, wo der Gedanke: Wirf doch die Schuldenlast der Menschheit von dir, dann ist Gott wieder dein Vater! nicht allzu fern lag, — in all diesen und in all den uns nicht erzählten Angriffen des Teufels lagen Tausende von Versuchungen und feurigen Pfeilen des Bösewichts. Was nur ein Wesen hätte zu Fall bringen können, was nur der raffinierteste unter den Geistern aussinnen konnte, das hat Satan an Christo versucht. Wie wird er seine hohen satanischen Geistesgaben ausgenützt haben, da es alles galt, sein Reich zu wahren. Christus war der einzige Helfer und Retter der Menschen, der einzige Bedroher des satanischen Reichs; — besiegte der Teufel ihn, so war alles gewonnen, besiegte er ihn nicht, so war alles für ihn verloren! Da mußte Satan alles wagen. Er war der einzige unter seiner mächtigen Geisterschar, der es mit Christo aufnehmen konnte, oder es doch wagen zu können meinte. — Wurde aber auch er überwunden, dann freilich: Wehe seiner Macht! Die Menschenseelen wurden dann los und frei! Da zeigt sich uns, wie notwendig der Teufel Christum zu versuchen und zu fällen trachten mußte, und wie Großes bei Christi Kampf für ihn selber und für alle Menschheit auf dem Spiele stand.

Haben wir nun vom Zweck, von der Möglichkeit und Notwendigkeit der Versuchung Christi geredet, so wollen wir nun auch auf den geschichtlichen Hergang derselben sehen. Vieles in dieser Geschichte wird uns wohl ein Geheimnis bleiben. Die Ausleger haben hier die verschiedensten Ansichten ausgesprochen, und was der eine aufstellt, wirft der andere wieder um. Es geht eben da, wie bei der Erklärung aller einzigartigen Begebenheiten. Wir wollen daher auch nur einige Andeutungen über die Art und Weise geben, wie die Sache sich zugetragen haben mag. Daß sich das Erzählte wirklich zugetragen, steht dem christlichen Beobachter desselben außer Zweifel. Matthäus, Markus und Lukas bezeugen seine Wahrheit und auch der Hebräerbrief sagt: Er ist versucht allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde.

Manche sehen in der Versuchungsgeschichte nur einen, wenn auch wirklichen, aber doch nur inneren Vorgang im höheren Geistesleben Christi, der für jeden andern unsichtbar gewesen sein mußte,

selbst wenn ein anderer zugegen gewesen. Nun, es gibt nach der Schrift Vorgänge, die wirklich und für andere doch nicht bemerkbar sind, außer denjenigen, die sie angehen, so die Erscheinung für Petrus auf dem Dache in Joppe, der Engel bei Kornelius, die Erscheinung Jesu bei Paulus vor Damaskus u. s. w. Auch Hellseher sehen und hören manches, von dem andere nichts merken. Man könnte ferner sagen: Es galt ja nur, bei Christo Gedanken und Gelüste zu erwecken, da wäre es ja genug, wenn der Teufel sich Jesu unsichtbar nahte; er wirft ja auch in die Menschenherzen seine bösen Gedanken und Gelüste. Aber abgesehen davon, daß der Teufel dem Menschenherzen, das ihm reichlich Anknüpfungspunkte bietet, in solcher Weise mehr nahen kann, wie ihm zu nahen der Herr keine Gelegenheit bietet, — warum hat so mancher eine so große Scheu davor, daß dieses und jenes, von dem die heil. Schrift so schlicht und einfach wie von einem gewöhnlichen Tagesereignis erzählt, wirklich äußerlich wahrnehmbar geschehen sein soll? Ist's nicht eine gewisse Wunderscheu, ein versteckter Unglaube? Fürchtet man nicht, hinter der Bildung und Aufklärung unserer Zeit zurückzubleiben, wenn man glaubt, was der absprechende Zeitgeist als unmöglich geschehen verurteilt, und wenn man nicht glaubt, was der Zeitgeist als funkelnagelneue Entdeckung ausgesendet und wäre es die Affentheorie und die Regenmacherei! Man möchte doch nicht in dieser so geistreichen Zeit [des gröbsten Materialismus (!)] so dastehen, als ob man die Thatsachen, die Gottes Wort berichtet, so ohne weiteres unpräpariert hinnehmen könnte; nein, man muß sie doch wenigstens dem heutigen Zeitgeschmack gemäß zurichten, und aus Furcht zu grobsinnlich zu erscheinen, vergeistigt man die Begebenheiten so, daß sie zuletzt so geistig sind, daß sie sich unversehens vor dem geistigen Auge als Wölkchen, Nebel und Dunst im Äther verflüchtigen.

Aber ist's wohl nötig oder auch billig beim Lesen der Versuchungsgeschichte zu sagen: Es liest sich wohl alles, als ob es äußerlich also geschehe, aber weil ich mir dieses und das mit meinem Verstand nicht erklären kann, so lege ich es lieber so oder so aus. Es ist aber schon vieles geschehen und geschieht noch, das wir mit unserem Verstand nicht ergründen können. Nimm die Stillung des Meeres. Wie sind die Rationalisten damit verfahren. Und jetzt begreifen wir es ebenso wenig, daß unsere heutigen Seefahrer öfters die tobenden Wellen mit ein wenig Öl beruhigen. Wenn das auch eine alte Wundergeschichte aus der Bibel wäre, wie würde man daran erklären und deuteln! Was wir nicht kennen, ist darum nichts Ungeschehenes, und was wir nicht begreifen, deswegen noch lange nichts Unvernünftiges und Unmögliches.

Daß die Versuchung nicht ein nur innerer Vorgang gewesen oder etwa ganz in der Wüste verlaufen ist, dagegen spricht, daß es zweimal heißt: Da führte ihn der Teufel mit sich, einmal zum Tempel, das anderemal auf den Berg, und andere Worte. Wo

die Rede ist von einem inneren Vorgang, da sagt es gewöhnlich die heil. Schrift. So z. B.: Es erschien dem Paulus ein Gesicht bei der Nacht, und Johannes sagt: Ich war im Geist an des Herren Tage etc. Da würde es doch wohl auch hier heißen: Der Teufel führte ihn im Geist, oder ähnlich. Wenn man die Geschichte liest, die von den Evangelisten ihren Zeitgenossen und uns erzählt wird, wie jedes andere Erlebnis und andere Handlung des Herrn, dann muß jeder Vorurteilsfreie sagen: In der Art der Erzählung liegt nichts, das uns zu dem Urteil nötigte: Sie ist uns wie jede andere Geschichte erzählt, aber wir müssen sie als einen inneren Vorgang auffassen. — Sehen wir uns die Sache an: Der Gegenstand des Kampfes zwischen den beiden Persönlichkeiten unserer Geschichte ist der Besitz der Menschheit und ihres Wohnsitzes, der Erde. Jesus erscheint als wirklicher Mensch auf irdisch-menschliche Weise in den irdischen Verhältnissen hinieden, um auf die Menschen menschlich einzuwirken; ebenso weiß der Teufel in die irdisch-menschlichen Verhältnisse in einer diesen angemessenen Weise einzugreifen. Der Herr lebt auf Erden, dort als Mensch sein Erlösungswerk zu treiben, so ist's wohl auch am naheliegendsten, daß sich der Teufel als Angreifer gerade in diesen Verhältnissen dem Herrn naht und sich denselben anbequemt. An Mitteln dazu wird es doch wohl dem Fürsten dieser Welt nicht fehlen. Er, der im Paradiese der Schlange als Mundstück sich bediente, sollte es dem hier nicht möglich sein, unter irgend einer passenden Hülle als freundlich teilnehmender Lichtengel zu erscheinen? Es kommt hier vieles, für manche das meiste darauf an, wie die äußere Erscheinung der Person des Versuchers aufgefaßt wird. Die Schrift sagt darüber nichts, also auch nichts davon, daß der Teufel dort mit Hörnern, Drachenflügeln, Pferdefuß und Schweif, wie ihn die Maler darstellen, oder als verschmitzt grinsender Pharisäer aufgetreten. Solche und ähnliche Vorstellungen, die sich bei Menschen aus der Kinderzeit an diese Geschichten festgehängt haben, drängen ihnen die Meinung auf: So wäre es ganz umsonst für den Teufel zu erscheinen, darum ist der Vorgang als ein nicht äußerlicher aufzufassen. Nein, so dumm, wie der Volkswitz des Mittelalters gerne ihn darstellt, ist der Teufel noch lange nicht, Luther schildert ihn ganz anders: Groß' Macht und viel List sein grausam' Rüstung ist; auf Erd'n ist nicht sein's Gleichen. Sind die Pharisäer und andere Feinde bis auf den heutigen Tag schlau, aalglatt, freundlich wie der beste Freund, meinst du nicht, der Teufel selbst, der sie tüchtig macht, sei's noch mehr? Der Teufel ist nicht dumm, sondern er ist der Klügste der Klugen, der Feinste der Feinen unter den Bösen. Er ist Luzifer, der Lichtengel, ein hochbegabter Geist, wenn auch nicht im Dienst des Guten, sondern des Bösen stehend. Und der sollte so grob und plump auftreten? Gewiß nicht! Sehen wir die Sache einmal anders an. Denken wir uns, wie der Herr durch die Taufe

und durch das Herabfahren des Geistes in gehobener Stimmung vom Geiste getrieben, die Wüste, bei Jericho etwa, betreten und 40 Tage ohne Nahrung in innerer Versenkung in seinen anzutretenden Beruf zugebracht habe. Es treten nun die Welt und seine eigenen leiblichen Bedürfnisse wieder an ihn heran und in der weiten starren Wüste hungert ihn, aber nirgends bietet sich Aussicht, diesen seinen Hunger zu stillen. Als er in den Winkeln und Klüften, wie das ganz natürlich, nach etwas Eßbarem sich umschaute, findet er sich auf einmal — wie die Jünger auf dem Wege nach Emmaus — mit einem ihm Unbekannten zusammen, denn auch durch die Wüste führen Wege. In seinen Gedanken noch mit Höherem beschäftigt, beachtet ihn der Herr vielleicht anfangs nicht genauer. Der Unbekannte ist nicht abstoßend in seinem Wesen, sonst hätte der Herr sich nicht weiter mit ihm eingelassen, sondern verstellt in einen Lichtengel tritt er möglichst vertrauenerweckend und gewinnend auf in seinem ganzen Erscheinen und Benehmen. Teilnahme und Interesse für den Herrn und sein Ergehen zeigend, schließt er sich ihm an und im Laufe des Gesprächs spricht er dann das versuchliche Wort von dem Brotwerden der Steine aus. Er geht dann mit dem Herrn den Weg nach Jerusalem zurück und betritt in seiner Begleitung den Mauervorsprung des Tempels. Im Gespräch über das jetzt dem Herrn Wichtigste fällt dann des Teufels zweiter böser Rat. — Nun kommt der Vorgang auf dem Berge. Welcher Berg das gewesen, sagt die Schrift nicht. Ob da nicht wohl der nahe Ölberg mit seiner Aussicht dem Teufel zu seinem Zweck ebenso gut gedient haben mag, wie einer in der Wüste? Es lag ja wohl dem Herrn nicht fern, vom Tempelberge Morijah herab über den Kidron den Ölberg hinaufzusteigen, wie er später ja öfters gethan. Wozu denn noch erst wieder weit in die Wüste zurückgehen? Hier, wo der Herr einige Jahre später Jerusalems und der Welt Untergang verkündete, konnte ihm auch der Gedanke an seine einstige allgemeine Weltherrschaft kommen. Da, als er auch der großen Schwierigkeiten bis dahin gedenkt, sucht der Teufel den Meisterwurf zu thun, der viele, viele Geister besiegt haben würde; ja, bei einem solchen Anerbieten würde er, der Teufel, selbst wohl mit beiden Händen zugegriffen haben.

Von dem, was der Teufel dem Herrn bei der letzten Versuchung auf dem Berge vorführt, berichtet Matthäus: Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit (Matth. 4, 8), und Lukas (Luk. 4, 5) schreibt: Der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und wies ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick.—Wenn man alle Reiche der ganzen Welt mit ihrer Herrlichkeit jemanden zeigen will, muß man sie mit demselben bereisen, oder man kann sie in Bildern einzeln vorführen oder sie in Wortbildern einzeln betrachten lassen. Wenn aber dasteht, das alles habe in einem Augenblick geschehen können, so ist schon damit gesagt, daß es kein Zeigen und

Sehen in gewöhnlicher irdischer und menschlicher Weise gewesen, denn es wäre die gleichzeitige Ansicht aller Reiche und ihrer Herrlichkeit in solcher Weise bei jetzigen Verhältnissen nicht möglich. Es konnte solch ein Gesamtüberblick nur auf ungewöhnliche uns als übernatürlich erscheinende Weise geschehen. Gott erlaubte dem Teufel durch Benutzung seiner großen Kenntnis der Natur und ihrer Kräfte und seiner eigenen weitgehenden Macht ein Gesamtbild der Weltherrlichkeit hervorzuzaubern und vielleicht durch Wortschilderung noch lebendiger und reizender zu machen. Welche Fertigkeit in allerlei Täuscherei und Hinzuzauberung von Schein haben, vermöge ihrer Kenntnis der Naturwissenschaft, schon die Menschen; — sollte der Teufel, dieser böse Lichtgeist, nicht noch staunenerregendere Dinge ins Werk setzen können? — Sollte er es jedoch auch Christo gegenüber zu thun vermögen? Warum nicht, wenn's Gott zuläßt. Haben doch auch die Zauberer Mose und seinem Gott gegenüber ihre Zauberei auszuüben und dadurch des Königs Herz gegen Gott zu verstocken vermocht. Jedoch ließ es der Herr nur geschehen, um an allen diesen seine besiegende Macht zu beweisen. So erlaubte auch hier Gott dem Teufel, alle seine Kunst vor Christi Augen zu entfalten, damit er gerade hier lerne, daß seine größte Kunst und Macht, Schein und Rede vor Christo doch in nichts zerfalle. — Und so leuchtet denn das Bild voll Macht und Herrlichkeit dieser Welt durch des Teufels Zauber für das Auge und Ohr des Heilandes auf. Gewiß des tiefen Eindrucks dieses überwältigenden Anblickes, bricht dann der Teufel los: Sieh', dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest! — Heraus ist das Wort, mit dem der Versucher alles gewinnen will, aber gerade damit hat er alles verloren. Der Versucher sieht sich entlarvt und muß sich besiegt zurückziehen. — Sollte so oder in ähnlicher Weise die sichtbare Gegenwart des Versuchers nicht gedacht und eine Vorstellung davon möglich gemacht werden können?

Nun die Frage: Ob Jesus wohl den Teufel erkannt hat? Zuletzt gewiß, aber ob auch schon von vornherein? Ob ihn die bis dahin ihm selbst unbekannten Eingebungen von außen her die feindliche böse Quelle, aus der sie flossen, nicht erkennen ließen? Freilich, nur stufenweise, da er Mensch war. Die erste Eingebung, seine Bedürfnisse auf so nahe liegende Weise zu befriedigen, schien noch ziemlich unschuldig, auch die zweite hingeworfene Aufforderung, sich durch das bloße Herablassen vor allem Volk als Messias auszuweisen, konnte noch als freilich unziemlicher menschlicher Einfall gelten. Als aber das Wort: Ich bin der Herr der Welt; bete mich an und ich verhelfe dir zur Herrschaft über sie, da trat doch das anmaßende, gotteslästerliche Satanische so grell und abstoßend hervor, daß der Herr nicht anders antworten konnte, als wie er that. — Andererseits, wenn der Herr (was wir ja nicht wissen) den Teufel alsbald erkannt haben sollte, so war ihm auch wohl bewußt, daß er nach Gottes Rat versucht werden sollte; er hielt still und erduldete die Nähe des

Feindes und seine Versuchungen, um sie siegreich zurückzuweisen und den Teufel von seiner Nichtigkeit ihm gegenüber zu überzeugen. So hat er ja auch Judas, dessen teuflische Verräter-Mission ihm bekannt war, geduldet und so lange in seiner Gemeinschaft getragen.

Der Herr hat den Feind besiegt, das aber nicht, wie man hin und wieder unrichtig meint, durch bloße Berufung auf Bibelworte, sondern er siegte dadurch, daß er den versuchlich ihm vorgehaltenen Vorrechten und der Macht seiner Gottessohnschaft gegenüber seine Menschensohnschaft, die er auf von Gott gewolltem Wege leidend und kämpfend vollenden sollte, betonte und an dem Siegen durchs Leiden unentwegt festhielt. Die von ihm angeführten Schriftstellen sind nur Ausdrücke dieser Gesinnung.

Die drei Versuchungen gehen in aufsteigender Linie vom persönlichen zum weiteren Kreise des jüdischen Volkes und dann zur allgemeinen Weltherrschaft, und ebenso gehen sie von der sinnlichen Befriedigung der Leibesbedürfnisse zur Erlangung der Messiaswürde und von da zur Herrschaft über die ganze Welt.— Der Herr hatte unter beständiger Selbstaufopferung durchs Erdenleben zu gehen, da zeigte der Versucher zuerst ihm den Weg bequemer Selbsterhaltung: Wenn du doch Gottes Sohn bist, und das bist du ja, so hilf dir doch selber! Statt Verachtung und Feindschaft zeigt der Teufel in der zweiten Versuchung, wie der Herr durch wunderthätiges, prunkvolles Auftreten die Großen des Volkes und auch die von ihrer Messiasidee erfüllten Massen für sich gewinnen könne. In der dritten Versuchung spiegelt der Teufel dem Heiland vor, wie er anstatt nach langem Kampf mit der Welt und ihren Mächten, Jahrtausende hindurch, die Weltherrschaft zu erlangen, diese auf viel leichterem Wege ohne Mühe und Kampf sich verschaffen könne. Der Preis ist ja nur, ihm, dem Teufel, als Lehnsherr und Meister zu huldigen. Damit aber entfiel ihm die Maske und er zeigt sich in seiner wahren Gestalt. —

Der Teufel betont immer nur die Gottessohnschaft Christi (εἰ mit dem Indikativ), aber einseitig auf Kosten seiner Menschensohnschaft und seiner Erlöseraufgabe als Mensch auf Erden. Christus konnte Gottes Sohn sein, das machte dem Teufel nichts aus, wenn er nur als Menschensohn seine Erlöser-Aufgabe für die Menschen nicht erfüllte. Darum diese dreifache Versuchung, darum alle späteren Versuchungen. Aber Gott sei Dank! der Herr ist versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Er ist der Mann, der helfen kann allen, die der Versuchung entgehen, oder wenn versucht, nicht der Verführung anheimfallen wollen! Denn:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan, Wir sind gar bald verloren. Es streit' für uns der rechte Mann, Den Gott selbst hat erkoren. Und fragst du, wer der ist? Er heißet Jesus Christ; Der Herre Zebaoth Und ist kein anderer Gott. Das Feld muß er behalten!

Kirchliche Rundschau.

Die Verhandlungen des Allgemeinen Missionskomitees der bischöflichen Methodistenkirche sind gerade dieses Jahr von besonderem Interesse, weil sie zeigen, wie sehr auch die Missionsthätigkeit von dem wirtschaftlichen Zustand des Landes und Volkes abhängig ist.

Dieses Missionskomitee versammelt sich jährlich, um die Gelder für den Betrieb der methodistischen Missionsarbeit zu bewilligen. Es besteht aus den Bischöfen, vierzehn Repräsentanten der Generalkonferenz-Distrikte und vierzehn Gliedern des Verwaltungsrates. Der Ort der Verhandlungen war die „prachtvolle Wesleykirche" in Minneapolis, „welche mit dem Grundeigentum $150,000 gekostet hat."

Über das Komitee spricht sich der Apologete in folgenden Worten aus: „Ein Blick auf die verschiedenen Klassen von Personen, aus welchen das Allgemeine Missionskomitee zusammengesetzt ist, genügt, um zu zeigen, daß es außerhalb der General-Konferenz keinen Körper in unserer Kirche gibt, der mehr Weisheit, Erfahrung und Einfluß repräsentiert, als dieser. Wir verweisen hier nur auf einige der Laienglieder in demselben. Alden Speare ist der Präsident der Handelskammer in Boston und einer der leitenden Geschäftsmänner jener Stadt. Charles Scott ist ein bedeutender Eisen-Fabrikant in Philadelphia und verfügt über ausgedehnte Geschäftsunternehmungen. E. L. Dobbins ist ebenfalls eine einflußreiche Persönlichkeit in der Geschäftswelt von New York und verfügt über Millionen. H. K. Carroll, einer der Editoren des New York Independent, wurde bekanntlich vom Zensus-Bureau angestellt, um die kirchliche Statistik in den Ver. Staaten zu sammeln. Das gesunde Urteil der Geschäftsleute auf dem Komitee gab in der Debatte über die festzustellende Totalsumme der Appropriation den Ausschlag."

Die allgemeine Lage des Landes und der geschäftlichen Unternehmungen spiegelten sich schon im Bericht des Schatzmeisters wieder. Während die Rechnung des vorigen Jahres mit einem Überschuß von über $44,000 abgeschlossen hatte, so stand die diesjährige Versammlung einem Defizit von über $188,000 gegenüber. Die Einnahmen hatten die in den vorjährigen Verwilligungen vorausgesetzte Steigerung nicht gehabt, sondern wiesen eine Abnahme von über $60,000 auf. Man beschloß, die Verwilligungen, die im vorigen Jahre $1,350,245 betragen hatten, auf $1,150,000 herabzusetzen. Über diese Reduktion spricht sich der Apologete folgendermaßen aus: „Diese Verminderung der ganzen Appropriations-Summe wird eine durchschnittliche Verminderung von je ein Neuntel der Einzel-Verwilligungen notwendig machen. Aber dieser tiefe Schnitt schien im Hinblick auf die voraussichtliche Arbeitslosigkeit so vieler unserer Glieder und die unsichere Finanzlage des Landes im allgemeinen geboten zu sein. Dr. Hunt, der Schatzmeister, und Dr. Cranston, der Gehilfs-Schatzmeister, machten ernstliche Vorstellungen von der Notwendigkeit, die Gesellschaft nicht in tiefere Schulden hineinzurennen durch zu hohe Appropriationen. Der erstere sagte, daß letzten Sommer, wo solide Geschäftsleute in New York auf die besten Sekuritäten hin nicht imstande waren, Geld zu borgen, er an seinem Posten blieb, während andere ihre Vakanz hatten, und Privatanleihen machte, um die einlaufenden Missions-Anweisungen bezahlen zu können. Der amerikanische Missionsboard der Kongregationalisten sei auch genötigt worden, seine Appropriationen für das nächste Jahr um $80,000 zu reduzieren.

„Die Geschäftsleute von langjähriger Erfahrung im Missionskomitee unterstützten, wie oben gesagt, die vorsichtigeren Ansichten. Dr. Buckley wies nach, daß die Folgen der finanziellen Panik von 1873 sich in den Einnahmen der Missionsgesellschaft zehn Jahre lang fühlbar machten. Fünf Jahre hintereinander sanken die Einnahmen immer mehr herab, und erst im Jahre 1883 wurden dieselben wieder auf die Höhe gebracht, welche sie vor der Panik erreicht hatten. Diese Thatsachen sollten, anstatt die Kirche in ihren Missionsgaben zu entmutigen, sie im Gegenteil umsomehr anspornen, die reduzierte Summe, welche für das kommende Jahr auferlegt worden ist, aufzubringen."

Die Liste der Bewilligungen gibt Auskunft über die Missionsgebiete im großen und ganzen, ebenso läßt sich aus der Höhe der einzelnen Summen ein Schluß ziehen über die relative Ausdehnung des Missionswerkes auf jedem Gebiet. Die für Afrika (Liberia) ausgesetzte Summe war $5,700, für China dagegen $118,000, für Indien ein tausend weniger; sodann folgt Japan mit $54,400, und einige kleinere Gebiete.

Für Mexiko, Südamerika, Italien und Unter-Californien wurden im ganzen $148,000 verwilligt. In Deutschland, der Schweiz, Skandinavien und Bulgarien werden $99,000 verwendet werden.

Die einheimische Mission weist vierzehn Rubriken auf. Wir geben dieselben mit den bewilligten Summen für 1894 wieder, da sie einen raschen Überblick über die verschiedenen hier in Amerika befindlichen Nationalitäten gibt, unter welchen die bischöfliche Methodistenkirche Mission treibt.

1.	Englische Konferenzen	$308,709
2.	Das skandinavische Werk	54,671
3.	Das deutsche Werk	46,900
4.	Das spanische Werk	14,056
5.	Das chinesische Werk	10,870
6.	Das böhmische Werk	8,585
7.	Das Werk unter den Indianern	8,076
8.	Das japanesische Werk	7,400
9.	Das französische Werk	6,111
10.	Das italienische Werk	5,271
11.	Das Werk unter den Wallisern	1,601
12.	Judenmission in New York	1,200
13.	Das holländische Werk in Philadelphia	800
14.	Das portugiesische Werk	712
	Totalsumme für einheimische Mission	$474,962
	Totalsumme für auswärtige Mission	568,884

Der Streit innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft hat zwar in der letzten Zeit weder besonders auffallende noch entscheidende Thatsachen zu Tage treten lassen, aber er ist von der „Methodist Review" in einer Weise beurteilt worden, die auf Umbildung der Ansichten in jenen Kreisen hinzudeuten scheint, wo man früher eine den Bischöfen Escher und Baumann sehr wohlwollende Neutralität zu beobachten pflegte.

Es wird in dem betreffenden Artikel zunächst auf die geschichtliche Stellung der Bischöfe innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft hingewiesen, deren Machtbefugnisse so viel als möglich beschränkt worden waren, um ja die Unabhängigkeit der Kirchengemeinschaft von dem Episkopat zu wahren. Sodann wird die Verwunderung darüber ausgesprochen, daß diese Bischöfe trotz der sie beschränkenden Vorschriften mit solcher Willkür und Maßlosigkeit aufge-

treten seien. Über diese Bischöfe selbst und ihre Handlungsweise spricht sich die „Methodist Review“ etwa folgendermaßen aus: „Was muß das für eine Art von Bischof sein, der von einem Untersuchungskomitee, das auch vom weltlichen Gericht anerkannt worden ist, als ordnungsmäßig eingesetzt und als im Einklang mit der Disziplin handelnd, schuldig befunden und abgesetzt worden ist, und sich nun selbst eine Bescheinigung seiner Unschuld ausstellt, den Entscheid eines befugten Kirchengerichtes ignoriert und nun fortfährt, all die Funktionen auszuüben, deren er entsetzt ist, indem er seine Ankläger als Lügner und alle Bestreiter seiner Autorität als Rebellen brandmarkt. Was soll man von einem Bischof sagen, der meint, er könne weniger als ein Viertel einer 92 Glieder zählenden Konferenz aus dieser herausnehmen und diese kleine Minorität als Konferenz organisieren auf der Treppe außerhalb der Thüre einer Kirche, in welcher die Majorität, mit Einschluß aller vorstehenden Ältesten, unter einem ordnungsmäßig erwählten Präsidenten in Sitzung ist, weil diese Majorität sich geweigert hat, den Bischof anzuerkennen, weil sie ihn als ordnungmäßig von der Ausübung seines Amtes suspendiert ansahen; von einem Bischof, der denkt, eine Minorität von weniger als einem Viertel durch seine bloße Verfügung, unter Zustimmung dieser Minorität, zur gesetzlichen Ostpennsylvaniakonferenz machen zu können und nun mit dieser fingierten Scheinkonferenz, indem er die drei Viertel Majorität als in Rebellion begriffen erklärt, zu Werke geht, um vorstehende Älteste zu ernennen, Pastoren einzusetzen und alle Geschäfte zu verrichten, wie wenn ein solches Verfahren volle Gültigkeit hätte. — Es ist nicht verwunderlich, daß derselbe Bischof, Baumann, in Des Moines 1890 sich mit sechs Pastoren auf sein Zimmer zurückzog und hier die Geschäfte der Konferenz abmachte. Wie soll man Bischöfe charakterisieren, die sich einbilden, daß sie die Macht haben, durch den bloßen Hauch ihres Mundes eine jährliche Konferenz in ein ewiges Nichts zu blasen, wie Escher und Baumann thaten, als sie der Kirche offiziell ankündigten, daß die Platte River Konferenz aufgehört habe zu existieren, einfach weil sie aus Gründen, die sie selbst für gesetzlich und bindend hielt, keinem von ihnen den Vorsitz gestatten wollte. Aber unser Erstaunen übersteigt alles, wenn wir bei Verfolgung der Thatsachen finden, daß alle diese Handlungen und Verfügungen der Bischöfe als gesetzlich und ordnungsmäßig erklärt worden sind durch eine Körperschaft, welche beanspruchte, die Generalkonferenz zu sein und zusammengesetzt war aus Delegaten der 23 Konferenzen, und wenn wir sehen, daß dieselbe Körperschaft anordnete, daß gutstehende und in voller Gliedschaft befindliche Pastoren schockweise aus der Kirche als Geächtete hinausgetrieben werden sollten, ohne Zitation, ohne die Form einer Untersuchung oder einer Gelegenheit, den Angeklagten entgegenzutreten, eine Verteidigung zu unternehmen oder auch nur zu antworten, — ein Verfahren, wodurch sie den wesentlichsten Grundsatz des allgemeinen Rechtes verletzte, daß niemand verurteilt werden dürfe ohne ein Verhör, und so die Kirche Gottes verstümmelten und zerstückelten durch ein wahnsinniges Dreinhauen und Dreinschlagen.“

Diese Verurteilung der beiden Bischöfe und ihrer Generalkonferenz ist allerdings scharf, aber sie entspricht den offenkundigen Thatsachen. (Vgl. Theol. Ztschr. 1893, Seite 152.)

Eine Anerkennung kann man freilich den beiden Bischöfen nicht versagen. Sie hatten ursprünglich nur einen ziemlich leeren Bischofstitel. Durch diesen wußten sie die Arglosen und Unwissenden zu blenden, so daß diese ihre „bi=

schöflichen“ Machtansprüche gelten ließen; sodann wußten sie die Gleichgültigen, Bequemen, Schlauen und Ängstlichen sich durch ihre Macht gefügig zu machen, und endlich warfen sie mit Hilfe ihrer unterthänigsten Generalkonferenz die Ungefügigen aus ihrer Kirche hinaus. Sie haben damit gezeigt, was man durch Klugheit, Entschlossenheit und unbedenkliche Anwendung der jedesmal zum Zwecke brauchbaren Mittel auszurichten vermag. Dagegen wird niemand bestreiten können, daß die aus diesen Quellen kommenden Segnungen schon für einen Staat etwas zweifelhafter Art und gar für eine Kirche höchst bedenklicher Natur sind.

Der Kongreß für innere Mission in Deutschland, dessen Zusammentritt letztes Jahr durch die Choleragefahr verhindert wurde, hat seine diesjährige Versammlung in Dortmund vom 2. Oktober an gehalten. Die Zahl der Teilnehmer betrug etwa 800, über 500 aus Dortmund selbst, etwa 200 aus Westfalen und Rheinland und der Rest aus dem übrigen Deutschland. Ebenso wurde dem Kongreß von den kirchlichen und weltlichen Behörden ein dankenswertes Interesse entgegengebracht. Die Ministerien des Innern sowie des Kultus und des Handels waren durch besondere Kommissäre vertreten.

Die beiden Hauptversammlungen des Kongresses fanden am 3. und 5. Oktober statt. Die behandelten Themata waren nicht nur an sich, sondern vielfach auch in ihrer Behandlung interessant. So das Thema: „Die sittliche Bedeutung der Arbeit im Lichte des Evangeliums.“ Referent, Pfarrer Werner aus Beckendorf, erwies sich als wohlunterrichteter, sachkundiger Führer durch die wirtschaftlichen Krisen, Wirren und Aufgaben der Zeit. Er gab einen geschichtlichen Überblick über die sittliche Würdigung der Arbeit im Heidentum, im Mittelalter und in der durch die Reformation erneuerten Zeit und bestimmte nach der die Lehren der Nationalökonomie moralisch ergänzenden und vertiefenden Auffassung der Schrift (vgl. Stellen wie Ps. 128, 1; 2 Thess. 3, 10; Matth. 10, 10; 1 Tim. 5, 18; Spr. 22, 2; 1 Tim. 6, 6 ff. u. a.) gegenüber allen übrigen Definitionen (als stete Ware, als kapitalistisches Spekulationsobjekt, als notwendiges Übel, als müheloses Erwerbsmittel und rasches Durchgangsstadium zum Genuß) die Arbeit als die pflichtgemäße angestrengte Thätigkeit einer gottebenbildlichen Persönlichkeit; sie bildet die Bedingung für die individuelle Existenz, die nationale Wohlfahrt und die universale Kultur. (Bezeichnend ist hierfür das Wort Carlyles: „Gesegnet ist der Mann, der seine Arbeit gefunden hat.“) Dem biblisch-christlichen Begriff der Arbeit entspricht die Forderung gesunder Arbeitsbedingungen, die das leibliche und sittliche Wohl des Arbeiters nicht beeinträchtigen, eines zur menschenwürdigen Lebenshaltung notwendigen Lohnsatzes, die Fürsorge für die in landwirtschaftlichen und häuslichen Betrieben beschäftigten Kinder und Arbeiterinnen, insbesondere die Abschaffung von Not und Schande verursachenden Hungerlöhnen, die sittliche Gleichberechtigung der beim Arbeitsverhältnis Beteiligten, Einschränkung bezw. Beseitigung der Übelstände des modernen Fabrikbetriebes und Einrichtungen zur leiblichen und sittlichen Wohlfahrt des Arbeiters, die jedoch, um sozial-versöhnend zu wirken, christlich-sittlichen Motiven entstammen müssen. Aufgabe der Kirche, der innern Mission und des einzelnen Christen soll sein, im Privatleben durch Wort und Schrift, wie in der Öffentlichkeit durch Presse, Vereinsthätigkeit und Schriftenverbreitung diejenige Gesinnung zu erwecken und zu verallgemeinern, durch die der Interessenkampf in seiner egoistischen Grausamkeit erkannt und der Friede zwischen Kapital und Arbeit angestrebt wird.

Es wurde allgemein beklagt, daß die Kreise der Arbeitgeber und der Arbeiter in der Versammlung nicht vertreten waren, da man, ohne ihre Meinung zu hören, mit Erörterungen über wirtschaftliche Fragen, z. B. über das in der Diskussion mehrfach berührte, oft bis ins kleinste durchgeführte Prinzip der Arbeitsteilung und das dadurch verursachte „geisttötende Einerlei" der Arbeit leicht im trüben fischt. Gegenüber allen auf das materielle Wohl des Arbeiters gerichteten Wünschen und Forderungen wurde zuletzt auch der alten, stillen, treuen Arbeit der inneren Mission an der einzelnen Seele gedacht, als der bewährten Arbeiterin auch am Bau des sozialen Friedens.

Ein zweites Thema war: „Die Pflege der konfirmierten männlichen Jugend." Der Vortrag zeigt, daß man ganz mit derselben Sache zu kämpfen hat, wenn sie auch in anderer Form erscheint, wie bei uns in Amerika. Wenn auch dort (in Deutschland) die Jugend der Kirche nicht gerade nominell verloren geht, so wird sie doch derselben vielfach thatsächlich so entfremdet, daß sie für das kirchliche Leben als verloren und verdorben angesehen werden muß. Gegenüber der religiösen, sittlichen und sozialen Verwahrlosung wurde eine Reihe von Abhilfsmitteln angeführt, wie: Durchführung der obligatorischen unentgeltlichen Fortbildungsschule, und zwar mit Religionsunterricht, für die Zeit vom 14. bis zum 18. Lebensjahre, Befreiung des Sonntags vom Fortbildungsschulunterricht, Hinaufrücken des Strafmündigkeitsalters auf das vollendete 14. Lebensjahr, Möglichkeit der Ausdehnung der staatlich überwachten Erziehung der Jugend bis zum vollendeten 18. Lebensjahr, Sammlung der konfirmierten Jugend zu religiösen Besprechungen, Anstellung von Jugendgeistlichen in größeren Städten, Förderung der Jünglingsvereine, Einrichtung von Lehrlingswerkstätten in Rettungshäusern für konfirmierte Knaben u. s. w. Die letzte These wies auf die höchst traurige, religiöse und sittliche Haltung der männlichen Jugend der höheren Stände hin, wobei als eines bedenklichen Symptoms auch des elenden Gigerltums gedacht wurde. In der Diskussion wurden einige Vorschläge des Referenten, z. B. Errichtung eines Seminars für Lehrer an Fortbildungsschulen beanstandet, andere ergänzt, z. B. durch Forderung von Leihbibliotheken für Fortbildungsschulen zur Abwehr des schlechten vergiftenden Lesestoffs. Im übrigen aber gab die zahlreiche Versammlung, darunter auch die Lehrer der evangelischen Stadtschulen, zu den Sätzen des Referenten ihre Zustimmung.

Andere Gegenstände wurden in besonderen Konferenzen behandelt. So hatte eine derselben als Thema: „Die Verwertung der Sonntagsruhe;" eine Frage, die überall Beachtung verdient, denn die bloße Sonntagsruhe kann, wenn sie auf verkehrte Weise verwendet wird, zum Unheil gereichen, während der wahre Segen der Sonntagsruhe von ihrer richtigen Verwendung zum großen Teile abhängig ist.

Eine zweite Spezialkonferenz hatte die Frage aber: Die Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben zu ihrem Gegenstand. Es ist das eine Frage, die überall auftaucht und die allerdings am bequemsten mit dem Hinweis auf Matth. 11, 25 und 1 Kor. 1, 26—28 abgeschoben wird. Aber es wird dabei außer acht gelassen, daß die heutige Bildung wenigstens teilweise durch den Einfluß des Christentums bestimmt ist und daß die Gebildeten der Mehrzahl nach immer noch Christen sind und es sein und bleiben wollen, wenngleich ihr Christentum ein mangelhaftes sein mag, was übrigens bei den Ungebildeten auch sehr oft der Fall ist. Der Mangel kann und wird wohl auf beiden Seiten liegen. Wie der Referent über dieses Thema, Prof. v. Soden,

die Sache ansah, mögen folgende Auszüge uns seinem Vortrag darthun: „Christliches Gemeindeleben ist nicht gottesdienstliches Leben, das vielmehr von den Menschen unserer Zeit so sehr als individuelle Angelegenheit angesehen wird, daß jeder nach seinem Geschmack sich den Prediger aussucht, den er hören will. Selbst der Abendmahlsbesuch, in welchem doch die Gemeinde sich eint, ist individueller Art geworden. Gemeindeleben ist ein undefinierbares Etwas, das wir freilich alle verstehen, das vor uns liegt als ein Ziel, das erreicht werden muß, nicht als ein nebelhaftes Wolkengebilde, sondern wie eine Bergkette, auf die wir lossteuern und wo wir festen Boden unter den Füßen finden.

Welches ist nun die thätige Teilnahme am Gemeindeleben? Im Gottesdienst kann nur der dafür Berufene, dafür Gebildete, der Träger des Amts thätig sein. Eine andere Frage wäre es, ob nicht Gebildete in sogenannten „Stunden" das Wort ergreifen könnten. Aber das Gemeindeleben erschöpft sich nicht im Gottesdienst, auch nicht in der Armenpflege und den Krankenbesuchen, welche die Geistlichen treiben. Es soll eine Gemeinschaft der Liebe sein. Das Gemeindeleben hat viel Seiten, welche Gelegenheit zur Mitthätigkeit bieten. Die Kindergottesdienste brauchen Helfer und Helferinnen. Der Kirchengesang braucht Gesangskräfte in Kirchenchören. Die Paramentik bietet Gelegenheit zur Ausübung kirchlicher Kunst. Vereine junger Männer können die der Kirche entfremdeten Altersgenossen zur Kirche führen. Jungfrauenvereine, Vereine, die die Frauen sammeln u. s. w., wollen gepflegt sein. Dazu Jahresfeste, Weihnachtsbescherungen, Kinderfeste, Ausflüge mit Neukonfirmierten, Gustav-Adolfsverein, Mission, Kolportage u. s. w. bieten reiche Gelegenheit und fordern die helfende Teilnahme der Gebildeten, denn alles dies sind Aufgaben des Gemeindelebens. Die Gebildeten brauchen nicht gerade die Initiative zu solchen Bethätigungen christlicher Liebe zu ergreifen, aber sie überlassen das alles zu sehr dem Geistlichen und einigen freiwilligen Helfern und halten sich zu sehr zurück.

Die Geistlichen aber, die schon solche Gemeindearbeit treiben, thun sie vielfach zu sehr allein und lassen andere zur Mitleitung zu wenig heran. Die alte katholische Auffassung vom Priesteramt wirkt oft noch nach. Wir sollten vielmehr Rat und Hilfe der Laien annehmen, selbst verkehrten Rat uns freundlich gefallen lassen. Wir sind vielfach zu autokratisch — obgleich wir andererseits oft in der Zwangslage sind, alles selbst thun zu müssen, weil man uns eben zu wenig hilft. Vielleicht hindert auch die landläufige Auffassung von der Konfirmation die Laien an der Mitarbeit. Sie wird mehr angesehen als Entlassung aus der Einwirkung der Kirche, wie als Einführung in die Gemeinde. Auch die scheinbare Abgeschlossenheit und Unabänderlichkeit des kirchlichen Wesens paßt den Laien oft nicht. Sie lieben mehr das Werden. Die Kirche soll nicht bloß das Überkommene pflegen, sondern immer neu zu werden suchen. Auch der feste, ererbte Glaube, dessen einzelne Sätze einfach angenommen werden sollen, behagt ihnen oft wenig. Sie wollen gern eine gewisse Freiheit, sich von Einzelbestimmungen entbinden zu können, eine Freiheit des Individuums. Auch für unsere dogmatischen Streitigkeiten fehlt ihnen sehr das Verständnis. Sie sehen mehr auf das Thun, auf das rechtschaffene Leben. Auch daß wir die Mitglieder der eigenen Kirche gern rubrizieren: das ist ein Orthodoxer, ein Ritschlianer, gefällt ihnen nicht. Zwischen diesen Parteigruppierungen entstehen leicht kalte Luftschichten, innerhalb deren die Laien schwer atmen, denn sie stehen meist zwischen den Parteien, die

sie ja meist nicht voll verstehen. Wir „richten“ ihnen zu viel. Die Gebildeten sind duldsamer gegen fremde Überzeugungen. Sie wünschen nicht, daß andere leicht des mangelnden Glaubens geziehen werden. Sie fürchten, das könne ihnen selbst auch einmal so gehen. Es paßt ihnen auch nicht, daß wir Geistlichen oft erst ein gewisses Maß von Kirchlichkeit und Gläubigkeit von ihnen verlangen, ehe wir sie zur Teilnahme am kirchlichen Gemeindeleben heranziehen. Ich rede nicht von den Egoisten, Genußmenschen, sondern von den Gebildeten, von welchen man hoffen darf, daß sie kommen, wenn man sie bittet.

Trotz alledem sollten sie sich nicht in ihre vier Wände zurückziehen. Sie sagen zwar: diese Dinge sind Sache der Pastoren — aber sie müssen doch zugeben, daß sie Sache jedes Christen sind. Sie schützen vor: ich habe keine Zeit. Aber nur sehr wenige können das im Ernst behaupten. Die meisten haben Zeit, viel Zeit zu Geselligkeit 2c., und zwar Männer und Frauen. Nur wer keine Ewigkeit hat, hat keine Zeit. Andere sagen: sollen wir denn auch noch reden. Es wird schon genug geredet und ich kann's nicht. Aber wie gut können sehr viele Gebildete reden bei Wahlen u. dgl.! Ich finde den Ton nicht, mit einfachen Leuten zu sprechen, sagen andere. Aber dann fehlt es ihnen eben am Christentum. Und übrigens sind die einfachen Leute gar nicht so tiefstehend und einfältig. Es gibt sehr tüchtige, kluge, feinfühlende Leute unter ihnen. Ich mag mich nicht mit Herrn X. in eine Liste einschreiben lassen. Er ist mir unsympathisch oder dgl. Aber können nicht Soldaten, ganz abgesehen von ihrer gesellschaftlichen Stellung, zur Verteidigung des Vaterlandes Schulter an Schulter stehen? Die gebildeten Mädchen mögen meist nicht gern Diakonissen werden. In diesem Beruf, sagen sie, sind ja fast nur Töchter kleiner Leute. Aber wenn diese Mädchen ihr Leben dem Dienste der Nächstenliebe opfern, so stehen sie höher, so sind sie die größeren. Alle Einwände also halten nicht Stich.

Es könnte so herrlich stehen, wenn die Gebildeten mitthätig wären im Gemeindeleben. Sie müßten kommen, denn ohne sie ist die soziale Aufgabe gar nicht lösbar.

Helfen Sie uns! Dann werden wir Geistlichen entlastet werden, wieder mehr studieren können, was wir so notwendig brauchen. Wir werden praktischen Beirat haben für die Arbeit an der Gemeinde. Es ist ungerecht, uns als unpraktisch zu verschreien, während man uns selbst überläßt und nicht hilft. Das Volk wird viel auf Ihre Mitthätigkeit geben. Man meint, daß wir von Berufs wegen alles reden und thun müssen. Das Eintreten und Reden eines Laien macht viel mehr Eindruck. Die innere Mission dankt der Laienthätigkeit viel. Wie viel mehr würde sie wirken, wenn sie im Rahmen der Gemeinde, nicht einzelner Kreise geschähe. Der ungesunde Pietismus, der in einer falschen Abkehr von der Welt sich gefällt, würde weichen, der religiöse Individualismus, der so leicht selbstgerecht und selbstsüchtig wird, würde sozial gerichteter werden. Wir Geistlichen hätten nicht mehr das Gefühl der Vereinsamung, brauchten nicht mehr so selbstherrlich aufzutreten. Viele Laien würden in der Liebesthätigkeit ihren Gott wiederfinden. Die Gestalt des Heilands, die so vielen verblaßt ist, würde ihnen wieder lebendig werden, wenn sie seine Wege gehen. Für unsere dogmatischen Fragen würden sie wieder mehr Verständnis bekommen. In der Berührung der Stände bei der gemeinsamen Arbeit würde auch ein sozialer Ausgleich sich anbahnen. Unsere Kirche würde durch die gemeinsame Liebesthätigkeit wieder mehr verbunden werden in einem Geist. Die Liebesarbeit wäre das beste Bekenntnis des Christentums.

Die Urgemeinde hatte ein christliches Gemeindeleben. Je mehr die Welt in die Kirche eindrang, desto mehr erlahmte es. Die Reformation hat das allgemeine Priestertum wieder auf den Schild erhoben; aber in der Not der Zeit nicht durchführen können. Die innere Mission bahnt es jetzt wieder an. Die innere Mission muß auf die Gemeinden übergehen, so weit es die Eigenart ihrer Thätigkeiten zuläßt. Der Glaube drängt zur That. Ehemals riefen die Gebildeten, die Griechen, dem Paulus: Komm herüber und hilf uns. Heut ruft die Kirche den Gebildeten zu: Kommt und helft. Zwar die Kirche soll nicht durch jene gerettet werden. Dies Werk thut der Herr und sein Geist und die Kirche ist da, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen. Aber die Gebildeten sind berufen, an dieser Kirche mitzuarbeiten und ohne Teilnahme der Gebildeten entsteht keine Entwickelung des Gemeindelebens."

Die andern Vorträge über „Wohnung, Familienleben und Kostgängertum," über „das kirchliche Leben der Provinz Westfalen" können wir hier übergehen. Die „Frauenfrage" wurde sogar in drei Vorträgen behandelt. Neu ist die Frauenfrage allerdings nicht, sie ist von Anfang an (vgl. Gen. 2, 18) dagewesen, man sucht nur eine neue Art ihrer Beantwortung.

Die in diesem Jahre versammelten preußischen Provinzialsynoden haben sich sämtlich mit dem Entwurf einer neuen Agende beschäftigt, der vollständig ausgearbeitet vorlag. Der alten Agende gegenüber soll er eine größere Gleichmäßigkeit herbeiführen, insofern als nur eine Ausgabe für alle Provinzen erscheinen soll, und nicht wie bisher, die Agende für verschiedene Provinzen in besonderen Ausgaben erscheint und somit in gewissem Sinne eine besondere Agende darstellt. Einzelne Provinzialsynoden wünschten, um ihre Eigentümlichkeiten beibehalten zu können, die Beifügung eines Anhangs, der für jede Provinz den dort verwendeten Agenden beigegeben werden soll.

Auf der anderen Seite bietet der neue Entwurf eine große Mannigfaltigkeit von Parallelformularen dar. So z. B. zwölf Formulare für das liturgische Sündenbekenntnis. Wer also möglichst wenig wiederholen will, der braucht nur alle Vierteljahre einmal dasselbe Formular anzuwenden. Es wurde immerhin noch mehr verlangt. So meinte sogar eine der lautgewordenen Stimmen, daß die Liturgie für jeden Sonntag des Kirchenjahres besonders gestaltet und nach ihrem ganzen Umfang in der Agende abgedruckt werden sollte, um jeder Eintönigkeit, die durch Vorliebe für, oder Abneigung gegen einzelne Formulare oder durch Gleichgültigkeit des amtierenden Geistlichen entstehen könne, vorzubeugen. Im großen und ganzen jedoch wurde der Entwurf von allen Provinzialsynoden anerkennend und dankbar hingenommen, und es ist wohl mit Bestimmtheit zu erwarten, daß die nächste preußische Generalsynode die Frage der Agendenrevision erledigen könne und werde.

Eine der wichtigsten Verhandlungen der bayrischen Generalsynode zu Ansbach knüpfte sich an den Antrag, die revidierte Lutherbibel unter möglichster Schonung der bestehenden Verhältnisse allmählich einzuführen. Dieselbe nahm in der Sitzung am 29. September mehr als vier Stunden in Anspruch. Alle Dekanatsbezirke der ganzen Landeskirche waren vorher veranlaßt worden, auf den Kapitelskonferenzen die Sache zu besprechen, um dann schriftliche Nota der Kirchenbehörde einzusenden. Von sämtlichen Dekanaten waren nur fünf gegen Einführung der revidierten Bibel. Die Beteiligung an der Debatte war eine großartige. Der Referent, Universitätsprofessor Dr. Köhler, der Dirigent der Generalsynode, je ein geistlicher Rat der beiden Konsistorialbezirke Ansbach und Bayreuth, boten in längerer oder kürzerer Ansprache ihr Bestes auf, um

die Bedenken gegen die Einführung zu zerstreuen, nachdrücklich zu betonen, daß es sich nicht um zwangsweise, sondern bloß um fakultative Einführung dieser Bibel handle, daß Bayern nicht zurückbleiben könne. Der Kampf zwischen Freunden und Gegnern dieser Bibel war ernst, lang, heiß, aber nicht gereizt und ohne Bitterkeit. Dieselben Autoritäten, wie Professor Hofmann und Delitzsch, wurden von beiden Seiten ins Feld geführt. Luther wurde zitiert, um sich für und gegen diese Bibel aussprechen zu können, ihrer Ablehnung in Mecklenburg die Zustimmung in Württemberg entgegengehalten. Kurz, was nur für und wider irgendwie vorgebracht werden konnte, wurde von den geistlichen und weltlichen Synodalmitgliedern zur Entscheidung der Schlacht ins Feld geführt. Das Resultat war der Sieg der Freunde der revidierten Bibel. Mit 82 Stimmen von 125 wurde die Vorlage angenommen. Wenn das Wort eines Gegners: sein Kapitel habe sich gegen die Revision ausgesprochen; würde aber die Vorlage angenommen, so würde er mit seinen Kollegen nach Kräften dafür sorgen, daß keine Beunruhigung entstehe, — allenthalben zur Richtschnur genommen werden wird, dann dürften alle ausgesprochenen Befürchtungen als grundlos sich erweisen.

In der Schweiz ist durch eine Volksabstimmung das sog. Referendum, das Schächten, d. h. das Töten von Schlachtvieh nach jüdischem Ritus, verboten worden. Die Kantonsregierungen von Bern und Aargau hatten nämlich das Schächten verboten. Die schweizerischen Bundesbehörden hoben dieses Schächtverbot wieder auf, da die Bundesverfassung die Kultusfreiheit garantiere und das Schächten nach einmütiger Aussage der jüdischen Autoritäten eine kultische Handlung sei. Unter diesen Umständen mußten die Gegner des Schächtens ihre Sache verloren geben oder die letzte Karte ausspielen; sie thaten letzteres und gewannen.

Um der Bewegung gerecht zu werden, muß man anerkennen, daß sie nicht von antisemitischer Seite ausgegangen ist. Es gibt überhaupt in den Behörden und unter den Preßorganen der Schweiz noch keine Träger des Antisemitismus. Das schließt freilich nicht aus, daß im Volke selbst überall da, wo die Juden etwas zahlreicher sind, eine starke antisemitische Strömung sich zeigt, die auch zum Ergebnis jener Abstimmung wesentlich wird beigetragen haben. Aber die Urheber der Bewegung waren harmlose Tierfreunde, und auch im Volk gilt das Schächten als eine Grausamkeit. Mancher Bauer gibt kein Stück Vieh dafür her. Die 70—80 Gutachten von Biologen und andern Gelehrten kamen gegen den Augenschein nicht auf, welcher deutlich genug zeigt, daß die heutigen Betäubungsmethoden dem Leiden des Schlachtopfers ein ungleich rascheres Ende machen als das umständliche Verfahren, welches die rabbinischen Traktate vorschreiben.

Viel gewichtiger war das Moment der religiösen Freiheit, das zu Gunsten des Schächtverfahrens angerufen wurde. Dieses bewog die Führer der Katholiken, sowie sämtliche kirchlichen Blätter der protestantischen Schweiz, für das Schächten einzutreten. Allein das Volk leistete ihnen nur zum geringen Teil Heeresfolge. Es vermochte nicht einzusehen, daß die peinlichen Manipulationen mit den armen Schächtopfern religiösen Charakter haben sollten. Und bedenkt man, daß an allen Kurorten der Schweiz jeden Sommer zahllose Juden sich an den reich besetzten Wirtstafeln gütlich thun, ohne daß man irgend ein Gewissensbedenken wegen der wenig koscheren Nahrung bei ihnen bemerkt, so kann man es dem Volke nicht zu sehr verargen, wennt es meint, diese Leute könnten zu Hause ebenfalls essen wie andere Menschenkinder.

Für Verwerfung stimmten geschlossen nur die französische und die italienische Schweiz, wo die Juden wenig zahlreich sind; starke Majoritäten sprachen sich für das Schächtverbot aus besonders in Zürich, Bern, Basel, Aargau, Thurgau, wo es verhältnismäßig viele Juden gibt.

Wenn den Juden die Ausübung einer Schlachtmethode verboten wird, die von ihnen als religiöse Pflicht aufgefaßt und dargestellt wird, so ist damit allerdings die Kultusfreiheit gerade in diesem Stück aufgehoben. Nun ist es mit der Kultusfreiheit nirgend so bestellt, daß jemand irgend welche Handlung nur als Kultushandlung zu bezeichnen braucht, um gegen alle Einreden oder Verhinderungsmaßregeln geschützt zu sein. Wenn z. B. hierzulande die Berufung auf die Religionsfreiheit die Mormonen nichts nützte, so kommt das eben daher, weil niemand mehr in dem Eintritt in eine Vielehe eine religiöse Handlung sieht, selbst wenn noch so viel religiöse Zeremonien damit verbunden sind. Ebensowenig vermag die Menge des Volkes in der augenscheinlich grausamen Art des Schächtens eine Kultushandlung oder die Vollziehung einer religiösen Pflicht zu sehen. Die Anschauungen haben sich eben dermaßen umgestaltet, daß sie mit den Anschauungen des Rabbinismus keine Berührungspunkte mehr haben. Der Jude steckt eben noch im Rabbinismus, und daß dieser selbst dem Alten Testament gegenüber vielfach eine niedrigere Stufe religiösen Lebens und Denkens darstellt, ist unzweifelhaft. So gelehrig der Jude sonst ist, auf diesem Gebiet hat er seit Christus nichts gelernt und will nichts lernen. Vielmehr verlangt er vielfach eine Rücksicht auf seine Anschauungen, die über alles Maß hinausgeht. So z. B. wenn in einer bedeutenden Stadt Deutschlands das Schlachtvieh in den städtischen Schlachthäusern geschächtet wurde, damit die Juden ohne Bedenken alles Fleisch essen könnten, so gefiel das natürlich dem Judentum wohl; schon deswegen, weil in dieser wirklich großartigen „Toleranz" eine feige Beugung vor dem Einfluß des Judentums sich dokumentierte, dem auch die unvernünftigsten Forderungen bewilligt wurden.

Auch im Königreich Sachsen besteht ein Schächtverbot. Auf eine Eingabe der leipziger Handelskammer um Aufhebung desselben, erklärte das Ministerium, daß eine kleine Minderheit kein Recht habe, der ganzen Menge des Volkes ihre Anschauungen aufzudrängen.

Die evangelisch-lutherischen Jünglingsvereine, welche in Berlin ihren Vereinstag abhielten, behandelten u. a. auch das Thema: „Was können wir thun, um die zuziehenden jungen Leute vor der Union zu bewahren?" Hätte das Thema gelautet: Was können wir thun, um die jungen Leute der lutherischen Kirche zu erhalten? so wäre wohl wenig dagegen zu sagen gewesen. Die Union ist wohl die allergeringste Gefahr, von der die nach Berlin ziehenden jungen Leute bedroht sind.

Über die Mittel zu dem erstrebten Zwecke ist nichts berichtet. Ob wohl der bekannte gute Rat auch gegeben wurde, lieber dem heil. Abendmahl fernzubleiben, als es in einer unierten Kirche zu empfangen? Es ist freilich unendlich viel leichter, einen Menschen vor der Union zu bewahren, als ihn der Nachfolge Christi zu erhalten. Wenn für jene Lutheraner die Bewahrung vor der Union schon ausreichend ist, dann sind sie entweder im Glauben so gefördert, daß die Gemeinschaft mit Unierten ihnen nicht schaden würde, oder ihr Luthertum besteht bloß in äußerer Kirchengemeinschaft, die eigentlich nur durch den Anschluß an eine andere Kirche bedroht ist.

Über die Wirksamkeit der reformerischen Prediger in der Schweiz wurde von Pfarrer Furrer, der selbst zu den liberalen Theologen zählt, folgendes Urteil

abgegeben: „Die liberale kirchliche Richtung habe nicht gehalten, was sie vor 20 und 30 Jahren versprach. Sie stehe da mit kläglicher Erfolglosigkeit. Sie habe der Gottentfremdung nicht gewehrt, im Gegenteil den Verstandeshochmut großgezogen und dem religiösen Nihilismus vorgearbeitet; sie habe vielfach die dürstenden Seelen zur Kirche hinausgepredigt. Sie habe den Wert der Aufklärung überschätzt und das Mysterium mißachtet, ohne das es keine Religion gebe. Sie habe das Gebet seines Inhaltes und seiner Kraft beraubt, Gott zu einem unbestimmten Etwas gemacht. Im Jugendunterricht habe sie mit ihrer Kritik schwer gesündigt, den Duft von der gläubigen Kinderseele gestreift. Die Person Jesu Christi, des Retters und Seligmachers, habe sie den Mühseligen und Beladenen fernegerückt und in einer Summe von Lehren den Inhalt des Christentums gesucht. Die liberalen Geistlichen würden zu ihrer Beschämung von solchen gewählt, die nicht in die Kirche gehen, und zwar wähle man sie, weil man sie für weniger fromm halte als die anderen, und sie schönere Festreden für Schützen und Sänger halten. Aber in der Stunde der Trübsal finde der Elende beim Schützenpfarrer keinen Trost."

Dieses Urteil ist allerdinges von einer durchdringenden Schärfe. Nur daß es uns nicht zu dem Pharisäergebete verleiten soll: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, sondern zur Mahnung werde: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube.

Beachtenswerte Worte an die Studenten richtete Prof. Dr. Weinhold bei der Übernahme des Rektorats der berliner Universität. Er führte u. a. aus: „Wir kennen die Entschuldigung, daß die sich immer mehr steigernden Ansprüche der besonderen Wissenschaften für draußen Liegendes keine Zeit lasse. Aber wir kennen auch einen tieferen Grund: den Mangel an idealem Streben, der leider eine Krankheit der Zeit ist; wir wissen, daß jenes Bild verdunkelt ist, dem begeisterte Jünglinge früherer, im äußeren weniger anspruchsvoller Perioden mit leuchtenden Augen zustrebten." Über das Kollegienschwänzen urteilte er: „Diese schlechte Gewohnheit verschuldet nicht nur Vergeudung der Zeit, die auch dem Jugendalter unersetzbar köstlich ist, sie ist nicht nur eine Sünde gegen die Familie, sondern auch ein Vergehen gegen den Staat, dem jene übel Beratenen später notdürftig nur und handwerksmäßig dienen, entgegen der Überlieferung eines pflichttreuen, opferwilligen und erleuchteten Beamtenstandes. Kommen solche Männer ohne Achtung vor echter Bildung und vor den Wissenschaften, denen sie scheu ausweichen, später durch irgend welche Mittel in einflußreiche Stellen, so drücken sie verderblich auf Schichten von Leben, die unter ihnen verkümmern müssen."

Der bedeutende Stand des päpstlichen festen Vermögens ergibt sich daraus, daß es eine jährliche Rente von 100 Millionen Mark abwirft. Es ist in englischen Banken und englischem Hausbesitz angelegt, da der Papst offenbar den katholischen Ländern wegen ihrer revolutionären Neigungen nicht recht traut und ihm in Geldsachen die Evangelischen zuverlässiger zu sein scheinen. Bei der angegebenen Summe ist natürlich die jährliche Millioneneinnahme des Peterspfennigs nicht mit eingerechnet. Durch diese Mitteilung dürfte die Reklame mit dem „armen Papst, der auf Stroh schlafen müsse," ihr Ende gefunden haben. Aus dem Peterspfennig erhält jeder Kardinal ein Jahrgehalt von 30,000 Fr., wozu bei den italienischen Kardinälen noch eine staatliche Besoldung von 40,000 Fr. kommt, das macht zusammen 70,000 Fr., eine immerhin auskömmliche Einnahme. Ferner werden aus dem Peterspfennig noch 460,000 Fr. an italienische Bischöfe abgegeben.